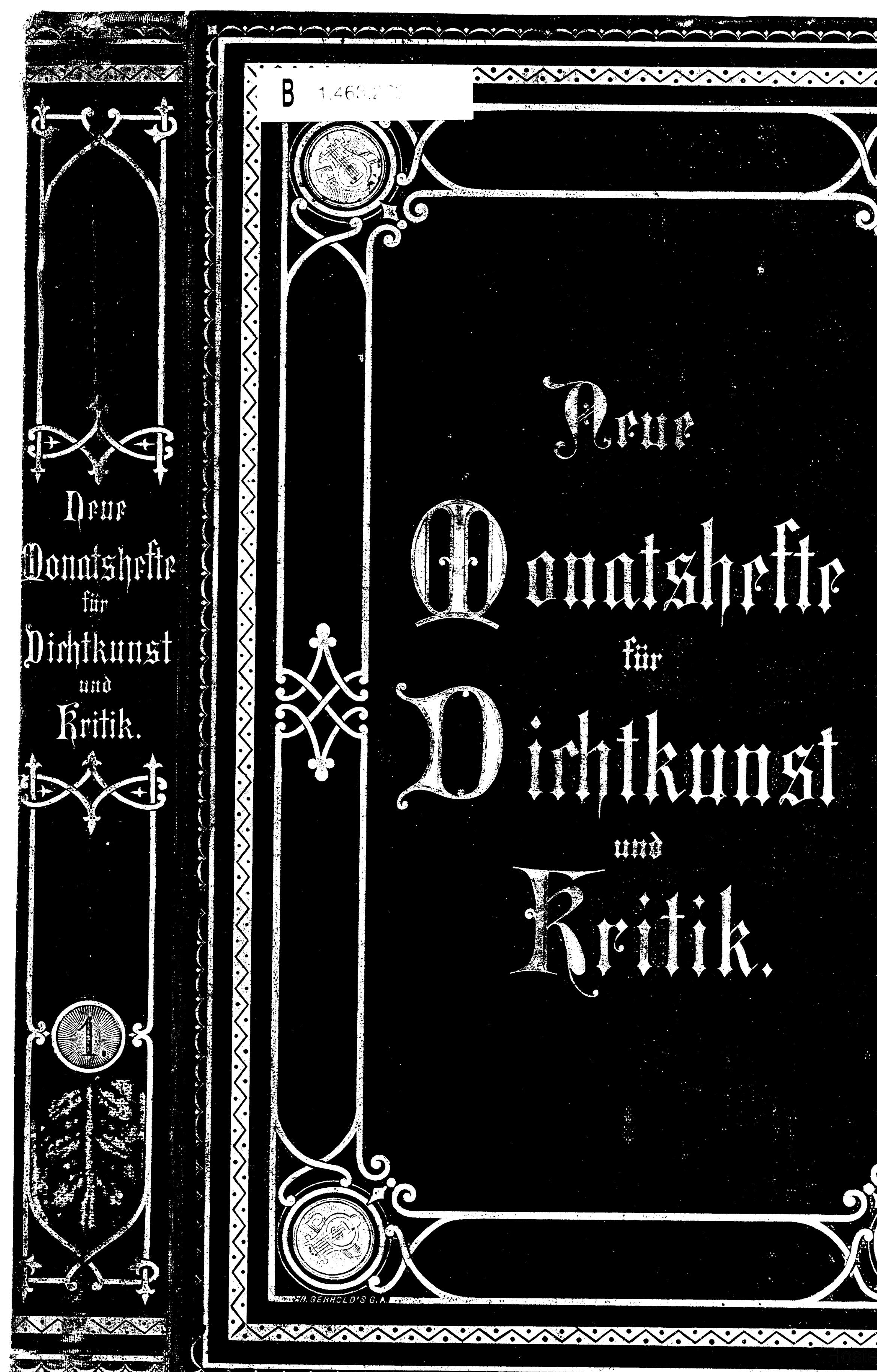


Neue Monatshefte für Dichtkunst und Kritik.

Neue Monatshefte

für

Dichtkunst und Kritik.

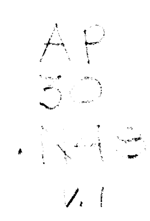
Herausgegeben

von

Oscar Blumenthal.

Erster Band.

Berlin.
Verlag von Georg Stilke.
1875.



Mitarbeiter des ersten Bandes.

Theodor **Aufrecht**. S. 214.
Eduard von **Bauernfeld**. S. 198. 363.
Heinrich **Bertau**. S. 118.
Friedrich **Bodenstedt**. S. 1. 296.
Wilhelm **Buchholz**. S. 84. 245. 251.
Moriz **Carrière**. S. 110.
Ada **Christen**. S. 192. 433.
Felix **Dahn**. S. 165. 169.
Hedwig **Dohm**. S. 93.
Julius **Fürst**. S. 320.
Emanuel **Geibel**. S. 112. 349.
Wilhelm **Goldbaum**. S. 139. 242.
Eduard **Grisebach**. S. 152.
Julius **Grosse**. S. 173.
Klaus **Groth**. S. 87. 378.
Richard **Hamel**. S. 214.
Robert **Hamerling**. S. 196.
Hans **Hopfen**. S. 136.
Edmund **Hoefer**. S. 429.
Wilhelm **Jensen**. S. 135. 319.
Agnes **Kayser-Langerhanns**. S. 214.
Gottfried **Kinkel**. S. 232.
Fr. **Kreyssig**. S. 79.
Ferdinand **Kürnberger**. S. 75. 169. 237 335.
Albert **Lindner**. S. 42. 164. 166. 264.
Hermann **Lingg**. S. 137. 166.
Hieronymus **Lorm**. S. 50. 91. 201. 316. 460.
Adolf **Lundehn**. S. 345.
Wilhelm **Marr**. S. 501.
Alfred **Meißner**. S. 357.
C. Ferdinand **Meyer**. S. 318.
Stephan **Milow**. S. 134.
S. H. **Mosenthal**. S. 439.
Murad **Efendi**. S. 242. 400.
Ludwig **Noiré**. S. 57. 144. 169.
Bertha von **Oberkamp**. S. 135.
R. **Prölß**. S. 425.
Heinrich **Reder**. S. 397.
Theodor **Renaud**. S. 398.
Gottlieb **Ritter**. S. 252. 458.
Sacher-Masoch. S. 382.
Richard **Schmidt-Cabanis**. S. 167.
Adolf **Schwarz**. S. 418.
O. S. **Seemann**. S. 214.
Karl **Stieler**. S. 496.
Theodor **Storm**. S. 134. 456.
Victor von **Strauß**. S. 253.
Adolf **Strodtmann**. S. 216. 428.
Elise **Tiedemann**. S. 456.
August **Ubbelohde**. S. 169.
Theodor **Vatke**. S. 214.
Oscar **Welten**. S. 397.
Ernst **Wichert**. S. 7. 166.
Karl **Woermann**. S. 52. 212. 424.

Inhalts-Verzeichniss.

Dramatisches.

Seite

Albert Lindner: Kaiser Karls Heimgang. Ein Vorspiel zu der Tragödie „Don Juan d'Austria" 42
Hedwig Dohm: Vom Stamme der Asra. Lustspiel in einem Akt 93
Hieronymus Lorm: Der Herzensschlüssel. Lustspiel in einem Aufzuge 201
Friedrich Bodenstedt: Kaiser Paul. Tragödie. (4. und 5. Akt) 296
Bauernfeld: Der Alte vom Berge. Schauspiel in einem Akt 363
Murad Efendi: Bogadil. Lustspiel in einem Akt 400
S. H. Mosenthal: Aus der französischen Revolution. (1. und 3. Aufzug des Trauerspiels „Lambertine von Mericourt") 439

Novellistisches.

Ernst Wichert: Störungen 7
Heinrich Bertau: Thermometerstudien 118
Ada Christen: Zu spät 192
Albert Lindner: Die Sphinx 264
Alfred Meißner: Ein Friedensstifter 351
Sacher-Masoch: Der neue Leander 382
Ada Christen: Aus alten Tagen 433
Hieronymus Lorm: Die arme Gräfin 460

Episches.

Karl Woermann: Ein Märchen vom Ganges 52
Julius Grosse: Plaudereien aus schweren Tagen 173
Klaus Groth: Kaptain Pött. Eine plattdeutsche Geschichte 378

Lyrisches.

Friedrich Bodenstedt: Neue Gedichte 1
Hieronymus Lorm: Klänge des Schmerzes 50. 316
Moriz Carrière: Nornagest 110
Gottfried Kinkel: Gedichte 132

Seite
Theodor Storm: Ueber die Haide 134
Stephan Milow: Liebesschätzung. — Unverloren 134
Wilhelm Jensen: Dämmerung 135
B. v. Oberkamp: Auf Tod und Leben 135
Heinrich Hopfen: Ueber Erziehung und Anlagen. Eine Fabel 136
Hermann Lingg: Satirische Zeitglossen 137
Bauernfeld: Romanzen, Legenden, Sagen und Verwandtes 198
Karl Woermann: Am Posilip. 212
Sprüche. Von Th. Aufrecht, Th. Vatke, Richard Hamel, Agnes Kayser-Langerhanns, O. S. Seemann 214
C. Ferdinand Meyer: Der neue Name 318
Wilhelm Jensen: Gedichte 319
Oskar Welten: Prometheus 397
H. Reder: Die Gitana 397
Th. Renaud: Tilly in Rothenburg 398
Elise Tiedemann: Gedichte 456
Gottlieb Ritter: Die schöne Melusine 458

Uebertragungen.

Emanuel Geibel: Gedichte griechischer Lyriker 112
Robert Hamerling: Proben aus Giusti's Gedichten 196
Victor von Strauß: Lieder des Schi-king 253
Emanuel Geibel: Elegien des Properz 349

Vermischte Aufsätze.

Ludwig Noiré: Ueber musikalische Texte 57
Oscar Blumenthal: Antipessimistische Betrachtungen eines Pessimisten 66
Wilhelm Goldbaum: Literarische Ausblicke 139
Ludwig Noiré: Eine Aufgabe für die deutschen Künstler 144
Eduard Griselbach: Aphorismen über Heinrich Heine. 152
Hieronymus Lorm: Ueber Romanlectüre 161
Adolf Strodtmann: Bürgers politische Ansichten 216
Literarischer Winterfrost. Betrachtungen eines Ofenhockers 233
Ferdinand Kürnberger: Ein Signal für die Theaterkritik. 237
Murad Efendi: Dramatische Aphorismen 242
Julius Fürst: Lessings „Nathan der Weise" 320
Hermann Schiff: Ein Beitrag zur deutschen Poetengeschichte 411
Oscar Blumenthal: Die heilige Schablone 415
Adolf Schwarz: Ein Bühnen-Capitel 418
Edmund Hoefer: Eduard Mörike 429
Karl Stieler: Ein Brief Kaulbachs. Aus dessen Nachlaß 496
W. Marr: Alexander Rost. Ein Nachruf 501

Kritiken.

Seite
Ferdinand Kürnberger: Wilbrandts „Arria und Messalina" 75
Fr. Kreyssig: Wilhelm Jordans Nibelungen. 2. Theil 79
Wilhelm Buchholz: Feodor Löwe's „Neue Gedichte" 84
Klaus Groth: Biographien von Hebel und Reuter 87
Albert Lindner: Fritz Reuters nachgelassene Schriften 164
Felix Dahn: „Barbarossa's Brautwerber" 165
Wilhelm Goldbaum: Johannes Nordmanns „Römerfahrt" 242
Wilhelm Buchholz: Hans Blums „Dunkle Geschichten" 245
Oscar Blumenthal: Neue Lyrik 247
Ferdinand Kürnberger: Hermann Kurz in seinen Hauptschriften 335
D . . .: Arthur Filgers Gedichte 421
Oscar Blumenthal: Hans Hopfens „Juschu" 422
Karl Woermann: „Im Fegefeuer" von Johannes Kugler 424
R. Prölß: Adolf Steins „Neue Novellen" 425
Oscar Blumenthal: Erzählungen von Marie von Ebner 504

Kleine Bücherschau.

Engelbert Albrechts Gedichte: „In sieben Farben" 426
H. Falklands „Gedichte" 426
A. Mels Roman: „Unsichtbare Mächte" 426
Karl Brauns „Mordgeschichten" 426

Zur Kritik der Kritik.

Einleitung 89
Albert Lindner gegen die „Berliner Presse" 166
Hermann Lingg gegen K. J. Schröer 166
Ernst Wichert über kritische Mißstände 166
Gesammturtheile über das deutsche Kritik-Wesen 167
„Der Antikritiker" 249

Miscellen.

Epigramme aus „Allerhand Ungezogenheiten" 90
Das Gründerthum in der Literatur. Von Richard Schmidt-Cabanis 167
Ed. von Hartmann und A. Taubert 168
Gegen S. Gaetschenberger 250
Dichterspenden zu Bodenstedts silberner Hochzeit 250
Das Lustspiel: „Recept gegen Hausfreunde" 344
Lorms „Alten und die Jungen" 344
Blätter des Scherzes. Von Adolf Lundehn 345
Victor von Strauß und Fr. Rückert 345

Seite
Die Bevorzugung der Franzosen 126
Kinderaussprüche 126
Karl Gutzkow über modernen „Realismus" 127
Epigramme von Oscar Blumenthal 127
„Veilchen und Meerrettig" 507
J. B. von Schweitzer 507
Aus dem „Berliner Tageblatt" 507
Eine Freibeuterei von Franz Hirsch 507

Aus unserer Briefmappe.

Ueber Kinderaussprüche. Von Hieronymus Lorm 91
Letzter Faschingsspaß. Von Ferdinand Kürnberger 169
Zur Kriegszeit. Von Felix Dahn und Ludwig Noiré 169
Literarische Freibeuterei. Von August Ubbelohde 172
Noch einmal Felix Dahn. Von Wilhelm Buchholz 251
Heinrich Düntzer an Oscar Blumenthal 251
An Gottfried Keller. Von Gottlieb Ritter 252
Heine's Pension. Von A. Scheibe 346
An Adolf Strodtmann. Von Kurt Mook 348
An Kurt Mook. Von Adolf Strodtmann 418

Neue Gedichte.

Von Friedrich Bodenstedt.

1. Widmung.

Die Jugend schwand; ich sah sie gerne schwinden,
Wie einen Morgen ohne Sonnenschein.
Was sie versagte, lernt ich schwer verwinden,
Was sie mir bot, sog ich begierig ein.
Was außen schwand, sollt' ich im Innern finden
Und jung im Fühlen noch im Alter sein:
An treubewährter Liebe reiner Quelle
Blieb jung das Herz und ward das Auge helle.

Und wie ein Fluß, gestaut durch lange Dämmung,
Der einst in stillem Lauf die Flur durchglitt,
Nun plötzlich in gelinder Ueberschwemmung
Unschädlich brausend aus den Ufern tritt,
So übersprang auch ich nach langer Hemmung
Das Ufer oft, und mit gewagtem Schritt
Auf frischbewahrter Kraft beschwingten Sohlen
Sucht' ich das früh Versäumte nachzuholen. —

Die Blumen, die der Frost geknickt im Lenze,
Erblühn nicht mehr, doch andre sprießen bald.
Der Sommer auch und Herbst hat seine Kränze,
Zur Einkehr winkt der feierliche Wald.
Der Schnitter freut sich seiner Erntetänze,
Der Jäger folgt dem Wild durch Haid' und Hald',
Und jedes guten Jahres beste Spende —
Die Rebe reift erst nach der Sommerwende.

Der Frühling lockt mit reichster Hoffnungsblüthe,
Doch niemals hält er ganz, was er verspricht.
Mir hat er nichts versprochen, drum versprühte
Ich meinen Witz in eiteln Klagen nicht.
Doch was in Leid und Lust mein Herz durchglühte
Und all' mein Denken ward mir zum Gedicht;
Den Widerspruch vom Guten und vom Bösen,
Von Tag und Nacht sucht' ich im Lied zu lösen.

Doch wem ein Gott die Gabe des Gesanges
Verliehn, der birgt sie nicht wie Gold im Schrein:
Was ihm erklang geheimnißvollen Klanges
Aus Herz und Welt, soll auch für Andre sein.
Weit war die Umschau meines Lebensganges,
Doch galt sie meinem Vaterland allein.
Ihm dank' ich mein und meiner Lieder Leben:
Was es mir gab, will ich ihm wiedergeben.

2. Einst und Jetzt.

Die Zeit der Lieb' und Lieder ist vorbei,
Vergebens lockt der Lenz mit neuer Blüthe:
Man singt nicht mehr von Minneglück und Mai,
Kein Strahl der Gottheit blitzt mehr im Gemüthe.

Der Musen holde Stimmen übertönt
Das Kampfgeschrei der Schwarzen und der Rothen —
Man hört nicht, was beseligt und versöhnt,
Und alle Götter wirft man zu den Todten.

Doch blüht und strahlt der Mai in Herrlichkeit,
Ob auch kein Auge seine Wunder sähe, —
Und singt die Nachtigall, so lang es mait,
Trotz aller Glaubenshähne Kampfgekrähe.

Du hasche jeden schönen Augenblick,
Laß jeden Himmelsstrahl in's Herz Dir scheinen;
Dann aber auch im Kampf mit dem Geschick
Trag hoch das Haupt: Nicht Männern ziemt's,
zu weinen!

3. An Giacomo Leopardi.

Du Genius des Leidens, edler Dulder,
Der Alles trug was Menschen elend macht
Durch Fluch des Schicksals, nicht durch eigne Schuld:
Endloses Siechthum, hoffnungslose Liebe,
Der Armuth Qual und einen Feuergeist
In mißgeformter, schmerzverzerrter Hülle,
Die Deinen Aufschwung lähmte, wie der Käfig
Die Schwingen des gefang'nen Königaars; —
Du hoher Sänger, Deine bleichen Wangen
Hat nie des Lebens frischer Hauch geröthet:
Denn ganz versenkt in Hellas' schöne Welt,
Nicht wie sie war: wie Du ihr Glanzbild sahst
Im Spiegel Deines Geistes, maßest Du
An ihr die Gegenwart, die Dir ganz nichtig
Und klein erschien nach solchem Maß gemessen.

Du sahst Dein Land, das einst der Welt gebot,
Zerrissen und geknechtet, ganz versunken
In Wahn und Finsterniß, — die Morgenröthe
Des neuen Tages sollt'st Du nicht mehr sehn.
Kein Glaube lenkte Deinen Blick zum Himmel
Und keine Hoffnung blühte Dir auf Erden.
Ein Fremdling saßest Du am eignen Herd
Und fandest Trost nicht in noch außer Dir,
Selbst nicht im holden Zauber der Natur,
Die Du wie eine Feindin von Dir stießest,
An ihr verzweifelnd wie an Gott und Menschen.
Du kanntest nicht den Segen treuer Liebe
Im Schmerz, und helles Lachen blieb Dir fremd.

Drum keine frohe Botschaft bringt Dein Lied:
Von Leid nur singt es und des Lebens Fluch,
Vom Feuersprühn verheerender Vulkane,
Von allen Schrecken Himmels und der Erde,
Und seine höchste Sehnsucht ist — der Tod.

Wer selbst verzweifelt, kann nicht Andre trösten,
Und ob die keusche Muse des Gesangs
Dir Macht des Wortes gab und hohen Geist
Und Glut der Leidenschaft, das Herz zu rühren:
Nie wird Dein Lied das Ohr der Menge locken!
Den Wenigen aber, die Dich ganz verstehn,
Bist du ein Hoherpriester des Gesangs,
Ein Läuterer der Herzen und der Geister:
Du gabst der Welt mehr als sie Dir gegeben.
Rein war Dein Wandel und Dein Streben hoch,
Und eh' Dein Geist die schwache Hülle sprengte,
Ließ er von Dir ein Denkmal Deinem Volk
Zum Ruhme Dir, und Deinem Volk zur Schmach,
Das Dich in Armuth sah und Dir nicht half,
Doch jetzt sich mit des Todten Ehre schmückt.

Du Genius des Leidens, hoher Sänger!
Was Du gelitten, läßt sich nachempfinden,
Was Du gesungen, singt Dir Keiner nach!

---

4. Naturwissenschaft und Philosophie.

Naturwissenschaft und Philosophie
Kommen zusammen und wissen nicht wie,
Treffen sich stets und finden sich nie.

Die Philosophie mit stolzen Schwingen
Sucht wie ein Adler zum Licht zu dringen,
Forscht nach dem Urgrund von allen Dingen.

Doch da der Urgrund nirgends zu finden,
Fliegt sie rathlos nach allen Winden,
Bis ihr zum Fluge die Kräfte schwinden.

Nun bei der Wissenschaft der Erfahrung
Bettelt die Philosophie um Nahrung
Und verheißt als Lohn ihre Offenbarung.

Doch die Wissenschaft der Erfahrung spricht:
Ich brauche Deine Offenbarung nicht
Und schenke Dir meine Nahrung nicht.

Ich kann leben ohne Schelling und Hegel,
Selbst ohne den Philosophen vom Pregel,
Auch Schopenhauer, den geistvollen Flegel.

Was ich mühsam erwerbe, steht nicht zu Kauf;
Getrennt für immer bleibt unser Lauf,
Und wo Du anfängst, da hör' ich auf.

---

5. Der Kampf um's Dasein.

Es wandelt der Neuzeit gewaltiger Fortschritt
In oft viel Staub aufwirbelndem Wortschritt,
Wobei Mancher die kühnsten Sprünge wagt,
Ohne selbst recht zu wissen, was er sagt.

„Der Kampf um's Dasein" heißt die Phrase
Als Schlagwort der neuen Erkenntnißphase,
Und wirklich ist, wie man's erkor,
Dies Wort ein Schlag auf's deutsche Ohr,
Der das Gehör gleich wirksam dämpft
Beim Eingang zur Erkenntnißpforte.

Wer hat um's Dasein je gekämpft?
Zu welcher Zeit? an welchem Orte?

Bewußtlos ward es uns gegeben
Mit unserm ersten Athemzug.
Wir kämpfen nur, um fortzuleben.
Und Mancher hat gar bald genug
An diesem Kampf, und sucht der Zuchtwahl,
Sammt den Gesetzen der Vererbung
Und alles Erdenglücks Erwerbung,
Sich zu entziehn durch freie Fluchtwahl
Aus dieser Kampfeswelt, die schmerzlos
Niemand betritt und Niemand flieht,
Und wo nur glücklich ist, wer herzlos
Auf all' das Elend um sich sieht.

---

6. Sprüche.

Huxley.

„Den Menschen nach seinen natürlichen Trieben
Treibt es durchaus nicht, den Nächsten zu lieben,
Treibt es vielmehr, den Nächsten zu essen."
So lehrt uns Herr Huxley. Wir wollen indessen
Fortfahren nach unsern natürlichen Trieben
Uns nicht zu essen, sondern zu lieben.

Geschmack und Wissen.

Wir tragen unser Licht im Sack
Und unsre Bildung ist zerrissen:
Dem Wissen fehlt zu oft Geschmack
Und dem Geschmack zu oft das Wissen.

Falsche Auffassung.

Als Goethe Werthers Leiden geschrieben,
Sich zu befrei'n von eigner Liebesnoth,
Da schossen sich so viele Narren todt
Aus Liebe, daß nur wenige übrig blieben.

Jedwede Zeit hat ihren Sparren,
Deß sich die Klugen bald entledigen.
Doch immer thun das Gegentheil die Narren
Von Allem, was die Weisen predigen.

Gefühl und Gedanken.

Wir steuern durch dies bunte Weltgewühl,
Geleitet vom Gedanken und Gefühl.
Wohl dem, in dem sich beide so verbinden,
Daß sie zum Ziel die rechten Bahnen finden!

Lebensregel.

Wer Etwas freudig will genießen,
Muß halb das Auge dabei schließen.
Wenn der Havannah reiner Brand
Dir würzig Zung' und Nase prickelt,
So denk' nicht an die schwarze Hand
Des Negers, der sie Dir gewickelt.

An Schopenhauer.

1.

Als Du noch standest auf einsamer Höhe,
Ward die Berühmtheit Dir schwer gemacht.
Jetzt wirst Du durch philosophische Flöhe,
Die von Dir gezehrt, populär gemacht.
Sie springen schwarmweis in die Erscheinung
Mit Deinem Willens- und Vorstellungswort,
Und bei der Lehre von der Verneinung
Des Lebens leben sie munter fort.

2.

Was Du Großes gedacht, wird dem großen Haufen
Auf ewig unverständlich bleiben.
Doch die Schrullen, die mitunter gelaufen,
Sieht man schon überall Wurzel treiben.

7. Biarnes Krönung.

(Aus einem der Nordlandssage entnommenen Gesangspiel.)

Chor der Priester.

Odin, Hochwaltender,
Alles Erhaltender!
Der Du die Helden schufst,
Sie zu Dir zu erheben, —
Sie vom Leben zum Tode rufst
Und vom Tode zum Leben:
O hör' unsre Noth:
König Frotho ist todt!
Unser Hort ward geraubt
Von Dänemarks Throne,
Dem Volke fehlt das Haupt
Und ihr Träger der Krone.
O laß zur neuen Wahl
Dein Licht uns führen,
Erleucht' uns allzumal,
Den Rechten zu küren!

Chor des Volks.

Odin, hochthronender
Vater der Siege,
Heldenbelohnender
Lenker der Kriege,
Urgrund und Wirkung,
Ohne Bezirkung
Alles umschlingend,
Alles durchdringend;
O laß zur Königswahl
Dein Licht uns führen,
Erleucht' uns allzumal
Den Rechten zu küren.

Der Oberpriester als Lagmann.

Verwaist seit lange schon steht Lethra's Thron.
Des großen Frotho einz'ger Sohn und Erbe,
Friedlen, verscholl auf kühner Wikingsfahrt.
Wir harrten seiner Heimkehr bis die Kunde
Von seinem Tode kam aus fernem Land.
Doch jetzt nach neuem Haupt verlangt das Volk.
Drum ward Beschluß gefaßt vom Landesthing,
Aus unsrer Helden Blüthe den zu küren,
Der Frotho's Ruhm am Würdigsten besingt.
Denn wo der Skalde mit dem Helden geht,
Da eint sich Geist mit Kraft. Des Wortes Macht
Wirkt oft gewaltiger als Macht des Schwerts.
Die höchste Kraft ist die vom Geist gelenkte.
So zeigt denn, edle Skalden, eure Kunst.
Als Siegespreis winkt Lethra's Königsthron.

Harald (tritt vor).

Vergönnt sei mir, dem Skalden König Frotho's,
Den Wettkampf zu eröffnen durch mein Lied.
(Er präludirt auf der Harfe.)

Odin, leih' Deinen Hauch
Meiner Lippe zum Liede,
Weih' sie zu singen
Von Frotho's Siegen,
Den Kriegsruhm zu künden
Des großen Königs.

Du Vater der Götter
Gabst ihm Gewalt,
Daß vom Rebenufer
Des rauschenden Rheinstroms
Bis zu den stumm-öden Steppen
Der starren Skythen
Ruhmvoll ragend
Sein Reich sich dehnte,
Von den Alpen bis Albions Küste
Ihm Alles sich beugte,
Zweihundert Herrscher
Ihm huldigend fröhnten.

Seine Stimme war Donner,
Sein Streitroß wie Sturmwind.
Hoch schwang er den Hammer
In mächtiger Hand,
Und er schlug in der Schlacht
Mit vernichtendem Schlag,
Wie der Blitz den Baum trifft
Im blühenden Wald.

Ihm, dem Keiner im Kampfe glich,
Gleicht auch Keiner am Ruhm.

Chor.

Zum Ruhme des Königs erschollen
Des Skalden Klänge so hehr,
Wie am Himmel des Donners Rollen,
Wie das Rollen der Wogen im Meer.
Nie hörten wir Kampfruhm preisen
In so herzbewegenden Weisen!

Oberpriester.

Ihr edlen Skalden, wer begehrt nach Harald
Zu werben um der Königskrone Preis?

Wingulf (tritt vor).

Trostlos trauernd
Trifft mein Lied euer Ohr!
Hoch hob der Kampfruhm
Den König als Helden,
Doch noch ruhmvoller ragt' er
Als Ordner des Reichs,
Dem er blühenden Wohlstand
Durch weises Walten schuf,
Da ihm höher das Recht galt

Als Gunst und Gold.
Darum künd' ich vom König
Nicht Thaten des Kriegs:
Ich singe Frotho,
Den Fürsten des Friedens.

Nicht zur Zerstörung
Bezwang er die Feinde:
Er schlug seine Schlachten
Im Kampf mit dem Schlechten,
Um Böses zu tilgen,
Zu bessern, zu bilden.

Und wie Wolken des Himmels
Das Wachsthum der Erde,
So förderte Frotho
Durch fruchtende Spende
Die Beute des Siegs —
Den Segen der Seinen.
Wir verloren in ihm
Den Vater des Volks.

Darum trauert, ihr Treuen,
In trostloser Klage,
Denn ganz gleicht Keiner
Dem göttlichen Frotho!

Chor.

Wie bewegt unsre Herzen der Skalde,
Seine Stimme und Harfe erklang,
Wie das Rauschen vom Herbstwind im Walde
Bei des Himmelslichts Untergang!
Wem wird nun die Krone beschieden:
Dem Sänger vom Krieg oder Frieden?

Oberpriester.

Ihr edlen Skalden, wer begehrt nach Wingulf,
Zu werben um der Königskrone Preis?

Hiarne (tritt vor).

Nicht ziemt uns Männern
Zu klagen wie Weiber,
Da zu den Göttern ging
Der gewaltige Frotho.
Ein leuchtendes Leben
Ließ er zurück,
Und es hob ihn empor
Zu Asgaards Lichtwelt,
Wo höchste Wonnen
Des Herrlichen harren.

Darum trocknet die Thränen
Und scheucht alle Trauer:
Frohlockt über Frotho,
Den frommen Helden,
Der immer den Göttern
Ehrfurcht im Herzen trug,
Sich ganz ihnen weihte
Als ihr williges Werkzeug.
Sie gaben dem König
Klugheit im Kampfe
Und Weisheit im Frieden,
Zu walten und wirken,
Segen zu säen
In seinem Volke,
Bis Heimdell, der Hüter
Der Asen, in's Horn stieß,
Ihn ab aus der Staubwelt
Nach Asgaard zu rufen,
Wo schöne Schildjungfraun
In Schwanengewanden
Mit Meth ihn laben
Und Minnefreuden.

Er sank, wie die Sonne
Im Weltmeer versinkt:
Weitleuchtend, verglühend
In goldenem Glanze,
Nur scheinbar schwindend,
Um schöner neu aufzugehn.

Ein trübes Schicksal mag Trauern
Und Thränen erwecken,
Doch ein frohes wecke Freude:
Darum hochpreis' ich Frotho,
Der selig nun weilt
In den Wonnen Walhalla's.

Chor.

Der Preis des Gesanges ziemt Hiarne,
Er sang, was der König gewann,
Da die Norne aus goldenem Garne
Sein leuchtendes Schicksal ihm spann,
Und er krönte das mächtige Ganze
Mit Walhalla's ewigem Glanze.

Oberpriester.

Ihr edlen Skalden, wer will nach Hiarne
Noch werben um der Königskrone Preis?
(Schweigen.)

Chor der Skalden.

Wer dürfte noch werben,
Wo der Preis schon gewonnen?
Wer sich gleichen dem hohen
Sanghelden Hiarne?

Oberpriester.

Heil Dir, Hiarne, Dein ist der Sieg!
Dein alle Macht in Scepter und Krone.
Trage sie würdig in Frieden und Krieg.
Heil ruft dem König auf Dänemarks Throne.

Chor.

Heil König Hiarne! Er herrsche lange
Ueber sein Volk mit Kraft und Milde.

Grüßt ihn mit erzenem Jubelklange,
Schlagt an die Schwerter, schlagt an die Schilde!

Harald und Wingulf.

Fluch treffe den stolzen Sänger!
Sein Sieg ward uns zur Schmach.
Uns duldet's hier nicht länger.
Wir tragen's ihm blutig nach.

Erfahren soll er balde
Und soll es fühlen schwer:
Ist er ein besserer Skalde,
Sind wir doch stärker als er.

Hiarne.

Freyr, Du Friedensgott,
Dich fleh' ich an
Vor den Göttern allen
Um die Gunst Deiner Gaben,
Daß kein eitler Kampfruhm
Mich als König bethöre,
Ich mein Schwert nur schwinge
Zum Schutze der Schwachen,
Oder zu strafender Abwehr
Feindlichen Anfalls.
Meine Thaten laß fruchten,
Wie Thau im Thalgrund;
Weihe mich, werth zu sein
Der Wahl zum König!

Und Du in Goldhaar glänzende
Göttin der Liebe,
Hochheilige Freya,
Erhöre auch Du mich:
Zu Liebesglück lenke
Mein loderndes Herz!
Hell glüht es von Gluthen
Glückahnender Sehnsucht:
Erfülle die Ahnung.
Erhör' mein Gebet!

Nicht fleh' ich für mich nur:
Es gilt meinem Volke —
Ihm möcht' ich gründen
Ein Reich der Liebe!
Ich weiß, wir wallen
Durch diese Staubwelt
Zu höheren Zielen,
Durch Zwang zur Freiheit, —
Doch wo kein Kern,
Ist auch keine Entfaltung.
Wem nicht hier schon das Herz
Nach Höherem glüht,
Der wird's auch dort oben
Nimmer erreichen,
Wo die Huld der Götter
Ganz Das nur gewährt,
Was wir einst ringend
Auf Erden erstrebten.

Chor.

Heil, König Hiarne, vor allem Volke
Vom Thing erkoren zu Lethra's Herrn!
Heil unserm König! Die Trauerwolke
Verschwindet vor seinem leuchtenden Stern.

Liebesglück möge das Leben verklären
Des Sangeshelden, dem Keiner gleicht.
Mögen die Götter ihm Alles gewähren,
Was ihm und dem Volke zum Segen gereicht.

Störungen.

Novelle von Ernst Wichert.

Vor der kleinen Mauerpforte, welche den wißbegierigen Fremden zu dem Schutthügel führt, unter welchem „das Grabmal der Scipionen" liegt, hielt eine herrschaftliche Equipage. Das Wappen auf der Thür, der bärtige Kutscher in grüner Livree, der in der Nähe der Pforte in strammer Haltung postirte Bediente mit großem Tressenhut und Federbüschel darauf, ließen auf vornehmen Besuch schließen. Auf dem mit weißem Seidendamast bezogenen Wagenpolster lag ein kostbarer türkischer Shawl und ein Sonnenschirm, ein Buch in rothem Einbande und ein Opernglas.

Es war Nachmittag, die römische Sonne schon stark im Absteigen, aber die Hitze trotz der frühen Jahreszeit noch immer groß. Davon schien der einsame Fußgänger wenig zu spüren, der von der Stadt her kommend die staubige Straße entlang auf die Pforte zusteuerte — eine hohe, kräftige Gestalt in bequemer heller Sommerkleidung, den breitkrämpigen Panamahut aus der Stirn gerückt, sodaß das sonnengebräunte Gesicht mit dem blonden Schnurr- und Knebelbart frei ausschauen konnte. Ein dünnes Rohr mit dem Elfenbeinkopf eines Jagdhundes als Griff behandelte er mehr wie eine Reitgerte, als wie einen Spazierstock, indem er von Zeit zu Zeit das Unkraut an der Mauer fuchtelte, daß die Stachelköpfe auf den Weg flogen. Er rauchte eine schwarze Cigarre, die er wie eine Pfeife an der kleinen Rohrspitze zwischen den Zähnen baumeln ließ, und trieb mit dem in der linken Hand lose auf- und abklappenden Handschuh die Fliegen fort, wenn sie sich zu dreist näherten.

Die Equipage schien ihn bedenklich zu machen. Er blieb einige Schritte vor derselben stehen und überlegte offenbar, ob er trotz des Besuches eintreten, oder das Grabmal der Scipionen ein andermal besichtigen solle. Kutscher und Diener würdigten ihn keines Blickes. Endlich trat er auf den Letzteren zu und fragte ihn in der Landessprache, wem der Wagen gehöre; der Grüne mit dem Federhut schüttelte den Kopf, ohne umzusehen. Erst als die Frage in französischer Sprache wiederholt wurde, antwortete er mit möglichster Knappheit: „Ihrer Durchlaucht der Fürstin Wowolof." Ob die Dame drinnen sei? Der Tressenhut nickte gnädig. „Allein?" Er schüttelte den Kopf. „Lange schon?" Er zuckte die Achseln. Diese Frage ließ sich vielleicht wirklich schwer von Einem beantworten, dem die Zeit keinen Werth haben durfte.

Der Herr gab es auf, der Pagode eine weitere Auskunft zu entlocken, wandte sich der Pforte zu und zog die Glocke. Nach einigen Minuten wurde geöffnet. Ein

kleines Mädchen in desolater Kleidung mit struppigem blauschwarzem Haar bat ihn einzutreten, bemerkte aber gleich, er müsse noch warten, weil ihre Schwester eben eine Altessa führe. „Inglesa“, fügte sie hinzu, und dabei leuchteten die großen Augen, wahrscheinlich in Erwartung des reichen Trinkgeldes. Er folgte die Stufen aufwärts zu dem kleinen verfallenen Hause im Weingärtchen, dessen Keller nichts geringeres waren, als die Grabstätten der berühmten Scipionen. Auf einer Holzbank seitwärts vom Eingange ritt ein halbnackter Junge; er setzte sich zu ihm in den Schatten und wartete ab, bis der Weg frei sein würde. Mit der Altessa sei ein Herr — nicht einer der bekannten Cicerone — erfuhr er von dem gesprächigen Mädchen, ein Gelehrter, der früher schon mehrmals allein hier gewesen sei und alle Inschriften sorgfältig gelesen, auch abgeschrieben habe, was „sehr viel Licht kostete“. Er werde doch auch entsprechend bezahlt haben, meinte der Fremde. Das Kind machte eine vielsagende Bewegung mit Hand und Schultern: ein Gelehrter? „Die Altessa, die er herführt, wird's vergelten, hoffen wir.“

In dem dunkeln Raum hinter der Thür wurde es heller. Ein Mädchen leuchtete, rückwärts gehend, mit einer kurzen Latte, auf die einige Talglichte geklebt waren, in einen kellerartigen Gang hinein, aus dem gleich darauf zwei Gestalten vortauchten. Die Dame ging ein wenig gebückt, als fürchtete sie am Gewölbe den Kopf zu stoßen, voran, das lange Kleid von grauer Seide mit beiden Händen zugleich hebend und an die Hüften drückend. „Gottlob!“ rief sie in deutscher Sprache ihrem Begleiter über die Schulter zu, „daß wir wieder den blauen Himmel sehen. Diesen Keller mit seiner Moderluft hättest Du mir auch sparen können, Bester. Ich möchte da nicht begraben sein, und wenn ich der große Scipio wäre. Die Inschriften sind gewiß ungeheuer merkwürdig für gelehrte Kellerwürmer, aber ich habe bei dieser glänzenden Beleuchtung nichts bemerkt, als einige Kratzfüße auf schwarzen Steintafeln, die für mich so gut Chaldäisch als Latein hätten sein können, da ich leider beides nicht zu lesen verstehe. Ah — frische Luft!“

„Willst Du denn das erhebende Gefühl für nichts rechnen“, vertheidigte sich ihr Führer, „an der Grabstätte eines der berühmtesten Geschlechter zu stehen, die das Alterthum hervorgebracht hat? Hier ist heiliger Boden, und die ihn betreten, sollten . . .“

„Ja, ja, ja“, unterbrach sie; „ich werde diese historischen Schauer in mir nachwirken lassen — Abends vor dem Einschlafen, wenn ich die Lampe gelöscht habe. Und morgen werde ich darauf schwören, daß man von Rom nichts gesehen hat, wenn man nicht das Grabmal der Scipionen durchkroch. Jetzt aber — der Tag ist so schön — eine Spazierfahrt in's Weite. Nach meinem Bädeker sind wir nicht weit von der Porta S. Sebastiano . . .“

„Der alten Porta Appia“, ergänzte ihr Begleiter.

Die Dame trat hinaus. „Meinetwegen! Jedenfalls wird sie uns doch in's Freie auslassen. Ist Dir's recht?“ Sie eilte, ohne auf die Antwort zu warten, die Stufen hinab, mit einem flüchtigen Blick über den Fremden hinweghuschend, der von der Holzbank aufgestanden war und unwillkürlich nach dem Hut griff. „Fürstin Wowolof?“ murmelte derselbe vor sich hin, „— dieses ehrliche deutsche Gesicht, das ich schon einmal gesehen haben könnte — hm, hm! Aber eine brillante Erscheinung — ohne Frage.“

Der Herr folgte, nachdem er das eifrig parlirende Mädchen mit dem Trinkgeld abgefunden hatte. Er konnte kaum an dem neuen Gast vorüber, ohne ihn zu bemerken. So wie er ihn aber in's Auge gefaßt hatte, hemmte er auch schon den Schritt, zuckte mit Kopf und Schultern stutzend zurück und streckte im nächsten Momente beide Hände zugleich dem Manne entgegen, der ihn nicht weniger verwundert anstarrte. „Eugen —!“ rief er, „bist Du's . . . ?“

„Aurel —: Wahrhaftig Aurel!“

„Und an den Gräbern der Scipionen —“

„Lebt eine alte Freundschaft wieder auf.“ Die Hände schüttelten sich kräftig, die Augen leuchteten im muntersten Blitzfeuer.

„Aber wie kommst Du —?

„Ja, wie kommst Du hierher nach Rom?“

„Ach, das ist eine Geschichte . . . “ Unten in der offenen Pforte erschien der grüne Bediente, salutirte stumm und beugte den Kopf mit dem Federhut. „Eine Geschichte, die ich nicht mit drei Worten . . . Ich muß fort, bester Freund; Du siehst, die Fürstin . . . “ Er drückte ihm eifrig die Hand und nickte dabei dem Grünen zu. „Ich darf sie nicht warten lassen.“

Eugen hielt ihn noch fest. „Also wirklich eine Fürstin —?“

„Ein andermal! Du bleibst doch längere Zeit hier? O, sie wird sich freuen — “

„Wer?“

„Ein andermal, Bester, ein andermal.“ Er umarmte und küßte ihn von Neuem und riß sich dann los.

„Aber wo kann ich Dich treffen?“ rief Eugen dem Eilenden nach.

„Ah! ganz recht.“ Er nannte den Namen eines Palastes, der für bekannt gelten konnte. „Corso — nicht weit von der Via Condotti“, fügte er, schon in der Pforte zurücksprechend, hinzu.

Gleich darauf rollte der Wagen fort. Der Federbusch des Grünen nickte an der Mauerkante hin.

Eugen wiegte nachdenklich den Kopf, lachte, zuckte die Schultern, nahm den Hut von der heißen Stirn und setzte ihn wieder auf, zirkelte mit dem Stöckchen über den verwitterten Stein, um den Handschuh aufzuheben, der ihm entfallen war. Die Kinder hatten verwundert den beiden Männern zugeschaut. Nun deutete das älteste Mädchen auf das eine noch auf der Latte brennende Licht — zwei andere waren offenbar nur zu Ehren der Altessa angezündet gewesen und sogleich wieder ausgeblasen, da der zu Fuß angelangte Forestiere kein großes Vertrauen erweckte — und fragte, ob er die berühmten Grabstätten sehen wolle. „Nächstens einmal“, antwortete er, opferte seinen Obol, ohne in die Unterwelt zu fahren, und eilte fort.

Er ging dem endlosen Mauerschatten nach der Stadt zu. Der Weg bis zum Colosseum war weit und einsam genug, um ihm Zeit und Gelegenheit zu geben, das eben Erlebte durchzudenken und mit seinen Erinnerungen aus der Heimath in Verbindung zu bringen.

Seine Heimath war das ferne Ostpreußen. Dort hatte er, frühe verwaist, das Gymnasium der alten Stadt Rastenburg besucht. Sein intimster Schulfreund war dieser Aurel Ebert gewesen, der Sohn eines Landschullehrers aus einem Dorfe mehrere

Meilen von der Stadt, ein frischer, guter, bescheidener Mensch, dessen hellen Kopf und warmes Herz die Mitschüler zu schätzen wußten, wie ihn Fleiß und Gewissenhaftigkeit den Lehrern lieb machten. Sie arbeiteten gewöhnlich zusammen, unterstützten sich dabei gegenseitig und galten bald für die beiden tüchtigsten Primaner. Sie selbst wußten, daß sie zugleich die treuesten Herzensfreunde waren; die Ungleichheit der äußern Verhältnisse — Eugen war nicht nur wohlhabend, sondern auch von altem Adel — blieb bei diesem Bündniß ganz unbeachtet.

Eines hatte allerdings Aurel vor dem Freunde voraus, um was ihn dieser im Stillen beneidete: er konnte zu den Ferien nach Hause reisen. Jedesmal sah Eugen traurig zu, wenn er sein Ränzel schnürte, um seinen Marsch anzutreten. Er hätte ihn wohl gefragt, ob er ihn nicht begleiten dürfe, aber die Scheu, eine abschlägige Antwort hinnehmen zu müssen, schloß ihm den Mund. Aurels Vater war ja ein armer Schullehrer, der vielleicht kaum den Seinigen ohne schwere Sorgen das tägliche Brod reichen konnte; wie durfte er es wagen, ihm noch eine fremde Last aufzubürden? Um so größer war dann die Freude gewesen, als eines Tages kurz vor den letzten großen Sommerferien Aurel selbst, fast ein wenig verschämt, darauf zu sprechen gekommen war. Wenn er ihm den Aufenthalt in einem so einfachen Hause, wie dem seines Vaters, anbieten dürfe — und er möge nur geradeaus sagen, ob er wolle oder nicht, und ihre Freundschaft dürfe gar nicht davon berührt werden .... Natürlich hatte Eugen ihn gar nicht ausreden lassen, sondern freudig zugestimmt. Das waren einmal wirklich Ferien!

Er hatte in dem Schullehrer einen würdigen Mann aus der Schule des alten Dinter kennen gelernt, der selbst ein Anhänger Pestalozzi's war. Er verbesserte sein sehr spärliches Einkommen, indem er Bienenzucht betrieb und seinen Morgen Land in eine Obstbaumschule verwandelte, und so hatte er, treulich unterstützt durch seine wackere Frau, nach und nach sein Hauswesen auf einen etwas breiteren Fuß stellen, sein Häuschen recht schmuck einrichten, eine kleine Bibliothek anschaffen und seine Kinder nicht nur allemal satt machen, sondern auch gut erziehen können. Daß ihm freilich auch sein Lieblingswunsch einschlagen sollte, seinen ältesten Sohn studiren zu lassen, dazu hatte wesentlich der Herr Pfarrer mitgeholfen, ein Biedermann von kernhaftestem Schlage, der selbst keinen Sohn hatte und sich nun väterlich des aufgeweckten Knaben annahm. Die Pension in der kleinen Gymnasialstadt ließ sich erschwingen und über die Universität sollten Stipendien und Freitische hinweghelfen. Auch hatte der Pfarrer seinen thätigen Beistand zugesagt.

Es waren vier frohe Wochen hingegangen, die Freunde wußten selbst nicht, wie. Nichts Außerordentliches war geschehen und doch jeder Tag ihnen ein Festtag erschienen. Die meiste Zeit hatten sie im Pfarrhause und im Pfarrgarten zugebracht, wo man sie stets gerne sah. Hammer war selbst einmal ein flotter Student gewesen und erfreute sich nun recht sichtlich an dem frischen Wesen der jungen Leute. Ein Gespräch über die allersubtilsten Dinge, an die sich die noch ungebrochene Kraft jugendlicher Geister am liebsten wagt, kam ihm allezeit erwünscht, und sie wußten sich etwas Rechtes darauf, den geistlichen Herrn auch einmal tüchtig in die Enge zu treiben, sodaß er denn doch zuletzt mit Bibelsprüchen nachhelfen und mit Gottes Wort ihre Naseweisheit zum Schweigen bringen mußte. Es gefiel dem Pfarrer, daß Aurel im Umgange mit Eugen freier und selbstbewußter geworden war, und er selbst

beruhigte den Schullehrer, der doch schüchtern sein Bedenken äußerte, ob sein Sohn sich auch jederzeit „nach der Decke strecken werde“. Warum soll er nicht ein Loch hineinstoßen und den Kopf höher heben, meinte Hammer, wenn er nun doch von Natur länger gewachsen ist?

Eine noch größere Anziehungskraft als der Pfarrer — und nicht zu vergessen die Pfarrerin, eine seelengute, leider sehr kränkliche Frau — übten allerdings die beiden Töchter: die braune Anna und die blonde Marie, wie sie allgemein nach der Farbe ihrer Haare unterschieden wurden. Sie hatten auch sonst nicht viel Aehnlichkeit miteinander. Anna, die ältere, war rasch, lebhaft, leicht erregt, dabei zu allerhand Phantastereien geneigt, — der Pfarrer nannte sie „windig“. Sie ging genau so gekleidet, wie die ein Jahr jüngere blonde Marie, und doch saß ihr alles ganz anders: das Kleid von Leinenzeug, der Strohhut, die weiße Schürze, sie sah immer geputzt aus, auch wenn es ihr nicht gelungen war, der Mama ein buntes Seidenband für ihre langen Zöpfe abzulisten, die sie so schwunghaft über die Schulter zurückzuwerfen wußte, daß es nicht gerathen schien, ihr zu nahe zu kommen. Marie dagegen war still, zurückhaltend, mild in ihrem Urtheil, bei jeder Einwirkung auf das Gemüth leicht gerührt, aber unbeugsam in dem, was sie für Pflicht hielt, wirthschaftlich und zuverlässig, immer geneigt der kranken Mutter zur Hand zu gehen, gleichgültiger gegen ihre Person, als Anna. Sie zählten noch nicht voll sechszehn und fünfzehn Jahre, paßten also vortrefflich für die Freunde, die selbst noch so unfertig waren und sich nun mit ihren besten Eigenschaften bemühten, diesen schüchternen Seelen Vertrauen und Neigung abzuringen. Oft spielten sie mit einander wie die Kinder, und dann in der nächsten Stunde saßen die Mädchen ganz ehrbar neben der Mama bei der Handarbeit und ließen sich aus ernsten Büchern vorlesen. Die Bibliothek des geistlichen Herrn zeigte sich mit den Schätzen der weltlichen Literatur gut versorgt, und die beiden Primaner wußten sie auch hinter den theologischen Folianten und Quartanten zu finden.

Daß Aurel einem der beiden Mädchen mit ganz besonderer Neigung zugethan sein müsse, war für Eugen ein Glaubenssatz gewesen, den er sich vom Freunde nicht hätte wegdisputiren lassen. Ob derselbe wirklich schon gewählt hatte, ob er die Nothwendigkeit erkannte, jetzt eine Wahl zu treffen, jedenfalls wußte Eugen schon am dritten Tage, daß er zwar Anna's Vorzüge nach Gebühr zu schätzen wisse, daß es ihm eigentlich aber doch die blonde Marie angethan habe. Sie paßt auch viel besser für Dich, hatte Eugen ganz ernst gesagt und sich im Innersten über diese Entscheidung gefreut, da ihm selbst die braune Anna mit ihren lebhaften Augen und langen Zöpfen begehrenswerther erschienen war. Die Liebe sollte sie also nicht scheiden; sie konnten ungestört den Tag über auf Eroberungen ausgehen und einander Abends vor dem Einschlafen in dem Giebelstübchen des Schulmeisterhauses alle ihre kleinen Errungenschaften und Siege berichten. Sie waren so bescheiden in ihrem Glück, so leicht zufriedengestellt, so kühn im Auslegen, daß es ihnen an Liebesfreuden gar nicht fehlen konnte.

Kurz, es waren vier schöne Wochen auf dem Lande verlebt, und da sie scheiden mußten, geschah's mit recht schwerem Herzen. Als sie, jetzt beide wenig gesprächig, nach der Stadt zurückwanderten, war es ihnen gewesen, als ob es nur noch ein einziges ernstliches Lebensziel geben könne, alles andere nur Vorbereitung dazu sei.

So hatten sie denn eifrig ihre Studien betrieben und das Examen glänzend bestanden. Sich mit der rothen Mütze im Pfarrhause zu zeigen, war aber nur Aurel vergönnt gewesen; Eugen mußte nach Wunsch seines Vormundes einer alten Dame aus der Verwandtschaft seinen Besuch abstatten. In Königsberg hatte Eugen sich sofort einer Landsmannschaft angeschlossen, was Aurel seiner geringen Mittel wegen nicht wagte. Dies und ebenso, daß er Mathematik und Astronomie, Aurel aber Philologie studirte, hatte sie bald weiter auseinander gebracht, als sie auf der Schule je für möglich gehalten hätten. Im nächsten Sommer freilich begleitete Eugen den Freund noch einmal nach seiner Heimath, aber es hatte sich da so manches verändert. Die kranke Frau Pfarrer verließ das Bett nicht mehr und fesselte Marie an dasselbe; Anna war nach der Stadt gebracht, um sich dort auf einem Seminar zum Gouvernantenexamen vorzubereiten — Eugen fand nicht, was er erwartet hatte und schied gleichgiltiger, um nicht wieder im Schullehrerhause einzukehren. Schon zum Winter bezog er eine ferne Universität; ein Briefwechsel wollte nicht recht in Gang kommen. Nach wenigen Jahren hatte es den Anschein, als ob alle Lebensbeziehungen zwischen den beiden Menschen gelöst seien, die doch gemeint hatten, einander für die Ewigkeit anzugehören.

Und jetzt trafen sie sich — zu Rom am Grabmal der Scipionen! So flüchtig, daß nicht einmal das Nothwendigste zu gegenseitiger Orientirung gefragt und beantwortet werden konnte. Wie kam Aurel, der arme Schulmeisterssohn aus Ostpreußen hieher —? wie in Gesellschaft dieser Dame, die eine russische Fürstin war, oder wenigstens vorstellen wollte —? Erinnerungen, Gedanken und Fragen der buntesten Art stürmten auf ihn ein und verwirrten ihn, als er am Colosseum vorüber das alte Forum entlang schritt und durch die engen Straßen unterhalb des Capitols seinen Weg in das neue Rom suchte. Die abendliche Corsofahrt hatte bereits begonnen; der Menschenstrom zog ihn in sich hinein und trieb ihn willenlos fort.

Er konnte nicht erwarten, Aurel schon zu Hause zu finden, beabsichtigte auch nicht, ihn heute noch aufzusuchen. Es hatte ihn doch ein wenig verstimmt, daß er ihm nicht mehr Zeit gönnte, nicht einmal nach seinem Logis fragte. Aber je näher er der Seitenstraße kam, nach welcher Aurel die Lage des Palazzo's bestimmt hatte, desto neugieriger wurde er doch, zu erfahren, wie der Freund sich eigentlich eingerichtet habe. Und nun hatte er das stattliche Gebäude zur Seite, er durfte nur in die Halle treten, die den Durchgang nach dem von Säulen eingefaßten Hofe bildete, und den Portier befragen, der in grüner Livree und mächtigem Dreimaster auf- und abspazierte. Warum sollte er sich das versagen?

Er fragte, ob Herr Ebert hier anzutreffen sei. Signor Eberto sei mit Ihrer Durchlaucht ausgefahren, lautete die Antwort. Ob er hier wohne? — Nein, einige hundert Schritte weiter in einem Hotel. — Wer hier wohne? — Ihre Durchlaucht die Fürstin Wowolof, eine sehr reiche Dame. — Ob sie verheirathet sei? — Nein, Wittwe. — Ob Signor Eberto häufig hier verkehre? — Täglich! — Mehr zu fragen, schien indiscret. Er werde sich morgen wieder melden, sagte er und ging. Warum hatte ihn Aurel denn nicht nach seinem Hotel bestellt?

Seine Visite am nächsten Vormittage mußte der vornehmen Dame gelten; es war ein Zufall, wenn er zugleich Aurel bei ihr traf. Er hatte sich deßhalb zum

Frack und zur weißen Binde bequemt. Der Portier begrüßte ihn sehr zuvorkommend und wies ihn die Treppe hinauf. Dort empfing ihn in einem reizend eingerichteten Vorgemach ein anderer Thürsteher. Ihre Durchlaucht sei zur Besichtigung eines Bildes ausgefahren, das ein dem Hause befreundeter Künstler nur für den einen Tag ausgestellt habe, lasse ihn aber ersuchen einzutreten und sich kurze Zeit zu gedulden; die Gesellschafterin der Fürstin werde ihn bis zu deren Rückkehr unterhalten. Es war also auf ihn gerechnet. Er trat in einen mit allem erdenklichen Luxus ausgestatteten Salon.

Eine Minute darauf öffnete sich die Flügelthür und auf der Schwelle erschien eine Dame... eine Dame — er traute seinen Augen nicht, und doch — kein Zweifel: die blonde Pfarrerstochter stand vor ihm, etwas größer und voller, auch sechs oder sieben Jahre älter geworden, aber doch dasselbe freundliche, milde Gesicht, dasselbe blaue Auge, dasselbe schlichte blonde Haar. Eugen, nachdem die Wirkung dieser neuen Ueberraschung glücklich überwunden war, eilte ihr denn auch wie einer alten Bekannten entgegen, faßte ihre schon beim Eintreten vorgestreckte Hand und rief freudig: „Marie — Fräulein Marie —! Sie die Gesellschafterin der Fürstin? Ja, das hatte ich nicht erwartet!"

Marie rührte dieses Wiedersehen zu Thränen; sie konnte nicht sogleich antworten und stotterte dann: „Das muß Ihnen freilich ... unerwartet kommen ... Ja, wie lange ist's denn her, daß Sie ... O, diese Freude für Aurel!"

Jetzt erst fiel ihm wieder Aurel ein. Der Calcül in Betreff seiner complicirte sich durch diese Begegnung mit Marie Hammer noch mehr. Ganz plötzlich schoß ihm ein Gedanke auf — er wurde so schnell zur zwingenden Ueberzeugung, daß er ihm sofort Worte geben mußte. „Sie und Aurel sind gewiß längst ein Paar?" fragte er, oder fragte er eigentlich nicht, sondern erkundete er in einem Tone, als ob die Antwort sich von selbst verstünde.

Marie erschrack sichtlich, wurde kreidebleich und dann wieder feuerroth. Sie senkte die Augen; ein Paar Thränen rollten über die Wangen. „Ach nein —!" sagte sie, wie hastig abwehrend, „wie können Sie glauben ..."

Eugen merkte, daß er eine Dummheit gemacht habe. Seine Uebereilung that ihm leid. „Verzeihen Sie", bat er, „es kam mir so ... ich weiß selbst nicht, wie es mir so kam, aber ich hätte im Augenblick darauf schwören mögen. Sie die Gesellschafterin der Fürstin — er ihr Haushofmeister — und nach allem, was ich von früher her ..." Er brach ab, weil er merkte, daß er von Neuem Gefahr lief anzustoßen. „Verzeihen Sie", wiederholte er, „ich bin der Heimath seit Jahren ganz entfremdet. Als ich im Pfarrhause den letzten Abschied nahm, sah ich Sie am Krankenbette Ihrer lieben Mutter ..."

„Sie starb schon im nächsten Winter", berichtete Marie, die sich wieder gefaßt hatte. „Seitdem habe ich meinem Vater die Wirthschaft geführt — bis vor Kurzem ... Aber erzählen Sie doch von Ihren Erlebnissen, Herr von Trettau, die gewiß viel interessanter sind, als die meinigen." Sie bot ihm einen Sessel.

„Ach! da ist wenig und viel zu sagen", entgegnete er, ihr gegenüber Platz nehmend, „das Beste muß ganz allmälig und beiläufig zum Vorschein kommen, und ich hoffe, die Zeit dazu wird uns nicht fehlen. Daß ich Astronomie studirte, wissen Sie — vielleicht auch, daß ich einige Jahre in Paris und London zubrachte. Ich

bin meiner Wissenschaft leidenschaftlich ergeben geblieben. Sobald ich nach meiner Großjährigkeit — ich brauchte vierundzwanzig Jahre nach altem Gesetz — die freie Verfügung über mein kleines Vermögen erhielt, beschloß ich es in ihrem Dienst zu verwenden. Wo eine Expedition zum Zweck wichtiger astronomischer Beobachtungen ausgerüstet wurde, schloß ich mich ihr an, ohne die Kosten zu scheuen. Ich habe Indien gesehen, und so eben komme ich aus dem glücklichen Arabien; wie Sie sehen, ziemlich verbrannt, aber auch stark abgebrannt, bei alledem mit Schätzen beladen, die mir wohl zu einer deutschen Professur helfen können, wenn ich sie nur halbwegs zu nützen verstehe. Nun aber zu Aurel! Wie ist es ihm gegangen? Informiren Sie mich, bestes Fräulein. Was ist's eigentlich mit dieser Fürstin Wowolof? Wo und wie hat er ihre Bekanntschaft gemacht?"

„Mein Himmel! Sie wissen nicht —?" rief Marie überrascht. „Ich glaubte, das hätte er Ihnen gesagt, als er Sie hierher einlud. Die Fürstin ist ja Niemand anders, als — Anna ..."

„Anna?" Herr von Trettau starrte sie groß an. „Ihre Schwester Anna?"

Marie lächelte. „Meine Schwester nun wohl nicht ..."

„Nicht Ihre Schwester? Aber von wem sprechen Sie denn?"

„Von derselben, die Sie meinen, und die ich daher wohl unsere Anna nennen durfte."

„Ja, dann stürzen alle Stützen meines Gedächtnisses ein", rief er ganz außer sich. „Lösen Sie mir diese Räthsel."

„Gern", sagte Marie, freundlich mit dem Kopf nickend. „Es ist eine etwas wundersame Geschichte, aber auf die Wahrheit der Thatsachen dürfen Sie sich verlassen, und mehr als Thatsachen will ich nicht mittheilen. Ich habe Anna lange für meine Schwester gehalten; sie war aber ein angenommenes Kind meiner guten Eltern, die sich der armen, von aller Welt verlassenen Waise erbarmt hatten."

„Und auch Anna wußte nicht ...?"

„Damals noch nicht, als Sie uns mit Aurel zum ersten Mal besuchten. Erst nach meiner Einsegnung im nächsten Frühjahr erfuhren wir, was wir doch einmal erfahren mußten. Bei Anna stand es nun sofort fest, daß sie meinen Vater so bald als möglich jeder weiteren Sorge um ihre Zukunft überheben, daß sie sich eine selbstständige Stellung in der Welt erringen müsse. Ich zweifle nicht, daß sie dabei in schwesterlicher Liebe mehr an mich, als an sich dachte; sie wußte, daß mein Vater mir einmal nur wenig hinterlassen könnte, und wollte der Nothwendigkeit einer Theilung vorbeugen. Vielleicht sehnte ihr lebhafter Geist und ihr energischer Charakter sich auch aus der Enge des Pfarrhauses hinaus. Von meinem Vater in allen Schulwissenschaften gut vorbereitet und mit dessen Empfehlungen ausgestattet, besuchte sie ein Seminar, zeichnete sich beim Examen aus und erhielt bald eine Gouvernantenstelle in einem hochadeligen Hause in Livland. Dort lernte eine Schwester des Gutsherrn, die an einen russischen Fürsten verheirathet war und sich mit ihren Kindern besuchsweise auf dem Schlosse aufhielt, sie kennen und schätzen. Sie ruhte nicht eher, bis ihr Bruder und ihre Schwägerin einwilligten, ihr Anna zur Lehrerin für ihre eigenen Kinder abzutreten. So folgte denn Anna etwa ein Jahr nach ihrer Abreise von uns der liebenswürdigen Dame in das Innere von Rußland nach einem hinter Moskau gelegenen Gute. Sie können denken, wie sehr uns die Nachricht er=

freute, daß man sie dort mit ausgezeichneter Hochachtung und Freundlichkeit behandle und wie eine Angehörige der Familie an allen gesellschaftlichen Beziehungen derselben theilnehmen lasse. Aber noch Unerwarteteres sollte sich ereignen. Ein Onkel des Fürsten, ein alter Militair, quittirte den Dienst und zog sich auf seine Güter zurück. Er besaß ein Schloß ganz in der Nähe und besuchte von da aus oft seinen Neffen, um sich, selbst ein alter Junggesell, an dessen Familienglück zu erfreuen. Fürst Dimitri Wowolof sah Anna, vergaß seine sechsundsechszig Jahre, seine Fürstlichkeit, ihre untergeordnete Lebensstellung und Armuth und bot ihr seine Hand an. Sie sollte der warme Sonnenschein seiner letzten Jahre, das Glück und die Freude seines Alters sein. Er habe nicht mehr lange zu leben, sagte er ihr, sie opfere ihm also nur einen Theil ihrer Jugend, und sie werde im Besitz seiner großen Verlassenschaft volle Freiheit haben, das Leben zu genießen. Anna zögerte, dieses Anerbieten anzunehmen, das ihr so schwere Verpflichtungen auflegte und sie vielleicht mit ihren Wohlthätern veruneinigte. Aber die Fürstin selbst, die der leidenschaftliche alte Herr für seinen Plan gewonnen hatte, trat als seine Verbündete ein und redete zu. Wir wollen es einer armen Gouvernante nicht zu schwer verdenken, wenn sie sich dann doch von dem Glanze eines fürstlichen Namens und Reichthums blenden ließ; und warum soll sie nicht auch für einen Verehrer, der so rücksichtslos ihrer Schönheit huldigte, wirklich eine herzliche Zuneigung empfunden haben, wenn dieselbe auch nicht Liebe heißen konnte? Der Verlobung folgte die Hochzeit auf dem Fuße. Eines Tages hielt ein großer Reisewagen vor der Thür des Pfarrhauses. Fürst Wowolof mit seiner Gemahlin wurde gemeldet — wenige Minuten darauf lag Anna an meiner Brust."

Eugen hatte sich vorgebeugt, um gespannter zu hören. Nun Marie eine Pause machte, fuhr er wie aus einem Traum auf und wiegte den Kopf. „Das ist in der That eine wundersame Geschichte", bestätigte er, „aber es läßt sich erklären, daß der alte Haudegen ..." Er murmelte den Schluß in sich hinein. Sonderlich zu gefallen schien ihm die Geschichte nicht; er hatte die Augenbrauen fest zusammengezogen und blickte zur Erde.

„Das Verhältniß schien ein recht glückliches zu sein", fuhr Marie fort. „Anna bewegte sich darin ganz frei und ungezwungen. Sie gab sich ihrem „alten Papa" mehr wie eine zärtliche Tochter, als wie eine Frau, und sein soldatisch derber Humor, den sie frei walten ließ, half ihm allemal leicht über seinen grauen Kopf und über sein Podagra hinweg, indem er ganz ehrlich jedes Ding beim rechten Namen nannte. Wunderbar schnell hatte sie sich die Formen einer großen Dame angeeignet, ohne von ihrer natürlichen Munterkeit etwas zu verlieren. In ihr Innerstes ließ sie auch mich, ihre Schwester und Freundin, nicht schauen. Ich hielt nämlich im Stillen an der Meinung fest, daß es doch eine geheime Kammer ihres Herzens geben müßte, in die der Sonnenschein, der so hell auf ihrem Gesicht lachte, nicht zu fallen vermöchte. Doch was rede ich da? Anna hat allen Grund, mich eine unverbesserliche Pedantin zu schelten."

Eugen schüttelte den Kopf. Was sie sagte, war ihm sympathisch.

„Ich sollte durchaus das fürstliche Paar auf Reisen begleiten", setzte Marie ihre Erzählung fort, „aber ich widerstand dieser Versuchung ohne Mühe. Ich hatte damals ..." Sie stockte, senkte die Augen und zupfte an den Spitzen ihres Aermels.

Erst nach einer längeren Pause hob sie wieder den Kopf und schien mit einem prüfenden Blick zu erkunden, wie weit dem Gast zu vertrauen sei. „Es traf sich gerade zufällig so“, fuhr sie leiser fort, „daß Aurel im Schullehrerhause zu i Besuch war; er bereitete sich auf das letzte Examen vor — es kam ihm, wie er meinem Vater versicherte, darauf an, recht bald ein Amt und Einkommen zu erlangen, und mein Vater glaubte zu wissen, weßhalb? Anna zog ihn aus seiner Klause und beschäftigte sich viel mit ihm — mehr, schien mir, als dem alten General gefiel. Er dürfe nicht seine Studien auf das Nothwendigste beschränken, beredete sie ihn; die beschränkte Thätigkeit eines Magisters könne ihn auf die Dauer nicht ausfüllen, und wenn sie ihn ausfülle, sei es schade um ihn; er müsse zunächst in die weite Welt, an größern Aufgaben seine Kräfte prüfen, gerade er, der so lange unter dem Druck kümmerlicher Verhältnisse gestanden habe, dem man an der bescheidenen Haltung und verlegenen Miene noch immer den Schulmeistersohn vom Lande abmerke. Das stachelte Aurels Ehrgeiz, und die Mittel stellte sie ja — nicht ihm, sondern in zartester Weise seinem Vater — vollauf zur Disposition. Bald nach ihrer Abreise nahm auch Aurel Abschied, und — erst nach Jahren sah ich ihn hier in Rom wieder.“

„So — so ...“ murmelte Eugen. „Aber wie kam es, daß Sie ...?“

„Die Gesundheit des Fürsten erwies sich nicht als dauerhaft. Schon unterwegs zeigten sich sehr bedenkliche Lähmungserscheinungen; in die Heimath zurückgekehrt, verfiel er einem Krankenlager, von dem er sich nicht mehr erheben sollte. Anna hat ihn mehrere Jahre hindurch mit der aufopferndsten Treue gepflegt und er verehrte sie dafür wie eine Heilige. Als er die Augen geschlossen hatte, war sie Herrin seiner großen Güter. Eines Tages im letzten Spätsommer hielt wieder die bekannte hochbepackte Kutsche vor unserer Thür; eine schwarzgekleidete Dame stieg aus und warf sich in meine Arme. Ich komme zu fragen, sagte Anna, ob Du mich jetzt begleiten willst? Der Wittwe wirst Du hoffentlich diesen Liebesdienst nicht weigern. — Mein alter Vater, so schwer er mich entbehren konnte, meinte doch seine ganze Beredsamkeit aufbieten zu müssen, mich diesem Plan geneigt zu stimmen. So willigte ich ein. Hätte ich geahnt ...“

Sie unterbrach sich und ließ in merklicher Unruhe den Blick von ihm ab zur Erde gleiten. „Hätten Sie was geahnt ...?“ fragte er nachhelfend.

Marie blieb die Antwort schuldig. „Wir durchreisten Deutschland“, berichtete sie eiliger und trockener, „die Schweiz, Norditalien — nahmen unseren Winteraufenthalt in Florenz. Dort erfuhren wir, daß ... Aurel in Rom sei und Klosterbibliotheken durchstöbere. Nun hielt es Anna nicht länger — sie strebte nach Rom. Ich weiß nicht, warum ich mich beinahe vor einem Wiedersehen fürchtete ... wie konnten diese Jahre in der Fremde nicht den alten Jugendfreund verändert haben? Und ich war ja noch immer dieselbe — und Anna ...“, sie stand auf. „Aber sie bleiben recht lange. Da haben Sie nun alle unsere Erlebnisse.“

Sie hatte sicher die Absicht, diese letzten Worte recht leicht weg zu sprechen, aber das gelang ihr sehr unvollkommen. Als sie dann an's Fenster trat, nickte Eugen mitleidig hinter ihr her. Das arme Kind! dachte er bei sich — sie hat nicht aufgehört, ihn zu lieben, und er ... Ein Wagen rollte heran. „Sie sind es!“ rief Marie, sich rasch zurückwendend. Sie hatte vergessen, eine Thräne von der Backe fortzuwischen, die nun das heitere Gesicht ironisirte. Die Thüren flogen auf.

Sie eilte den Ankommenden entgegen und rief hinaus: „Eugen — Herr von Trettau ist da! Wie lange ihr aber bleibt!“

Der grüne Thürsteher trat ein und postirte sich militärisch. Die Fürstin rauschte an ihm vorüber in den Salon, Aurel folgte ihr auf dem Fuße, immer ängstlich bemüht, ihr nicht auf die Schleppe zu treten. Er grüßte den alten Freund von Weitem mit den Augen, schien aber sonst der Dame des Hauses, wie einer Respectperson nicht voreilen zu wollen. Anna küßte Marie herzlich und tupfte mit dem Spitzentuch über ihre Backe hin. „Hast Du geweint?“ fragte sie. „Doch nicht über meine rührende Lebensgeschichte, die Du wahrscheinlich Herrn von Trettau hast erzählen müssen? Ich verzögerte absichtlich die Rückkehr, um Dir Zeit zu lassen.“ Marie hatte sich erschrocken abgewandt. Nun erst begrüßte Anna den Gast. „Nicht wahr?“ sagte sie mit schalkhaftem Humor, „Sie wissen schon alles. Um so besser! Ich habe also nichts mehr zu erklären nöthig, und will mich mit Geduld fügen, wenn ich Ihnen nun so uninteressant bin, wie ein gelöstes Räthsel.“

Er küßte ihre Fingerspitzen. „O, das Räthsel ist noch lange nicht gelöst“, antwortete er, „nur aufgegeben, Durchlaucht ...“

Sie lachte laut auf. „Durchlaucht! Aus Ihrem Munde das! O, es ist zu komisch. Und was für ein feierliches Gesicht Sie dazu ...“ Sie hatte das Hütchen abgenommen und den leichten Shawl von der Schulter abgeworfen; Marie trat zu und ließ sich beide Gegenstände reichen. „Aber willst Du nicht die Kammerjungfer rufen?“ sprach sie ein und ließ sich doch den Dienst gefallen. „Gut, gut, Du liebes Närrchen, nimm nur. Natürlich soll kein fremdes Gesicht dieses Wiedersehen stören!“ Sie wandte sich wieder Eugen zu. „Ein sehr freundschaftliches Wiedersehen —! Durchlaucht, ha, ha, ha! Und wir haben im Pfarrersgarten zusammen Greifen gespielt!“

Er zuckte die Achseln. „Ja, aber seitdem —“

„Sind freilich einige Jahre vergangen — wir sind alt geworden — ich wenigstens, ich! Nach meinen Erlebnissen könnte ich gut Methusalems Alter haben. Ist es nicht zu albern, daß uns Frauen so etwas passiren kann? Wenn ein Mann den klügsten Kopf hat und ein ganzes Leben von Arbeit und Sorge daran setzt, was erreicht er im besten Falle? Und so ein leidlich hübsches Mädchengesicht mit ein Paar muntern Augen darf nur das Glück haben zu gefallen, um auf Titel, Würden und Reichthümer herabblicken zu können. Glauben Sie mir, so lange das weibliche Geschlecht so mühelos erntet — wenn auch nicht in jedem Falle! — hilft kein Moralpredigen der Emancipationsapostel. Lassen wir den grünen Burschen draußen das Vergnügen, ihre unschätzbaren Dienste einer fürstlichen Durchlaucht zu widmen, und bleiben wir hier immer hübsch unter uns. Sind Sie einverstanden?“

„Ganz einverstanden, gnädige Frau, obgleich mich auch die Durchlaucht sehr wenig geniren würde. Ich finde jede Form bequem, die mir die volle Freiheit der Bewegung läßt, und ein Titel ist mir allemal — ein Titel.“

„Hörst Du, Aurel?“ wandte sie sich zu diesem zurück, „so spricht ein Mann, der auf sich selbst steht. — Aber haben wir nicht die Pflicht, im freundschaftlichen Verkehr jeder Form möglichst viel Inhalt zu geben? Nennen Sie mich Frau Anna! das klingt gut und ist eine Wahrheit.“

Er küßte ihre Hand — diesmal nicht nur die Fingerspitzen. „Das ist etwas Anderes“, sagte er. „Und so erlauben Sie denn, Frau Anna, daß ich auch den alten Freund nicht vergesse, dem ich gestern nur so im Vorbeilaufen einen Kuß abgehascht habe. Sei gegrüßt!“

Aurel hatte lange schon auf diesen Moment gewartet; er eilte vor, umarmte Eugen stürmisch und klopfte ihm wiederholt die Schulter. „Ich habe ihn gestern schon tüchtig ausgescholten“, bemerkte Anna, „daß er Sie nicht zu mir in den Wagen nöthigte.“

„Ja — wo hat man immer gleich seinen Kopf“, entschuldigte er.

Man setzte sich um den runden Tisch von Florentiner Mosaik. Marie ließ sich's nicht nehmen, selbst das Frühstück zu besorgen. Eugen hatte Gelegenheit, die wiedergefundenen Freunde genauer zu betrachten. Er wunderte sich gar nicht, daß er Anna in der Fürstin gestern nicht sofort wiedererkannt hatte. Es waren freilich noch dieselben Grundzüge des Gesichts, aber alles Unvermittelte hatte die feinste Ausgleichung gewonnen, jede Form ihr reinstes und sicherstes Gepräge; die lebhaften braunen Augen schienen noch größer geworden; gleichsam in einer zierlichen Reminiszenz an die geniale Jugendfrisur kräuselten sich ein paar leichte Haarlöckchen über der glatten Stirn und fielen aus dem mit kunstvollem Kamme zusammengehaltenen Nest zwei Zopfspitzen auf die Schultern hinab, noch immer lang genug, um auch in dieser absichtlichen Verkürzung den Neid einer weniger Begünstigten zu reizen. Aber die Augen schauten nicht mehr so begehrlich in's Weite, und der Kopf drehte sich nicht mehr so schnell, daß die Zöpfe Rad schlugen. Die Gestalt hatte alles Eckige verloren und eine behagliche Fülle gewonnen; selbst die Hände, die früher zu lang und gestreckt schienen, zeigten nun zu den volleren Armen das beste Ebenmaß. Eugen mußte sich gestehen, daß seine erste Liebe ein wärmeres Gedächtniß verdiente, als er ihr bewahrt hatte. Anna war schön — sehr schön! Arme Marie!

Auch Aurel hatte sich verändert, aber die Veränderungen erwiesen sich dem aufmerksamen Blick mehr als äußerliche, lose angefügte. Er war auf's eleganteste frisirt und gekleidet; hätten Friseur und Schneider einen Gentleman aus ihm machen können, es hätte wahrlich an nichts gefehlt. Sah man jedoch näher hin, so war überall irgend eine Kleinigkeit nicht ganz in Ordnung: eine Locke der lichtbraunen Scheitel wollte durchaus nicht halten und wippte bei jeder Bewegung zur Nase hinab — früher hatte er das volle, etwas struppige Haar mit den fünf Fingern aufgestrichen, jetzt wagte er nur eine schüchterne Nachhilfe, die ihn sehr komisch ließ; die sonst untadelige Kravatte saß einige Linien zu weit nach links; einer der goldenen Hemdeknöpfe hatte das untere Knopfloch nicht gefaßt; die Uhrkette war verdreht — und wie Eugen dann so weiter abwärts schaute, glaubte er zu seinem innersten Gaudium sogar zu bemerken, daß die Stiefel zweien verschiedenen Paaren angehörten. Der deutsche Gelehrte verleugnet sich auch in Gesellschaft einer Fürstin nicht, dachte er bei sich. Er war scheinbar immer die Aufmerksamkeit selbst, vielleicht aber gerade deßhalb, weil er seine Zerstreutheit kannte und nicht merken lassen wollte; manchmal gab er mit ernstestem Gesicht die confusesten Antworten. Sein Benehmen gegen die Fürstin war nicht frei von einer Devotion, die zu dem brüderlichen Du nicht recht passen wollte: er bemühte sich sichtlich, ihr zu beweisen, daß er sich ganz in ihrem Dienste wisse, opponirte nur mit den gewähltesten Vorbehalten und beachtete Marie

möglichst wenig, als ob er der Herrin damit einen Gefallen zu erweisen meinte. Sprach er doch mit Marie, so geschah es in einer ganz anderen Tonart, Eugen meinte aus einer natürlicheren. Er vermied es dabei sie anzusehen, und wenn er sie auch ansah, irrte sogleich ein flüchtiger Blick auf Anna ab, ob er beobachtet werde. Eugen entging nichts davon.

Er mußte zu Mittag bleiben. Die alten Erinnerungen wurden vorgesucht und durchgesprochen. Wie man einander nur so nahe gestanden und dann doch Jahre lang kein stärkeres Bedürfniß gefühlt haben könne, einen regen Verkehr zu unterhalten! Weil alle Jugend sich in Wünschen und Neigungen ziemlich gleich sei, meinte Eugen, die realen Bestrebungen aber sofort zu verschiedenen Wegen wiesen. Jeder müsse sehen, was er im Kampf des Lebens aus sich gestalten könne, und dabei verliere er leicht den Genossen aus den Augen, der auf einer anderen Linie postirt sei. Wenn man sich dann aber wieder treffe, zeige sich doch, daß nichts fester halte, als eine Jugendfreundschaft. „Es giebt nur weniges Unvergeßliche im Leben", fügte er hinzu, „und dieses wenige fällt zum besten Theil in die Lehrzeit. Es wird sich schon noch mächtig erweisen, wenn wir erst die unruhigen Wanderjahre hinter uns haben und uns zur Ruhe setzen." Anna verlangte Bericht über seine Kreuz- und Querzüge; er erzählte viel und interessant. Einige Stunden verflossen schnell.

Die Unterhaltung wurde bald eigentlich nur noch zwischen Eugen und Anna geführt. Aurel, der sehr vergnügt aussah und immer von Zeit zu Zeit nickte, um zu zeigen, daß er bei der Sache sei, dachte doch sicher an etwas anderes. Allmälig fing er seine Nachbarin zur linken mehr zu beachten an, näherte sein Glas dem ihrigen und erinnerte an die beiden Väter daheim, erzählte auch, daß er heute ganz früh schon der Ausgrabung eines sehr merkwürdigen Reliefs beigewohnt habe. Er fing an die einzelnen Figuren zu beschreiben, ihre Stellungen, ihre Kleidung, deutete, ergänzte und zischelte zuletzt immer eifriger und lebhafter mit vorgebeugtem Kopf. Als wieder die Locke über die Stirn fiel, vergaß er sich so sehr, daß er einen vollen Griff in's Haar that und darin eine unheilbare Verwirrung anrichtete. Marie schien die Aufmerksamkeit, die er ihr schenkte, eher zu beängstigen, als zu erfreuen. Sie vermied es augenscheinlich, ihm das volle Gesicht zuzuwenden, und blickte manchmal so scheu auf Anna, als geschehe derselben ein Unrecht.

War Frau Anna derselben Meinung? Eugen bemerkte, daß sie ihm nicht mehr folgte, sondern heimlich das Paar beobachtete, das sich zu isoliren wagte. „Habt ihr beide Geheimnisse?" konnte sie sich endlich nicht enthalten zu fragen. Aurel fuhr erschreckt auf, und Marie erröthete ein wenig. „Wie gesprächig er sein kann!" fuhr sie neckend fort, „und ich erhalte meist nur die magersten Antworten." „Es sei von einem alten Bildwerk die Rede", entschuldigte die Blonde. „Ja, von dergleichen Zeug mit abgestoßenen Nasen ist er gar nicht fortzubringen", rief Anna lachend und mit dem Fächer auf seine Schulter klopfend, „aber im Uebrigen weiß ich in der ewigen Stadt noch immer besser Bescheid, als er, obgleich er so viel länger darin gehaust hat. Wenn ich meinen Bädeker nicht immer bei mir hätte —!" Sie hob die Tafel auf. Wundersame Störungen! dachte Eugen bei sich.

Es wurde zum Abend der gemeinsame Besuch eines Theaters verabredet. Bis dahin ertheilte die Fürstin großmüthig den Freunden Urlaub. „Das schwächere Ge-

schlecht muß ein wenig nicken", sagte sie, Marie umarmend und mit sich fortziehend. —

Aurel faßte Eugen unter, als sie auf die Straße hinausgetreten waren, und drückte seinen Arm. „Es ist mir recht lieb", meinte er, „daß wir noch eine Stunde ganz für uns haben, Bester." Sie gingen die Via Condotti entlang und die spanische Treppe hinauf nach dem Monte Pincio. Dort oben war's luftiger und die Bäume gaben Schatten.

Hatte Eugen erwartet, daß der Freund nun die Gelegenheit wahrnehmen werde, sich herzlich auszuplaudern, so sah er sich freilich getäuscht. Aurel schien sich immer tiefer in seine Gedanken zu versenken. Dabei drückte er doch wieder von Zeit zu Zeit zärtlich des Freundes Arm, ein Zeichen, daß er sich dessen Nähe bewußt war. Endlich nicht weit von dem freien Platz, auf dem die einsame Palme steht, machte er plötzlich Halt, kehrte ihm das Gesicht zu und fragte: „Was denkst Du nun eigentlich von alledem?"

Eugen war wirklich überrascht. „Wovon?" fragte er.

Aurel zog ihn in einen Seitengang. „Von der Fürstin — von Marie — von mir —" antwortete er stoßweise, „kurz von alledem."

„Das ist etwas viel auf ein Mal."

„So sprich Dich im Einzelnen aus, Eugen."

„Lieber Freund . . ."

„Ich bitte Dich, sprich Dich aus, Eugen!" bat Aurel dringender. „Ich werde Dir dankbar sein. Sieh —! wenn man so unmittelbar betheiligt ist, wie ich — hierhin und dorthin gezogen wird . . . was soll ich Dir sagen? man verliert jedes sichere Maß, sieht kaum noch die Bahn, die man sich vorgezeichnet hat, kommt in ein Schwanken und Taumeln . . . wahrhaftig! ich fühle mich manchmal wie betrunken. Bin ich wirklich berauscht —? bin ich krank —? befinde ich mich in einem Uebermaß von Wohlsein —? ich weiß es nicht. Du trittst aus der Ferne heran — wir sind Dir alte Bekannte und doch gleichsam wieder neue Menschen — warte nicht ab, bis sich diese Eindrücke verwischen und abstumpfen, mit einem Wort: sprich Dich aus! Wie habe ich mich nach einem Freunde und Berather gesehnt! Denke Dich zurück in unser Dachstübchen im Schullehrerhause — sei mir, was Du mir damals warst! Willst Du?"

Eugen merkte, daß er da vor den heiligsten Geheimnissen einer Freundesseele stand — der Hauch eines Wortes durfte nur an die sanft angelehnten Pforten rühren und sie sprangen weit auf. Durfte er eintreten?

„Du überlegst?" mahnte Aurel.

„Ich komme vielleicht aus zu weiter Ferne . . ." antwortete er.

„Nein, nein!"

„Gut! Darf ich fragen?"

„Frage."

„Eins nach dem andern und erst das Wichtigste: wie stehst Du mit Marie?"

„Mit Marie — ja, das ist's ja eben —! Warum nennst Du das das Wichtigste?"

„Wenn ich wirklich zurück soll bis in das Dachstübchen in Deines Vaters Hause . . ."

„Freilich, das sollst Du."

„Ich erinnere mich eines herrlichen Abends. Wir waren bis spät im Pfarrersgarten gewesen, hatten vertraulich in der Geisblattlaube gesessen, die der Vollmond so zauberhaft durchleuchtete. Es war eine so milde, weiche Luft, daß selbst die Pfarrerin zu bleiben wagte, und sie sprach nun in ihrer freundlichen Weise von der Schönheit der Natur und von Gottes Güte, die sich dem dankbaren Gemüth so reich zu erkennen gebe — sie die Kranke, immer Leidende! und ich getraute mir nicht, diese frommen und beglückenden Empfindungen durch meinen ketzerischen Widerspruch zu stören. Die Mädchen saßen ihr zur Seite, und wir ihnen gegenüber, und der Mond streifte die weißen Stirnen und vergoldete ihr Haar. Es war alles wie Zauber — und als wir nun über die stille Dorfstraße nach dem Schullehrerhause wanderten — wie jetzt, Arm in Arm — stand der Mond noch hoch über dem spitzen Kirchthurm, und wir freuten uns darüber und sagten wie aus einem Munde: der wird uns noch lange in's Stübchen scheinen! Und so war's. Wir ließen das Fenster auf, steckten unsere langen Pfeifen in Brand, lehnten uns hinaus und pafften den guten, geduldigen Mond so recht gemüthlich an. Dabei gingen uns denn natürlich auch die Herzen auf, und wir sprachen erst vom Pfarrer und von der Pfarrerin und wußten beide doch, daß wir eigentlich gar nicht sie meinten, sondern — "

Eugen fühlte einen leisen Ruck seines Arms; er hielt einen Augenblick in seiner Schilderung ein, aber Aurel sagte nichts, sondern seufzte nur leise. „Ich schwärmte damals für die braune Anna —" fuhr er in etwas veränderter Tonart fort.

„O! es war Dir doch nicht Ernst damit!" rief Aurel.

„Damals gewiß. Das muntere Mädchen mit den Blitzaugen und den langen braunen Zöpfen hatte meine ganze Phantasie wie in ein Netz eingefangen. Ich trat Dir ja auch nicht zu nahe, denn Du gestandest mir zum so und sovielsten Mal, daß Du die blonde Marie liebtest — Ich werde der glücklichste der Menschen sein, sagtest Du ... mit vielleicht zu jugendlichem Enthusiasmus, wenn ich sie erringe."

„Nein, ich empfand so", bestätigte Aurel, „ich empfand noch lange so. Meine Studentenzeit war erfüllt von diesem warmen Gefühl. O, Du weißt nicht, was das kaum sechszehnjährige Mädchen geleistet hat am Kranken- und Sterbebett der Mutter, und wie sie dann ihrem Vater eine Stütze gewesen ist, und wie auch unser Verhältniß sich immer klarer und ernster gestaltete, ob wir schon gar nicht darüber sprachen und selbst nicht einmal mehr die kleinen Zärtlichkeiten austauschten, die sich die Kinder harmlos erlauben durften. Ich wollte mit dem Examen fertig werden, und dann geradeaus vor den Vater treten. Und so wär's sicher auch gekommen, wenn wir ganz ungestört geblieben wären — — Da kreuzte Anna unsere Bahn ... "

„Die Fürstin Wowolof", sagte Eugen.

„Ja, die Fürstin Wowolof", wiederholte Aurel, „nicht mehr Anna. Ich muß Dir gestehen, daß ihre Convenienzheirath mich sehr gegen sie erkältet hatte, daß ich ihr beim Wiedersehen fast unfreundlich begegnete. Aber wie bald schwanden diese Wolken des Mißmuths — und sie legte es sichtlich darauf an, sie zu verscheuchen! Was war in diesen Jahren aus ihr geworden? Ein Weib von wahrhaft strahlender Schönheit. Sie war bezaubernd — selbst in ihrem Verhältniß zu dem alten General; und Marie neben ihr ... Ich will nicht sagen, daß sie in meinem Herzen etwas verlor — gewiß nicht! Aber in meinen Augen doch, in meiner Phantasie —

ich beschäftigte mich nicht mehr ausschließlich mit ihr, ich nahm sie nicht mehr zum Maß aller Dinge, ich betrachtete sie nicht mehr, wie sonst, als unvergleichlich, einzig in meiner Schätzung. Es ging mir wie eine ganz neue Entdeckung auf, daß unser Dorf und das Pfarrhaus darin doch am Ende nicht der Mittelpunkt der Welt sei, und daß das Leben sich mit einem freieren Blick erfassen lasse, als an den ich in der Enge meiner kümmerlichen Verhältnisse gewöhnt sei, und daß es erstrebenswerthere Ziele gebe, als das Rektorat in einer kleinen Stadt, oder das Katheder einer Gymnasial-prima. Wenn sich so ein Gedanke aber erst fest einnistet, banne ihn dann einmal! Liebster Freund — ich gab die Hoffnung nicht auf, Marie heimzuführen: aber es sollte nicht gleich geschehen, ich wollte nichts übereilen. Mein Ziel war höher gesteckt, ich brauchte längere Zeit bis dahin, und mein Kopf mußte frei sein. Ich schwieg, ging nach Berlin, nach Wien, nach Italien. Der Gedanke, einen häuslichen Heerd zu gründen, trat immer mehr zurück, mein ganzes Streben war darauf gerichtet, mir durch eine wissenschaftliche Arbeit von Bedeutung einen Namen zu machen. Vor einigen Monaten ... Aber das Letzte weißt Du ja."

Eugen verlangsamte allmälig ihren Schritt und blieb plötzlich stehen. „Du liebst die Fürstin?" fragte er schnell.

Aurel fuhr erschreckt zusammen. „Würdest Du das für Tollheit halten?"

„O — warum ...?"

„Ich — der Dorfschullehrersohn —!"

„Die Liebe gleicht alle Unterschiede aus. Liebst Du die Fürstin?"

„Eugen —!"

„Gerade heraus und auf Freundeswort!"

„Lieben — wie ich es sonst verstand ...? Sie hat sich aber doch meines ganzen Denkens und Empfindens bemächtigt — ich könnte ihretwegen der größte Narr werden."

„Ja, aber warum sprichst Du Dich denn nicht offen mit ihr aus?"

„Aussprechen — unmöglich."

„Und was hindert Dich?"

„Marie!" rief Aurel, „ja — ja, Marie!"

„Ah — Marie, Deine erste Liebe."

„Aber nicht meine vergessene Liebe. Wäre nicht Anna zwischen getreten, wir müßten längst ein Paar sein — und nun ..."

„Und nun —?"

„Nun lenkt mich wieder Marie von Anna ab. Wäre Marie nicht im Wege, ich würde längst der Versuchung nicht widerstanden haben, mich diesem schönen Weibe zu Füßen zu werfen und eine Entscheidung auf Leben und Tod zu fordern. Jetzt —! Glaube nicht, daß Marie mir nur eine unbequeme Mahnung an Versprechen bedeute, die ich mir am Ende doch nur selbst gab. Nein! das ist eben das Schlimmste, daß sie in meinem Herzen noch heute eine Macht ist ... nur vor einer Stunde habe ich es wieder erfahren."

Eugen wiegte nachdenklich den Kopf. „Sage mir noch Eins: glaubst Du wirklich der Neigung der Fürstin sicher zu sein?"

Aurel hüstelte verlegen. „Ich kann irren. Sie steht unter einem ähnlichen, nur noch complicirteren Bann, als ich. Nimm einmal an, sie liebe mich — es wäre

doch möglich! Nun aber hat sie sicher errathen, was so lange zwischen mir und Marie spielte — und Marie ist ihre Freundin, und im Pfarrhause hat sie so viel Wohlthaten genossen; darüber kann ihr Zartgefühl nicht hinweg. Marie selbst — ach! sie ist so seelengut, sie liebt Anna und will gewiß mein Glück, und doch ... Siehst Du! so hemmt immer einer den andern. — Es kann so unmöglich bleiben."

„Es kann so unmöglich bleiben", bestätigte Eugen. „Wie aber zu einem Resultat gelangen, wenn Du nicht den Muth einer Wahl hast?"

„Ich hätte vielleicht den Muth", antwortete Aurel zögernd und leise, „wenn ich mit einiger Sicherheit ... Aber ehe ich mich erklärte, müßte jedenfalls erst mein Buch erschienen sein — es wäre doch eine Art von Gegengewicht auf meiner Seite. Man hat mir eine Professur in einer kleinen Universitätsstadt angeboten, aber ich wage sie nicht anzunehmen. Anna will es nicht. Warum will sie es nicht? Lieber, Bester! sprich einmal mit der Fürstin, hole sie ein wenig meinetwegen aus, beobachte sie und sage mir, ob ich mich täusche. Hoffentlich bin ich noch nicht unheilbar toll; schon jetzt, da ich mich einmal mit ganzem Vertrauen geäußert habe, kommt mir mein Kopf etwas leichter vor."

„Vertraue mir auch ferner", sagte der Freund lächelnd. „Und nun für heute nichts mehr von so herzbewegenden Dingen, die doch am Ende keine Philosophie löst. Bereiten wir uns in einem Restaurant für das Theater vor, und dann zu den Damen." Er machte seinen Arm frei und zündete eine Cigarre an. —

Die Loge der Fürstin war schmal und tief. Es schien sich von selbst zu verstehen, daß Herr von Trettau als Gast den Ehrenplatz neben ihr vorn an der Brüstung erhielt. Marie hatte gebeten, sich im Hintergrund halten zu dürfen, wo ihre Augen durch den hellen Lichtschein weniger geblendet würden. Natürlich mußte Aurel nun neben ihr Platz nehmen. Die beiden waren vielleicht die aufmerksamsten Zuschauer im ganzen Theater; Anna plauderte nach italienischer Weise fast unausgesetzt mit ihrem Nachbar und schien sich vortrefflich zu unterhalten. Als man nach Hause fuhr, sagte sie scherzend: „Ich wette darauf, daß ich ein ganz neues Rom zu sehen bekommen würde, wenn ich es nochmals mit Herrn von Trettau besichtigte."

„Warum wollen Sie den Versuch nicht wagen?" fragte Eugen.

„Gut!" rief sie, „fangen wir also gleich morgen mit dem vaticanischen Museum an. Hoffentlich werden wir an dem berühmten Torso vorübersteuern können."

Als die Herren sich vor dem Hause trennten, klopfte Aurel dem Freunde beim Abschied vergnügt auf die Schulter. „Ich werde Dir einen ruhigen Vormittag zu danken haben", sagte er; „er soll meinen Arbeiten zu gut kommen."

Er ließ sich wirklich nicht einmal zum Morgengruß bei der Fürstin blicken. Sie vermißte ihn doch. „Hat es ihn verstimmt", sagte sie, „daß ich ihn für heute von seinem Amt absetzte? Er ist so leicht verletzt." Sie bat Marie um ein Blatt Papier und schrieb einige Zeilen an ihn. „So — das wird ihn wieder besänftigen", meinte sie. Marie seufzte kaum hörbar, aber Herr von Trettau hatte ein sehr feines Ohr. — —

„Wissen Sie, was mir an diesen Antiken am besten gefällt?" fragte die Fürstin, als sie langsam durch die Rotunde gingen.

„Nun —? Ich bin begierig."

„Daß sie wie neu aussehen! Ich glaube, kein zweites Museum in der Welt



kommt in der Hinsicht diesem gleich. Ich fühle mich wohl unter diesen Kunstschätzen, denn sie fordern von mir nur ein empfängliches Auge für schöne und charakteristische Formen, nicht aber künstlichen Enthusiasmus, oder, wenn Sie es so nennen wollen, Kunstverständniß. Es ist mir völlig gleichgiltig, ob diese Statue Original oder Copie, griechischen oder römischen Ursprungs, ob sie hier oder dort, im sechszehnten oder im achtzehnten Jahrhundert ausgegraben ist — wenn sie mir nur gefällt; und ich sehe immer wieder, was mir gefällt . . . zu Aurel's Verzweiflung."

„Ich bekenne mich ungefähr zu demselben Barbarismus", versicherte Eugen. „Die Frage ist nun also nur, ob unser Geschmack übereinstimmt."

„Machen wir die Probe!" schlug die Fürstin vor. „Wenn Sie sich eine dieser Statuen oder Büsten aussuchen könnten, welche würden Sie wählen?"

Eugen lachte. „So muß es freilich sonnenklar werden. Aber ich fürchte nur", fuhr er fort, „daß die Wahl, wenn sie sich nur auf einen einzigen Gegenstand lenken soll, zu schwer werden wird. Wählen wir jedes drei, und halten wir uns für befreundete Seelen, wenn wir auch nur bei zweien übereinstimmen."

„Gut — es mag so sein."

„Hier, der Zeus von Otricoli wäre jedenfalls dabei."

Sie sah ihn mit komischer Verwunderung an. „Ich glaubte, Sie würden sich zuvor nach irgend einer Venus umsehen. Aber einverstanden! ich liebe den alten Herrn auch, der trotz seiner ambrosischen Locken und seiner gewaltigen Stirn so gutmüthig dreinschaut. Nun aber Numero zwei!"

Sie waren noch nicht ganz einig geworden, als die Fürstin aufforderte, eine Weile Platz zu nehmen und auszuruhen. Sie wählte einen Sitz am Fenster, das die herrlichste Aussicht über die Gärten hinweg bis zum fernen Gebirge gewährt und schaute wie träumend hinaus. Dann wandte sie sich mit einer plötzlichen Biegung des schönen Kopfes ihrem Begleiter zu und fragte: „Was haben Sie eigentlich zu meiner Verheirathung gesagt, Herr von Trettau?"

Er war überrascht, faßte sich aber schnell. „Als ich davon erfuhr", antwortete er, „waren Sie zum Glück schon wieder Wittwe."

Sie zog die Augenbrauen auf und stützte das Kinn auf den Fächer. „Warum sagen Sie: zum Glück?"

Er überlegte, wie weit er sich wagen dürfe, ohne im Nothfall wegen des Rückzuges besorgt sein zu dürfen. „Mein Himmel!" flüsterte er dann geheimnißvoll, „sollte es Ihnen ganz und gar entgangen sein, daß ich als Primaner sterblich in Sie verliebt war?"

Ihre Lippe zuckte ein wenig und ihr Blick, obschon eine Secunde lang flimmernd, blieb fest auf sein Auge gerichtet. „Sie hatten die braune Anna zum Glück bald vergessen", sagte sie mit merklich spöttischer Betonung. „Vielleicht hätten Sie sich ebenso in die blonde Marie verliebt, wenn nicht Aurel . . ."

Er zuckte die Achseln. „Dergleichen jugendliche Schicksalsfügungen sind unberechenbar", rief er aus; „halten wir uns an die Thatsachen."

„An die Thatsachen —", wiederholte sie langsam. „Gut denn —! so ist es auch eine Thatsache, daß im Pfarrhause zwei sehr junge Mädchenherzen schlugen, und daß ihnen, bevor Herr Eugen von Trettau an unserem dörflichen Horizont auftauchte, nur ein Ideal zu Gebot stand."

„Sie wollen damit sagen, gnädige Frau —"

„Nichts! Ich berichte nur eine Thatsache. Und auch das ist vielleicht eine, daß sich Aurel erst entschied, als er auch für den Freund zu sorgen hatte."

„Ich glaube nicht."

„Sie glauben nicht? — Als ich über mich entschieden hatte — warum verlobte er sich nicht mit Marie?"

„Ich wage keine Vermuthungen."

„Ich auch nicht. Aber es ist eine Thatsache."

„Freilich."

Sie besann sich eine Weile. „Ich würde wahrscheinlich nicht geheirathet haben", fuhr sie dann träumerisch fort, „wenn ich mich von einer Menschenseele recht innig und treu geliebt gewußt hätte!" Ueber ihr Gesicht flog eine brennende Röthe und verschwand wieder. „Ich sage Ihnen das, weil ich von Ihnen nicht falsch verstanden sein möchte. Ich stand allein auf der Welt — ganz allein; meine Abhängigkeit von fremden Leuten war groß, meine Zukunft völlig unsicher. Und mein Herz . . . Was sollte ich mit meinem Herzen anfangen? Es hatte Niemandem so viel Werth, als dem alten freundlichen Manne, der in seinen Wünschen so bescheiden war. Ich gewann eine Aufgabe für's Leben und griff danach."

„Ich verstehe das", antwortete er ernst.

Sie sah ihn mit den großen braunen Augen wie zweifelnd an seiner Aufrichtigkeit an, nickte dann aber freundlich. „Als ich wieder frei wurde . . . hatte ich das Bedürfniß, glücklich zu sein und zu beglücken. Verstehen Sie auch das?"

„Auch das."

„Es zog mich zurück zu Denen, die mir gleichsam durch Bestimmung von früh auf angehört hatten — zu meiner Freundin Marie . . ."

„Und zu Aurel!" ergänzte er dreist.

Anna blickte scheu auf. „Allerdings auch zu Aurel. Warum soll ich's verschweigen? Ist er nicht, ich darf es mit einigem Stolz sagen, durch mich etwas geworden? Hätte ich nicht in sein Leben eingegriffen, er wäre längst hinter den Schulbänken verkümmert. Oder glauben Sie, daß Marie . . .?"

Sie brach plötzlich ab und stand auf. „Ah! wir vergessen", rief sie wieder ganz heiter, „daß wir mit unserem Experiment noch nicht fertig sind. Aber für heute, denke ich, ist's genug. Wohin fahren wir weiter?"

Eugen reichte ihr den Arm und führte sie die breite Treppe hinab. Um den Wagen standen und lagerten Schaaren von Bettlern. Sie zog ihre Börse und warf jedem ein Geldstück zu. „Man kennt die Fürstin Wowolof schon", sagte sie, „und läßt sie nicht ohne Zoll durch. Nun — ich will nie vergessen, wie arm die braune Anna einmal war."

Als sie am Obelisken vorbeifuhren, sah sie nach ihrer Uhr. „Es wäre Zeit zu frühstücken", bemerkte sie. „Sind Sie nicht recht hungrig? Mich macht das Sehen von Kunstwerken immer hungrig."

Herr von Trettau vergalt diese Aufrichtigkeit mit dem Geständniß, daß es ihm ungefähr eben so gehe. „Ich weiß ein reizendes Gärtchen hier in der Nähe", setzte er hinzu. „Ein Maler führte mich hin. Man bekommt da vortrefflichen Wein und auch einen frugalen Imbiß, alles noch in altrömischer Weise servirt —"

„Um so besser!“

„Ja, aber in der Kutsche mit dem fürstlichen Wappen und mit dem Grünen hinten und vorn dürfen wir da nicht vorfahren, das würde den ganzen Zauber zerstören.“

Sie warf ihm einen fragenden Blick zu. „Nun denn — — steigen wir aus“, sagte sie zögernd; „um meine Schleppe soll mir's nicht leid thun.“ Der Wagen wurde nach Hause geschickt. —

Als sie in der Laube saßen, erinnerten sie sich unwillkürlich an die Geisblattlaube im Pfarrersgarten, und damit tauchten so viele freundliche Bilder aus der Heimath auf, daß die Gedanken gar nicht davon los konnten. Eugen schilderte, wie er die langen braunen Zöpfe angestaunt habe und mitunter der Versuchung nicht habe widerstehen können, heimlich an den Spitzen die Bänder zu lösen, worauf sich dann das schöne Haar bei den lebhaften Bewegungen des Kopfes bald frei gemacht habe. „Ihnen also verdanke ich so manche Schelte der guten Mama“, rief sie gutgelaunt, „o, Sie böser Mensch! wenn ich das gewußt hätte!“

Als sie aufbrachen, äußerte Anna: „Wissen Sie, daß ein solches Extempore ganz allerliebst ist?“

„O, Sie ahnen überhaupt noch kaum, was Reisen heißt“, entgegnete er. „Kutscher und Bedienter und großes Gepäck aller Art sind ein schwerer Ballast, und das Schiff, das damit befrachtet ist, muß sich überall auf das tiefe Fahrwasser beschränken; wo aber auch der leichteste Nachen seinen Weg findet, wird es erst hübsch.“

„Es hindert ja nichts, auch einmal den Ballast über Bord zu werfen“, antwortete sie schnell. „Wir armen weiblichen Wesen freilich —! es gehört ein zuverlässiger Steuermann zu *so* einem kleinen Nachen.“

„Ich biete meine Dienste an“, sagte er.

„Sie —? Ah! das wäre doch noch sehr zu überlegen.“

Sie standen an der Treppe des Palazzo Wowolof. Anna löste ihren Arm und grüßte mit dem Fächer. „Ich erwarte Sie mit Aurel zu Tisch“, rief sie ihm nach. „Wollen Sie ihn nicht abholen? Er könnte über seinen Büchern die Zeit vergessen.“ Eugen versprach es. —

Und so trafen denn die vier so enge befreundeten Menschen wieder an der Tafel zusammen. Bei Frau Anna zeigte das extemporirte Frühstück und die kleine Motion darauf noch die beste Nachwirkung; Aurel hatte einmal wieder tüchtig gearbeitet und war deßhalb in der vergnüglichsten Stimmung, die er allerdings seinerseits den freundlichen Zeilen der Fürstin auf Rechnung stellte, und Marie hatte einen Brief von ihrem Vater erhalten, der sie schon deßhalb, weil er von ihrem geliebten Vater kam, erfreute. Eugen, der nun von jedem der drei mit mehr oder weniger Vorsicht in seine Herzensgeheimnisse eingeweiht, oder wenigstens bis an eine Spalte der letzten Verschlußthür geführt war, hatte so seine eigenen Gedanken, als er das Glas erhob und nach der Reihe zum Anklingen aufforderte. Jeder Ton war hell und rein. „Versuchen wir, ob auch der Vierklang stimmt“, schlug er vor. „Die Freundschaft hoch!“ Die Gläser trafen sich genau über der schönen Marmorschale mit Früchten. „O weh!“ rief die Fürstin, „das ist eine schauerliche Dissonanz! Wenn unsere Seelen nicht harmonischer gestimmt sind . . .“

Wie man von da auf Aeolsharfen und dann sogar auf die Musik der Sphären

kam, wäre schwer zu sagen. Dort angelangt, war man jedenfalls im Himmel, den Eugen als Astronom für sein specielles Gebiet erklärte. Nun fand das Gespräch neue Anknüpfungspunkte. Eugen sollte nicht mißgünstig sein, die guten Freunde auch auf ein Stündchen in den Himmel lassen und, da er dort so gut zu Hause sei, den Wegweiser spielen. Frau Anna meinte, es müsse doch ungemein schwierig sein, die Bahnen der Himmelskörper zu berechnen, und sie könne sich eigentlich gar keine Vorstellung davon machen, wie das gelinge.

Eugen mußte wohl einen guten Einfall haben, denn ein Zug von Schalkhaftigkeit markirte sich plötzlich auf seinem Gesicht. Er zupfte die langen Spitzen seines Schnurrbarts aus und sagte nach kurzem Nachdenken: „die Rechnung wäre so schwer nicht, wenn nur die fatalen Störungen nicht wären."

„Störungen?" riefen die drei Tischgenossen wie aus einem Munde.

„Störungen der Himmelskörper durch einander", bestätigte er fein lächelnd, „es ist so."

„Ich glaube doch gelernt zu haben, daß jeder derselben seine nach ewigen Gesetzen vorgeschriebene Bahn hat", wendete die Fürstin herausfordernd ein, und Marie meinte fromm, der liebe Gott müsse doch wohl dafür gesorgt haben, daß Raum für alle seine Werke sei.

„Und dennoch ist keine Bewegung eines Himmelskörpers denkbar ohne fortwährende Störungen", bemerkte Eugen, „da sich ja alle anderen Himmelskörper ebenfalls bewegen. Es giebt in der Astronomie mancherlei schwierige Aufgaben, aber kaum eine schwierigere, als die man das Problem der drei Körper nennt."

Wieder die verwunderte Frage von allen Seiten: „Das Problem der drei Körper?"

Herr von Trettau schien zu beabsichtigen, eine gewisse Spannung hervorzurufen. „Meine verehrten Freunde", begann er nach einer Weile, das silberne Messer auf dem Zeigefinger balancirend, „Sie sind sämmtlich, so sehr ich auch sonst Ihre Klugheit und Ihr Wissen schätze, so wenig mit astronomischen Vorkenntnissen ausgerüstet, daß ich mich in einiger Verlegenheit befinde, Ihnen in populärer Sprache eine Vorstellung von Etwas zu geben, was sich wissenschaftlich sehr bequem ausdrücken ließe. Zum Glück ist kein College von mir am Tisch, der die Hände über dem Kopf zusammenschlagen könnte, wenn ich zu menschlich rede. Also merken Sie freundlichst auf! Jeder Körper im Himmelsraum hat seine vorgeschriebene Bahn, sagen Sie. Gut! Eigentlich müßte man sich aber so ausdrücken: zwei Körper im Himmelsraum haben gegen einander ihre vorgeschriebene und unabänderliche Bahn, so lange sie selbst sich nicht verändern; Größe, Schwere und Anziehungskraft bedingen dieselbe. Ist das deutlich?"

Frau Anna nickte.

„Existirten nun überhaupt nur diese beiden Körper und nicht mehr, und wären ihre Eigenschaften unwandelbar, so könnte kein Zweifel darüber sein, daß auch ihre Bewegung gegen einander in unabänderlichen Bahnen erfolgte und eine Berechnung derselben hätte keine Schwierigkeit. Sie wären für und durch einander bestimmt, wie etwa zwei Menschen, die sich auf sich allein angewiesen sähen. — So wie nun aber ein dritter Körper hinzutritt . . ."

Er sprach leiser, um die Erwartung zu spannen, und schaute dabei im Kreise einen nach dem andern an. Frau Anna hatte den Ellenbogen aufgestützt und sich zu ihm vorgebeugt, Aurel die hohe Stirne gekraust, Marie die Hände im Schoß gefaltet. „So wie aber ein dritter Körper hinzutritt, ändert sich die Situation wesentlich. Auch er sucht nun vermöge der natürlichen Eigenschaften, mit denen er begabt ist, ein Verhältniß zu seinen Genossen, und zwingt vermöge derselben Eigenschaften seine Gefährten, ein Verhältniß zu ihm zu suchen. Während also immer je zwei Körper, wenn man sie mit sich allein ließe, nach eigenem Gesetz fortgetrieben und angezogen, ihre unabänderliche Bahn finden würden, muß der dritte durchaus zum Störenfried werden, indem er auch seine Anziehungskraft geltend macht und die beiden andern zu geringeren oder erheblicheren Abweichungen zwingt. Da nun aber jeder von den Dreien in Bezug auf die zwei andern der Dritte ist, und da überdies jeder von ihnen in jedem Augenblick seinen Platz verändert, sich den andern nähert oder von ihnen entfernt, so können Sie, meine verehrten Freunde, sich ungefähr die Wirrniß vorstellen, die sie gegenseitig in ihren Bahnen anrichten. Der eine stört immer den andern, und es ist für uns Astronomen keine leichte Aufgabe, diese Störungen für jeden besonderen Fall vorauszuberechnen, um bei der Beobachtung vor Irrungen bewahrt zu bleiben. Quod erat demonstrandum, sagt der Lateiner."

Als er ausgesprochen hatte, herrschte einige Minuten lang tiefes Schweigen an der Tafelrunde. Jeder schien mit seinen Gedanken beschäftigt. Eugen hatte da in seine astronomische Auseinandersetzung einen kleinen Satz eingeschoben, der nicht überhört war — er hatte nicht nur von Himmelskörpern, sondern auch von menschlichen Wesen gesprochen, vielleicht nur, um durch einen naheliegenden Vergleich seine Meinung deutlicher zu erklären. Hatte es etwa daher seinen Zusammenhang, daß die Fürstin plötzlich, anscheinend so wunderlich, fragte: „Und die Moral davon?"

Herr von Trettau zog die Schultern hoch auf und lächelte dazu recht malitiös pfiffig. „Die Moral, meine Gnädigste?" sagte er, „was hat die Astronomie mit der Moral zu thun? Sie glauben doch nicht etwa, daß ich Ihnen eine Fabel vorgetragen habe?"

Frau Anna drohte mit dem Finger, schwieg aber und hob bald die Tafel auf.

Der Abend wurde wieder im Theater zugebracht, aber diesmal ohne Marie. Sie hatte ihr Ausbleiben mit Kopfschmerzen entschuldigt. Beim Einsteigen in den Wagen complimentirten die beiden Freunde einander gegenseitig auf den Rücksitz neben Frau Anna, die schon Platz genommen hatte. „Das Problem der drei Körper!" rief sie lachend. Um „Störungen" zu vermeiden, setzten sich endlich Beide ihr gegenüber. —

Am nächsten Morgen gab es ganz unerwartet eine Scene zwischen Anna und Marie.

Das blonde Kind hatte schlecht geschlafen und fieberte merklich. Die Fürstin wollte einen Arzt rufen lassen, aber das verbat Marie ernstlich. Sie sei ganz gesund, nur ein wenig aufgeregt wegen eines Entschlusses, den sie eigentlich schon gestern nach Empfang des Briefes ihres Vaters gefaßt habe, der aber nun über Nacht zur Reife gekommen sei. Anna fragte überrascht, was das für ein Entschluß sein könne, der Fiebererscheinungen zur Folge habe. Und nun kam denn unter Thränen heraus, sie habe Heimweh und mache sich schon längst Gewissensbisse, daß sie ihren alten Vater so lange einsam lasse, da sie ihm doch als Gesellschafterin und in der Wirthschaft so

nöthig sei: und wenn sie dächte, daß dem lieben Manne etwas zustoßen könne und daß sie dann fern sei, brächte es sie um alle Ruhe. Sie bat die Freundin, ihr je eher je lieber die Rückkehr in die Heimath zu erlauben. Anna lachte sie anfangs aus, spottete über ihre zu gewissenhafte kindliche Treue, küßte ihr die immer reichlicher fließenden Thränen von den Backen fort, stellte ihr die Gefahren der weiten Reise „ganz mutterseelenallein" recht gräulich vor, schmollte, vermuthete irgend einen geheimen Rückhalt, schalt über Mangel an Vertrauen, weinte selbst — alles vergebens! Marie blieb mit ganz ungewohnter Hartnäckigkeit bei ihrem ersten Wort und wiederholte immer dieselben Gründe, die Anna immer wieder nicht gelten ließ. Sie dürfe nicht fort, hieß es endlich, und sie werde fort, war die Antwort. Und dann gab es einen Zank, bei dem jeder Theil viel mehr sagte, als er eigentlich sagen wollte, und dann schloß sich eine Thüre zwischen Beiden, und wer sie zuerst wieder öffnen würde, stand sehr dahin.

Als Herr von Trettau sich im Laufe des Vormittags einfand, um sich nach dem Befinden der Damen zu erkundigen, kam ihm Frau Anna mit verweinten Augen und verärgertem Gesicht entgegen und erklärte, sie habe heute gar keine Lust zu einer Ausfahrt, wohin auch immer. „Denken Sie sich", rief sie ganz außer sich, „Marie will mich verlassen — will nach Hause zurück — und das so plötzlich, so ohne jeden stichhaltigen Grund! Wenn ich sie gekränkt, unwissentlich verletzt hätte — aber es ist nichts, eine bloße Marotte, sie muß es selbst eingestehen. Was wird ihr Vater davon denken — was Aurel?" Eugen suchte sie zu beruhigen. „Lassen Sie mich einmal unter vier Augen mit ihr sprechen", bat er, „vielleicht bringe ich sie auf andere Gedanken." Damit war die erregte Frau einverstanden.

Als er eintrat, streckte ihm Marie die Hand entgegen, wie um ihn sanft abzuwehren, und sagte: „Ich bitte Sie recht herzlich, lieber Herr von Trettau, dringen Sie nicht in mich, meinen Entschluß zu ändern; er ist wirklich unwiderruflich und jedes Wort darüber wäre verschwendet. Ich bin keine leidenschaftliche Natur — Sie kennen mich gewiß als ruhig und bedächtig; nehmen Sie denn auch diesmal an, daß mein Thun und Lassen überlegt ist und daß ich einem Zwange gehorche, der sich mächtiger erweist, als alle Rücksichten, die Sie mir anrathen könnten."

Sie sprach diese Worte wirklich ganz ruhig und klar; der Sturm, der vor einer Stunde auch ihre Seele bewegt hatte, schien niedergezwungen, nur das bleiche Gesicht und matte Auge deuteten an, welche Verwüstungen er angerichtet hatte. Eugen hielt ihre Hand fest und führte sie einige Schritte weiter in's Zimmer hinein. „Es sei ferne von mir, mein liebes Fräulein", sagte er mit weichem Ton, „Ihnen einen Rath aufdringen oder Sie zu etwas bereden zu wollen. Alles, was Ihre Freunde erwarten dürfen, ist, daß Sie mit der Offenheit, die Sie sonst nie fehlen ließen, ihnen auch diesmal Gründe nicht vorenthalten. Man hat in solchem Falle, wenn man einen lieben Menschen plötzlich scheiden sieht, das Bedürfniß, sich vor sich selbst anzuklagen oder zu rechtfertigen, und es kann und darf dem Scheidenden nicht gleichgültig sein, wie er die Freunde zurückläßt."

Marie hatte den Kopf gesenkt und willig ihren Arm in den seinigen gelegt. Unter ihren blonden Wimpern rollte eine Thräne vor. „Ich habe meine Gründe ja genannt", antwortete sie nicht mehr ganz so frei, „— Anna kennt sie."

Eugen führte sie zu einem Sessel und ließ sich ihr gegenüber nieder. „Ich

zweifle nicht, mein bestes Fräulein", sagte er, „daß die Gründe, die Sie genannt haben, mitwirken, ja! daß dieselben unter andern Verhältnissen für Sie ganz allein bestimmend sein könnten. Aber in diesem Falle, möchte ich glauben . . ."

Ihr Athmen wurde rascher und schwerer, die Ader an ihrem Halse zuckte, die Wimpern hoben und senkten sich schnell. Er glaubte nicht fortfahren zu dürfen, ohne gleichsam ihre Erlaubniß abzuwarten. „Anna müssen diese Gründe genügen", sagte sie leise und das nicht ohne Heftigkeit, „ich kann ihr keine anderen nennen — ich kann nicht."

Eugen betrachtete sie mitleidig. „Marie — es mag so sein. Aber Sie sagen nicht nur der Fürstin Lebewohl, auch mir und — Aurel!"

Das durchzuckte sie. Sie sah mit einem schmerzlichen Blicke zu ihm auf, der sagen wollte: schone mich doch!

Eugen war grausam. „Darf auch Aurel Ihre eigentlichen Beweggründe nicht erfahren?" fragte er.

„Nein — nein!" rief sie, sich vergessend, „er am letzten."

„Er am letzten", wiederholte Eugen, „das darf mir Bedeutung haben. Und ich — auch ich nicht? Wenn ich verspreche zu schweigen und den Freunden gegenüber gleichwohl Ihre Vertheidigung zu übernehmen? Sie schenkten mir schon Vertrauen, als wir uns zum ersten Mal sahen. Wird es Ihnen so schwer, dasselbe zu erweitern, wenn ich Sie der herzlichsten Theilnahme versichere?"

Marie kämpfte mit sich. Ihre kleinen Hände zogen sich krampfhaft zusammen, als ob sie das Geheimniß festhalten wollten, das sich doch schon auf die Lippen drängte. „Sie wissen ja doch Alles!" sagte sie nach einer Weile wie befreit von einer schweren Last. „Aurel — — Ach! fragen Sie nicht weiter. Ich verstand ja doch, was es bedeuten sollte, wenn Sie uns gestern das Problem der drei Körper auseinandersetzten."

Eugen war gewiß ernst gestimmt, aber das „Problem der drei Körper" klang mitten aus diesen Schmerzenslauten so komisch für sein Ohr heraus, daß er ein Lächeln nicht verbeißen konnte. Marie bemerkte es zum Glück nicht. „Es geht uns gerade so, wie den Himmelskörpern", fuhr sie fort. „Drei Menschen, die so von frühester Jugend mit einander aufwachsen, sind wie drei Sterne, durch die Hand des Weltschöpfers am Firmament gesellt. Jeder zieht den andern an, bald mehr bald weniger — aber es bleibt ein Herüber- und Hinüberschwanken, ein Nähern und Entfernen und wieder Nähern in alle Ewigkeit, und nur die Sehnsucht kommt bei diesem Ausgleich zu ihrem Recht, nicht aber das Glück, denn das Glück findet sich nur im Vereinen. Ihr Problem der drei Körper ist auch zugleich ein Problem der drei Seelen, und als solches läßt es sich durch keine Rechnung lösen."

Sie hatte lebhafter und immer lebhafter gesprochen, und jetzt glühten ihr die Wangen. „Wäre denn aber zwischen der Menschen- und der Sternnatur nicht doch ein großer Unterschied?" fragte Eugen, der aufmerksam und mit großem Wohlgefallen zugehört hatte.

„Ja, ein großer!" rief sie, „und ich will ihn eben bethätigen. Die Sterne folgen dem Gesetz, das der Schöpfer in sie gelegt hat — sie müssen ihm gehorsam sein; der Mensch aber hat freien Willen, er steht nicht unbedingt unter dem Zwange seiner Neigungen, er kann sich trennen von der Gemeinschaft, die er stört

und die ihn stört — er kann bei sich selbst Ruhe finden. Er darf nur scheiden, und in den beiden andern vollzieht sich ganz von selbst die Vereinigung."

Eugen schüttelte den Kopf. „Ich zweifle doch, daß Ihre Lösung sich bewährt", sagte er bedenklich. „Ist es denn so ganz gleichgültig, welcher Dritte scheidet, und welche zwei zur Vereinigung gelangen?"

Marie wandte sich beunruhigt ab. „Das Rechte wollen muß uns genug sein", antwortete sie.

„Und gäbe es nicht noch eine andere Lösung?" fragte er, das Kinn in die Hand stützend.

„Eine andere —? Ich glaube nein."

„Vielleicht doch, mein liebes Fräulein. Sie helfen sich damit, daß Sie von den Dreien einen fortnehmen und die beiden andern sich selbst überlassen. Wäre der Effekt aber nicht unter Umständen derselbe, wenn man aus dem Problem der drei Körper ein Problem der vier Körper machte . . .?"

„Der vier . . .? O, Sie scherzen. Es würde dadurch nur noch complicirter werden."

„Hm — astronomisch betrachtet allerdings. Aber ich acceptire Ihr Zugeständniß, daß es mit den Seelen — oder sagen wir lieber: mit den Herzen — denn doch eine andere Bewandtniß hat als mit den Sternen. Geht der Dritte fort, so bleiben zwei — kommt der Vierte dazu, so werden daraus zwei und zwei . . . nicht wahr?"

Marie stand auf und trat an den Palmentisch vor dem Fenster, so daß er ihr Gesicht nicht sehen konnte. Er wußte nicht, ob ein Freudenstrahl der Hoffnung es verklärte, oder ob sie ihm zürnte. Sie pflückte eifrig die gelben und welken Blätter ab und ihre Hand zitterte dabei sichtlich. Es dauerte lange, bis sie ihre ganze Fassung wiedergewonnen hatte. Aber es gelang ihr, und als sie sich zurückwendete, schien ihr blaues Auge heiterer als vorher. Sie gab ihm die Hand, wie zum Abschiede, und sagte in ihrer milden und freundlichen Weise: „Es ist nun alles klar zwischen uns — verstehen wir uns so nicht, so können wir einander überhaupt nicht verstehen. Ob meine Lösung die richtige ist — ich weiß es nicht; aber für mich ist sie wirklich die einzig mögliche. Bitten Sie Anna, daß sie mich fortlasse. —"

Eugen schüttelte ihr die Hand. „O, Sie verdienten —!" rief er, „aber ich sage nicht, was. Gut! reisen Sie in die Heimath, es ist vielleicht wirklich das Verständigste. Aber meine Lösung gebe ich deßhalb doch nicht auf, und eine stille Hoffnung bleibt mir —"

Er wurde durch ein ziemlich stürmisches Klopfen an die Thür unterbrochen. Ohne die Aufforderung zum Eintreten abzuwarten, öffnete Aurel rasch und eilte auf Marie zu. „So eben höre ich von Anna", polterte er, „— ist es denn wahr, kann es denn wahr sein? Du willst uns verlassen?"

Eugen faßte seinen Arm und zog ihn fort. „St!" beruhigte er, „lärme nicht so gewaltig, als ob ein Unglück passirt wäre."

Er sah ihn verdutzt an. „Ja, aber wenn Marie —"

„Nun — sie hat ihre Gründe."

„Ihre Gründe! Ich lasse mir's nicht ausreden, es ist irgend etwas zwischen Anna und ihr . . . Sprich, liebe Marie, ist irgend etwas —"

„Ich habe eben unsere kleine Freundin auf's Gewissen interpellirt", versicherte

Eugen, seinen Arm wie einen Schlagbaum vorstreckend. „Es ist nichts der Art — Du kannst ganz beruhigt sein."

„Es ist wirklich nichts der Art", bestätigte Marie. „Anna bleibt meine liebe und einzige Freundin."

„Dann aber . . .!" Er zerwühlte seine Frisur und zauste unbarmherzig an seiner Halsschleife.

Eugen klopfte ihn auf die Schulter. „Marie braucht Ruhe", sagte er, „komm! gönnen wir ihr ein Stündchen. Es ist ja am Ende ganz natürlich, daß sie auch einmal nach dem alten Papa und nach der Wirthschaft im Pfarrhause sehen will. Und wenn unsere Sehnsucht nach ihr zu groß wird, nun — Ostpreußen ist weit, aber nicht aus der Welt, und Leute, die so weit gereist sind — — Komm! bei Tisch giebt's hoffentlich schon wieder vier heitere Gesichter, und heute trinken wir ja noch nicht das letzte Glas." Er umfaßte ihn und schob den Widerstrebenden vor sich her zur Thür hinaus. Aurel konnte eben nur noch zurückblicken und über die Schulter Marie zunicken.

Frau Anna war nicht in der besten Laune. Sie hatte sich auf einen Sessel mehr gestreckt als gesetzt und blätterte in einem Journal. „Nun?" rief sie Herrn von Trettau entgegen, „die Unterredung wollte ja kein Ende nehmen! Sind Sie nun gründlich informirt? Ist die Schuld auf meiner Seite?"

Eugen schien diese Anrede nicht sonderlich nach seinem Geschmack zu finden. Er zog die Arme an, beugte ein wenig den Kopf und antwortete kühl: „Durchlaucht sind völlig exculpirt."

Sie biß sich auf die Lippe, daß die Eindrücke der kleinen Zähne noch eine Weile kenntlich blieben, unterdrückte eine heftige Antwort und richtete sich im Stuhl auf. „Sie wissen nicht . . .", sagte sie ruhiger, aber noch immer verdrießlich, „Aurel beschuldigte mich sehr übereifrig . . . er wurde sogar recht unartig."

„Unartig, gnädige Frau?" verwies Eugen, zu Aurel hinüberblinzelnd, der verlegen und mürrisch zur Erde sah. „Ei, ei! kannst Du auch unartig sein?"

Aurel knurrte etwas vor sich hin, und die erzürnte Dame mußte nun doch lachen. „Ja, wie soll man's anders nennen?" rief sie, das Journal auf den Tisch werfend und aufstehend; „sage selbst, Du großes Kind, bist Du nicht unartig gewesen?" Sie gab ihm lachend die Hand und wandte sich dann mit einem Blick, der fragen konnte, ob es so gut sei, an Herrn von Trettau. „Aber in allem Ernst, lieber Freund, was haben Sie bei unserer Marie ausgerichtet?"

„Nicht eben viel, Frau Anna", antwortete derselbe ganz versöhnt, „wenn der wichtigste Punkt wirklich das Abreisen oder Hierbleiben war. Es giebt, wie wir ja alle wissen, Stimmungen, die sich kaum vernünftig begründen lassen und denen auch mit Vernunftgründen gar nicht anzukommen ist — das Gemüth hat nun einmal seine ganz absonderliche Logik. Wundern Sie sich auch nicht über die Plötzlichkeit dieser Erscheinung; dergleichen Stoff wird lange aufgesammelt und herumgetragen, und schließlich gehört ja immer nur ein Tropfen dazu, um das Gefäß zum Ueberlaufen zu füllen. Wer kann sich vor einem Anstoß hüten? Und so seien Sie ihr eine gütige Freundin, indem Sie ihr die einzige Gunst beweisen, um die sie bittet."

Anna und Aurel hatten offenbar deutlichere Aufklärungen erwartet; sie sahen einander wie fragend an, ob man sich dabei beruhigen dürfe. „Die weise Frau zu

Delphi konnte nicht in räthselhafteren Wendungen orakeln", meinte die erstere, das Schweigen brechend; „das Verständigste wird sein, sich nicht allzusehr darüber den Kopf zu zerbrechen. Was mich anbetrifft, so ist mein Herz so friedebedürftig, daß es diese geschlossenen Thüren nicht mehr einen Augenblick ertragen kann. Auf Wiedersehen!" Sie klopfte an und ihr ward aufgethan. —

Die nächsten Tage waren froh und wehmüthig zugleich. Man repetirte rasch noch einmal die ewige Stadt, um Marie die frischesten Eindrücke mitzugeben, und inzwischen wurde eifrig zur Reise gerüstet. Jeder Besuch an einer durch Geschichte oder Kunst geweihten Stätte war zugleich ein Abschied, jedes gemeinsame Mahl das so und so vielste vor dem letzten. Man sparte sich diese kleinen Kümmernisse nicht, fühlte sich in ihnen nur inniger verbunden. Und dann kam die Stunde des Scheidens. Der Wagen stand vor der Thür, die Koffer waren aufgeladen, der Haushofmeister meldete, daß alles bereit sei. Marie wollte die Freunde nicht zum Bahnhof mitnehmen, aber Aurel ließ sich nicht abweisen. „Ich glaube gar nicht daran, daß Du abgefahren bist", sagte er, „wenn ich Dich nicht mit leibhaftigen Augen abfahren sehe, und ich habe Dir auch noch Bestellungen an meinen und Deinen Vater mitzugeben." Er hob sie in den Wagen und setzte sich an ihre Seite.

Oben vom Fenster her nickte Anna, und Eugen, der hinter ihr stand, schwenkte ein Tuch. Sie standen noch eine Weile schweigend, als der Wagen schon nicht mehr sichtbar war. „Was treibt sie nun eigentlich fort?" fragte Anna endlich, ohne umzublicken.

„Das Problem der drei Körper", sagte Eugen leise.

„Ah, das —!" rief die schöne Frau und wandte so rasch den Kopf, daß die Zöpfe wieder Rad schlugen. „Dachte ich's doch." —

Aurel saß eine Weile stumm neben Marie. Er hatte zu viel auf dem Herzen und so wollte nun gar nichts herunter. Er legte seine Hand auf ihre Hand und sah sie an und senkte wieder den Blick. „Zürnst Du mir auch wirklich nicht?" fragte er zuletzt. Sie schüttelte den Kopf: „Wie sollte ich?"

Wieder eine lange Pause. Man bog auf einen freien Platz ein; die Ruinen der Bäder des Diocletian wurden schon sichtbar — der Bahnhof war nicht weit. „Weißt Du, Marie, daß ich Dich ein wenig beneide", nahm er wieder das Wort, schüchtern, als fürchtete er mehr zu sagen, als für die kurze Strecke räthlich wäre.

„Mich? Um was wohl —?"

„Glaube mir, oder glaube mir nicht: auch mich treibt's innerlich von Rom fort und in die Heimath."

Sie schwieg.

„Ich komme mir vor wie ein beladenes Schiff", fuhr er fort, „das nur auf günstigen Fahrwind wartet, um abzusegeln und die Schätze der Fremde in den heimathlichen Hafen überzuführen. So viel neues Material sich auch herandrängen mag, ich kann nichts mehr aufnehmen. Vielleicht nach Jahren auf einer neuen Reise wieder — jetzt nicht."

„Das ist sonderbar."

„Eigentlich nicht so, liebe Marie, wie ich nun einmal beschaffen bin. Ich habe nicht das Zeug zu einem Lebemenschen und brauche ein greifbares Ziel. Es kommt manchmal über mich eine Sehnsucht nach Stille, nach Abgeschlossenheit — ach! Du

glaubst gar nicht, wie! Wir haben viel Uebereinstimmendes in unserer ganzen Denk- und Gefühlsweise."

Sie lächelte. „Darum sind wir ja auch gute Freunde", sagte sie.

Er drückte seufzend ihre Hand. „Und müssen scheiden! Aber grüße mir den Vater, und bestelle ihm, er solle das Stübchen oben . . ."

Der Wagen hielt; der Grüne öffnete den Schlag; einige dienstbare Geister sprangen zu und begannen einen Kampf um die Koffer. Aurel führte Marie auf den Perron; an die Fortsetzung des Gesprächs war nicht zu denken. Das Damencoupé wurde aufgemacht. Die Glocke läutete, der Schaffner schloß mit einer höflichen Entschuldigung die Thür. Noch ein Lebewohl — ein stummer Gruß . . . fort brauste der Zug. — — —

In den beiden nächsten Wochen geschah wenig Bemerkenswerthes: das Ereigniß der Abreise wollte seine stille Nachwirkung haben. Man mußte sich ohne Marie einzurichten suchen, und daß sie, so wenig sie mit ihrer Person vorgetreten war, nun doch überall fehlte und vermißt wurde, zeigte am besten, wie viel sie den Freunden gegolten hatte. Aurel war ganz niedergeschlagen und nach Anna's scherzhafter Erklärung „unbrauchbar". Er müsse eine gute Weile angestrengt arbeiten, versicherte er, um wieder genußkräftig zu werden. „Geben Sie ihm Urlaub", bat Eugen für ihn, „ich verspreche, meine Aufmerksamkeit zu verdoppeln." Er mußte wenigstens versprechen, sich pünktlich zu den gemeinsamen Mahlzeiten einzufinden; nur geschah es mit dem Zusatz: „aber wartet niemals auf mich; ich vergesse mitunter die Uhr aufzuziehen und weiß dann nicht, was es an der Zeit ist." Das müsse eigentlich immer die Wirkung haben, daß er zu früh komme, meinte Frau Anna.

Von Marie langte versprochenermaßen täglich ein Brief oder eine Depesche an; so begleitete man sie auf der Reise und machte mit ihr Station. Endlich berichtete sie ihre glückliche Ankunft im Pfarrhause, und dieser Brief hatte freilich vier Tage gebraucht. Aurel, der ihn nicht ohne Rührung betrachten konnte, studirte sogar die halbverloschenen Poststempel.

Herr von Trettau nahm seine Verpflichtung, die Fürstin zu unterhalten, sehr eifrig. Die Stunden abgerechnet, in denen er auf der Sternwarte war, widmete er sich ihr so ziemlich den ganzen Tag. Sein Vorrath an guter Laune wie an allerhand Wissen schien unerschöpflich, sie nannte ihn bald ihr Trostbüchlein, bald ihr Conversationslexicon. Mitunter, wenn sie sich an Kunstwerken müde geschaut hatten, saßen sie stundenlang in der Weinlaube des bekannten kleinen Gärtchens und plauderten über die ernstesten Dinge. Auch kamen sie gelegentlich auf das „Problem der drei Körper" zurück. „Ich habe viel darüber nachgedacht", sagte Anna, „— aber es kommt wenig Vernünftiges dabei heraus. Was folgt denn, wenn die Störungen durch den Dritten aufgehoben werden? Daß die beiden Andern sich nun sehr viel kühler gegen einander verhalten und mit philisterhafter Ruhe ihre bequeme Bahn wandeln. Sie sehen ja nun, wie sehr gleichgültig ich Aurel bin, wenn er ganz ungestört ist."

Eugen lachte. „Aber ob er — Ihnen ebenso gleichgültig ist . . .?"

„Er giebt sich ja eine wahrhaft empörende Mühe! Und mit Erfolg — ich darf versichern: mit Erfolg."



Er bückte sich und drückte einen Kuß auf ihre Hand, die das Glas zudeckte. „Das freut mich!"

Sie zog rasch die Hand zurück. „Das freut Sie?"

„Aufrichtig! Ich bin ein Egoist und hoffe zu gewinnen, was er verliert."

„Ah —!" Die schöne Frau wandte ihm die Schulter zu. „Sind Sie so bescheiden? Er verliert wenig." Sie setzte den Strohhut auf und winkte die Kellnerin heran. „Was haben wir zu bezahlen?"

Das Mädchen schätzte mit einem sachverständigen Blick den leeren Raum in der Flasche. „O, die Herrschaften haben ja so wenig getrunken", meinte sie.

„Euer Wein ist sehr feurig", antwortete die Fürstin, „man muß sich vor ihm hüten."

„Er steigt gar nicht zu Kopf", versicherte die hübsche Römerin ganz ernst.

„Aber in die Zunge", behauptete die Dame, „und das ist mitunter ebenso gefährlich." Eugen drückte dem Mädchen ein Geldstück in die Hand, und das glückliche Gesicht bezeugte die Zufriedenheit mit so freigebigen Gästen. —

Abends im Theater durfte Aurel nicht fehlen, und er erhielt nun dort regelmäßig den Platz neben der Fürstin unmittelbar an der Brüstung der Loge. „Man darf doch nicht ganz in Vergessenheit kommen", meinte Frau Anna. Aurel war die Zurückhaltung selbst. Es war komisch für Eugen, der den stillen Beobachter spielte, wie Aurel es vermied, seiner schönen Nachbarin in's Gesicht zu blicken, wie er bei jeder Berührung ihrer Hand, oder auch nur ihres Fächers, zurückzuckte. Noch nie hatte er so aufmerksam den Begebenheiten auf der Bühne zugeschaut und den Tönen der Musik gelauscht, ja selbst das Ballet angestarrt, dem er sonst so wenig Geschmack abgewinnen konnte; merkwürdig war dabei nur, daß er am nächsten Tage bei Tisch, wenn man auf diese Dinge zu sprechen kam, ganz das Gedächtniß für sie verloren zu haben schien und die confusesten Bemerkungen zum Besten gab.

Mitunter machten die Freunde noch einen späten Spaziergang über den Corso hin. „Wie steht es denn nun mit Deinem Herzen?" fragte Eugen bei solcher Gelegenheit, ihn unterfassend und nahe an sich heranziehend. „Seit Deiner Beichte vom Monte Pincio hat sich manches verändert."

„Ja, es hat sich manches verändert", seufzte Aurel.

„Nur die Fürstin bleibt unverändert, was sie ist — eine liebenswürdige Frau, von ihrer Schönheit gar nicht zu reden."

„Meinst Du? Ja, ja! Du hast Recht, sie ist eine gefährliche Frau."

„Gefährlich? Wieso gefährlich?"

Aurel hüstelte verlegen. „Lieber Freund . . . wie soll ich's sagen? Gefährlich — das mag nicht der ganz richtige Ausdruck sein . . . oder vielmehr nur subjectiv zutreffend; ja, ja, subjectiv!"

Eugen blies kräftig in seine Cigarre, um sie zu lebhafterem Brennen zu veranlassen. „Ich wüßte doch nicht. Eine junge Dame, deren Herz und Hand zu gewinnen jedem Sterblichen das größte Glück erscheinen muß, kann ich unmöglich gefährlich nennen, wenn sie einem besonderen Sterblichen eine besondere Gunst schenkt. Subjectiv also gerade —"

„Siehst Du!" unterbrach Aurel, „das ängstigt mich eben. Wahrhaftig! ich bin nun einmal gar nicht der Mann, mir diese Gunst verdienen zu können."

„Aber was willst Du denn? Wenn ich Dich früher recht verstanden habe, war es doch nur die zarte Rücksicht auf Marie . . ."

Der Arm zitterte merklich. „Ja — kannst Du Dir denn die Fürstin als Professorsfrau denken?"

„Du hast ja aber nicht nöthig —"

„Lieber Eugen, ich muß Dir nur gestehen, ich habe die Professur, die man mir so freundlich angeboten hatte, nun doch angenommen."

„Aurel — ?"

„Ja, es ist geschehen und — weißt Du — es thut mir gar nicht leid. Ich sehne mich nach einem Wirkungskreise, nach einer festen Stellung in der Welt. Allerdings habe ich mir zunächst drei Monate Urlaub erbeten, um erst mein Buch druckfertig zu machen, und darum ist's vielleicht gut, Du sagst der Fürstin vorläufig noch nichts davon. Sie wird unzufrieden mit mir sein."

„Wahrscheinlich!"

„In drei Monaten kann ja noch dies und das geschehen . . ."

„Was zum Beispiel?"

Aurel antwortete nichts darauf. Sie waren bei seinem Hotel angekommen und er sagte eiligst „gute Nacht" und verschwand.

Eugen lachte hinter ihm her. „Wie närrisch doch die Menschen sind, wenn sie recht klug sein wollen!"

Seit diesem Gespräch fühlte sich Aurel in der Gesellschaft der Freunde augenscheinlich noch unbehaglicher. Seine Zerstreutheit nahm zu; Frau Anna bemerkte einen „melancholischen Zug" auf seinem Gesicht, der auf ein krankes Gemüth deute. Am nächsten Tage ließ er sich wegen seines Ausbleibens beim Diner durch „Unwohlsein" entschuldigen und die Dispensation vom Theaterbesuch schien sich dann schon von selbst zu verstehen. „Ob ihm wirklich etwas fehlt?" fragte die Fürstin, doch ein wenig besorgt.

„Ein gutes Gewissen!" antwortete Herr von Trettau mit sehr wichtiger Miene. „Im allertiefsten Geheimniß, da es ja doch einmal an's Tageslicht muß: er hat die Professur angenommen."

Die Stirne der schönen Frau krauste sich ein wenig und in den Augen wetterleuchtete es. Aber das Gewitter zog sogleich wieder ab. „Weiter nichts?" sagte sie nach einer Weile, anscheinend ganz gleichgültig.

„Vorläufig weiter nichts."

Sie zog einen Brillantring vom Zeigefinger und steckte ihn an den Mittelfinger, zog ihn dann wieder vom Mittelfinger und steckte ihn an den Zeigefinger zurück. Das Spiel schien sie ganz zu beschäftigen. Wieder nach einer Weile fragte sie: „Sie bemühen sich ja wohl auch um eine Professur, Herr von Trettau?"

„Nicht sonderlich", entgegnete er. „Ich habe nicht die Figur für einen Kathederheiligen. Das wissenschaftliche Nomadenthum geht mir über die gelehrte Seßhaftigkeit. So lange noch die Orte auf der Erde wechseln, von denen aus man am besten totale Sonnenfinsternisse, Venusdurchgänge und dergleichen Extraordinaria beobachten kann, wird mich eine gewisse Unruhe nicht loslassen, auch meinen Standpunkt zu wechseln. Hoffentlich finde ich noch einmal einen reichen Mann, der mir aus

Begeisterung für die Wissenschaft sein Vermögen zu so nützlichen Expeditionen zur Verfügung stellt."

„Muß es denn gerade ein reicher Mann sein?"

„O —! eine reiche Frau wäre mir entschieden noch lieber. Erlauben Sie, daß ich mich näher darüber erkläre?"

Sie schüttelte eifrig den Kopf und die Hand. „Um Himmelswillen, nein! Es interessirt mich gar nicht. Vielleicht begegne ich aber zufällig einer reichen Frau, die ich Ihnen recommandiren kann. St! kein Wort weiter. — Ich werde heute allein nach der Oper fahren. Die Loge ist mindestens für drei — oder nur für einen. Ich erlaube Ihnen, mich bis zum Wagen zu begleiten."

Er reichte ihr den Arm. „Anmuthiger ist noch kein Mensch an die Luft gesetzt", gestand er.

Auf der Treppe wagte er, seine Hand einen Augenblick auf ihre Hand zu legen. Sie duldete es. Als er sich aber beim Einsteigen in den Wagen als Stütze anbot, huschte sie schnell ohne seine Hilfe hinein. —

Aurel schwur darauf, als ihn Eugen besuchte, wirklich sehr unwohl gewesen zu sein. Es werde ihm schon zu warm in Rom, sagte er, die ewige Stadt sei nur im Winter erträglich. Eugen sah sich im Zimmer um und bemerkte eine große Holzkiste neben dem Büchergestell. „Du packst wohl schon?" fragte er. Ein Theil der Bücher solle nach Deutschland voraus, war die Antwort. Auf dem Stuhl am Fenster stand ein lederner Reisekoffer. „Und der da?" Aurel begleitete etwas ängstlich seine neugierigen Blicke. „Ach, der — liebster Freund . . . Er mußte einmal ausgestäubt werden . . ."

„Weißt Du, was mir neulich eingefallen ist?" fragte Eugen, der sich auf's Sopha gestreckt hatte.

„Wie kann ich das wissen?"

„Wenn wir uns damals anders geeinigt hätten: die braune Anna für Dich, und die blonde Marie für mich — es wäre klüger gewesen!"

Aurel schlug eine laute Lache auf. „Marie — für Dich? Höre Bester, — der Einfall ist aber auch sehr dumm."

Eugen paffte blaue Wolken und Ringe vor sich hin. Der Sache tiefer auf den Grund zu gehen, schien er keine Lust zu haben. „Ueberraschen wir sie vielleicht doch noch im Theater?" nahm er nach einer langen Pause wieder das Gespräch auf.

Aurel reichte dem Freunde die Hand und sagte mit ganz weicher Stimme: „Fordere heute nicht meine Begleitung, Liebster, ich hatte mir vorgenommen, einmal die Nacht durch zu arbeiten — der Hauptabschnitt muß durchaus zu Ende kommen."

„Wie Du willst."

Er hielt ihn noch fest. „Aber Du darfst mir deßhalb nicht böse sein. Es ist wirklich hier bei Tage so unruhig — ein fortwährendes Laufen Trepp=auf, Trepp=ab — ein Thürezuwerfen — ein Läuten mit der schrillen Hausglocke . . . manchmal zum Verzweifeln. Erst gegen Morgen wird's stiller; aber wie wenig nützt das? Man muß doch auch schlafen. Wenn ich sehe, wie langsam sich Seite an Seite fügt und wie viel wieder ausgestrichen werden muß, glaube ich gar nicht mehr daran, hier in Rom mit dem Buch fertig werden zu können. Oben im Schulmeisterhause käm's in wenigen Wochen zu Stande."

Eugen entgegnete nichts darauf, sondern nickte nur und drückte ihm die Hand und ging.

Einige Tage später wartete Frau Anna zur festgesetzten Mittagsstunde vergebens auf Aurel. Sie schickte einen ihrer Grünen nach dem Hotel, um ihn mahnen zu lassen. Der brachte die Nachricht zurück: der Herr sei früh am Morgen abgereist; über das Zimmer solle anderweitig verfügt werden.

Anna sah Herrn von Trettau fragend an; der aber schüttelte den Kopf. Sie setzten sich, einander gegenüber, an den Tisch; gesprochen wurde längere Zeit kein Wort.

Endlich brachte der Diener auf silbernem Teller einen Brief und präsentirte ihn der Fürstin. „Von ihm", sagte sie und riß eilig das Couvert auf. „Der Abtrünnige —! Da, lesen Sie."

Eugen las: „Verzeih mir, liebe Anna, wenn ich ohne Abschied davongehe. Ich wußte, Ihr würdet mich nicht fortlassen wollen, und meine Gründe, so gut sie sind, sind doch nicht discutirbar. Ich könnte Euch alles sagen, was sich mit Worten sagen läßt, und hätte Euch doch nichts gesagt. In Wahrheit, ich bin mir selbst noch ein halbes Räthsel, und ich fürchte mir wieder ein ganzes zu sein, wenn ich Euch Rede und Antwort stehen soll. Willst Du meine heimliche Flucht Feigheit schelten, so vergiß auch nicht, daß es Bande giebt, die man zerreißen muß, wenn man von ihnen befreit sein will — ich habe wenigstens den Muth, befreit sein zu wollen. Eugen weiß, daß ich die Professur angenommen habe — er weiß, daß mein Buch hier nicht fertig werden kann — er weiß — — ich weiß nicht, wie viel er sonst noch weiß. Es zieht mich in die Heimath zurück — unwiderstehlich, glaubt mir. Wundert Euch über nichts, was geschieht! Ich schreibe, so bald sich's schreiben läßt. Bis dahin, liebe Anna, zwinge Dein gutes Herz nicht, von mir abzufallen. Ich werde mich immer nennen — Deinen dankbaren Freund Aurel."

Frau Anna war aufgestanden und an einen kleinen Tisch getreten, auf dem eine Marmorfigur stand. Eugen folgte ihr dahin und gab ihr den Brief zurück. Sie faltete ihn zusammen und zog die Kanten zwischen den spitzen Fingern durch. „Was denken Sie nun davon?" fragte sie.

Er lächelte diplomatisch. „Die blonde Marie ist eine Zauberin."

Frau Anna sah nachdenklich vor sich hin. Nach einer Weile streckte sie die Hand aus und sagte: „Wissen Sie denn, Herr von Trettau, daß auch wir nun einander Ade sagen müssen?"

Er fuhr erschreckt über das ganz Unerwartete auf: „Auch wir? Weßhalb wir?"

„Können Sie fragen?"

„Frau Anna —!"

„Sagen Sie jetzt nur: gnädige Frau! es paßt besser zur ganzen Situation." Und damit reichte sie ihm die Hand.

Eugen griff nun danach; aber mit der Hast eines Menschen, der den Boden unter sich schwanken fühlt und im nächsten Augenblick in die Tiefe zu versinken fürchtet. „Nein!" rief er, „es kann Ihr Ernst nicht sein. Marie und Aurel dürfen über uns so viel Macht nicht haben; sie gehören zu einander, das ist nun sonnenklar, aber auch w i r — —"

Sie wollte ihre Hand zurückziehen. Er hatte sie nie vorher so bleich und ernst gesehen.

„Nein!“ fuhr er lebhaft fort, „ich täuschte mich nicht: auch wir gehören nach des Himmels Rath zu einander, und Aurel und Marie werden nur glücklich sein, wenn Sie diesem Rath demüthig folgen. Es regte sich in meinem sehr jungen Herzen einmal etwas für ein Mädchen mit braunen Augen und langen braunen Zöpfen, wie sich vordem nichts in ihm geregt hatte und — wie sich seitdem nichts wieder in ihm geregt hat. Es war Liebe und ist Liebe, und wird immer Liebe sein — und wenn die schöne und vornehme Dame, die vor mir steht, das braune Mädchen aus dem Pfarrhause nicht verleugnen will, so weiß ich, daß ich nicht zu kühn werde. Frau Anna — liebe Anna — weisen Sie mich nicht ab!“

Sie sah noch immer ernst vor sich hin, die schöne Frau, aber seine Hand fühlte einen leisen, ganz leisen Druck, für den er sofort herzhaft durch einen Kuß dankte — und dann hoben sich die Augenlider ein wenig, nur gerade so viel, daß ein freundlicher Blick durchschlüpfen konnte — und dann zuckte es um die Lippen, als ob sie sprechen wollten und doch kein Wort fänden — und dann plauderten ihre Augen und Lippen einander um die Wette Alles aus, was sie auf dem Herzen hatten, ehe eine Minute vergangen sein konnte, und das in einer Sprache, die gar nicht erst gelernt zu werden brauchte.

Ihm wenigstens schien's nur eine knappe Minute. Dann entzog Anna sich seiner Umarmung und ließ ihm nur noch ihre beiden Hände und sagte: „Nun aber auch furchtbar vernünftig —! willst Du das versprechen?“

Er schüttelte den Kopf.

„Dann muß ich Dich aber gleich fortschicken“, drohte sie.

Er küßte abwechselnd ihre rechte und ihre linke Hand und wieder ihre linke und rechte. „Wen so viel Glück nicht ein Bischen — toll macht . . .“

„Halt!“ rief sie, „oder ich nehme Alles wieder zurück. Schickt sich das für gesetzte Leute? Dort steht Ihr Stuhl, Herr von Trettau, und hier der meinige. Wann giebt's wieder eine totale Sonnenfinsterniß? Ich wäre geneigt, eine Expedition auszurüsten — vorausgesetzt, daß ich mitgenommen werde. — Berathen wir!“

„Ich glaube nicht mehr an Sonnenfinsternisse“, rief er. —

Kurz darauf war die Capelle im Palazzo Caffarelli auf dem Capitol festlich geschmückt; der Geistliche der deutschen Gesandtschaft stand am Altar, vor ihm das glückliche Brautpaar, Anna und Eugen. Einige gute Freunde waren als Zeugen geladen. Nach der Trauung fuhr man gemeinsam nach dem Gärtchen, wo die Kellnerin den Tisch gedeckt hatte, einen Tisch, wie ihn die grüne Weinlaube sicher noch nie beschattet hatte.

Denselben Abend noch fuhren sie von Rom ab, wie Eugen sagte: „aus dem Sommer in den Frühling hinein!“

Das war ganz wörtlich zu nehmen: sie fuhren aus dem italienischen Sommer in den deutschen Frühling hinein, und je höher sie nordwärts kamen, desto frühlingsmäßiger wurde es rund umher. Jenseits der Weichsel waren die Birken und Linden nur eben grün geworden und die Obstbäume blühten noch.

An einem Sonnabend langten sie in dem Städtchen Rastenburg an, und am Sonntag ganz früh setzten sie sich mit wenig Gepäck in einen offenen, mit zwei tüch-

tigen Pferden bespannten Wagen und fuhren in's Land hinein auf derselben Straße, die Eugen und Aurel einst als Primaner zu Fuß, mit dem leichten Ränzel auf dem Rücken, gewandert waren.

Es schlug eben elf vom Thurm, als sie den Wagen am Wirthshause halten ließen. Sie gingen Arm in Arm über die stille Dorfstraße — der Gottesdienst konnte noch nicht beendet sein, kein Mensch ließ sich blicken, nur kleine Mädchen, bunte Bänder in den drallen Flachszöpfen, und kleine Knaben mit wunderbar reingewaschenen Gesichtern spielten vor den Hausthüren. Der Weg zum Pfarrhause war mit schneeweißem Sand und gehackten Tannen und gelben Blumen bestreut, das Treppengeländer mit Birkenzweigen besteckt und das Thürgerüst mit einer Guirlande umflochten. Was giebt's denn heut? fragten sie sich.

Sie mußten sich's wohl selbst fragen, denn das ganze Pfarrhaus stand leer. In dem großen Gartensaal war eine Tafel gedeckt und ein gewaltiger Baumkuchen prangte in der Mitte in einem stattlichen Kreise von Weinflaschen. Thüren und Fenster standen offen, die warme Luft einzulassen. „Sie sind in der Kirche“, flüsterte Anna, und Eugen schlich auf den Zehen, als könnte jedes Geräusch den Zauber dieser Verlassenheit stören. Nun tönte von der nahen Kirche die Orgel herüber, für Anna ein so bekannter, lieber Klang. Sie summte leise die Melodie mit, während sie über den Kirchhof gingen.

Die alte Kirchenfrau hatte die Thüre nur halb geschlossen und sich auf ihren kleinen Schemel gestellt, um besser über die Köpfe der Bauern hinwegsehen zu können nach dem Altar. Der breite Gang zwischen den Pfeilern war ganz mit Menschen gefüllt und auch der Chor ringsum dicht besetzt. „Was giebt's denn heut?“ fragte Eugen, schon der Antwort gewiß.

„Trauung, liebe Herrschaften. Sind Sie nicht von den Gästen? Da hätten Sie können durch die Seitenpforte . . .“ sie betrachtete die Dame aufmerksamer. „Ei, mein Gott! das ist ja —“

„St! Lene, verrathen Sie uns nicht. Wer wird denn getraut?“

„Und das wissen Sie nicht? Unseres Herrn Schullehrers Sohn und unseres Herrn Pfarrers Tochter — aber still!“

Sie stieg von ihrem Schemel, gab einem von den Bauern einen Puff in den Rücken, zeigte auf die Herrschaften, denen Platz gemacht werden müßte und schob sie sanft hinein. Des alten Pfarrers laute Stimme hallte schon durch den gewölbten Raum. Er sprach ein Dankgebet. Breite glänzende Sonnenstreifen blitzten auf den spiegelblanken Messingkronen- und auf den silbernen Altarleuchtern. Man mußte schon eine Weile hinschauen, bis man durch den blendenden Lichtschein den Herrn Pfarrer sah und das auf den Altarstufen knieende Brautpaar — den Professor und die blonde Marie. Es war ein Festtag für die ganze Gemeinde, das stand auf allen Gesichtern geschrieben, und der blaue Himmel feierte ihn mit.

Die Ringe wurden gewechselt und der Segen wurde gesprochen, und der Pfarrer umarmte Tochter und Sohn und der Herr Schullehrer Sohn und Tochter, und dann intonirte die Orgel wieder und der Hochzeitszug setzte sich in Bewegung nach der großen Pforte hin, wo Eugen und Anna warteten.

Und als nun das junge Paar glückstrahlend vorüberkam — ein Stutzen, ein

leiser Aufschrei, eine lange Umarmung. „Eugen — Aurel — Marie — Anna —!" Der Zug stockte eine Weile, Alles drängte sich zur Begrüßung der unverhofften lieben Gäste.

Im Pfarrhause angekommen, ging's an ein Fragen und Antworten, daß man ganz verwirrt werden konnte. „Warum habt Ihr uns aber nicht geschrieben . . .?" „Weil wir selbst kommen wollten, Euch zu überraschen." — „So habt Ihr auch wohl gar nicht unsern Brief erhalten?" „Wie sollten wir unterwegs . . .?" „Und wirklich die braune Anna und Eugen —?" „Und wirklich die blonde Marie und Aurel —?" Und wieder eine Umarmung — wer weiß, die wievielste?

„Wer hat nun Recht mit seiner Lösung des Problems der drei Körper?" fragte Eugen, sich zu Marie beugend, als sie gegenüber dem großen Baumkuchen Platz genommen hatten.

„Ich denke: beide", antwortete sie freundlich nickend. „Sie haben freilich als der Vierte, wie ich nun wohl merke, mit bestem Erfolge eingewirkt, aber wenn der Dritte sich nicht entfernt hätte, wer weiß . . .? Fragen Sie nur Aurel! Er behauptet, daß ich ihn nachgezogen habe."

„Das nenne ich mir eine hübsche Lösung", rief Eugen, „wenn gerade das Gegentheil von dem geschieht, was man herbeiführen will. Oder vertrauten Sie vielleicht dem mathematischen Satz, daß zwar mit dem Quadrat der Entfernung die Anziehungskraft der Körper abnimmt, die der Seelen aber zunimmt? Gestehen Sie nur!"

Sie erröthete und lehnte sich an Aurel's Schulter. „Antworte Du ihm", sagte sie, die Augen senkend.

„Sei dem, wie ihm sei", entschied er und hob sein Glas, „vor Störungen, hoffe ich, sind wir fortan sicher."

Kaiser Karl's Heimgang.

Ein Vorspiel zu der Tragödie „Don Juan d'Austria" von Albert Lindner.

Saal im Rathhause zu Brüssel. Ein in der Mitte theilbarer Vorhang schließt den Hintergrund.

1. Scene.

Don Juan, den Arm auf ein Säulen-Piedestal gestützt. Escovedo tritt auf und zu ihm.

Escovedo.

Johann von Oestreich, Sohn des fünften Karl,
Ist's heute Zeit zur Schwermuth, junger Fürst?

Don Juan.

Fürst? Ja ich bin, was Du mich nennst, und fühl's
An diesem Tag wie nimmer, Escovedo.
Giebt's Fürsten ohne Titel und Geburt,
So war ich einer, eh' der größte noch,
Den diese Zeit gesehn, mich Sohn genannt.
Die Welt und eigenes Gewissen klagen
Mich souveränen Willens an. Doch ich
Will das Geschick verklagen, weil es mir
Zu meinem Stolz die Mittel nicht gegeben,
Die diesen Stolz entschuld'gen, weil es tückisch
Das Adlerei in's Rabennest gelegt,
Das Joch des Zugvieh's auf die Löwenschulter.
Und so, gehöhnt von dem gemeinen Troß,
Mit dem ich grollend meine Tage pflügte —
O ein gebor'ner drohender Empörer! —
Keucht' ich den Berg des Lebens dumpf hinan.
Da faßt ein Kaiseradler mich und trägt
Zum sonnigen Gipfel jählings den Betäubten:
Karl nennt vor aller Welt mich Sohn, er thut's
Am selben Tag, da er sein Reich vertheilt,
Für hundert Könige groß genug — und ich —

Escovedo.

Du furchst die stolze Stirne, Freund. Warum
Nicht heiter, majestätischer Bastard?

Don Juan.

Bastard! Da wird es liegen, Escovedo!
Unecht Gepräge! Diese Narrenwelt
Läßt keine Münz' in Cours, wo Ehrbarkeit
Nicht mit dem Staatsgesetz Gevatter stand.
Und dennoch — ist's nicht seltsam, daß verbot'ne
Falschmünzerei sich feineren Metalls
Bedient, als eines Eh'betts träger Stempel?
Ich bin Bastard: muß das die Wage sein
Für meinen Werth? Heil ruf' ich meiner Mutter,
Wer sie auch war, daß sie mir einen Kaiser
Zum Vater gab! Verwünscht sei dieser Kaiser,
Wenn er mit einem Bettelweib gebuhlt!
Da ist der Pflichtsohn, jener Pfaffenkönig,
Der Königspfaff — der — ja —

Escovedo.

Du meinst doch nicht
Die span'sche Majestät?

Don Juan.

So echt erzeugt,
Als wenn der Papst die Messe
Dabei gelesen —

Escovedo.

Meinst Du Deinen Bruder?

Don Juan.

Wenn Du Don Philipp meinen Bruder nennst,
So mein' ich ihn. Dies Machwerk soll mich trösten,
Wenn das Verhängniß mir's entgelten läßt,
Daß keine Kron' in meiner Windel prangte.
Du kamst vom Ständesaal, was hat's gegeben?

Escovedo.

Der Kaiser hat gesprochen lang' und laut.
Lateinisch war's. Er that die Kronenlast
Von seinem müden Haupt und segnete
Erst seinen Sohn, dann seine Niederländer.
Es war ein Schluchzen schwer und tief umher,
Nur Philipp's Antlitz blieb der Memnonstein,
Den keine Sonne noch geküßt.

Don Juan.

Und Karl
Gab weg die Welt — wie ward die Welt vertheilt?

Escovedo.
Warum verließest Du den Saal und hörtest
Dein Loos nicht selber aus des Vaters Mund?

Don Juan.
Um nicht zu hören, was ich fürchten mußte.
Wie ward die Welt vertheilt? Sprich, Escovedo!

Escovedo.
Ich weiß nur dies, daß Philipp einz'ger Erbe
Der spanischen Kronen ist.

Don Juan.
Verhüt' es Gott,
Daß Karl von seinem ungeheuren Reich
Nicht einen Winkel hätte, der es mir
Ersparte, Philipp's Unterthan zu werden!

Escovedo.
Es kommt nicht anders. Wer in Philipp's Welt
Zu dienen nicht vermag, kann auch nicht leben.

Don Juan.
Doch weil ich leben muß, so helfe Gott,
Daß ich auf einem Feld mich tummeln dürfe,
Wo nie der Unmuth zur Besinnung kommt.
Krieg ist mein Athem. Seine Weihrauchwolken
Und Scheiterhaufen lass' ich gern dem Bruder.
Mein Schwert mein Glaube! Findet sich die Liebe
Der holden Frau'n in meinen Gottesdienst,
So soll mich's auch nicht grämen. Bin ich doch
Der freien Liebe freier Sohn. Er gebe
Mir nur ein Schiff aus seinen zwanzig Flotten
Und hundert Schwerter aus dem span'schen Heer,
So will ich seine Welt nicht länger treten.
Doch wer kommt hier?

2. Scene.

Vorige. Bürger von Brüssel, darunter Meteren. Später van der Aken und Beata.

Escovedo.
'Sind Bürger dieser Stadt,
Wollen den Kaiser sehn zum letzten Mal.
Du sah'st, wie schwer er fortkam in den Straßen.
Sie drängten sich zu seines Mantels Saum,
Knie'ten im Koth und heischten seinen Segen.
(Glocken dumpf und fern.)
Horch, da beginnt das Grabgeläut! Der Kaiser
Verläßt den Ständesaal.

Meteren.
Da hört Ihr's, Bürger.
O edler Herr, so ist die Sage wahr,
Daß er zur Gruft will geh'n lebend'gen Leibes?
(van der Aken und Beata kommen.)

Escovedo.
Der Vorhang dort verbirgt den Sarg, worin
Sein Conterfei gebettet liegt. Er will
Im Bild so sterben, eh' er nach dem Kloster
San Juste geht im Land Estremadura.

Meteren.
So will er uns verlassen ganz und gar?

Don Juan.
Ihr liebtet ihn, den Kaiser?

van der Aken.
Edler Herr,
Wie man ein Gut liebt, das man lang' besessen
Und tauschen soll mit einem unbekannten.
Karl achtete die niederländ'schen Rechte
Und wohnte freundlich unsern Festen bei.
Wird man das auch von Philipp sagen können?
Wir wissen's nicht. Seit er in Brüssel weilt,
Sah Niemand ihn, wenn unter Priestern nicht,
Oder von waffenstarrenden Trabanten
Zehnfach umschanzt. Wer uns regieren will,
Muß leben lassen und zu leben wissen.

Don Juan.
Bei meiner Mutter unbekanntem Haupt!
In meinen Adern pulst ein Element,
Das freudig sich belebt bei Euern Worten,
Als wär' ich Eures Bluts. Wer seid Ihr, Herr?

van der Aken.
Mein Nam' ist van der Aken. Es geruhte
Karl's Majestät, seit er in Brüssel weilt,
Herberg' zu nehmen unter meinem Dach.

Don Juan
(zu Beata, die auf ihn starrt).
Was soll's? Wer bist Du, Kind? Was schaust Du mich
So groß mit Deinen Nornenaugen an?

van der Aken.
'S ist meine Enkelin, vieledler Herr,
Beata van der Aken.

Don Juan.
Kennst Du mich?

Beata.
Du bist ein König von den Niederlanden.

Don Juan.
Wer? Wer?

Beata.
Ich hab' ein Buch daheim, darinnen
Die Könige meines Volks sind gemalt.
Du gleichst dem einen, Pharamund genannt.

Don Juan.
Ei großen Dank, Du liebliche Prophetin.

van der Aken.
Was schwatzt das Kind? Vergebt ihr, edler Herr?
Sie ist ein seltsam eigenwill'ges Mädchen,
Die in das Köpfchen pfropft, was sie erreicht.
Kein Buch ist ihr zu alt, sie sitzt und sitzt,
Bis sie's ergrübelt. Und die Bibel kennt sie
Besser als mancher würdige Prälat.

Don Juan.
Das will noch nicht viel sagen, guter Herr.

Sie läßt kein Auge von mir ab. — Nun sag',
Was macht dem alten Pharamund mich ähnlich?

Beata.

Dein blond' Gelock, das auf der Schulter wallt,
Dein Auge, das der Schelde gleicht bei Gent,
Blau wie die Tief', und blendend wie der Spiegel.

Don Juan.

Du hörst doch, Escovedo? Don Juan
War — oder ist es — oder wird noch sein —
Wer kann es wissen? — König hier zu Land.
Wie sie mich anstarrt immerzu! Bewahr' mich
Mein guter Geist, daß mich ein Teufel nicht
Noch einst aus diesem Engelsmunde locke!

van der Aken.

Sie geht mit mir nach Spanien, edler Herr.

Don Juan.

Was thut Ihr dort?

van der Aken.

Ich bin dem König Philipp
Als Kronenrath und Träger der Brabanter
Geschäfte zugetheilt.

Beata.

Ist Spanien schön?

Don Juan.

Du wirst es lieben lernen.

Beata.

Nicht so sehr
Als mein Brabant und Flandern.

Don Juan.

Häßlich Land
Mit seinem ew'gen Nebel und Gewässer!

Beata.

D'rum lieb' ich's eben. Denn was häßlich ist,
Hat mehr der Liebe nöthig als das Schöne.

Don Juan.

Gott segne Dich, und mög'st Du halten einst,
Was Du dem Aug' und Ohre jetzt versprichst.

Beata

Du wirst mich nicht vergessen!

Don Juan.

Sei gewiß!
Vergäß' ich Deiner Worte nur so leicht,
Als ich Dein süßes Antlitz merken will!

(Ein Kämmerer kommt. Die Glocken hören auf.)

Kämmerer.

Seid still in Andacht, denn der Kaiser kommt!

(Don Juan rechts vorn mit Escovedo, die Niederländer links oben.)

3. Scene.

Vorige. Zwei Pagen mit Kron' und Scepter. Zwei Priester. Karl V., gestützt auf Oranien. Zwei Pagen. Philipp zwischen dem Cardinal Valdez und Antonio Perez. Priester. Niederländische Stände u. A.

Don Juan (zu Escovedo).

Bemerkst Du dies? Karl's kaiserlicher Arm
Gestützt auf den Oranien. Das Haupt
Der röm'schen Christenheit bedarf der Schulter
Des Lutheraners, um zu Grab zu gehn!
'S ist merkenswerth!

Karl.

Mein vielgeliebtes Volk!

Don Juan.

Und theurer Sohn! Ich meine den Bastard.

Karl.

So haben wir bezahlt, was wir der Erde
Noch schuldeten.

Don Juan.

Bekam ich denn schon 'was?
Wo hab' ich's nur? Ich kann mich nicht besinnen.

Karl.

Und abgeladen auf ein jüng'res Haupt
Ist nun die Welt, die uns'rer Seelenruh'
So viele Seufzer, unserm Hirn so viel
An Sorg' und unsern Nächten so viel Schlaf
Gekostet hat. So schleppe Du sie weiter,

(zu Philipp)

Und laß den Wahnsinn Dich beneiden d'rum,
Doch gute Menschen innig Dich bedauern.
Hier ist die Quittung: Spanien und Neapel,
Sicilien, Oestreich und die Niederlande —

Don Juan.

Ein stattlich Reich, bei Gott!

Karl.

In Afrika
Das grüne Vorgebirg und die Canaren,
Oran und Tunis; in Amerika —

Don Juan.

Genug! Ich sag', genug!

Perez.

So schweigt doch, Herr,
Ihr sprecht Euch um den Kopf!

Don Juan.

Mit sammt dem Hirn!
Mach' mir das Kunststück nach, Antonio Perez!

Karl.

Neu-Spanien, Cuba, Chili, Mexiko,
Domingo und Peru. In Asien endlich —

Don Juan.

Wird mir kein Fetzen bleiben?

Karl.

Die Inselwelt
Der Sunda, Philippinen und Molukken.

Don Juan.

Was? Was von der üpp'gen Tafel — jede Schüssel
Enthielt ein Königreich — nicht einen Bissen?
Sein Hund hätt' einen Knochen sich erobert,
Sein Sohn speist' am Geruch sich satt.

Karl.

Wer ist's,
Deß unbescheidener Mund mich unterbricht
So zähen Eifers, bess'rer Sache werth?

Don Juan.

Juan von Oest'reich, kaiserlicher Herr!
Wo ist mein Erb'?

Karl.

In Deines Vaters Herzen.

Don Juan.

Wollt Ihr mich segnen, Sire, so dank' ich Euch,
Nur gebt mir 'was, woran der Segen wirke.
Sonst gleicht Ihr einem Priester, der den Text
Des Ehespruchs auf einer Klippe spricht
In leere Luft, und keine Braut vorhanden.
O segnet lieber, was ich haben soll,
Denn was ich bin, das habt Ihr schon gesegnet,
Als meine Mutter lag in Euren Armen.
Wer war die Mutter? Soll ich's nie erfahren?
Rieft Ihr mich her nach Brüssel nur, um mich
Bastard zu nennen? Sire, was mich betrifft,
Ich gelte mir so echt erzeugt wie Einer.
Doch sieht die Welt hier einen wunden Fleck,
D'rum gebt ein weltlich Pflaster, das ihn heile.
Legt nur ein Ländchen d'rüber, eine Hufe,
Mir Brod zu zieh'n, das keinem König zinst.
Bin ich Eu'r Sohn, so bin ich Eurer Art
Und mag nicht dienen als dem höchsten Gott.

Karl.

Sprich hier nicht mehr, bis ich mein Amt gethan.

Don Juan.

Wär' ich so reich an Worten, wie der Bruder
An Körnern Sand in seinem Erbe, Sire,
Ich wollt' sie brauchen, bis die Lunge berstet,
Das Kleinod meiner Freiheit zu erhadern.
Ein Krönchen, Sire, von all' den hunderten!
Vererbt mit diesem tollgetheilten Erbe
Nicht Haß und Kampf! Zwei Meilen im Geviert
Vom ganzen Stern! Die winzigste der Inseln
Sei mir genug.

Karl.

Was marterst Du mit Bitten
Mich, der ich nichts behielt, und bittest nicht
Bei dem, der jetzt zu geben hat? Da steht
Dein Bruder Philipp —

Don Juan (zu Escovedo).

Hei! Das ist 'ne Wendung,
Die Loyola noch auch gefunden hätte!
So sei es denn! —

(Philipp erwartet mit finster drohenden Augen die Anrede. Don Juan endlich:)

Werft die Harpun' hinab
Und holt das Wort wie einen Hecht empor,
Sonst find' ich's nicht. — (tritt zurück; für sich).
Ich soll als Bettler sterben!

Philipp (zu Valdez).

Bemerkt ihr dies?

Karl.

Sprachst Du von Hader nicht
Den meine Theilung sä'te! Gieb mir doch
Noch einmal Antwort, Don Juan, eh' ich
Dies Ohr auf ewig für die Welt verriegle.
Ich gebe Dir, was Du verlangst. Ich gebe
Die fernste meiner Inseln Dir, wird das
Für ewig Dir genügen? Wird der Adler,
Der sich so mächtig regt in Deiner Brust,
In solches Reiches engem Käfig nisten?

Don Juan.

Seid unbesorgt!
Was mehr ich werth bin, Sire, das nehm' ich mir.
Gott gab die Welt als ungetheilten Schatz
An sein Geschöpf; er theilte dem Geschöpf
Ein denkendes Gehirn, den hohen Muth,
Den Durst nach edlem Wirken mit. Weshalb?
Ich denk', daß es von diesem vollen Schatze
Soviel ergreif', als es zu haben werth.
Und was ich werth bin, muß ich haben, Vater.
Nach diesem Rechte theilt Natur, und wahrlich,
Das Recht ist älter als die Vaterlaune.

Karl.

Da zischt der Drache, den ich fürchtete!
Lehr' den Monarchen, der die Völkerheerden
Ein halb Jahrhundert weidete, die Weisheit,
Wie er das Werk muß lassen, das er schuf!
Lehr' Du den Carlos Scepterträger kennen!
Soll mir das Haus, das mühsam hergerichtet,
Zuletzt durch einen Feuergeist wie Du
In Blut und Flammen enden? Menschenordnung
Kann nicht zum Hirten den Titanen brauchen.
Kraft, die gewohnten Maßstab übersteigt,
Soll sie nicht Unheil sä'n, so muß sie dienen!

Don Juan.

So muß ich dienen? Muß ich? Herr der Welt,
Du hast noch Erden, Sonnen, ungezählte!
Gab's keinen Winkel dort für Don Juan,
Als Du beschlossest, daß er leben sollte?

Karl.

Du bist von Geistes Gnaden Souverain!
Laß Dir an diesem Königthum genügen.
Die Welt gieb Denen, die nach irdischem Recht,
Nach armem, dürft'gem Menschenrecht sie erben.
Wohl dem, der einen Herrn hat! Jede Pflicht
Ist eine Wohlthat, aber furchtbar ist's,
Niemand auf Erden Rechenschaft zu schulden,
Als nur der Gottheit in dem eig'nen Herzen.

Don Juan.
Ach, Weisheit find't sich billig wie die Dirne
Zu eines Jeden Wunsch. Das ist des Menschen
Verruchter Vorzug vor dem blöden Vieh.

Karl.
Da seh' ich meine niederländ'schen Freunde,
Dich auch, mein wack'rer Rathsherr van der Aken!
(Aken will knieen, Karl fängt seine Hände auf.)
Du irrst Dich, Freund. Man kniet vor Todten nicht,
Auch nicht vor Bettlern und vor armen Sündern.
Hier ist der König — hattet Ihr mich lieb,
So wendet's meinem Sohne zu; es ist
Der Liebe Vorrath ein zu köstlich Ding,
Als daß er unverschenkt im Herzen roste.
Doch leiht mir eine Lippe von den Euren,
Daß ich mein Volk mag segnen. Ei so grüß'
Dich Gott, Du liebe Tochter meines Wirths!
Dem jüngsten Munde sei der Kuß vertraut,
So lebt er ja am längsten unter Euch.
(Er küßt Beaten.)
Kennst Du den König!

Beata.
Wohl, mein theurer Herr.

Karl.
So bring' im Namen Deines Volkes ihm
Die Huldigung, die Brauch ist auf der Erden.

Beata (kniet vor Don Juan).
Im Namen meines Volks!

Karl.
Was thust Du doch?

Beata.
Ich huld'ge, wo ich muß.

Karl.
Herr van der Aken,
Belehrt sie doch! Was kommt dem Kinde bei?

van der Aken.
Dort ist der König, den uns Karl gegeben!

Beata.
Hier ist der König, wie ihn Gott gemacht.

Don Juan.
Wollt Ihr noch weiter Zeugniß? Käm' ein Cherub,
Er spräch' nicht wahrer. Heil dir, süßes Kind!
(Hebt sie auf.)

Karl.
Das Mädchen schwärmt, laßt sie in Ruh'. — Mein Sohn,
Es ist mein Will', daß aus den Niederlanden —
Ich hab' sie lieb gehabt, und diese Liebe
Ist nicht der schlechtste Theil von Deinem Erbe —
Ein Mittler zwischen Dir und diesem Volk
Dir folgen soll zum Hofe nach Madrid.
Und dieser Mittler sei der van der Aken.
Leih' ihm Dein Ohr und achte seines Raths.
Lern' erst ein Volk, das Du regierst, verstehn,
So sparst Du Dir den Kummer der Gewalt.
Nun sprich ein Wort zum Volk, derweilen ich
Mich mit den Waffen des Gebetes rüste
Zum letzten Gang. Denn dieses habt zum Zeichen:
Wie Karl sein eig'nes Todtenamt begeht
Und seine Schritte lenkt durch jenes Grab;
So ist er todt für Euch und diese Welt,
Wenn ihn der Klosterfrieden aufgenommen.
Der Leib hat sich auf Erden nur versäumt
Und eilt der Seele nach, die schon hinüber.
(Er wendet sich, die 2 Priester zur Seite, nach hinten und kniet zum Gebet auf einer Stufe nieder. Kinderstimmen beginnen einen leisen Gesang. Alle Anwesenden wenden sich gleichfalls in der Haltung des Gebets nach hinten, sodaß nur Philipp, Valdez und van der Aken im Vordergrunde sind.)

Philipp.
Nennt Eure Wünsche!
Gott und die Heil'gen werden mich erleuchten
In meiner Antwort.

van der Aken (kniet).
Sire, gewähret uns,
Dem Brauch zu leben, den uns Karl gewährt.

Philipp.
Soweit ihn Christi Kirche dulden kann.

van der Aken.
Das von Jahrhunderten gebürgte Recht!

Philipp.
So weit es uns're Rechte nicht berührt.

van der Aken.
Die Freiheit uns'res Glaubens und Gewissens.

Philipp.
Ihr sollt die Freiheit haben, die Ihr braucht.
(winkt.)

van der Aken (steht auf).
Aus diesem König quillt kein warmer Hauch,
Der unser Hoffen schwellt. Beschütz' uns Gott!

Valdez (tritt zu Philipp).
Der Prinz ist liebenswerth.

Philipp.
Ein eitler Geck.

Valdez.
Ein Leu von Art. Der Liebling aller Frau'n.
Seid Ihr nicht wohl, mein gnäd'ger König?

Philipp.
Schweig'!
Du magst ihn tödten, aber lob' ihn nicht!
Ich will's nicht dulden, Priester!

Valdez (beiseit).
'S ist der Neid.
An dieser Fessel lenk' ich die Hyäne
Zur Ehre Gottes wie das sanfte Lamm!
(Laut.)
Er ist gefährlich, der Bastard!

Philipp (rasch).

Du meinst?

Er giert nach jedem Ruhm.

Valdez.

Er soll ihn haben.

Philipp.

Der Wunsch zu herrschen treibt ihn wild umher.

Valdez.

Er soll Genüge sehn für diesen Wunsch.

Philipp.

Bin ich so schwach im Hirn? Gefall' es Euch,
Mir ohne Räthsel, was Ihr meint, zu sagen.
Was soll's mit ihm?

Valdez.

So Dich was ärgern darf,
So mach' es schadlos!

Philipp.

Gut, ich will's zertrümmern.

Valdez.

Die plumpe Weisheit eines Knabenhirns!
Der Bastard ist geborner Feldherr, hell
Leuchten die Zeichen eines Schlachtendenkers
Von seiner Stirn. Sei er ein Paladin
Der Kirche Christi und der span'schen Krone,
Doch Tantalus in alles Wirkens Fülle.
Laß ihm den Wahn, für eig'nen Ruhm zu keuchen,
Dieweil er keucht in unserm Joch. Er soll
Den Sieg nie kosten, den er pflücken wird.
So hungrig, wie er ist, mag er die Frucht
Vom Baume des Erfolges hau'n — wir sorgen,
Daß sie der Kirche roll' in ihren Schooß,
Und ewig dürstend find' er nirgend Labe!

Philipp (im Triumph aufzuckend.)

So wird es gehn. Es soll der Lorbeerkranz
Nur flüchtig fächeln seine Stirn, doch nie
Dort Wurzeln schlagen. Gut.

(Valdez tritt zurück.)

Komm', schöner Falke,
Ich seh', Dich hungert. Atzung liegt bereit,
Nun stoß herzu — wie? schmeckt es nicht? Ich glaub's.
Der Köder war gemalt! So speise den!
Sieh', wie Du gierig thust. D'rum warte noch.
Ich nehm' ihn wieder weg. Kann sein, kann sein,
Ich hab' noch süßern Fraß, und such' ihn Dir.
Und so geneckt vom brennenden Gelüst
Fällt er vom Fleisch, verliert die Federn, magert,
Schnappt noch einmal, krampft seine Krallen ein
Und liegt verendet — still! Zum Sterben schickt
Der Kaiser sich — ich bin der Herr der Welt!

(Orgel. Gesang de profundis. Der Vorhang theilt sich, man sieht einen Leichenpomp. Der Sarg steht, seiner Länge nach, der Bühne zu, aber stark nach vorn geneigt, so daß der Kopf Karls, ihm durchaus ähnlich, nur geschlossenen Auges, dem Zuschauer gut sichtbar ist. Candelabres. Chorknaben mit Fackeln. Nach einer Weile steht Karl auf, die Priester treten seitwärts, der Mittelraum der Bühne ist frei. Der Gesang verhallt.)

Karl.

Gegrüßt, o Majestät des todten Karl!
Sei mir gegrüßt, Du Staub vom Kaiserstaube!
Wo blieben Deine donnernden Befehle?
Dein gold'ner Pomp, Dein Heer und seine Siege?
Folgten sie Dir bis an das letzte Haus,
Und nicht hinein? War Alles eine Lüge?
Jedoch Du selbst, was bist Du anders nun
Im Flitterprunke Deines Leichenhemds?
Für eine Handvoll Ewigkeit gewürzt
Mit Spezerei'n, äffst Du das Leben nach
Und lügst zum Sieger Dich im Reich des Tod's,
Der keinen Sieger duldet, als sich selbst.
Doch nein! Der Mund, so lang' von Stolz geschwellt,
Hängt müd' herab, nur die Verachtung blickt
Wie ein vergess'ner Posten Deiner Macht
Muthlähmend, eiskalt aus den fahlen Winkeln:
Verachtung alles dessen, was hienieden
Dir bog ein Menschenknie, Verachtung selbst
Der schleim'gen Made, die Dich bald benagt.
Bekennst Du Deiner Größe schaalen Wahn?
Und thätst Du's nicht, thät'st Du es jetzt noch nicht —
So zeig' ich Dir ein Bild und gebe Dir
Zerknirschte Demuth auf die ew'ge Reise
Als Zehrgeld für die Seele! Sieh' Dich um!
Da stehn die Länder weinend um Dich her:
Ererbtes Gut — wie mühelos erobert!
Die Colonien, die Du mit Feuerschlünden
Den armen wilden Menschen abgejagt —
Wie groß, wie glorreich hallen Deine Thaten!
Karl, höre mich! Gieb Antwort, großer Karl!
Wo unter allen säumen Deine Deutschen?
Wo sind die deutschen Ständ' in dieser Stunde?
All' jener Aufwand von erhab'nem Zorn,
Von Kriegeslärm und prahlerischem Trotz
Und eine Welt in Waffen zwangen Dir
Zwei deutsche Fürstlein nicht an Deinen Sarg?
Dein Riesentraum, gleich einem stolz geschwellten
Ballon, den eine Nadel traf, verschrumpft
Vor eines Mönchleins Zunge, vor der Zunge
Des Augustiners!

(Zu Philipp.)

Brütender Monarch,
Hier lerne, wenn Du lernen kannst! Ich selbst
Steh' noch befangen in der eig'nen Zeit,
Weiß nicht, ob jener Himmelsstürmer ward
Von Gott, ob von der Hölle mir bestellt.
Die Nachwelt wird es richten, wenn die Wahrheit

Von uns'rer Selbstsucht Bodensatz geklärt,
Einst ruhiger wallt im Strome der Geschlechter.
(Zur Leiche.)
Du aber, Karl, so Dir ein Rest von Stolz
Zurückgeblieben in der Kaiserasche,
O laß ihn dort und tritt die Himmelsreise
In Demuth an, eh' Dich der letzte Bettler,
Den Deines Rosses Hufe je bespritzten,
An himmlischer Begnadung überholt. —
Nun sehn' ich mich, o herzlich sehn' ich mich
Nach Ruh' für meiner Tage kargen Rest.
Hat hier noch Wer zu reden mit dem Kaiser?

Don Juan.

Sire —

Karl.

Stürm'scher Unhold, quälst Du mich so weiter?
Ist nicht mein Sohn, der nun Dein König ist,
Dein Bruder auch, und fändest Du kein Wort
Zu meinem Blut in seinem Herzen? Soll ich
Des Haders Anblick in die Grube nehmen?

Don Juan (mit raschem, off'nem Entschluß.)

Philipp, erlaub' ein Wort! Verzeih' Dir Gott,
Wenn Du's erträgst, daß ich noch einmal bettle.

Philipp (umarmt ihn).

Du kannst nicht betteln, wo ich schon gewährt.
Beneide mich! Du bist der Glückliche.
Den preis' ich, der sich tapfer darf erringen,
Was er begehrt. Ich, der ich Alles habe,
Muß es geschmälert und bestritten sehn.
Bin ich ein span'scher König? Badet sich
Kein maurisch Roß mehr im Guadalquivir?
Erglänzt der Halbmond nicht in's weite Land
Von allen Zinnen der Sierren? Liegt
Nicht Soliman vor allen span'schen Häfen?

Don Juan.

Und ich — versteh' ich Euch —?

Philipp.

Mein lieber Bruder!
Ich hab' im Schlosse zu Madrid ein Ding,
Das einem gold'nen Feldherrnstabe gleicht.
Willst Du, so folge fröhlich mir dahin!

Don Juan.

Der Himmel hellt sich, fernab grollend weicht
Die letzte Wolke von der dumpfen Seele!
O so Du's wahr und offen meinst mit mir,
Wie ich Dir wahr und offen will gehören:
Hast Du gethan, was Dich des Himmels Auge
Besser empfiehlt, als tausend Jahre Betens.
Ich will nicht fragen, was Dein Herz gewendet.
Ich will mich freu'n, wie sich der Vogel freut
Und regt die nassen Flügel nach dem Sturme.
Mach' mich zum Herren meiner Siege, Bruder,
So will ich siegend meinem König dienen!

Karl.

O seht! Wie fein und lieblich ist es doch,
Wenn Brüder einig bei einander wohnen.
Gefestet und gefugt lass' ich die Welt
Zurück — mich lasset ziehn in diesem Glauben!
Hebt keine Klagen um den Kaiser an!
Nur ein Gesang des Friedens halle noch
Verschwindend aus der Erdenferne mir
In meine Ruh'statt nach, und ich will denken,
Daß mich der Friede grüße, den ich schuf.
(Leiser Gesang: „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen".)

(Karl geht mit den 2 Priestern nach dem Sarge zu, die Uebrigen, außer Philipp, rechts und links ab.)

Philipp (lauschend).

Frieden auf Erden — — ja, in ihren Gräbern!
Ein Wohlgefallen — — Rom und meinem Haß!

Ende des Vorspiels.

Anhaltepunkte für die Kritik.

Zweierlei können wir dem Verfasser des Bastard als Verbesserungen an dieser „Umarbeitung" zugestehn. Es sind zwei oder drei grasse Ausdrücke getilgt worden. Der Verfasser wird wissen, daß hierin bisher ein wesentliches Hinderniß lag, seine Dichtungen bei der hierfür so feinfühligen Hofbühne von Byzanz anzubringen. Das Zweite ist die Entfernung einer Reminiscenz. Denn in der älteren Fassung, die am Berliner Belle-Alliance-Theater gegeben wurde, trat Johann von Oestreich allein auf und monologisirte:
„Johann von Oestreich, Sohn des fünften Karl,
Sei heiter . . . ."
Die Kritik rügte mit Recht, daß dies stark an Richard III. erinnere, wo die Hauptperson auch das Stück allein eröffnet: „Nun ward der Winter unsres Mißvergnügens . . ." Wir freuen uns, daß der Verfasser auf die Stimme der öffentlichen Kritik etwas zu geben scheint. Dafür müssen wir mit Bedauern bemerken, daß Lindner die wichtigeren Anlässe zum Tadel auch jetzt noch nicht beseitigt hat. Dieser ganze erste Act ist nichts als eine Copie des Königs Lear. Hier wie dort entäußert sich ein herrschensmüder Mann seines Reichs, hier wie dort richtet die Verblendung seines Verfahrens große Verwirrungen an. Das Plagiat kann auf keine

Weise beschönigt werden. Und wie willkürlich springt Lindner wieder einmal mit der Geschichte um. Aus dem Brockhausischen Conversationslexicon, das unsre Redaction besitzt, geht klar hervor, daß Johann von Oestreich i. J. 1556 erst 11 Jahre alt war, wie kommt Lindner dazu, ihn mindestens 17 Jahr alt auftreten zu lassen? Die Komödie mit dem Leichenpomp fand bekanntlich in San Juste statt, und solche Phantastik gehört auch eher nach Spanien als in die nüchternen Niederlande. Endlich hielt Karl soviel wir wissen, seine Abschiedsrede in lateinischer Sprache! — Wirft man einen Blick auf das Personenverzeichniß, so erstaunt man über die naive Dreistigkeit, mit der Lindner seiner Arbeit dadurch ein Interesse und Ansehn zu geben sucht, daß er Personen aufführt, mit denen uns ein Schiller bereits vertraut gemacht hat. Denn wie wir hören, wird uns im eigentlichen Trauerspiel auch die Eboli nicht erspart werden. Es fehlte nur noch, daß man uns den Prinzen Don Carlos in seiner ganzen historischen Blödsinnigkeit vorführte!

Es mag sein, daß das Opus, das sich Kaiser Karl's Heimgang betitelt, auch Vorzüge besitzt, aber die oben geäußerten Bedenken sind so schwerwiegend, daß sie jede Bereitwilligkeit zu einer anerkennenden Aeußerung lähmen müssen.

Albert Lindner.

Klänge des Schmerzes.

Von Hieronymus Lorm.

1. Nacht und Tag.

Die Seele schläft, daß eine Welt der Träume
Ihr glänzen soll.
So sind zur Schlummerzeit des Himmels Räume
Der Sterne voll.

Wie leer ist, wenn der Sonne Strahlen brennen,
Das Himmelszelt!
So offenbart des wachen Geist's Erkennen,
Wie leer die Welt.

2. Nachtwache.

Das Buch, wo Haß und Lieben
Ihr Tiefstes eingeschrieben —
Nicht schuf der Menschenwille
Dies Buch voll Graun und Pracht, —
Die Hölle wob's, das Eden
Aus fremden Zauberfäden:
Es ist die dunkle, stille,
Die schlafberaubte Nacht.

Verschollen und verloren,
Gestorben — nie geboren
Ist, was im Lebensglanze
Verläßt sein Schattenreich.
Was niemals eingetroffen
Von Sehnsucht, Wahn und Hoffen,
Erscheint zu buntem Tanze
Wie Irrwisch auf dem Teich.

Sie läßt den Wachen lesen
Als That, was nie gewesen,
Ob's auch als ahnend Rauschen
Der Seele schon sich bot.
Die Glocken sind verklungen,
Die Gräber aufgesprungen;
Es ist ein selig Tauschen
Des Lebens mit dem Tod.

Durch Worte, nie gesprochen,
Die nur als Pulse pochen;
Durch ihre Zauberbrille,
Durch wachen Traumes Macht —
Vom Leben uns, vom bösen,
Schon lebend zu erlösen,
Versucht die dunkle, stille,
Die schlafberaubte Nacht.

3. Vergangenheit.

Mein Herz, du bist das Himmelreich!
In deinen heiligen Räumen
Die Seelen wandeln sanft und bleich
Von längst verstorbenen Träumen.
Sie trauern, daß in verborgener Welt
Unsterblicher Schmerz sie gefangen hält.

4. Vor dem Tode.

Sterbend singen stolze Schwäne
Ihren Schmerz zum ersten Mal.
Eh des Todes Schwingen rauschen,
Eh die höhern Geister lauschen,
Keines Wortes, keiner Thräne
Halte werth die eigne Qual.

Tief zwar bohrt den Dolch in's Leben
Schmerz um ein verlornes Gut --
Stets noch unser als Entbehrung,
Nie mehr wieder als Gewährung,
Läßt das Glück uns im Entschweben
Sein Gespenst, das nimmer ruht.

Doch gelöst von ird'schen Banden
Wird erst das Erkennen klar,
Daß ein Glück, wie hold auch immer,
Wenn erblassen kann sein Schimmer,
Wenn's für ewig nicht vorhanden,
Auch nicht für die Stunde war.

5. Was man noch sagen kann.

Ich habe viel gelitten,
Geträumt, gewollt, gedacht,
Und ohne Rast gestritten
In heißer Lebensschlacht.

Genug! Die Augen brechen,
Das Herz ist müd und wund.
Die Klagen auszusprechen
Verschmäht der stolze Mund.

Nun bist du mir erschienen,
Da ich fast sterbend bin,
Und fragst mit sanften Mienen
Mich nach des Lebens Sinn.

Es fiel am Fuß des Walles
Ein armer Reitersmann,
Und was er sprach, ist Alles,
Was ich dir sagen kann.

Man trug den kühnen Degen
Aus blutigem Schlachtgewühl.
Sie kam, die Kranken pflegen,
Zu seinem Sterbepfühl.

Die herrlichste der Frauen,
Sie war des Königs Kind.
Er durfte sie noch schauen
Und schaute sich fast blind.

Sie frug ihn sanften Schalles:
„Du leidest viel? Sag' an!“
— „Es stirbt sich gut, ist Alles,
Was ich dir sagen kann!“

Ein Märchen vom Ganges.

Von Karl Woermann.

I.

Eh' Albion, das stolze, noch
Gott Indra's Volk gebeugt in's Joch,
Lag eine Stadt am Ganges-Strom,
Mit armen Hütten, still und traut,
Mit reichen Schlössern, stolzgebaut,
Und funkelndem Pagoden-Dom.
Doch aus dem bunten Häusermeer
Erhub sich vielgethürmt und hehr,
Hochragend in des Himmels Blau,
Die Königs-Burg, ein Wunderbau,
Deß Gärten sich verliefen
Bis an des Ganges Tiefen.

Drin saß im hohen Säulen-Saal
Mit goldner Kron' auf goldnem Thron
Der schwarzgelockte Königssohn,
Im dunklen Aug' der Weisheit Strahl.
An Schönheit war im weiten Reich
Dem jungen König Keiner gleich.
Und Keiner gleich an Kraft und Muth
In Tigerjagd und Kampfesglut,
Und Keiner gleich an Geisteskraft,
An Weisheit und an Wissenschaft,
Und Keiner gleich an Willen
Der Menschen Leid zu stillen.

Der junge König hält Gericht:
Beklagter steht mit stolzem Sinn;
Der Kläger rechnet auf Gewinn;
Erwartung, Furcht und Hoffnung spricht
Aus aller Hörer Angesicht.
Doch als der Spruch gesprochen war,
Sah Jeder Recht und Unrecht klar:
Laut jubelt' auf des Volkes Schwarm;
Die Gegner gingen ohne Harm
Nach Hause friedlich Arm in Arm
Und rings scholl's tausendtönig:
Heil unsrem jungen König!

Und als der Schwarm geräumt das Haus,
Und nur wie ferner Wogen Braus
Ihr Lärmen und ihr Jubel-Sang
Zum Schlosse noch herüberdrang,
Umgab des jungen Königs Thron
Der alten Räthe Schaar sogleich,
Die unter seinem Vater schon
Die Stützen sich genannt im Reich
Und nebenbei nach altem Brauch
Sich Säckel angefüllt und Bauch,
Und ob das Reich zertrümmert,
Sich wenig d'rum gekümmert.

Es waren aber allesammt
Die Räthe noch in Würd' und Amt,
Weil es in seiner Todes-Qual
Des Königs Vater so befahl.
Jetzt drängen sie sich schmeichelnd vor:
Der eine faßt des Jünglings Hand,
Der andre küßt sein Goldgewand,
Der Dritte raunt ihm was in's Ohr.
Er aber winkt gedankenvoll,
Daß man allein ihn lassen soll:
Die Räthe sich verneigen
Und geh'n hinaus — und schweigen.

Und als der edle Königssohn
Im hohen Saal allein sich glaubt,
Nimmt er die Krone von dem Haupt
Und legt sie nieder auf den Thron.
Und tritt, befreit vom Pflichtgefühl,
In seinen Garten, duftig-kühl,
Und blickt von der Terrasse Rand
Hinunter auf sein schönes Land
Und auf das bunte Stadtgewühl
Und auf des goldnen Stromes Strand
Mit Hütten und Palästen,
Umrankt von Blütenästen.

Und in das nahe Stadtgetos
Ruft bitter-klagend er hinaus:
„O Einsamkeit, o Königs-Loos!
Wie ist die Welt so reich und groß,
Wie weithin dehnt sich Haus an Haus!
Und in den Häusern allerwärts,
Da wohnen Menschen-Lust und Schmerz;
Doch überwiegend ist die Lust,
Denn an des ärmsten Mannes Brust
Schlägt liebevoll ein Freundes-Herz,
Das seine Wunden heilet
Und seine Wonnen theilet."

„Nur mir auf meinem stolzen Schloß,
Mir fehlt der liebende Genoß:
Kein Herz schlägt an dem meinen warm,
Das mich verstünd' in Freud' und Harm:
Nur eigennütz'ger Larven Schwarm
Umgiebt mich, und der Diener Troß.
Und Aller Herzen sind doch mein
Und Alles liebt mich, das ist wahr;
Doch liebt mich Alles offenbar
Nur wie die Flur den Sonnenschein:
Aus freiem Herzenstriebe
Schenkt Keiner doch mir Liebe!"

Doch Fürsten haben keine Zeit
Zu Schwermuth und zu Traurigkeit:
Schon tönen Cymbeln an sein Ohr,
Und anmuthvollen Ganges nah'n,
Mit leichten Falten angethan,
Die Bajaderen sich im Chor.
Sie schmiegen sich und biegen sich,
Bekleidet halb, halb lieblich nackt:
Sie dreh'n sich und sie wiegen sich
In feierlicher Rhythmen Tact:
Die Locken wallen lose
Im Abendwind-Gekose.

Und als der Tanz beendet war,
Da trat die schönste aus der Schaar,
Die vielberühmte Sängerin
Mit leichtgewalltem Rabenhaar,
Sich neigend vor den König hin;
Und sang ein Lied so rein und klar,
Ein Lied so wunderbar und wahr,
An Tönen reich und tief an Sinn.
Der junge König stand und lauscht'
Von des Gesanges Glut berauscht,
Wie auf des Ganges Rauschen
Geweihte Seher lauschen.

Dann fuhr er auf und sagte schnell:
„Das klang so rein, das klang so hell!
So drang noch früher nie ein Klang
Zu meinem Herzen froh und bang.
Der diese klaren Weisen schuf,
Antwortet meiner Seele Ruf.
Der dieser Lieder Ton erdacht,
Deß Herz für meines ist gemacht.
O sag' mir, Mädchen, wenn du's weißt,
Wie dieser Lieder Dichter heißt:
O sag' mir, wo er wohne,
Daß ich ihn fürstlich lohne!"

„O König", hub die lieblich an,
„Der Dichter ist ein armer Mann.
Er lebt in Einsamkeit und Noth;
Seit ihm die treuen Eltern todt;
Doch er ist schön und er ist jung,
In seiner Harf' ist Glut und Schwung;
Wo seine Lieder sind bekannt,
Wird Wundermund er zubenannt.
Doch seiner armen Hütte Raum
Vermag ich dir zu weisen kaum.
Woll' deine Räthe fragen:
Die können dir es sagen."

Darauf der König wohlgesinnt
Zu seinem klugen Rath beginnt:
„Ist dir der Dichter wohl bekannt,
Der Wundermund wird zubenannt?"
„„Den edlen Dichter kenn' ich wohl:
Schon fliegt sein Ruhm von Pol zu Pol!""
„Und ist die Hütte dir auch kund,
Bewohnt vom Dichter Wundermund?"
„„Des Dichters Hütte kenn' ich auch,
Fern von der Stadt Getös' und Rauch;
Doch niedrig und erbärmlich.
Es geht dem Armen ärmlich.""

„Wohlan, mein Rath, so reite Trab,
Zur Dichter-Hütte reit' hinab;
Doch in den Hain tritt ein zu Fuß
Und bring' dem Dichter dies Juwel,
In Gold gefaßt und ohne Fehl,
Und meinen königlichen Gruß;
Und sag ihm: „„Deiner Lieder Ton
Drang hell bis zu des Königs Thron
Und drang mit nie geahnter Lust
Bis tief in deines Königs Brust:
D'rum läßt er dich in Gnaden
Zu seinem Hofstaat laden.""

„So sprich zu ihm und mach' ihm Muth,
Wenn er vielleicht bescheiden thut,
Und faß ihn selber an die Hand
Und kleid' ihn in ein Prachtgewand

Und gieb in Huld und Freundlichkeit
Ihm selbst zum Schlosse das Geleit.
So führ' noch heut' im Abendstrahl,
Ihn ein in meiner Väter Saal!" —
Der alte Rath verneigt sich stumm.
Es schwirrt ihm wüst im Kopf herum;
Doch wie sein Herr befohlen,
Beflügelt er die Sohlen.

Und wieder steht der König-Held
Allein auf blühendem Altan.
Schon endet sich der Sonne Bahn
Und Purpurduft erfüllt die Welt.
Es schweigt der laute Lärm der Stadt;
Nur leise säuseln Blüt' und Blatt;
Doch durch des Königs Seele zieht
Mit hellem Ton des Dichters Lied;
Und hallt ihm tief im Herzen nach
Und ruft ihm Ahnungswonnen wach
Und thut ihm frohe Kunde
Von treuem Seelenbunde.

Nicht lang, so kehrt der Rath zurück.
Dem König pocht das Herz vor Glück.
Doch naht der Rath verstört und bleich
Und taumelt einem Trunknen gleich.
Alleine kommt er, wie er ging,
Und hält noch in der Hand den Ring,
Den Ring von Edelstein und Gold,
Den er dem Dichter bringen sollt':
„O König", ruft er hochentsetzt:
„Dein Ansehn wird gering geschätzt.
Nun zeig' dem frechen Dichter
Als Herr dich und als Richter!"

„Wie du mich hießest, flog ich hin,
Wo an des dunklen Ganga Strand
Des armen Dichters Hütte stand,
Trat höflich zu ihm ein und fand
Ihn auch bei seiner Arbeit drin.
Ich sagt' ihm als dein treuer Knecht,
Was du mich hießest schlicht und recht;
Ich bot ihm dar das Prachtjuwel
Und hatte deiner Huld kein Hehl
Und sprach: „„Es hat des Herrn Befehl
Zu seines Thrones Stufen
Dich gnädig hinberufen!""

Er aber sah von Kopf zu Fuß
Mich höhnisch an und ohne Gruß,
Und sprach: „„Der Fürsten Gunst ist Glas,
Und Glas zerbricht beim ersten Stoß,
Und Elend ist der Knechte Loos,
Die Fürstenhuld gezogen groß.
Geh' hin und sag' dem König das.
Mich laß in Freiheit und in Ruh.
Das Kleinod aus des Königs Truh',
Das aber, Knecht, behalte du!""
Er sprach's und ließ mich stehen.
Ich wollt' vor Scham vergehen."

Da unterbrach den Redeborn
Des alten Raths des Königs Zorn:
Wild fuhr er auf vom Thron und rief:
„So senk' ich in den Ganges tief
Die Lieb', die mir im Busen schlief,
Und Rache sei der Seele Sporn.
D'rum eil' hinab mit raschem Schritt,
Nimm eine goldne Kette mit,
In goldne Fessel schlag' den Geck
Und weide dich an seinem Schreck
Und laß ihn so in Ketten
Auf dürrem Stroh sich betten!"

Den Rath verklärt ein Freudenschein.
Er schickt sich an zum frohen Gang;
Da tönt der Sängerin Gesang
Herüber aus dem Palmenhain.
Sie sang denselben süßen Ton,
In Abendgluten hingehaucht,
Der einmal schon den Königssohn
Bezaubert hat. Sein Grimm verraucht.
„Bleib", ruft er aus, „wie dem auch sei:
Der freie Dichter bleibe frei;
Denn keinem Herrn und König
Sind Kunst und Freundschaft fröhnig!"

Der Rath verneigte sich und ging.
Der König starrt' in stummem Leid
Hinauf zum gold'nen Sternenkleid,
Das herrlich um den Himmel hing:
Dann rief er aus in Schmerz und Hohn:
„O was sind Scepter, Kron' und Thron,
O was sind Fürsten-Pracht und Stolz,
Wenn Fürstenherzen nicht von Holz:
Spott und Verachtung ist ihr Lohn,
Wenn ihre Seele menschlich schmolz;
D'rum gebt mir, gebt dem Spötter
Ein Herz von Holz, ihr Götter!"

Er rief's und Fieber faßt' sein Hirn,
Und grimmig schlug, vor Schmerzen bleich,
Der ärmst' und reichste Mann im Reich
Mit frevler Faust die eigne Stirn,
Die Stirn mit Gold bediademt;
Und von den Schultern riß er wild,
Der edle Fürst, ein Jammerbild,

Den Purpurmantel, goldverbrämt;
Und riß ihn mitten durch und trat
Mit Füßen all' den Flitterstaat. —
Ein Diener mit Entsetzen
Las auf die Purpurfetzen.

II.

Wo gelb und breit der Ganges schäumt,
In den der Wald, der ihn umsäumt,
Die blütenschweren Zweige taucht,
Da liegt, vom rauhen Nord verschont,
Die Hütte, wo der Dichter wohnt,
Von Rosendüften süß umhaucht,
Von Palmenschatten lind gekühlt
Und von der heil'gen Flut bespült —
Ein Hüttlein, dem kein Schornstein raucht,
Weil, was der fromme Sänger braucht,
Der Wald vermag zu spenden
Mit immer vollen Händen.

O Dichterloos, o selig Loos:
Fern von des Lebens Sturmgetos,
Der heiligen Natur im Schooß,
So unter'm blüh'nden Palmenbaum
Zu träumen seinen Dichtertraum;
Ob karg die Kost, ob eng der Raum,
Natur ist reich, Natur ist groß;
Die freie Seele spürt es kaum,
Schöpft nur im Flug des Lebens Schaum
Und reißt sich von der Erde los,
Um in beglücktern Sphären
Mit Göttern zu verkehren!

Im Hüttlein drinnen, eng und schmal
Auf harter Bank von rohem Holz,
Das edle Antlitz, schön und stolz,
Beglüht vom Morgensonnenstrahl,
Sitzt bei der Arbeit mit dem Stift
Der Dichter, der das Leben mied,
Und schreibt ein ernstes hohes Lied
In seiner Veden heil'ger Schrift.
„Denn wer auf Erden nichts begehrt,
„Der", schloß er, „ist des Höchsten werth;
Und wer nach Allem trachtet,
In stetem Durst verschmachtet!"

Bei Seite legt' er Stift und Blatt,
Und trat hinaus in die Natur,
Und setzt' sich auf die Rasenflur
Und schaut hinüber nach der Stadt.
Noch hatte der Entsagung Pflicht
Von seinem edlen Angesicht
Gestreift der Schönheit Blüte nicht;
Noch rollt' ihm warmes Lebensblut
Noch glänzte frischer Jugendmuth
In seines Auges milder Glut;
Des schönsten Geistes Hülle
In schönsten Leibes Hülle!

Da kam daher mit festem Schritt,
Im Reisekleid von schlichtem Schnitt,
Den Reiseturban um das Haupt,
Ein Wanderer, vom Weg bestaubt;
Doch seine Haltung hoch und kühn
Und seines Blutes Flammenglüh'n
Verkünden nichts von Wegesmüh'n;
So stand er vor dem Hain am Weg
Im blüh'nden Rosenbusch-Geheg,
Beschattet von der Palmen Grün.
Der Dichter sah mit Staunen
Den Fremdling an, den braunen.

Mit Blicken beide maßen sich,
In Schweigen fast vergaßen sich,
Bis es zuerst der Sänger brach
Und forschend zu dem Fremden sprach:
„O sage Jüngling, schön und hehr,
Wer bist du und wo kommst du her?
Es mahnt an einen Dichtertraum
Dein Bildniß mich mit Allgewalt;
Denn solche göttliche Gestalt
Sah ich im Erdenthale kaum.
Doch bis ich es vernommen
Sei herzlich hier willkommen!"

Darauf der Fremdling frei und frank:
„Für deine Güte freundlich Dank!
Ich bin nach frommer Büßer-Art
Begriffen auf der Pilgerfahrt.
Da hier mein Weg vorüberführt,
Konnt', ohn' in's Antlitz ihm zu seh'n,
Ich nicht vorbei dem Dichter gehn,
Der aller Menschen Herzen rührt.
D'rum gönn' mir von des Weges Last
In deiner Hütte freundlich Rast
Und laß mit Redewürzen
Die Stunden uns verkürzen!"

Da faßt' der Dichter, liebewarm,
Des schönen jungen Gastes Arm
Und hieß ihn setzen auf die Bank
Und holte was die Hütte barg,
Wenn es auch einfach war und karg,
An frischer Speis' und edlem Trank.
Er holte, was die Flur ihm bot,
Er holte Honig, Kokos-Brot,
Bananen, frisch gepflückt vom Baum,
Und perlendhellen Palmweinschaum.
Und Redequellen flossen
Den tafelnden Genossen.

Sie sprachen von der Pracht der Welt
Im Meergrund und am Sternen-Zelt.
Sie sprachen von des Schöpfers Geist,
Der droben mit den Sternen kreist,
Den Seelen ihre Leiber weist
Und sich im All beschlossen hält.
Sie sprachen von des Volkes Ruhm,
Und von der Künste Heiligthum;
Und sprachen schließlich unbewußt
Von ihrer eignen Herzen Lust
Und zeigten unverhalten
Sich ihrer Seele Falten.

„O sag' mir, Freund, was wohnst du hier
Allein im stillen Wald-Revier?
Und könntest doch mit Red' und Scherz
Beglücken manches Freundesherz!"

Was frommt mir die Geselligkeit?
Hier strahlt mir Götter-Helligkeit!
Hier sing' ich, dem Gewühl entfloh'n,
Der Weisheit, der Entsagung Ton.

„Hier schwebt dein Lied in stillem Flug;
Doch brausend sollt' es gehn mit Fug,
Und sollt' in frischen Wellen
Aus vollem Leben quellen."

O weck' mir eitle Sehnsucht nicht!
Entsagung ist des Armen Pflicht.
Wem dieses Leben Pracht beschied,
Der sing' des Lebens hohes Lied.

„So ist, was sich die Stadt erzählt,
Ein Märchen, dem die Wahrheit fehlt?
Man sagt, es rief der Königssohn
Dich liebevoll an seinen Thron."

Kein Märchen ist des Königs Gunst;
Doch lieber frei in freier Kunst,
Als Diener sein und dienen,
Von Fürstenpracht umschienen

„Als Diener nicht und nicht als Knecht
Berief er dich, verstand ich recht,
Er rief dich zu sich zum Palast
Als treuen Freund, als lieben Gast."

Wie kann des Königs Freund ich sein?
Ich kenne keine Schmeichelei'n.
Zu Schmeichelei'n und süßem Lug
Umgeben Freunde ihn genug.

„Wer, so wie du des Königs Herz,
Hält eines Menschen Herz von Erz,
Hat selbst wol nie empfunden
Der Freundschaft Wonnestunden!"

Doch, Freund, da du mich angeblickt,
Hat mich der Freundschaft Band umstrickt.
Schon ist mir, als ob ohne dich
Das Leben mir im Traum verstrich.

„Für dieses eine holde Wort
Gäb' deine Lieder all' ich fort;
Doch öde hallt es in den Wind,
Weil wir im Leben fern uns sind!"

O nein, o bleib' hier bei mir, Freund.
Ein Hüttlein rosenbuschumzäunt:
Hatt' ich für mich zu leben,
Wird's auch für dich was geben!

Da sprang der Fremdling auf vom Sitz,
Warf ab den Mantel, wegbestäubt,
Und riß die Hülle sich vom Haupt,
Im Flammenaug' der Hoheit Blitz,
Im Königspurpur stand er da.

Die Stirne trug das Diadem,
An dem man leuchtend das Emblem
Der königlichen Würde sah.
So schüttelt sich ein junger Leu:
Des Waldes Thiere flüchten scheu
Und suchen sich mit Schrecken
Im Dickicht zu verstecken

Der Dichter, der erschrak noch nie
Und warf auch jetzt sich nicht auf's Knie.
Doch er erhob sich von der Bank
Stand vor dem König hoch und schlank,
Und faßte warm und freudenroth
Die Rechte, die der Fürst ihm bot.
„Des Landes König freilich kann
Allhier nicht wohnen", sprach er dann;
„Drum muß der Freund sich wol versteh'n,
Mit seinem ed en Freund zu geh'n.
Die List war klug ersonnen,
Du hast mein Herz gewonnen!"

Mein Lied ist aus. Der König schuf
Dem Sänger höheren Beruf.
Der Feind brach ein. Der Boden dröhnt.
An seines Volkes Spitze zog
Der König in das Kampfgewog.
Und kehrte heim, mit Sieg gekrönt.
Der Sänger focht in Reih' und Glied
Und sang ein hohes Heldenlied,
Das seines Volkes Ruhm verschönt
Und heute noch am Ganges tönt.
Was er vorher gesungen,
Ist in den Wald verklungen.

Ueber musikalische Texte.

Von Ludwig Noiré.

Wie ist es zu erklären, daß unsere heutigen Componisten, unter denen wir doch gewiß sehr bedeutende Namen mit Stolz aufweisen können, so wenig Componirbares oder Componirenswürdiges finden, daß z. B. der große Tonmeister Richard Wagner zu seinem und der Tonkunst Nachtheil sich genöthigt sah, selbst unter die Dichter zu gehen? Ist die poetische Ader der Zeitgenossen ausgetrocknet oder stehen die beiden Schwesterkünste auf so gespanntem Fuße mit einander, daß sie wie schmollende Liebende sich gegenseitig ignoriren? Oder sind die Tonkünstler kritisch so übel berathen, daß wir in den Concertsälen häufig in Noten gesetzte Albernheiten mit anhören müssen, gegen welche die Arien der Mozart'schen Zauberflöte gerade zu tiefsinnige Weisheit genannt werden könnten?

Wenn das Publicum Verse wie folgende:

> Macht man in's Leben kaum den ersten Schritt,
> Bringt man als Kind schon eine Thräne mit —

mit Ernst und Gelassenheit anhört; wenn ein Robert Schumann sich so weit vergessen konnte, dürre Prosa wie: „Es ist eine alte Geschichte!" in das Reich der Töne zu übertragen oder gar Phrasen wie: „Ich sah mein Lieb, wie sehr du elend bist!" mit dem ganzen Höllenbreughel Concone'scher Effecthascherei zu umkleiden und damit eines geneigten Publicums frenetischen Beifall herauszulärmen, so darf uns das doch wohl einigermaßen bedenklich stimmen. Derselbe Meister verschwendete seine Musik an der geschniegelten und gedrechselten „Pilgerfahrt der Rose", und componirte den zweiten Theil des Faust, in welchem mir die Verse:

> Wär' er auch von Asbest,
> Er ist nicht reinlich!

vom Chorus plenus vorgetragen, stets absonderlich gefallen haben!

Man sieht, das ist Alles anders geworden gegen die Zeiten, wo ein Gluck sich Stoffe wie Iphigenie, Alceste, Armida, Orpheus auswählte, wo Haydn mit inbrünstigem Gebet an die Weiterführung seiner herrlichen Schöpfung geht oder den Text seiner „Jahreszeiten" aus den schönsten Stellen der Thomson'schen Seasons zusammenstellt, wo Beethoven an Shakespeare'schen Dramen oder Schiller's Lied an die Freude sich begeistert, oder auch Mendelssohn die unvergängliche Schönheit der Psalmen und der Goethe'schen Lieder mit seinen Zauberklängen umwob.

Diese offenbare Verflachung des dichterischen Geschmacks der Musiker — wenn es mit rechten Dingen zugeht, so muß doch das Dichtwerk den Musiker anlocken und unmittelbar ergreifen — liegt sie in der ganzen Zeitrichtung, welche auch den Offenbachiaden den Zugang zu unseren Theatern eröffnet hat? Ist die picante Sauce die Hauptsache und das Göttliche, d. h. das Wahre, Echte, Ursprüngliche, der tief

aus der innersten Seele quellende Strom der Begeisterung Nebensache? Sind Hamerling, Makart u. s. w. die natürlichen Zeitgenossen von Siegmund's Liebesbrunst?

Man sieht, das ist eine Reihe von „wohlaufzuwerfenden Fragen", zu deren Beantwortung der Kritiker wohl seinen spitzigen Schnabel wetzen und tiefsinnige ästhetische Betrachtungen anstellen dürfte. Das ist aber meine Sache nicht; denn ich bin von jeher der Ueberzeugung, daß die Kritik nur dann heilsam wirkt, wenn sie das Reich der Abstractionen verläßt, mit Thatsachen rechnet und statt dem Leser metaphysische Träume vorzugaukeln, ihn an der Hand nimmt, das Thatsächliche mit ihm durchmustert und ihn zum Mitdenken und Miturtheilen nöthigt.

I. Kriegslyrik.

Eine schwere Wahrheit tritt uns in der Thatsache entgegen, daß die großen Ereignisse der jüngst vergangenen Zeit nicht ein einziges echtes Lied aus ihrem Schooße geboren haben, welches zum Herzen des Volkes gedrungen und dessen lebendiges Eigenthum geworden wäre. An gutem Willen der Poeten hat's wahrlich nicht gefehlt; in allen Tonarten schwirrte und summte es Kriegs- und Siegesweisen und mancher Verfasser schmeichelte sich gewiß schon, daß sein Lied von einem „echten Musikanten", wie einst Freiligrath meinte, componirt, die deutschen Schaaren zu Sieg und Tod geleiten werde. Aber nichts geschah; die Dichtungen gingen spurlos vorüber und leben heute nur noch in Sammlungen buchhändlerischer Speculation oder literarisch-pädagogischen Interesses. Es war freilich wenig Zeit übrig, auf neue Lieder zu achten; die deutschen Heere erfochten Sieg auf Sieg, die Daheimgebliebenen pflegten die Verwundeten und Kranken und überall erscholl nur das eine gewaltige Lied, das der Stimmung des Augenblicks den reinen und vollen Ausdruck verlieh: Die Wacht am Rhein. Wie anders war es aber doch anno dreizehn! Welch ein Liederfrühling erblühte damals, wie fand sobald jedes Lied seine Weise, wie gebar jede Weise ein Lied! Und welch köstlicher Schatz, welch liebliche Trösteinsamkeit waren diese Lieder in der nächsten Folgezeit, wo dumpfe Metternich-Reaction auf den Seelen lastete und man nicht mehr singen durfte von Kaiser und Reich! Es war freilich ein gewaltiger Unterschied zwischen diesen Liedern und jenen. In langjährigem Drucke hatte das Joch des corsischen Despoten auf unserem Vaterlande gelastet und hatte die Herzen geläutert und gestählt zu männlichem Entschluß, den Blick emporgerichtet zu dem Gotte der Freiheit, und als nun die Stunde kam des Opfertods oder freudigen Sieges, da loderte die Begeisterung in hellen Flammen, der innersten Seelenglut entströmten die Lieder, und so fanden sie rasch den Weg zu den Herzen. Wie einst die lutherischen Glaubensgesänge, so bahnten sie den kühnen Streitern den Weg zum Siege.

Ja wie die lutherischen Glaubenslieder! Es ist nicht zu übersehen, daß es ausschließlich Preußen war, welches damals den Entscheidungskampf focht für die Erhaltung Deutschlands und daß mit ihm ein mächtiger Bundesgenosse kämpfte, der protestantische Glaube, der die ganze Innigkeit und Treue, die Reinheit und Lauterkeit des deutschen Gemüths im Gegensatze zu dem flachen französischen Wesen empfand. Man lese irgend eins jener herrlichen Lieder und man wird dieses Gefühl als ein echtes, wahres, das innerste Mark durchglühendes empfinden. Wie innig und wahr, welch ein Nachklang der alten frommen Dichter, die Worte:

Herz, laß dich nicht zerspalten,
Durch Feindes List und Spott,
Gott wird es wohl verwalten,
Er ist der Freiheit Gott.

Laß nur den Wüthrich drohen,
Dort dringt er nicht hinauf,
Einst geht in heil'gen Lohen
Doch deine Freiheit auf!

oder:

Wer ist ein Mann? Wer beten kann
Und Gott dem Herrn vertraut,
Wenn Alles bricht, er zaget nicht,
Dem Frommen nimmer graut.

Wer ist ein Mann? Wer glauben kann
Inbrünstig, wahr und frei,
Denn diese Wehr trügt nimmermehr,
Die bricht kein Mensch entzwei.

Wie der Freiherr von Stein überzeugt war, daß der Kampf gegen Napoleon der Kampf der Engel des Lichts gegen den Satan sei, so durchwärmte die Sänger und Streiter jener Tage, vorab die süße, schwärmerische Seele Schenkendorf's, derselbe fromme Glaube.

Ich mag diese Lieder zur Hand nehmen, so oft ich will, immer strömt aus ihnen unmittelbar der Odem der lebendigen Begeisterung an mein Herz und es ist eine ganz ähnliche Empfindung, ob ich Luther's allgewaltiges Lied: „Ein' veste Burg" oder Arndt's: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ — Der wollte keine Knechte," ob ich Paul Gerhard's „Befiehl du deine Wege" oder das schöne, herzinnige „Deutsches Herz, verzage nicht" lese. Ueberall dringt die Stimme der Wahrheit, der unmittelbar naiven Empfindung hindurch und entzündet die Seele zu gleichem Gefühl.

Durchmustert man nun die neuesten Liedersammlungen, einerlei, ob die wackeren Männer ihre Stimmen gegen den „Wolf, den Assyrer in klirrender Pracht," oder „wider Rom" vereinigt haben, so kann man nicht umhin, sich einzugestehen, daß in den meisten dieser Dichtungen ein gewisser Hauch conventioneller Poesie oder um's ehrlich herauszusagen, abgeblaßter Phrase uns kühl bis an's Herz hinan dringt. Ich rede dabei noch nicht einmal von Oscar v. Redwitz' endlosem Sonetten-Rosenkranz oder gar von dem lateinisch-officiellen Macte Caesar imperator — so etwas war doch anno 13 unmöglich! — aber man lese selbst Emanuel Geibel's Siegeslieder, ob er nun singt:

Preis dem Herrn, dem starken Retter!

oder:

Die Banner flogen und über ihm
In Wolken zogen die Cherubim*).
Ehre sei Gott in der Höhe!

immer bleiben wir kalt, es vermag unser Herz nicht zu rühren. Singt nun gar Jordan:

Der Friedenslügner ist entlarvt,
Er will den Rhein uns rauben!
Ihr dürft, bis ihr ihn niederwarft,
Für Gott zu streiten glauben!

so macht sich dieses esse videatur sogar urkomisch, denn es tritt hier die nackte Phrase mit einer gewissen widerwilligen Prüderie auf, und wenn derselbe Dichter nun gar zwei Gedanken zusammenschmiedet wie folgende:

Laßt uns also dankend, hoffend ihn, den Siegverleiher, preisen,
Nur wenn Er die Herzen heiligt, kommt das Heil von Blut und Eisen;

so können wir uns des Unwillens über offenbar gesuchte und darum unwahre Ausdrucksweise kaum erwehren.

Es ist auch charakteristisch genug sowohl für Auerbach, wie für die Zeit, daß dieser im Anschluß an das herrliche Volkslied Uhland's: „Ich hatt' einen Kameraden" ein sentimentales, populär sein sollendes Lied ersann, mit welchem er die Sympathieen der verlorenen und wiedergewonnenen Bruderstämme anzuregen vermeinte! Ich will die Beispiele nicht häufen, nur folgende zwei Strophen seien noch angeführt:

Das Wort vom Reich, das einst verhohlen
Der Freund dem Freunde nur vertraut
Heut' braus't es mit beschwingten Sohlen
Durch alle Gassen stolz und laut. (F. Dahn.)

*) Diese Cherubim mögen nun eine halbverblaßte mythologische Staffage oder eine Reminiscenz aus des Dichters Kinderjahren sein, sie wirken einfach als — conventionelle Phrase — warum? weil in einem solchen Liede Alles heiliger Ernst sein muß und jeder gesuchte Faltenwurf sofort das Ganze zerstört. Man vergleiche damit Körner's Aufruf:

Louise, schwebe segnend um den Gatten,
Geist unsres Ferdinand, voran dem Zug!
Und all' ihr treuen deutschen Heldenschatten,
Mit uns, mit uns und unsrer Fahnen Flug!

Ich kann nichts dafür, aber als ich diese Worte las, da fielen mir Dambach und Fritz Reuter ein. Und da wollte mir bedünken, daß das Rühmen ungerechtfertigt sei. Außerdem meine ich, was man Jemand verhohlen hat, das hat man ihm nicht vertraut und ein Wort, das auf „beschwingten Sohlen durch alle Gassen braus't!“ Das ist eine schlechte Figur, sagt Polonius.

Alle, die im Kampf geblieben,
Ehr' des Angedenkens Wort.
Alle wollen wir sie lieben,
Und so leben sie uns fort,
Die für's Vaterland ihr Leben
Todesmuthig hingegeben. (H. Lingg.)

Das ist dürre Prosa. Und ich glaube, der sehr begabte Dichter wird, wenn er diese Strophe nochmals überlies't, mir zugeben, daß er in seiner Secundanerzeit ähnliche Verse gemacht hat.

Wenn es nun eine ausgemachte Wahrheit ist, daß das nur tief aus dem Innern des Dichters geborene Wort zündend in die Seele des Musikers dringt, dort schöpferisch die verwandten Klänge weckt und nun mit den Tönen innig geeint als ein lebendiges Wesen mächtig hervorbricht, so wird der Leser vielleicht aus diesen Andeutungen verstehen, warum von den zahlreichen Liedern keins ein dauerndes Leben gewann und warum nicht einmal ein mächtiger Siegeshymnus als ein Denkmal der gewaltigen Zeit die Empfindungen derer, die diese Zeit erlebt, den kommenden Geschlechtern überträgt.

II. Odysseus.

Dichtung von W. Paul Graff. Componirt von Max Bruch.

Daß der „Odysseus“ eine der bedeutendsten musikalischen Schöpfungen der Gegenwart ist, mit welcher der geniale Componist, den Blick auf die großen Vorbilder der Vergangenheit gerichtet, gleichzeitig den gesunden Entwicklungszielen der heutigen Tonkunst zusteuert, ist allerwärts anerkannt. Auch ich verdanke der frischen, lebendigen, ungemein melodiereichen und dabei echt dramatischen Musik einen wahren und nachhaltigen Genuß. Während aber Bruch mit der Wahl des Textes von „Schön Ellen“ einen äußerst glücklichen Griff gethan hat und die Durchcomponirung dieser Ballade mustergiltig genannt werden darf, indem sowohl der lyrische als der dramatische Charakter dieser Dichtungsform in der musikalischen Behandlung auf's Trefflichste gewahrt ist, kann ich leider bei diesem größeren Werke die Bemerkung nicht unterdrücken, daß der Text an den meisten Stellen tief unter der Musik zurückbleibt, so daß nicht nur die einheitliche Durchdringung von Wort und Melodie, also die Gleichartigkeit der Inspiration an vielen Stellen vermißt wird, sondern daß auch die Freude an der schönen Musik öfters durch unpoetische, banale Wendungen und gewisse einen reinen Eindruck ausschließende Situationen gestört wird.

Auch bei der Begründung dieser Ansicht werde ich mich von „allgemeiner Würdigung“ fernhalten und auf das Einzelne beschränken, wodurch der Leser in den Stand gesetzt wird, sich selber ein Urtheil zu bilden.

Die Klage des Odysseus auf der Insel der Kalypso lautet folgendermaßen:

Rinnet hin, ihr salz'gen Zähren,
Rinne hin, du süßes Dasein!
Jedem dünkt die theure Heimat
Doch das Lieblichste auf Erden.

Wohnt er auch in weiter Ferne
In dem köstlichsten Palaste,
Ferne von den theuren Eltern,
Fern, ach, von der süßen Gattin.

Ithakainsel, du sonnige,
D'rin der gewaltige Neriton
Grünend sein Berghaupt erhebt —
Seh' ich dich wieder, mein Heimatland?

Penelopeia, du wonnige,
Die mir, scheidend nach Ilion,
Ewige Treue gelobt, —
Seh' ich dich wieder, mein trautes Weib?

Daß diese Verse rhythmisch und metrisch kein Meisterwerk sind, sieht man auf den ersten Blick. Der analogische Bau der beiden letzten Strophen mit seinem vereinzelten Reim berührt uns — ganz abgesehen von dem kaum zu scandirenden Verse:

„Grünend sein Berghaupt erhebt!" —

wegen der trostlosen Leere des Inhalts sogar peinlich. Die „salz'gen Thränen", der „Neriton" und die fünfsilbige „Penelopeia" klingen allerdings recht antik: das Ganze erhebt sich aber nicht über die von Goethe mit Recht so verpönte und durchaus undichterische Allgemeinheit, an deren Stelle wir das frische, blühende, lebendige Besondere verlangen, das allein unser Herz zu rühren vermag. Welch ein herrliches Vorbild hatte hier der Dichter nicht an dem unvergleichlichen Monolog Iphigenien's, in welchem sich das Heimweh aller Länder und Völker in der edlen classischen Form wiedererkennt. — Und wie trocken und unlyrisch, wie unharmonisch anknüpfend ist nicht das didaktische: „Jedem dünkt die theure Heimat" ꝛc. Das konnte allerdings Odysseus zu Alkinoos sagen, gleichsam sein weichherziges Sehnen entschuldigend; aber sich selber mit derartigen allgemeinen Reflexionen unterhalten, das ist der Tod jeder echten Lyrik. Und wie schwer machte der Dichter es dem Componisten mit der unbeholfenen Satzbildung der zweiten Strophe! Urtheile der Leser selbst, indem er das offenbar dem Textdichter vorschwebende homerische Original vergleicht:

So ist nichts doch süßer, als Vaterland und Erzeuger
Jeglichem, wer auch — entfernt — ein Haus voll köstlichen Gutes
Wo im Fremdlingslande bewohnt, von den Seinen gesondert.

Und, nochmals sei hervorgehoben, diese Reflexionen stellt Odysseus nicht in einsamer Klage an, sondern er spricht sie gegen seinen Gastfreund aus. Der Klagende ist stets subjectiv, seine Gedanken schweifen immer nach den Bildern seiner Sehnsucht.

Scene in der Unterwelt. Wenn der Chor in einem musikalischen Drama mit den Einzelpersonen abwechselt, so muß er stets eine active Rolle und zwar eine imponirende, mächtig eingreifende spielen. Zur bloßen Ausmalung und Staffage ist da nicht Platz, nicht Zeit. Am allerwenigsten kann dies der Fall sein an einem so grauenvollen Orte, wie in der Unterwelt. Dies hat Gluck wohl beachtet im Orpheus, in der Alceste; die Gesammtheit der Geister, Larven, Schatten gelangt dort durch die rührende Klage des Orpheus, hier durch die mächtig erschütternde Drohung:

Des Donnergottes Sohn
Beut dem Tartarus Hohn!

zu einer schön vollendeten, contrastirenden Wirkung. Das hat leider der Textdichter des „Odysseus" nicht empfunden, da er den Todtenchor in einzelne Chöre auflöste, die ihr Schicksal in abwechselndem Gesange, in einer müßigen, zu der Handlung in keinerlei Bezug stehenden Aufeinanderfolge beklagen. Wenn wirklich die Gefährten des Odysseus bleiches Entsetzen faßt und sie sich über das „Qualvoll Geächz!" (besonders harmonisch ist das nicht) von Furcht ergriffen fühlen, so muß doch offenbar folgender Gesang der Kinder die einheitliche Wirkung zerstören:

Aus dem warmen Lebensmorgen,
Aus der Unschuld heit'rem Spiele
Ach, riß uns der kalte, der finst're Tod!

Des enfants n'ont pas tant d'esprit, möchte ich sagen, denn hier tritt die Grundschwäche der sogenannten classischen, französischen Tragödie augenscheinlich zu Tage. Der Held redet Dinge, die ein unbetheiligter, draußen stehender Rhetor ganz gut sagen könnte, er selbst aber niemals. Und wenn nun gar die Schatten der Greise folgende antithetische Reflexion anstellen:

Lebensmüde und leidgeprüft
Sehnten wir oft herbei den Tod,
Ach, als er kam, kam er dennoch zu früh!

so wissen wir erst recht nicht, was wir daraus machen sollen. Wollen sie damit das Mitleid des Odysseus erwecken, daß er sie vom Blute trinken lasse, so hat es allenfalls einen Sinn, als stehende Klagephrase ist es aber noch viel unnatürlicher und undenkbarer, als das ewige Hallelujah der Engel im Himmel. Die Auflösung des dichtgedrängten Geisterchors in die vier nach dem Lebensalter gesonderten Gruppen ist daher ein durchaus unglücklicher Gedanke, und ein retardirendes, die Wirkung zerstörendes Moment. Das große Vorbild hatte auch hier das Rechte und Wahre vorgezeichnet, denn in seiner Schilderung dient die Erwähnung der verschiedenen Alter und Stände grade zur Hervorhebung des dichten Gedränges:

> und es kamen versammelt
> Tief aus dem Erebos Seelen der abgeschiedenen Todten:
> Bräut' und Jünglinge kamen und lang ausduldende Greise,
> Und noch kindliche Mädchen in jungem Grame sich härmend:
> Viele zugleich verwundet von ehernen Kriegeslanzen,
> Männer, im Streite gefallen, mit blutbesudelter Rüstung.
> Welche die Gruft schaarweis' umwandelten, anderswo Andre,
> Mit grau'nvollem Geschrei; und es faßte mich bleiches Entsetzen.

Andrang, Verwirrung, Sehnsucht jedes Einzelnen, wieder zum Leben zu erwachen. wirres Getöse, das die Brust des Helden erbeben macht — wie wahr, wie übereinstimmend, wie anschaulich!

Odysseus und die Sirenen. Wenn der Chor der rudernden Gefährten singt:

> Gerefft sind die Segel, schnell treibt den Kiel
> Der Ruderschlag durch die spiegelnde Flut.
> Lautlos, denn uns ist verschlossen das Ohr
> Mit weichem Wachs auf Odysseus' Gebot.
> Nun singet Sirenen den Zaubergesang,
> Und wär' er auch lauter wie Donnerklang,
> Uns soll er nimmer bethören!

so kann ich mich, die Musik mag noch so schön sein, eines heimlichen Lächelns nicht erwehren. Denn es bleibt immerhin komisch, daß Leute, welche den Ruderschlag nicht hören, zusammen einen Chor singen. Hätten die guten Leute noch etwas Anderes zu singen, so wollten wir in Gottes Namen die Unwahrscheinlichkeit in den Kauf nehmen und sagen: Pictoribus atque poëtis. Nun singen sie ja aber grade: Wir sind taub, wir hören nichts! Die Musik vermag Alles auszudrücken, auch das Häßliche, Seltsame der Gestalt und Bewegung, wie Mendelssohn's Tanz von Rüpeln u. s. w. beweist, nur was sie selber und ihren eigensten Sinn leugnet, das vermag sie denn doch wahrhaftig nicht wieder zu geben, so wenig als die Sculptur das Körperlose, die Malerei das Lichtlose. Zweitens macht aber die unsingbare Notiz: Uns ist verschlossen das Ohr, doch gar zu sehr den Eindruck eines Avis au lecteur. „Warum singen sie das nur?“ fragte ich einen neben mir sitzenden Musiker. „Damit es das Publicum erfahre“, meinte der. Da wäre es aber doch genügend, wenn man es sagte oder auf den Programm-Zettel druckte, war meine unmaßgebliche Ansicht. Auch Odysseus sieht sich veranlaßt, seine Situation zu exponiren und zwar in Versen, die an des Mägdleins Klage mehr als deutlich erinnern:

> Die Ruder ächzen,
> Die Wandung dröhnt,
> Der Kiel zerbricht
> Die plätschernde Flut.
> Hoch steh' ich, umschlungen mit Tauen, am Mast
> Und schaue hinaus nach dem grünenden Strand —
> Horch, tönt nicht der Sang der Sirenen?

Es ist ein Unglück, daß dies nicht, wie in den alten Oratorien, von dem Evangelista gesungen werden kann; denn dann wäre es entschieden natürlicher. Ja ich meine sogar, wenn Odysseus und die Gefährten ihre Strophen vertauschten, so könnten sie beide nur dabei gewinnen. Denn das ist denn doch, mit Verlaub zu sagen, die

blassesste Renommage von Seiten der Gefährten, daß sie sich etwas darauf zu gute thun, dem Sirenengesang widerstehen zu können. Es ging mir mit dieser Strophe, wie Felix Mendelssohn mit dem weiland so viel gesungenen Rheinliede von Niklas Becker: „Sie sollen ihn nicht haben, scheint mir doch gar zu unfruchtbar, zu unnütz, es ist eigentlich was Jungenhaftes d'rin, denn was ich fest und sicher besitze, von dem brauche ich doch wohl nicht erst viel zu singen und zu sagen, daß ich's behalten will. Natürlich fallen die Musiker wie toll darüber her und componiren sich unsterblich daran .... während ich nie im Traume daran gedacht habe, solche defensive Begeisterung in Musik zu setzen." Das Höchste, was den Gefährten unter diesen Umständen erlaubt wäre, könnte doch nur sein, den Sirenen ein Rübchen zu schaben. Aber gar: Und wär' er auch lauter wie Donnergesang — damit rühmen sie doch nur die Dicke des Wachses in ihren Ohren, während es auch keinen guten Geschmack verräth, den Zaubergesang der Sirenen in seiner Wirkung durch das Fortissimo sich gesteigert zu denken.

Der zweite Theil beginnt mit Penelope's Trauer. Es ist einer der ersten Sätze der Aesthetik, daß beim Kunstwerke jedes Glied mit zwingender Nothwendigkeit an seiner Stelle sei, nirgends etwas Müßiges, was den Zusammenhang ohne Noth unterbricht und namentlich was nicht nachmals seine Auflösung und Befriedigung findet, eingeflochten werde. Von diesem Gesichtspunkte aus ließe sich schon die Berechtigung dieser ganzen Scene anfechten; geradezu unerlaubt und im höchsten Grade anstößig ist es aber, daß der Inhalt dieses Klagesangs wesentlich dem Telemach gilt: „Du Hort meines Lebens, Mein Augenlicht, Du einzig im Leid mir gebliebener Trost!" Der Textdichter, der in so Vielem die homerische Tradition verließ, mußte hier die Erwähnung des Sohnes ganz weglassen oder zum allermindesten mußte dieser in der Schlußscene mit eingeführt werden. Letzteres geschieht aber nicht und so ist denn das Herz des unbefangenen Hörers umsonst gerührt worden. Man wende nicht ein, daß dies bekannte Thatsachen sind, die beim gebildeten Hörer vorausgesetzt werden dürfen. Es wäre leicht gewesen, wahre Worte der Freude über Gatten und Sohn am Schlusse anzubringen und wir würden gern die Selbstbespiegelung der Penelope, die „von dem Thränenborn ewig rinnend im Leid und treu ausharrender Sehnsucht" und die des Odysseus, der ebenfalls singt „von dem Herzen, das mit duldendem Muth und harrender Treue gerüstet", dafür vermißt haben.

Das Gastmahl der Phäaken wird mit Recht als musikalisch hochbedeutend und wunderschön gerühmt. Die Kritiker versäumen dabei selten, die tief das Herz ergreifende Stelle, in welcher der göttliche Dulder bei dem Gesange der Rhapsoden in Thränen ausbricht, preisend hervorzuheben. Leider kann ich auch hier nicht ihrer Meinung beipflichten. Mir will es vielmehr scheinen, als ob der Textdichter diese ungemein zarte und psychologisch tief begründete homerische Stelle verdorben habe. Bei Homer hört Odysseus an der Tafel des Alkinoos den Sänger Demodokos seine eigenen Thaten bei der Erstürmung Troja's verherrlichen. Da schmilzt das Herz des Odysseus in Gram und die Thräne rinnt ihm über die Wange, er aber strebt sie vor den Anwesenden zu verbergen und nur Alkinoos nimmt ihrer Acht. Wir haben eine deutsche Dichtung, in welcher ein ganz ähnliches Motiv vorkommt, möglich sogar, daß der deutsche Dichter sich der Stelle in der Odyssee erinnerte, es ist die Ballade: „Der Graf von Habsburg".

> Jetzt da er dem Sänger in's Auge sah,
> Da ergreift ihn der Worte Bedeuten,
> Die Züge des Priesters erkennt er schnell
> Und verbirgt der Thränen rinnenden Quell
> In des Mantels purpurnen Falten.

Wir empfinden bei Homer, wie bei Schiller die Rührung zugleich mit, es spielt auch um unser Herz das süße Verlangen der Thränen: die Macht des Geschicks, welches den Ausharrenden krönt, die unerwartete und ungesuchte Verherrlichung stillen, redlichen Thuns, das endlich aus allgemeiner Anerkennung zurückstrahlt, und noch

manche andre Dinge sind es, die uns so tief bewegen. In dem Graff'schen Texte des Rhapsodengesangs dagegen herrscht wieder dieselbe trostlose, trocken-philologische Allgemeinheit. Man glaubt fast, daß die Sänger nichts Anderes thun wollen, als der Phäakenversammlung eine historische Notiz mittheilen: Zehn Jahre fast sind's, daß Troja gefallen ist, die Danaer kehrten heim, ihrer Führer um die Hälfte beraubt. Mehr zu beklagen ist aber das Loos derer, die bei der Heimkehr der Zorn der Götter traf,

Agamemnon und Odysseus.

(Diesen Vers zu componiren mußte doch dem Meister einige Ueberwindung kosten.)

Und nun erfahren wir:

Den Einen erschlug das verbuhlte Weib,
Da kaum er den heimischen Strand begrüßt,
Verruchten Sinnes im Bade.
Jedoch der Andere, wohin trieb
Sein Schiff des grimmen Poseidon Zorn?
Verschlang ihn schon die salzige Flut?
Oder irrt er noch auf den Wogen umher,
Mit duldendem Muth,
Erstrebend die trauliche Heimat?

Das mag gelehrt, antik, philologisch-getreu sich an Homer's Worte anschließen — von Homer's Seele weht uns dabei nichts an, es ist geradezu unmöglich, etwas wie Rührung dabei zu empfinden und demnach auch bei dem Helden vorauszusetzen. Auch die schöne Heimlichkeit der Thräne geht ganz verloren, wenn Nausikaa plötzlich ruft und der Chor wiederholt: Er weint! Der Fremdling weint. Alkinoos: Sprich, o Fremdling, warum weinst Du? Od.: Ich bin's, bin Odysseus selbst. Man lese die herrliche Stelle bei Homer und man wird finden, wie Alkinoos sich erhebt, zu der Versammlung redet, daß der Gesang aufhören solle, da er nicht Allen zur Freude gereiche, und wie dann die naheliegende Vermuthung, daß der Gesang den Fremden näher berühre, als sie alle wissen, zur Aufforderung führt, ihnen sein Schicksal zu offenbaren. Hier aber, in unserem Texte herrscht wieder trostlose, leere, unpoetische Allgemeinheit und so müssen wir denn auch die banale Wahrheit uns abermals von Odysseus vortragen lassen:

Nirgends ist's lieblicher,
Als in der Heimat,
In der lieben Eltern Arm,
An der trauten Gattin Brust.

Worte, welche von dem Phäaken-Chor wiederholt werden und welche dann zum Schlusse des Ganzen auch von dem Volke in Ithaka nochmals gesungen werden!

Ich habe in dem Vorausgehenden die Schwächen und Gebrechen der Dichtung kurz charakterisirt und an Beispielen erläutert. Es fehlte dem Textdichter durchaus an Gestaltungskraft, an Tiefe und Innigkeit der Auffassung und vor Allem an Gewandtheit des poetischen Ausdrucks. Wie gesagt, das Meiste klingt recht antik und gelehrt; es wird dadurch aber keineswegs charakteristisch, sondern nur — fremd und unsympathisch.

Die Zeiten sind vorüber, wo das deutsche Publicum dem Texte nicht viel nachfragte, wo man ihm eine Uebersetzung des Don Juan auftischen konnte, deren Urheber nicht einmal die einfachsten rhythmischen Regeln der italienischen Dichtung kannte. Mehr und mehr bricht sich die Empfindung Bahn, daß man in der Tonkunst, wie in jeder echten Kunst die Poesie aufsuchen müsse, die Urmutter und Schöpfungsgrund alles Schönen ist. Und auch die Musiker erkennen die Wahrheit dessen an, was Felix Mendelssohn am schönsten ausgesprochen hat in einem Briefe an seinen Freund Schubring: „Ich kann mir nur dann Musik denken, wenn ich mir eine Stimmung denken kann, aus welcher sie hervorgeht; bloße kunstgerechte Töne, die gut zu dem Wortfall passen und die auch bei starken Worten forte

und bei sanften piano geben, die mag ich nicht." Er bezeichnet dann diese Art der Musik als eine „nicht eindringende, nicht durchdrungene, nicht poetische, sondern begleitende, nebenhergehende, musikalische Musik" und fügt launig genug hinzu: „Mir fällt dann oft die Fabel von den beiden Töpfen ein, die zusammen auf die Reise gehen und wackeln, bis einer den anderen zerschlägt, weil der eine von Thon, der andere von Eisen war." Die innige Verschwisterung von Text und Musik, so daß eins das andere erläutert, die eine von dem anderen inspirirt erscheint, ist es, was Mendelssohn meint und worin er selber Meister und Vorbild ist. Er schließt übrigens seine Kritik (des oben schon erwähnten Rheinlieds) mit folgenden Worten, mit denen ich auch schließen will, für den Fall, daß der Componist mir meine freimüthige Aeußerung verdenken sollte: „Und verzeih' die ganze Diatribe, die noch dazu unartig ist, da du das Lied selber componirt hast; aber da du die unermeßliche Majorität der Musiker für dich hast, so nimmst du mir meine dissentient protestation gewiß nicht übel, sondern lachst hoffentlich mehr darüber. Es ist nun einmal herausgeplatzt."

Antipessimistische Betrachtungen eines Pessimisten.

Von Oscar Blumenthal.

Es war die Dämmerungsstunde eines traurigen Wintertages. Der Wind pochte klirrend an die Fensterscheiben meines einsamen Zimmers. Ueber die durchfrosteten Lande fielen irr und unstät die Schneeflocken. Kein Schlittengeläut, kein Lärm eines geschäftigen Menschentrosses unterbrach die öde Ruhe um mich her — es war so recht eine Stunde, um grundmelancholisch zu werden! Und ich machte von dieser Befugniß den ausgedehntesten Gebrauch. — Gedankenvoll starrte ich in das knisternde Kaminfeuer, zwischen die verglimmenden Holzscheite; langsam und geräuschlos zerfielen sie in bröckelnde Asche, wie die Hoffnungen eines betrogenen Menschenlebens: Feurig einst aufgelodert, so erwärmend geglüht — und wie haltlos zerstoben! . . . .

Ich hatte wieder einmal die düstersten Capitel in dem von Arthur Schopenhauer geschriebenen Leidensbuch der Menschheit durchgelesen. Von Neuem überschaute ich mit schmerzvollem Klarblick das enge Gewühl der Geschöpfe, die im Dienst von zwecklosen Zwecken sich mühen und einspannen bis zum Grabesrand, — die auf diesem armseligen Wandelstern eine kurze Spanne Zeit voll Bitterniß und Trübsal durchkämpfen, bis der Tod seinen Schlußpunkt vielleicht dahin setzt, wo das Glück just seinen Anfang machen wollte.

Der hohenpriesterliche Ernst, mit welchem Schopenhauer die Vermummungen in dem aberwitzigen Carneval des Menschenseins entlarvt, hatte auch diesmal seine mächtige und unentrinnbare Wirkung auf mich ausgeübt. Aus den Worten dieses Philosophen weht dem Leser der kalte Wind der Erkenntniß entgegen, schneidig, messerscharf, ihn überfröstelnd mit den unheimlichen Schauern einer Todtengruft, aber doch auch die Wolkenschatten des Irrthums mit gewaltigem Hauch auseinanderblasend.

Gefangen genommen vom Bann des Gedankens gelangt man hier schwer dazu, sich nach der Gestalt des Denkenden umzusehen. In die Pforten des Isistempels eingetreten, fragt man nicht nach dem Thürhüter, der sie geöffnet hat.

Und doch — ist es nicht eine Frage, tiefgründiger Betrachtung werth: Welche Stellung nimmt der pessimistische Philosoph selbst, der dem Menschengeschick seine Schwindelmaske vom Gesicht gerissen hat, auf diesem thönernen Balle ein, der ein Spielball in der Hand eines herzlosen Teufels sein soll? Und hat der Denker wirklich schon die letzte der Illusionen überwunden, wenn er noch — philosophische Bücher schreibt? Ja, vielleicht ist seine ganze Trauer über das Leiden der Welt eine heuchlerische Lüge, so lange noch nicht der Griffel aus seiner Hand gesunken ist, mit welchem er dies Leiden mühsam auf das Papier bannt — so lange er es noch der Arbeit werth findet, geräuschvoll und mit aller Kraftanstrengung an dem Strang der Klageglocke zu zerren, die das Sterbegeläut alles Hoffens — im Diesseits — auf Jenseits — trübtönig durch die Gauen trägt.

Die einschneidende Berechtigung dieser Fragen erhellt schon durch einen Blick auf den individuellen Gemüthszustand des Pessimisten, der bis zum weltüberschauenden Höhepunkt der Schmerzerkenntniß emporgeklommen ist, aus dessen Schriften uns so herzbedrückende Offenbarungen entgegenrauschen.

Leer, gestaltlos, entgeistet liegt das weite Leben vor ihm. Den Wunsch: „Die Erde sei Dir leicht!" möchte er nicht dem Gestorbenen, den sie friedenvoll deckt, in's Grab, sondern dem Geborenen, der sie kämpfereich durchwallen muß, in die Wiege mitgeben. „Was kann die Welt mir wohl gewähren?" fragt er wie Faust und wie Faust hört er den heisern Entbehrungsgesang jeder Stunde sich an die Ohren klingen. Was ihm jetzt vielleicht als liebliches Traumbild vor den berückten Sinnen gaukelt — unhaltbar, das sieht er voraus, wird es vor seinen Augen zerflattern, wie ein Nebelgebilde, wie ein Wolkenschleier, wenn er ihm nahegekommen. Wozu da ein vergebliches Mühen? Glück für die Gegenwart — hohler Wahn: Das Schicksal kann bisweilen berauschen, aber niemals laben. Glück für die Zukunft — er erblickt darin eine rührende Einbildung: Der Augenblick ist das Einzige, was der Augenblick geben kann — es existirt keine zielvolle Entwicklung auf dieser verpfuschten Lehmkugel — und ewig gültig bleibt Voltaire's Wort: Nous laisserons ce monde aussi sot et aussi méchant que nous l'avons trouvé! — Auf Freude für sich selbst hat er also längst verzichtet. Der Mensch ist für die Freude verdorben, sein höchstes Glück ist ein „kurzes Blitzen" — er träumt sich, wie das tiefsinnige Dichterwort kündet, ein Weltmeer von Entzücken und erschöpft es mit der hohlen Hand — seine Wünsche gleichen den Schneemännern, die eine kindische Laune baut: Sie werden zu Wasser vor dem freundlichen Sonnenstrahl der Erfüllung! — Und so ist auch der Wunsch, Freude für Andere zu schaffen, ein Idol der Selbsttäuschung, dem die Blindheit Altäre baut: Sind denn nicht die Andern aus gleichem Stoff wie er selbst? Und muß er nicht bekennen:

> Der Menschheit Seele, reich an Lust und Wunden,
> Millionenfach getheilt, ist doch nur e i n e;
> Ob ich empfand? — Genug, es w a r d empfunden . . . .
> Und g ä b ' s ein Glück, so wär' es auch das m e i n e!

Gelänge aber dennoch das Unmögliche, wäre ein zum Glück geleitendes Hinaustreten über die Beschränktheit der Menschennatur je denkbar — zerscheiterte dann nicht von Neuem Alles an der hartherzigen naturgesetzlichen Nothwendigkeit des endlichen Vergehens? Vor dem Blick des Wissenden wallen die Menschengeschlechter über die Erde, wie man im Flockengestöber über ein weites Feld schreitet: Die Fußtapfen sind rasch von den fallenden Flocken wieder verschneit und bald ist es so, als wäre man gar nicht dagewesen. Das Verdammungsurtheil der Vergänglichkeit hat im Voraus an allem Menschenwerk eine „vernichtende" Kritik geübt — und war es für den Unglücklichen ein Schreckensgedanke, daß das Dasein einst einen Anfang genommen, so wird es für den Glücklichen ein Schreckensgedanke sein, daß es einst ein Ende nimmt.

So liegt das Leben vor dem pessimistischen Geist — ein zweckloses erbärmliches Hintereinander von Täuschungen und Qualen, die mühselige Wanderung zu einem unentfliehbaren Abgrund, ein langsames kummervolles Hinschleppen durch Bedrängniß und Dunkelheit, das ewige Wälzen eines Steines, der nimmer in die Höhe kommt... Das entsagunggesättigte Wort von Jesus Sirach: „Es ist ein elend jämmerlich Ding um aller Menschen Dasein, vom Mutterleib an, bis sie in die Erde begraben werden, die unser Aller Mutter ist", bildet das Thema für das in seinen tausendförmigen Schmerzensseufzern dennoch so eintönige Lamentoso des philosophischen Weltleids.

Und bei dieser Einsicht in den unglücklichen Mechanismus des Erdenseins — einer Erkenntniß, die ihm jeder Tag von Neuem wie mit brennendem Dolch ins Hirn bohrt, sieht gleichwohl der Pessimist s i c h, wie den gesammten Lebensgeist der

Welt, als dessen Theil er sich fühlt, unentreißbar fest gelöthet in den ehernen Klammern der Instincte. Auf das kaustische Wort eines Mephistopheles:

Und doch ist nie der Tod ein ganz willkommener Gast!

findet auch ein Faust keine andere Antwort, als einen gellenden Fluch, einen ohnmächtigen Aufschrei der Verzweiflung. Unüberbrückbar und höllentief sieht er die Kluft gähnen zwischen Erkenntniß und That, zwischen Intellect und Instinct, zwischen Theorie und Praxis, zwischen Hirn und Herz. Der unvertilgbare Lebenstrieb, der den Körpern eingehaucht ist, überwindet die Todessehnsucht, welche die Geister nähren. Befähigt mich die graue Substanz im Gehirn, die illusorische Beschaffenheit des Erdenglücks zu erkennen, so verhindert mich der Kreislauf des Bluts, mich thatsächlich von jenen Illusionen auszuschließen. Und weiß ich auch ganz genau, daß der rosige Schimmer, der die Welt bisweilen umspielt, nicht eine Strahlenbrechung ihres wirklichen Wesens, sondern nur ein Erzeugniß der rosigen Gläser ist, welche mir ein Augenblicksschicksal aufgesetzt hat, so kann ich doch den rosigen Schimmer selbst durch diese Einsicht eben auch nicht vernichten. Die Unvernünftigkeit des Trostes predigen mir der Verstand, die Erfahrung; die Weisheit raunt mir in's Ohr: Aus der Verzweiflung sich in's Leben retten, heißt einen Grabhügel verlassen, um — an ein Sterbebett zurückzukehren .... und doch bin ich so thöricht, über alle Unglücksverhängnisse hinweg meinen armseligen Cadaver weiterzufüttern .... bis endlich ein barmherziger pathologischer Zufall die Maschine aus den Fugen treibt!

Mein Verstand ist sehr verständig,
Nennt das arme Herz bethört,
Doch dies Herz liebt so unbändig,
Daß es gar nicht auf ihn hört.

„Von allen Gewohnheiten" — sagt ein geistvoller Beobachter des Menschenlebens sehr treffend — „ist die süße Gewohnheit des Daseins am schwersten abzulegen. Vielleicht gab es noch keinen Selbstmörder, der nicht, wenn ihm zwischen der That und ihrem Erfolg ein Moment des Bewußtseins geblieben wäre, diesen Moment mit einem Gefühl der — Reue ausgefüllt hätte .... Nur leben, leben! heißt die Parole. Verkümmert, zertreten, mit den schmerzhaftesten Wunden am Leibe oder in der Seele, mit der Galeerenkette am Fuß oder mit dem drückendsten Joch der Arbeit auf dem Nacken, in Hunger und Elend, nur leben — und wäre kein andrer Reiz mehr damit verbunden als die Luft ein- und auszuathmen." Und wie kunstreich wissen selbst feindselige Geschicke noch diesen Lebenstrieb zu schützen und zu stützen. Auch den edelsten und herbsten Schmerz übertölpelt endlich die schleichende Hinterlist des Tages. Und wie geistvoll ist diese Prellerei angelegt. Wie dem Gefangenen im Kerker Trank und Speise gereicht wird, nur damit er für die Qualen seiner Strafe erhalten bleibt, so kräftigt uns das Schicksal durch halbe Gewährungen, durch scheinbare Freuden gerade in dem Augenblick, wo die Verzweiflung droht, uns dem Weltgefängniß mit mächtigem Griff zu entführen. Gebunden sind wir an den Lebenstrieb wie an einen Marterpfahl. Vom Geschick werden wir nur am Dasein erhalten, wie die römischen Gladiatoren von ihren Herren; um endlich zerrissen zu werden.

Ist so den Menschen der Ausweg aus der „Strafanstalt des Seins" durch die Instincte undurchdringlich verrammelt, so kann das Streben des Pessimisten, der das erkannt hat, nur mit Schopenhauer dahin gehen: Sich in dieser Hölle eine feuerfeste Stube zu sichern. Dies Streben führt in der Politik folgerichtig zum Machiavelli, in der Religion zu den Jesuiten, im Leben endlich zum nackten Utilitarismus, auf dessen breiter Grundlage auch die Moral Platz findet, wenn Zweckmäßigkeitsgründe für sie in die Schranken treten. Für Alles ist in diesem System Raum gegeben: Nur nicht für eine Thätigkeit um — ihrer selbst Willen.

Und in der trostlosen Oede einer solchen Weltanschauung, die dem Pessimisten keine andere Aufgabe mehr läßt, als die Zeit todtzuschlagen, bis die Zeit ihn todtschlägt, sollte er noch Laune und Arbeitskraft finden, um zu unserer Belehrung und zu seinem eigenen Ruhme seine Anschauung in philosophischen Abhandlungen

niederzulegen? Mit lechzenden Lippen fordert er vergebens vom Schicksale eine Labe — und er setzt dicke Bücher in die Welt? Hier muß Eins von beiden unwahr sein: Entweder sein Weltschmerz oder sein Buch.

Für die widerspruchsvolle Wirrniß dieser Alternative wird vor Allem der Wahrheitstrieb, der auch den pessimistischen Forscher beseelt, als scheinbar genügende Erklärung angeführt werden. Durch den Wahrheitstrieb würde folgerichtig der Mittheilungstrieb und durch diesen würden alle jene zum Theil so kleingeistigen Thätigkeiten begründet werden, die zur zweckmäßigen Befriedigung desselben erforderlich sind. Unüberwindlich würde er den Pessimisten nöthigen, für alle Illusionen von Glück und Genügen mit eignen Händen den Scheiterhaufen anzuzünden.

Leider ist nur nicht abzusehen, wie im Licht einer umfassenden Negation aller Triebe just der Wahrheitstrieb noch bejaht werden kann: Kaum würde die tollkühne Annahme, daß ein Irrthum unmöglich sei, diese Bejahung motiviren. Denn selbst dann hätte im Reich der absoluten Zwecklosigkeit der Selbstzweck der Wissenschaft keine Berechtigung. Der fruchtbare, thatenzeugende Glaube an die Macht und autonome Ueberlegenheit der Forschungsarbeit wäre selbst dann nicht vereinbar mit der entfaltungsunfähigen quietistischen Ueberzeugung von der ziellosen Nichtigkeit des Weltlebens — einer Ueberzeugung, welche gleichsam das litterarische Kind im Mutterleibe tödten müßte. Hülflos wie die andern Vielen dahingestellt in diese Welt der Illusionen, hat der Pessimist nur zum Unterschied von den vielen Andern noch den klaren, durch Nebel dringenden Blick erhalten, welcher die Illusionen theoretisch tödtet, bevor sie praktisch erlebt sind — welcher das Lock= und Gaukelwerk durchschaut, wodurch wir von einer unbekannten Macht zu Gunsten ihrer unbekannten Zwecke in diese Trauerhöhle gebannt werden: Kann da die Einsicht, daß auf jedem Weg nur Ungenügen zu finden ist, noch die Absicht aufkommen lassen, auf irgend welchem Wege Genügen zu suchen — sei es selbst auf dem Wege des Wahrheitstriebs? Das anzunehmen, wäre von allen Täuschungen die denkbar flachste. Und dem pessimistischen Tiefsinn kann es nur auf dem Spielbrett des Erdenlebens als der geistvollste und scharfsinnigste Schachzug der Natur erscheinen, wenn sie selbst in denjenigen, welche das Trugnetz ihrer Illusionen durchschauen, noch einen neuen und letzten Wahn entstehen läßt — den Wahn, daß die Zergliederung dieses Trugnetzes in seine einzelnen Maschen, die Zerfaserung dieser Maschen in ihre einzelnen Fäden einen dominirenden Vorzug beanspruchen könne vor jeder andern illusorischen Lebenserfüllung. Nur bis zu dem Augenblick, wo die Wunde erkannt ist, darf der Erkenntnißtrieb füglich an sich selbst Genügen finden: Aber von diesem Augenblick an beherrscht alle Empfindungen das Wehgefühl der Wunde . . . . wenn sie nämlich als Wunde empfunden wird!

Doch auch aus den Bedürfnissen eines nach Erleichterung ringenden Schmerzgefühles kann die in das System nicht hineinpassende Mittheilungslust des Pessimisten unmöglich erklärt werden. Nur als das melodische Seufzen einer Dichterbrust, nur als lyrischer Schmerzensschrei kann der Pessimismus sich durch diesen Hinweis begründen — nicht aber als eine Doctrin, die sich in behaglicher Breite vor einem freundlich eingeladenen Leserkreis auseinandersetzt. Der Schmerz sucht nicht eigens das Gewühl des Marktes auf, wenn er sich Luft macht: Das muß nothwendig unbewußt und ohne litterarische Intentionen geschehen, sonst ist's eine Lüge! Wem in Wahrheit das Elend der Welt im Herzen brennt, der schnitzt sich keine Feder und glättet kein Papier, um nach allen Regeln der Rhetorik sich auszuschreiben. So wahr der Weltschmerz — trotz des Spottes jener engen Philister, die das Klima der Welt für erträglich erklären, weil gerade sie in der warmen Zelle einer Universitätsprofessur sitzen — so wahr der Weltschmerz in der Lyrik ist, so innerlich unglaubwürdig ist er in den geräumigen und beredten Büchern, die darüber geschrieben werden.

Wenn ihm wirklich Alles eitel erschienen ist, Alles — warum hat Arthur Schopenhauer sich so unendliche Mühe gegeben, den Jammer der Welt in stylistisch abgerundete, klangreiche Sätze zu gießen, einen Verleger für das Elend aller Wesen zu suchen, die Nichtigkeit des Lebens von Druckfehlern zu säubern und nebenbei noch

sich für die Hoffnungslosigkeit der irdischen Geschicke von Brockhaus ein anständiges Honorar zahlen zu lassen? Man schreibt der Welt nicht so ausführlich, wenn man ihr den Abschied giebt. Es lüftet Niemand gefallsüchtig einen Sargdeckel, wenn darunter die Leiche des Erdenglücks ruht.

Ein apokryphes Gedicht von Heinrich Heine lautet:

Den Gärtner ernährt sein Spaten,
Den Bettler sein lahmes Bein,
Den Wechsler seine Ducaten,
Und mich meine Liebespein.

Ich schrieb bei nächtlicher Lampe
Den Jammer, der mich traf:
Er ist bei Hoffmann u. Campe
Erschienen in Klein-Octav!

Die splitternackte Frivolität in diesen Versen wird noch übertroffen durch den bücherschreibenden Pessimisten und — seine Verleger. Man denke sich doch nur einmal ein Buchhändlercircular nach der üblichen Schablone: „Demnächst erscheint in meinem Verlage: „Das Unglück des Daseins" von Professor Dunkelblick. Das „Unglück des Daseins" ist eine der glücklichsten buchhändlerischen Unternehmungen der Neuzeit und wirft einen sichern Profit ab. Ich gewähre für jedes direct von mir bezogene „Unglück des Daseins" 33⅓ Procent Rabatt und auf zwölf Exemplare ein Freiexemplar!" . . . . Auf diese Weise wird die zermalmende Thatsache des Gesammtleides aller Erdenbewohner zur Erreichung des Einzelbehagens einiger Weniger „fructificirt" — und schließlich hat ein deutscher Verlagsbuchhändler dem Elend der Welt das Wohlleben seiner Familie zu verdanken . . . .

Aus der weiten Umschau einer allumfassenden Erkenntniß tritt der pessimistische Denker, der Werke schreibt, in den engen Kreis gemeinirdischer Thätigkeit zurück — und der nach Befriedigung ringende Egoismus wirft einen gelben häßlichen Lichtschimmer auf die Erörterungen, die der Dunkelheit eines über das Selbstleid hinausgewachsenen Weltleides zu entragen schienen und die im Uebrigen von so unbarmherziger Beweiskraft sind.

Von dem in die Oeffentlichkeit tretenden Egoismus aber, den wir somit verstohlen auch hinter der düstern Maske der pessimistischen Doctrin hervorlugen sehen, verlangt die Oeffentlichkeit mit Recht, daß er sich dem großen Menschheits- und Weltegoismus als dienendes Glied einfüge; und nur von der Frage, ob die pessimistische Doctrin *diesem* nützlich sein kann, wird die Entscheidung der weiteren Frage abhängen, ob sie stimmberechtigt ist oder nicht.

Nur *der* Pessimismus, der sich als individuelle Empfindung giebt und an den Grabhügeln der Lebenstäuschungen nicht etwa *ausruft*: „Der Rest ist Schweigen," sondern sich auch in Wahrheit — mit diesem Rest begnügt, nur *der* Pessimismus kann jeden Hinweis auf das „Wohl der Menschheit" als überwundene Illusion zurückweisen. An den richte die Welt keine Ansprüche, der keine Ansprüche an die Welt richtet! Der *redselige* und *lehrsame* Pessimismus aber, der gehörheischend in die Welt *hinaus* tritt, darf nicht von sich das Gleiche behaupten. Und es wäre nur eine spitzfindige Verdrehung, wenn er etwa als das menschheitlich nutzenbringende Ergebniß seiner Untersuchungen gerade die Ueberzeugung bezeichnen wollte, daß alles Ringen zum Nutzen der Menschheit — ein Wahn ist. Denn eifervoll und im Kampf auf dem litterarischen Schlachtfeld diese Ueberzeugung vertheidigen, heißt gleichzeitig, sie verleugnen. Die weltferne Beschaulichkeit des Quietismus hat keine andere Möglichkeit, sich mitzutheilen und weiterzupflanzen, als durch ihr *vorbildgebendes* Dasein. Und wer im heißen Meinungsstreit Andere bewegen wollte, Quietist zu werden, hätte eben vorher bereits aufgehört, Quietist zu sein. Ein lebendiges agitatorisches *Thun*, um zum Nichtsthun zu ermuntern — ein athemloser Fleiß zum Ruhm der Faulheit — ein grellerer Widersinn ist nicht denkbar. Beredt in seinem Verstummen und verführerisch in seiner Einsamkeit zeigt der wahre Quietist einfach

den Menschen durch die That des Nichtsthuns den Weg zum Heil — und selbst, um für den Quietismus als Princip sich zu erwärmen, ist er zu . . quietistisch.

Sehr oberflächlich wäre es ferner, einzuwenden, daß der Pessimist doch immerhin als Irrenarzt in diesem Erdennarrenhaus seinem litterarischen Wirken eine Begründung geben könne, welche mit den Bestrebungen eines schneckenhäuslichen Egoismus keine Berührungspunkte hat. Indem er die Illusionen aufdeckt, erleichtert er es Andern, sie zu vermeiden. Leider ist diese Annahme eine — optimistische. Es wird eben so lange eine müßige Thätigkeit sein, uns über die Irrthümer und die Qualen des Lebens von vorn herein aufzuklären, so lange uns der Pessimist keine Mittel giebt, um jene naturnothwendigen Instincte zu überwältigen, welche die Irrthümer und mit ihnen die Qualen des Lebens erzwingen — so unwandelbar, so unvermeidlich erzwingen, wie die Wurzel des Baumes seine Triebe hervorruft. Wozu jene scharfsinnige und überzeugende Diagnose unserer Krankheit, wenn uns keine Arznei dafür verschrieben werden kann? Wer mit der blendenden Leuchte seines Geistes uns nichts weiter zeigen kann, als daß es in der Runde überall dunkel ist, der hätte es sich ersparen können, diese Leuchte anzuzünden. Hier kann sogar der theologische Aberglaube sich vor der pessimistischen Theorie einer überlegenen Fruchtbarkeit rühmen: Denn jener hat doch aus dem Chaos eine große Welt geschaffen — diese aber schafft aus der Welt nur wieder ein großes Chaos. War es eine hirnlose Vermessenheit früherer Philosophen, die Menschen das Glücklich-Werden zu lehren, so ist es von den heutigen ein nackter Aberwitz, ihnen das Unglücklich-Werden beizubringen.

Mögen uns noch so viel pessimistische Lehren in Fleisch und Blut übergehen, — es bleibt Fleisch und Blut — also der Hexentanzplatz aller jener unüberwindlichen Instincte, also die Brutstätte der Unlust, der Lebensqual.

Diesen gewichtigen Bedenken gegen den Pessimismus als Lehre hat zuerst geistvoll und scharfsinnig Eduard von Hartmann zu begegnen gesucht, indem es jene Instincte, die sich im Dienst des persönlichen Glücksbedürfnisses als ergebnißlos und betrügerisch erweisen, im Dienst der erlösungbringenden Entwickelung der Weltenganzen als fruchttragend und daseinsberechtigt wiederherstellen wollte: Erweist sich das Leben als eine Rechnung ohne den Wirth, als blanke Thorheit, wenn man es mit dem Streben nach eigenem Glück zu erfüllen trachtet, so erweist es sich als erhabene Pflicht, als ein Machtgebot der edelsten Triebe, wenn man es der hingebungsvollen Mitwirkung am Proceß des Ganzen widmet — und war die Ausrottung der Instincte das Allein-Vernunftgemäße für Den, der nur dem Selbst die Erlösung bringen wollte, so ist die Erhaltung der Instincte das Allein-Vernunftgemäße für Den, der zur Erlösung Aller wirken, der für die zielvolle Lenkung des Weltentwickelungsprocesses etwas leisten will.

Mit Staunen wird hier der Leser fragen, wie vom pessimistischen Gesichtspunkt aus eine Entwickelung, ein Ziel überhaupt gedacht werden kann? So war es denn eine Phrase, wenn wir oben von den „zwecklosen Zwecken" sprachen, die das Erdensein ausfüllen? Von der „verpfuschten Lehmkugel", die in unabänderlichem Einerlei um ihre Axe taumelt? . . . . Nein. Denn die „Entwickelung", die Eduard von Hartmann träumt, ist keine fortschrittliche, sondern eine retrograde — und welche Summe von verwirrungsvollen Widersprüchen birgt dieser Hartmann'sche Begriff!

Da das Weltenganze — so ist sein Gedankengang — Etwas ist, das besser nicht wäre, so muß es das Ziel der Entwicklung sein, durch die gesteigerte Macht des Bewußtseins die Welt in das Nichts zurückzuführen, dem sie durch die allgewaltige Macht des Unbewußten zu ihrer Qual einst entstiegen ist. Hoffnung auf eine anders geartete Beendigung oder auch nur eine mögliche Linderung dieser Weltenqual läßt auch Eduard von Hartmann nicht gelten. „Wie weit auch die Menschheit fortschreitet," so belehrt er uns — „nie wird sie die größten der Leiden los werden oder auch nur vermindern: Krankheit, Alter, Abhängigkeit von dem Willen oder der Macht Anderer, Noth und Unzufriedenheit . . . . Nicht das goldene Zeitalter liegt vor uns, sondern das eiserne . . . . Wie die Last dem Träger um so schwerer

wird, einen je weiteren Weg er sie trägt, so wird auch das Leiden der Menschheit und das Bewußtsein ihres Elends wachsen und wachsen bis ins Unerträgliche . . . . Dann wird sie in erhabener Melancholie gleichsam wie ein verklärter Geist über ihrem eigenen Leibe schweben und wie Oedipus auf Kolonos in dem vorgefühlten Frieden des Nichtseins die Leiden des Seins gleichsam nur noch als fremde fühlen. — Wie jeder sich über sich selbst klare Greis, hat sie nur noch einen Wunsch, Ruhe, Frieden, ewigen traumlosen Schlaf, der ihre Müdigkeit stille . . . . So kann der Endzweck des Weltprocesses, dem das Bewußtsein als letztes Mittel dient, nur der sein, den größtmöglichen erreichbaren Glückseligkeitszustand, nämlich den der Schmerzlosigkeit zu verwirklichen . . . . Für die Vernunft handelt es sich darum, wieder gut zu machen, was der unvernünftige Wille schlecht gemacht . . . . Und darum ist die volle Hingabe der Persönlichkeit an den Weltproceß, um seines Zieles, der allgemeinen Welterlösung (d. h. Weltvernichtung) willen . . . . und die Bejahung des Willens zum Leben das vorläufig allein Richtige . . . ."

Selten ist eine metaphysische Speculation von so abenteuerlicher Phantastik in die Oeffentlichkeit geführt worden. Für die Qualen des eigenen Lebens soll uns die Hoffnung auf den Tod der Welt entschädigen. Als „freundlich" winkendes Ziel der unübersehbar vor uns liegenden Zukunft wird der Anfangspunkt der unübersehbar hinter uns liegenden Vergangenheit bezeichnet. Das Alles des Jetzt sollen wir an das Nichts des Einst setzen. Begeistrungsvoll soll unser Thun die Erwartung beflügeln, daß die Welt von Jahrtausend zu Jahrtausend immer größere Fortschritte machen wird in — ihren Rückschritten. Mit schwielenvollen Händen sollen wir Bausteine sammeln für — eine Ruine. Mit den Mitteln des Idealismus sollen wir für die Zwecke des Nihilismus kämpfen. Das Individuum der Gegenwart soll die Centnerbürde der Lebensqualen auf seine Schultern laden, damit eine Gesammtheit der Zukunft im Stande ist, sie von den ihrigen — abzuwälzen . . . .

„Erst die Vernichtung, sagt ihr, wird erlösen
Die Welt von ihrem Leidensbann?
Nun gut, wollt ihr befreien uns vom Bösen,
So fangt doch bei Euch selber an!"

Ich wäre in der That geneigt, den vernichtungverkündenden philosophischen Unglücksraben ein Epigramm nach dieser Melodie in's Stammbuch zu schreiben, wenn nicht der Monismus in seiner abgerundeten Vollkommenheit jeden Act individueller Vereinzelung ausschlösse*).

Liegt aber schon an sich in der Annahme, daß der kalte Sterbe-Abend des Alls, der in undurchdringlicher Zeitenferne dämmern soll, durch die Schatten, die er auf unser Bewußtsein vorauswirft, die heiße Beschwerniß unserer Lebenstage mindern könnte — liegt schon in dieser Annahme ein Hyper-Idealismus voll innersten Widerspruchs, so wird die ganze phantasievolle Perspective noch nebelhafter und verschwommener durch Hartmann's Muthmaßungen über ihre mögliche Verwirklichungsform.

Zunächst stellt er selbst es in Frage, ob überhaupt die Menschheit jener Bewußtseinssteigerung fähig ist, die der Welterlösungsthat vorangehen muß, ob nicht eine höhere Thiergattung auf Erden zu jenem Zwecke wird entstehen müssen; ja ob nicht die Erde überhaupt vielleicht nur einen verunglückten Anlauf zum letzten Ziele darstellt. Diese bloße Möglichkeit entzieht sofort der ganzen Hypothese ihre menschlich bedeutungsvolle Basis und bricht ihr den Stachel aus, der zur ethischen That der Instinct-Wiederherstellung anspornen sollte: Denn nur die Daseinsbedingungen der niedern Thiergattung „Mensch" im Besondern und des verunglückten Anlaufs „Erde" im Allgemeinen haben die Annahme begründet, daß das Nichtsein der Welt ihrem Sein vorzuziehen ist, daß es kein tröstlicheres Endziel des Weltprocesses geben

*) Das oben mitgetheilte Epigramm von Fr. Bodenstedt: „An Schopenhauer" ist dem Verf. erst lange Zeit nach Beendigung seiner Arbeit bekannt geworden.



kann, als die Rückkehr in's Nichts. Und wo ist diese Annahme entstanden? Im Gehirn eines Wesens, das jener „niedern Thiergattung" angehört — umnebelt von den Dünsten eines Planeten, der ein „verunglückter Anlauf" zum Ziel ist! Wer will erkunden, ob nicht eine höhere Thiergattung mit Instincten ausgerüstet ist, die das Glück des Individuums als erreichbar erscheinen lassen? Wer mag ausforschen, ob nicht auf dem „uns unsichtbaren Planeten eines andern Fixsterns", von welchem Hartmann spricht, das Märchenheimathland der Glücklichen zu finden ist? Auf keinen Fall kann Hartmann, wenn er durch das Zugeständniß der erwähnten Möglichkeiten über den Kreis menschlichen Ermessens hinausschreitet, noch in früherer Kraft die Ergebnisse aufrechterhalten, die im schmalen Bezirk dieses Menschen-Ermessens gefunden wurden — und wer wie Hartmann zugiebt, daß sich die Mittel für den Weltproceß ändern können, darf nicht wie Hartmann behaupten, daß seine Ziele unwandelbar sind.

Schon diese unauflöslichen Zweifelfragen sind ausreichend, um den Hinblick auf die Welterlösung, der die Schlußperspective der pessimistischen Doctrin Hartmann's bildet, der heilvollen ethischen Wirkungen zu berauben, die sich der Philosoph des Unbewußten davon verspricht. Aber selbst wenn wir davon absehen, wenn wir also die Kühnheit haben, an dem Welterlösungsberuf der Menschheit als Menschheit keinen Zweifel zu hegen — wie ist je zu hoffen, daß sie der Erfüllung ihrer Berufspflicht auch nur einen Schritt näher tritt? Mag die Menschheit, wie Hartmann uns tröstet, auch noch so viele Generationen hindurch Zeit haben, in nachhaltiger Innerlichkeit die pessimistische Idee auf sich wirken zu lassen — ehe jede einzelne Generation die Ueberzeugung gewinnt, daß der Wille zum Leben am vernünftigsten verneint wird, hat sie ihn bereits so oft und erfolgreich bejaht, daß zu diesem Zeitpunkt immer schon eine neue Generation unterwegs sein wird, die — denselben Kreislauf durchmacht. Auch wenn Hartmann, um die denkbare Abschwächung des Daseinstriebs wahrscheinlich zu machen, darauf hinweist, daß doch z. B. schon jetzt die naturwüchsige Kraft der Leidenschaften kein unerhebliches Gebiet den nivellirenden Einflüssen modernen Lebens hat räumen müssen, so ist das wenig beweiskräftig: Die Leidenschaft ist auch heute noch, wie je, ein Tiger, wenn auch ein Tiger im Käfig. Und wie soll endlich der gemeinsame und gleichzeitige Entschluß der Erdbevölkerung als möglich gedacht werden? Die Vervollkommnung der technischen Erfindungen, meint Hartmann, müßte eine genügende Communication unter den Menschen ermöglicht haben. Welche Phantasie, wenn wir uns eines schönen Tages nach allen Richtungen der Windrose ein Telegramm geschickt denken: „Ew. Hochwohlgeboren werden ergebenst ersucht, sich an der auf den 13. d. Mts. festgesetzten Weltvernichtung mit Ihrer werthen Familie zu betheiligen. Nach erfolgter Vernichtung Zweckessen in Nirwana. Achtungsvoll: Das Festcomité . . . ."

Die mythologische Abenteuerlichkeit der Hartmann'schen Weltvernichtungs-Phantasmen fordert diese Neckerei heraus. Es ist ja eine hochherzige, geistreiche, vielleicht die tiefsinnigste und gedankenvollste Mythologie, die es giebt — aber es ist eine Mythologie. Und wer von uns fordert, daß wir den qualvollen Lebenswirren hingegeben, noch auf die letzte Beruhigung verzichten sollen, die uns gegönnt war — auf das beruhigende Recht, uns diesen Lebenswirren durch die Flucht ins Nichts zu entziehen, der muß uns für die verhängnißschweren Opfer einen concreteren Ersatz bieten, als den Hinweis auf nihilistisch-idealistische Nebelwege. Die Wiederherstellung der Instincte ist daher auch vom Standpunkt des Hartmann'schen Monismus nicht vernunftgemäß und erfolgreich zu begründen. Auch er ist nicht im Stande, der unumstößlichen brutalen Thatsache des thierischen Lebenstriebs eine metaphysische Grundlage zu geben — und die Weltzwecke, auf die Hartmann's Evolutionismus lossteuert, haben keinen Vorzug vor der selbstgenügsamen Zwecklosigkeit des Schopenhauer'schen Quietismus. Beide Ergebnisse sind nicht geeignet, der pessimistischen Doctrin zu einem menschheitlich nutzenbringenden Erfolg zu verhelfen.

Mit der Voraussetzung Hartmann's fallen aber natürlich auch die ethischen Folgerungen, die von seinen begeistrungswarmen Apologeten daraus abgeleitet werden. Besonders A. Taubert singt uns Dithyramben vor über die humanitären Heilwirkungen, die dem Extract des Pessimismus, dem Universalmittel der monistischen „Selbstverleugnung" entspriesen sollen. Wenn wir aber wirklich diesen Lobgesängen Glauben schenken, so verlieren wir schließlich — und das ist das Drolligste — den wahren logischen Zusammenhang mit dem Hartmann'schen System, das uns just empfohlen werden sollte. Nur die Steigerung der Unerträglichkeit des Menschenleides (d. i. die Steigerung des Bewußtseins), kann ja nach Hartmann's eigner Theorie den Weltproceß beschleunigen: Und statt dessen fordern uns seine Vertheidiger auf, unsere ganzen Kräfte für die Erträglichmachung der Leiden der Andern zu verwenden! Die denkbar weiteste Verallgemeinerung eines solchen Strebens würde in letzter Linie zur Selbstaufhebung des Pessimismus führen. Denn wenn von allen Seiten der Flügelschlag der Menschenliebe linderungbringend unsre Stirn umfächelt, so hätte die Erde aufgehört, ein Jammerthal zu sein — und selbst der Kampf mit den unüberwindlichen Elementargewalten „Alter" — „Krankheit" — „Tod" — könnten uns in einer so herzerwärmenden Atmosphäre kaum zurückschrecken, das zu ersehnen, was der Pessimismus desavouirt: die persönliche Glückseligkeit. Die thränenreichsten Capitel in der Passionsgeschichte der Menschheit tragen die blutige Ueberschrift: Homo homini lupus — in Grabbe's Uebersetzung: „Nur ein geschminkter Tiger ist der Mensch!" Hat nun das raubthierartige Wüthen des Menschen gegen den Menschen aufgehört, ist dem Neid sein Giftzahn ausgebrochen, hat der Eigennutz seine reißenden Krallen verloren, sind der schleichenden Tücke, der Untreue, dem Verrath ihre gewetzten Waffen für immer geraubt — dann, wahrlich! ist das Geborenwerden kein „Verbrechen" mehr, das „Todesstrafe" verdient. Ungefähr zu derselben Zeit wird sich aber auch die Ziege mit dem Kohlkopf versöhnen, das Eis beginnt zu glühen und man macht in jedem Sommer eine Vergnügungsfahrt nach dem Schlaraffenland. — Die Taubert'schen Phantasmen widersprechen offenkundig dem pessimistischen Prophetenwort Hartmann's vom „eisernen Zeitalter", das vor uns liegt. Nur auf den Trümmern aller Lebens-Illusion war die Aufrichtung des Pessimismus möglich: Nur auf den Trümmern des Pessimismus kann sich eine neue Lebens-Illusion erheben. Wer zu glauben vermag, „daß es, ob auch nur in ferner Zukunft, für das Weltweh einen mildernden Trost giebt, der — braucht keinen mehr.

So sehen wir denn nochmals, daß der Egoismus, der in der Brust des bücherschreibenden Pessimisten zur Bejahung gelangt und der in schamhafter Versteckniß auch hinter Hartmann's idealistischen Selbsttäuschungen kauert, für die Menschheit ohne jeden Nutzen ist. Weder durch psychologische Ursachen noch durch seinen etwaigen „Selbstzweck" als Wissenschaft noch durch eine vernunftgemäße und erfolgversprechende Zweckbeziehung von andrer Art kann sich der Pessimismus als Doctrin begründen.

Als individuelle Empfindung hat er eine unwidersprechliche Berechtigung, heute wie ehedem und wie heute in aller Zukunft. Als stimmungsinniger lyrischer Naturlaut gehört er auch in die Litteratur. Die Lehrstühle des Pessimismus aber überlasse man getrost dem Geschick, das über den Menschen schwebt und das seine dunkeln Lehren eindringlich und unwiderlegbar verkündigt, so lange das Laub von den Bäumen fällt und über kahle Felder ein Herbstwind sein Sterbelied heult . . . .

Es ist nichts nothwendiger, als die pessimistische Philosophie — und nichts überflüssiger, als die pessimistischen Philosophen.

Kritische Rundblicke.

Drama.

Arria und Messalina, Trauerspiel in fünf Aufzügen von Ad. Wilbrandt.

Es giebt vielleicht kein Symptom, welches so entschieden und sicher den Verfall einer Kunst bezeichnete, als wenn sich dieselbe — dem Weiblichen zuwendet.

Die französische Schaubühne kennt nur noch Frauenrollen und dreht sich seit fünfundzwanzig Jahren ausschließlich im Meereswirbel der Weiblichkeit, worin ein Giboyer oder verarmter Edelmann rari, ja rarissimi nantes . . . sind. Das Wolter-Stück am Wiener Burgtheater wiederholt dieselbe Erscheinung und aus dem nämlichen Grunde. Nicht „die Wolter" ist der Grund, denn nach dieser würde eine Andere folgen, sondern der effeminirte Geschmack eines sinnlichen und mehr weiblich als männlich gearteten Volkes. Steht doch der Wiener dem Pariser näher als dem Leipziger oder Hamburger; am allernächsten aber im Theater. Hier ist kaum mehr als die Sprache deutsch; ja, als Wiener Theatersprache kann sie den Auswärtigen, der ein besonders feines Gefühl hat, eigentlich befremden. So ist auch das Wiener Repertoir dem französischen Frauendrama im ganzen deutschen Sprachgebiete am getreuesten nachgetreten und fast mit der Angst, von der Cameliendame angefangen bis herab zur kleinen Marquise, ja keine Fußtapfe zu verfehlen.

Auf die Länge wird aber auch die interessanteste Lasterdirne langweilig, und was dann? Interessanteres als das Laster haben wir nichts mehr. O doch! das Laster mit der Tugend. Arria und Messalina. Die lasterhafteste und die tugendhafteste Römerin. Das giebt im alten Courtisanenstück wieder ein neues Stückchen und hält wohl wieder eine Zeitlang vor. Vortrefflich! Aber es ist vielleicht kein Titel mehr möglich, welcher so deutlich-genau die Absicht, die Tendenz, die Reflexion verriethe, als dieser. Man sieht fast mit Augen die mathematische Nothwendigkeit, wie eines Tags ein Kopf diesen Einfall, oder besser, dieser Einfall einen Kopf haben mußte. Arria und Messalina! Die Muttergottes und Mad. Dubary!

Die beiden Frauen, oder richtiger, die beiden Begriffe geben sich auf die Länge eines Theaterabends nun zu folgender Handlung ihr Stelldichein. Cäcina Pätus hat als Verschworener oder Verdächtiger sein Leben verwirkt, welches auf Gnade und Ungnade in der Hand des Kaisers, oder, da dieser abwesend und überhaupt eine Null ist, in der Hand der Kaiserin Messalina liegt. Die neueste Schwachheit der Kaiserin ist so eben Marcus, der jungfräuliche Sohn des Pätus und der Arria, und um der Verdienste dieses Sohnes willen begehrt sie den Tod des Vaters nicht. Marcus erwirbt sich auch diese Verdienste, aber sehr gegen den Moralcodex und Ehrbegriff der Mutter Arria, welche ihn nun zwingt sich zu tödten. In den Straßen Roms promenirend, findet Messalina sein Vaterhaus mit Verwunderung und Schmerz als Leichenhaus und ihren Liebling selbst als die Leiche darin. Sie bedeckt die Leiche mit ihren Küssen oder vielmehr versucht es nur, denn Arria scheucht sie auf rüdeste Art hinweg. Das galt natürlich den Kopf ihres Mannes, — ihren eigenen mit, und so kommt der berühmte Zahltag: „es schmerzt nicht, Pätus." Im nächsten Augenblicke wird auch Messalina niedergestoßen, denn von Ostia, wo der blödsinnige Kaiser weilt, sind auf Veranlassung eines Widersachers, der Messalinen anschwärzte, Leibgarden abgegangen, um die Kaiserin zu tödten, wie es im Buche steht und wie es Tacitus sich nicht nehmen läßt.

Als ich das Stück las, hielt ich einen Durch-

fall, der zum Glücke des Dichters ausblieb, für ziemlich wahrscheinlich, den Durchfall der Enttäuschung nämlich. Messalina ist das brennendste Fantasiebild der weiblichen Teufelei, der historisch und typisch gewordene Superlativ föminaler Kakodämonie, aber diese — Wolter-Rolle, um das Wort „Karakter" zu vermeiden, ist eigentlich eine zahme Messaline. Ein verliebtes Weib, wie es im Buche der Naturgeschichte auf jeder Seite steht, und wie es auf einer kaiserlichen, das Gesetz überragenden Höhe nur ein bischen ungenirter mit sich herausgehen darf. Wenn alle Weiber Kaiserinnen wären! Wenn der Konditorsfrau die Garderegimenter der Messalinen und Katherinen auf Musterung passirten! Bis dahin aber täusche ich mich nicht, wenn ein großer Rang große Worte zu machen erlaubt, daß das dem mediocren Karakter schon ein ideales Größenformat gäbe. Selbst die offizielle Würze und psychologische Assa fötida der Wollust, die Grausamkeit, ist durch die Abschlachtung des Pätus und der Arria mehr dem Scheine als der Wahrheit nach zum Kapital des Messalinen-Karakters geschlagen und bloß Papiergeld, nicht Goldwährung. Es ist ein ureignes Gesetz der menschlichen Natur, daß der Tod versöhnt und vor den Todten der Streit der Lebendigen ruht. Wenn ein Weib, selbst das gefallenste Weib, den Mund eines Todten zu küssen begehrt, so huscht momentan ein flüchtiger Adel über sie, und kein Mensch, am wenigsten ein Weib selbst, sollte sie darin stören. Es ist einfach unmenschlich und zehnfach unweiblich. Daß in diesem Augenblicke Messalina mit ausgesucht ungehobeltster Brutalität behandelt wird, daß Alles in ihr, das Menschliche, Weibliche, Kaiserliche, coram populo auf's empfindlichste gereizt und beleidigt wird, das versetzt den Vollzug der Todesstrafe, den sie hierauf dekretirt, aus der spezifisch messalinischen, wollüstig blutleckenden Grausamkeit in eine ganz andere, menschlich-entgegengesetzte Sphäre und gehört gar nicht mehr hierher. Nach jener Provokation wird es nur ein begreiflicher und fast berechtigter Racheakt. Nein, Messalina ist kein dämonisches, sie soll nur ein elementares Weib sein; das vielbeliebte, viel gesuchte, in zahllosen Jamben skandirte, elementare Bühnen- und Wolter-Weib.

„Das elementare Weib!" Die dankbarste und undankbarste Intention! Die dankbarste für das Theater, die undankbarste für die Kritik. Wenn schon die Elemente dramatisch sind, so fürchtet die Kritik nämlich mit Recht, daß nächstens auch — Sauerstoff und Wasserstoff als dramatische Karaktere auf die Bühne kommen. Julie und Cleopatra, Shakespeare's sämmtliche Frauenkaraktere, sind doch auch elementare Weiber; aber wer nennt sie so? was wäre damit gesagt? Im organisirten Element, wie wir's vom Dichter verlangen, ist das Element in der Organisation eben aufgegangen und aufgehoben, und wir erhalten aus aller elementaren Gattungs-Schablone heraus wieder individualisirte Organismen. Wie insidiös, aber im Grunde wie aufrichtig, bezeichnet nun das heutige Programmwort „elementares Weib", das rasch ein beliebtes Schlagwort geworden, einen ganzen kunstgeschichtlichen Sachverhalt! Im Kreislauf der Dinge scheint eine sinkende Kunst zu der steifen Hand der Kunstanfänge wieder zurückzukehren, jener Kunstanfänge, welche z. B. die meisten unsrer heraldischen Wappenthiere so individuell mangelhaft ausgedrückt haben, daß wir kaum mehr als das formalistische Thier-Element in genere daran unterscheiden, wie denn die österreichischen „fünf Lerchen" eigentlich Adler sein sollten, aber nun nichts sind als der elementare Vogel überhaupt! Das moderne Bühnendrama, welches die Kunst ist, eine Aktie halb einzuzahlen und mit doppelvollem Superagio coursiren zu lassen, hatte demnach sehr richtig den Instinkt des elementaren Weibes, des Weibes au naturel, welches mit wenigen Gattungs-Strichen sich selbst spielt, — ein „brillantes" Spiel, da es den ganzen Brennstoff der Kraft an eine herzlich wohlfeile und einfache Aufgabe zu setzen hat, also so recht eigentlich das spezifisch „dankbare" Spiel. Zum elementaren Weib gehört in der Regel nichts — als ein weiblicher Name und einige von den Grundzügen des weiblichen Thieres. Elementare Sinnlichkeit, elementare Leidenschaft, elementares Triebleben, nicht zu vergessen eine tüchtige Portion jener elementaren Kopflosigkeit, welche man in der weiblichen Profansprache „die Gans" nennt. Pardon, aber dem starken Wort entspricht nur eine starke Thatsache. Ist es denn nicht stark, in welch' — schwacher Position diese Messalina ihr hohes Spiel spielt?! Fünf Akte lang ein Prachten und Prangen mit Herrschermacht und Herrschaftsübermuth, daß wir selbst schon ganz sicher werden und denken, da kann's gar nicht fehlen! Und zu Ende des fünften Akts läuft der nächstbeste Denunciant nach Ostia hinaus, beschwatzt den Kaiser und läßt sie umbringen! Wir sind wie aus den Wolken gefallen. Kein Spatz wird

ja so leicht vom Ast geschossen als diese Messalina zu stürzen war. Man sage nicht, der Streich kommt ihr selbst unverhofft, und ihre Sicherheit war die Macht ihrer Schönheit. Diesen blödsinnigen non possumus-Kaiser unterjocht nicht sowohl die Schönheit, als — die Anwesenheit. Sein Herr ist immer Derjenige, den er zum letzten Mal gehört hat. Das mußte Messalina wissen; das einfältigste Weib weiß das. Nicht daß man die Herrschaft hat, sondern wie man sie hat und wie man sie ausübt, ist der Instinkt der weiblichen Interessen. Es ist die simpelste Vorsicht eines Weibes, das sich die Aufführung einer Messalina erlaubt, ihren Mann mit einer Camarilla zu umgeben, mit Creaturen ihrer Partei, mit einem undurchdringlichen Wall, kurz, mit Maßregeln, wodurch er, auch abwesend, in ihrer Hand bleibt. Anders Messalina. Ihre Position ist die ungedeckteste, in der Front, im Rücken und an beiden Flanken preisgegebenste Stellung, und so wird sie abgethan. Im Handumdrehen ist uns unsre Heldin verschwunden. Wahrlich, das Bühnendrama wird immer ungenirter!

Und doch wäre nichts leichter gewesen als in diesem Falle der dringendsten Verstandesforderung mit einer kleinen Kunstfuge gerecht zu werden. Messalina bedurfte als Hort und Vertreter ihrer Hofpartei bloß irgend eines Leicester oder Piccolomini, kurz einer Vertrauensperson und eines Günstlings, der an ihr Schicksal gefesselt ist, dem aber doch die Geduld reißt, als er von ihren neuesten Streichen hört und der sie fallen läßt. Ein Dutzend Verse und Alles wäre gethan. Aber das bühnengerechte Bühnendrama, scheint's, fürchtet mit jedem Vers, der sich nur mucksen will, einem besseren Herren als dem Gaukeln und „Loslegen" zu dienen, — in's Buchdrama zu gerathen!!

Im französischen Lasterdrama glauben die Dichter selbst nicht an die Tugend, und statten sie eben nur aus, — wie eine lithographirte Eintrittskarte zu einem polizeiwidrigen Ball. Wilbrandt scheint es ehrlicher und deutscher mit der Eintrittskarte seiner Messalina, mit der römischen Ideal-Matrone Arria gemeint zu haben und erregt uns daher die doppelte Verwunderung, daß er seinen Respekt vor der Tugend so wenig zu realisiren wußte, wie die Franzosen, die ihn überhaupt gar nicht haben. Wenn Messalina den Werth ihres Geschlechtes vergeudet und auf die Straße wirft, so denken wir, ihr Gegenbild wird das Gegentheil thun: Arria wird uns zeigen, wie man Weib, und da sie vollbürtiges Weib, nämlich Gattin und Mutter ist, wie man Weib in der Familie ist! Weit gefehlt. Wir sehen sie als Zerstörerin in ihrer Familie. Sie führt uns das Schauspiel auf, wie an Weiber-Einbildungen eine ganze Familie zu Grunde gehen kann. Sie bildet sich die Tugend ein. In der ganzen moralischen Welt aber thut das kein Mensch mehr so wie es Arria thut, welche ihr subjektives excentrisches Wahnbild mit der Würde des Ideals verwechselt, — ein Kunstfehler, der freilich kein seltener in den dichtenden Künsten ist.

Warum muß Marcus sterben? Er hat ein schönes, unbekanntes Weib gesehen und sein ganzes Blut dürstet nach ihr. Es überläuft ihn, als ihm bekannt wird, die schöne Unbekannte sei die berüchtigte Messalina; aber — sein Durst hält an. Er löscht den Durst. So kommt er nach Hause und vor die Augen der gestrengen Mama. Wo warst du? — Bei Messalinen. — Dann mußt du dich umbringen. — Was du sagst! — Im Ernste, du mußt dich umbringen. — Wirklich, Mama? — Auf Ehre und römischen Ehrbegriff! — So gib mir einen Dolch. — Da hast du einen. — Marcus bringt sich um.

Das ist der kurze Inhalt dieser Scene. Um keinen Strich anders.

Ein übernächtiger Schwärmer kann nicht unbefangener auf einen „kleinen Schwarzen" ins Caffeehaus kommen, als Marcus nach Hause kommt. Er hat ein schönes liederliches Weib besucht; — wer hat es nicht? Er ist baß verwundert, daß „ein reiner Jüngling" deßhalb sterben muß. Aber die Mama sagt es und die Mama muß es wissen. So stirbt er denn — auf Treu und Glauben!

Die Gedanken stehen uns still! Aber wenn sie wieder zu gehen anfangen, so denken sie folgendes. Entweder Marcus hat Recht und ein zweideutiges Weib zu küssen ist für einen jungen Mann eine levis nota, von der zu reden gar nicht der Mühe werth ist, — was für eine Mutter ist dann die blutige Arria! Oder Marcus hat Unrecht und Arria Recht: ein römisch-republikanischer Legitimist ist unheilbar compromittirt, wenn er zur Frau des Cäsars fensterln geht; dann mußte aber dieses politische Motiv viel stärker als das moralische betont werden, abgesehen, daß es doch wohl in der stärksten Betonung noch nicht einleuchtete, weil Küsse noch kein politisches Programm und Weiberaffairen überhaupt ein neutraler Boden

in der Politik. Aber gesetzt es wäre so, ein Rendezvous mit der weiblichen Seite des Cäsarismus wäre im republikanischen Hochadel Roms eine politisch so große, wie moralisch kleine Unsittlichkeit: dann mußte unser Patriciersohn doch die öffentliche Meinung seiner Partei selbst auch kennen, mußte wissen, daß er einen Rubikon überschritten, daß er sich zu Hause unmöglich gemacht, — und mit welch' einem Dummen-Jungen-Gesicht kommt er nun doch nach Hause und muß sich den Standpunkt erst von der Mama klar machen lassen!

So brüchig wäre nur schon die Logik, wenn wir uns zwischen ihrem Entweder — Oder völlig unparteiisch verhalten könnten. Aber das können wir nicht. Was in der Logik eine Frage wäre, ist keine für's Gefühl, denn dieses sagt schreiend laut: Arria ist eine entmenschte Mutter und ihr Sohnesmord der geschraubteste Theatermord, der je gegen die Natur, aber für die „Handlung" vor sich gegangen.

Und doch muß an diesem Morde, damit er seine Schuldigkeit thut, noch weiter geflickt werden. Messalina muß zufällig spazieren gehen und am Leichenhause vorbeikommen, muß ihren todten Liebling küssen wollen, muß die Gelegenheit schaffen, daß Arria vor ihren er-jungfräulichen Sohn mütterlichbreit sich hinpflanzen und durch ihre Schmähreden zum Sohne auch den Mann und sich selbst um den Kopf reden kann. Das ist der Cours nach dem Hafen: „Es schmerzt nicht, Pätus!"

Wie lockend solche geflügelte Worte sind! Wer brächte sie nicht gern auf die Bühne? Sie sind wie gemacht für's Theater. Aber siehe da, auf dem Theater fallen die „Geflügelten" mit gebrochenen Flügeln zu Boden! „Und sie bewegt sich doch" versuchte eines Tags sein Glück und verunglückte. „Es schmerzt nicht, Pätus" probirt heute seinen Zauber: aber in einem Wolter-Stück zaubert die Wolter und sonst kein Mensch. Für drei geflügelte Worte werden oft ganze 5aktige Stücke geschrieben, aber die fünf Akte vergehen und die drei Worte bestehen! So naturgemäß es war, daß Theaterdichter in der ersten Naivetät unerfahrener Lüsternheit die „Geflügelten" auf die Bühne brachten, so erlebe ich es noch, daß sie ihnen mit verbrannten Fingern künftig eben so sorgfältig aus dem Wege gehen, damit es nicht allzu nachtheilig sich verrathe und unter die Leute komme, wie die geschickteste fünf Akten-Mache an einen lapidaren Naturlaut nicht hinanreicht! Jene geflügelten Worte, die den geschickten Macher-Händchen so dankbares Spielzeug scheinen, sind aus einem Riesenhimmel gefallen, sind condensirtester Menschenblut-Extrakt, sind die Quintessenz von Geschichts- und Gemüthsmächten, womit es in der Wolter-Generation definitiv und auf ewig vorbei, auf jene Ewigkeit — bis das große Rad sie wieder aus der Urquelle, aber nicht aus der Abschrift heraufbringt. „Ne ultra crepitam" ist auch ein geflügeltes Wort! —

So können wir das Facit aus der einfachen Gleichung: Arria und Messalina, Alles in Allem, nur eine belanglose Ziffer nennen. Messalina ist in keinem Zuge mehr als das Schema der Liederlichkeit und Arria ein Tugend-Monolith, von oben bis unten ein einziger — Stein! Die Rolle siegt, wie in allen Bühnenstücken, auf Kosten des Menschen: das elementare Weib ist unter-menschlich, das ideale Weib ober-menschlich, Beide außermenschlich und unmenschlich. Und wie könnte es anders sein, wenn schon der Moment der dichterischen Empfängniß und der fernere der künstlerischen Absicht und ihrer Ausführung nicht der Mensch und die Menschenanschauung, sondern die starre Begriffsabstraktion, ja noch weniger, nämlich der bloße Contrast von Begriffen ist, welch' letztere nun wieder nicht um ihrer selbst willen da sind, sondern für das Bild und den Effekt ihrer symetrisch berechneten Gegenüberstellung, ungefähr wie ein Thürpfosten vis-à-vis dem andern Thürpfosten steht, aber beide zusammen in einem dritten Moment, als ihrer eigentlichen Zweckbestimmung, in jenem leeren Raum aufgehen, welchen man eben den Thüreingang nennt?!

Weiter nichts als die Zugluft der Thür ist schließlich das männliche Element unseres Stückes. Sie können alle durch's Schlüsselloch gehen, so dünn sind diese Männer. Aus einem Menschen wie Marcus hat ein junger Frankfurter schon vor hundert Jahren ein Etwas gemacht, das man seinen „Franz" im Göz von Berlichingen nennt! Seitdem sind die Sitten milder geworden und unserm Marcus kocht die höllische Weiberbezauberung nicht anders im Blute, als ob er das letztere durch Transfusion von einem Lämmchen empfangen hätte. Er ist jener Lockenkopf, an welchem die Haarkräusler frisiren lernen. Sein Vater Pätus besteht aus zwei individuellen Zügen: er bewundert sein Weib und ist krank. Einen dritten konnte ich nicht entdecken, was bei einem staatsgefährlichen Römer, der sogar das Zeug zu einem

Gegenkaiser haben soll, recht schlimm ist. Und wie viel Zeug sollte Gajus Silius haben! Er eröffnet das Stück als Messalinens erklärter Liebhaber und in ihrem tollsten Verzweiflungsrausch über den Verlust des Marcus kehrt sie zu ihm wieder zurück. Der Mann muß Raçe haben, denken wir, und sind naiv genug sie sehen zu wollen. Nur eine Nasenspitze! eine Augenwimper! Umsonst. Seine ganze Individualität sind — die 11 Buchstaben, welche seinen Namen bilden. Ein Karakter aus Karakteren, nämlich aus Buchstaben-Schriftzügen, ist freilich auch Karakteristik.

Es ist sogar noch mehr, und nichts geringeres als „weise Oekonomie". Was sollten auch im Wolter-Stücke die Männer? Das begreift sich ja. Es fließt eins aus dem andern. Die Weiber Champagner, und zwar wohlfeilster Grüneberger, damit ihn auch die Provinz-„Künstlerinnen" bestreiten können, hierauf im richtigen Abstand dazu — die Männer Sodawasser! Das Alles bedingt sich gegenseitig und wirkt auf einander und hat seinen innern Zusammenhang. Es ist ja nur „bühnengerecht" und „eine kundige Hand" und „eine geschickte Mache". Wo bliebe denn die Wolter, wenn sich im Wolterstück einmal ein Mann aufrichtete und zwar in seiner ganzen Länge?!

Lassen wir also solche Uebel sich ausleben, denn nur davon kann die Umkehr kommen. Ich hoffe es noch zu erleben, daß eines Tags sämmtliche Schauspieler ihre Rollen den Dichtern und Direktionen an die Köpfe zurückschleudern, weil sie es müde geworden, die Nullen hinter den Weibern zu sein. Es dauert vielleicht nicht mehr so lange, als es gedauert hat, denn schon lange genug hat sich die alte Frage: où est la femme? auf unserm dramatischen Kunstgebiete in die entgegengesetzte verwandelt: où est l'homme? — —

„Die Nachwelt flicht dem Mimen keine Kränze". Und wer sich zum Hintermann des Mimen gemacht, zu seinem Diener und Handlanger, zu seinem Rollenschreiber und Librettisten? Ei nun, dem flicht auch die Mitwelt keine Kränze! Was ist natürlicher?

Und so möchte ich diese meine kritische Glosse verstanden wissen. Denn gar sehr entspräche es dem Ethos einer sinkenden Kunst, — das Wort, wovon ich ausgegangen — wenn nun ein Leser fragte: Was hat doch mein Kritiker gegen den armen Wilbrandt, daß er ihn gar so scharf mitnimmt? Dadurch sinken ja eben Künste und ganze Geschichtsepochen, daß man nicht mehr an das Sachliche, sondern nur noch an das Persönliche glaubt!

Ich habe also nichts gegen Wilbrandt, ich habe sogar wenig gegen Arria und Messalina, aber ich habe Alles gegen die Entwicklung der dramatischen Poesie zur Dienerin der Schauspielerei und der weiblichen Schauspielerei.

Daß Wilbrandts Biographie in dieses Stadium gefallen, kann ich sogar aufrichtig bedauern. Die Andern sind ihrer Zeit so ziemlich werth; Wilbrandt aber möchte wohl einer bessern Zeit werth gewesen sein. Damals, als 1811 ein deutscher Dramatiker sich erschoß und 1813 ein anderer erschossen wurde, welche beide zusammen noch nicht eines einzigen Menschen normale Lebensdauer erreicht, in der Nähe jener zwei Unglücksjahre wäre vielleicht seine Zeit, auf der Bresche von Kleist's und Körner's Tod sein Stand gewesen. Heute möchte der Zersetzungsprozeß, der die Poesie in die Schauspielerei auflöste, wohl schon zu weit gediehen sein.

Um so schlimmer für die Kritik! Mit welchem Rechte mißt sie dann Eine Geschichtsepoche am Maßstab einer andern? Mit welchem Rechte thut sie dem heutigen Bühnendichter das Weh an, das „Weh dir daß du ein Enkel bist?!"

Aus bloßem Herkommen. Aber dieser kritische Wendepunkt, an welchem die Kritik endlich sich selbst angelangt fühlen sollte, verdient eine eigene Besprechung. Dazu räumt mir die Redaction wohl nächstens wieder ein Paar Seiten ein; in der ersten Nummer eines neuen Blattes, wo Mehrere zum Worte kommen wollen, glaubte ich mir die Selbstbeschränkung eines mäßigen Raums auferlegen zu sollen.

Ferdinand Kürnberger.

Epos.

Wilhelm Jordans Nibelungen. Zweites Lied. Hildebrands Heimkehr. Thl. 1. 2. Frankfurt a. M. 1874. Jordans Selbstverlag. —

So liegt denn nun auch unsere „Deutsche Odyssee", das Lied von des weisen und vielgeprüften Hildebrand Irrfahrten und Heimkehr vollständig vor uns, nachdem die „deutsche Ilias", die Götter- und Heldensage von Sigfrid, in Jordans Bearbeitung längst ihren Weg durch die Versammlungen erfreuter Hörer in tausende deutscher Familien gefunden hat Auch „Hildebrand" ist ähnliche Pfade gewandelt; auch von seinen Thaten und Schicksalen hat

diesseits und jenseits des Oceans, von Petersburg bis San Francisco, der Rhapsode gemeldet, und nur der volle Gesammteindruck des Kunstwerkes wird uns durch den vorliegenden Druck als ein neuer vermittelt. Somit hat die Besprechung des Gedichts den Vortheil, in weiten Kreisen an bekannte gemeinsame Eindrücke und Erinnerungen anknüpfen zu können; das Interesse für die Sache wird ihr ohne ihr Zuthun entgegengebracht. Aber dafür wird sie freilich darauf gefaßt sein müssen, neben der Theilnahme auch Vorurtheilen zu begegnen, Vorurtheilen sachlicher wie persönlicher Natur. Die letztern mögen mit einem kurzen Worte abgefertigt werden. Hie und da hat man die Nase darüber gerümpft, daß ein Dichter, ein deutscher Nationaldichter von hohen Ansprüchen, seine eigenen Verse gegen materielle Belohnung öffentlich vorträgt. „Hätte das Uhland gethan, oder Schiller, oder Goethe?“ Nun, Uhland und Schiller schon gewiß nicht, wenigstens nicht außerhalb Schwabens, und zwar aus guten Gründen. Man weiß, wie es Schiller in Mannheim erging, als er seinen Fiesco den Schauspielern vortrug. Und Goethe, der Geheimrath und Consistorialpräsident, begnügte sich allerdings mit rhapsodischen Erfolgen auf dem exclusivsten Parquett. Aber — fragen wir weiter — aber Dickens? Oder Walther von der Vogelweide und seine Zeitgenossen insgesammt? Und Herodot in Olympia? Wenn heut zu Tage, wie vor Jahrhunderten, der Gedanke wieder mit Vorliebe durch das lebendige Wort wirkt, im Munde des Gelehrten, des Forschers, des Mannes der Geschäfte und der That, wenn unsere Städte sich während des Winters so zu sagen mit ambulanten Akademieen füllen: warum soll das allermächtigste Werkzeug seelischer Anregung und Mittheilung, der vom Dichter mit dem Zauber der Schönheit umgebene Gedanke, in der Knechtschaft des todten Buchstabens verharren? Nicht alle Dichter *können* Rhapsoden sein, Gott sei Dank! Wer es aber *kann*, dem soll es der Neid oder ein verkehrtes Vornehmthun nicht verwehren. Und was den leidigen Geldpunkt angeht, den man vor keuschen Ohren auch nicht nennen soll, und den keusche Herzen doch erst recht nicht entbehren können: Nun, wir denken es steht der Kunst, auch der des Dichters, besser an, in ehrlichem Austausch von Leistung und Gegenleistung sich die goldene Unabhängigkeit zu erkämpfen, als auf die Spenden der Mäcene zu warten. Macht's nach, wenn ihr's könnt! Und wenn ihr's nicht könnt, so laßt's bleiben und verderbt Andern nicht die Freude! Soviel davon.

Aber nun sind nach den „idealistischen“ Anstandswächtern des Parnaß die Aesthetiker und Literatoren gekommen. Der Eine nahm am Stabreim Anstoß, der Andere an den „entlegenen, veralteten“ Stoffen, der Dritte an deren modernisirter Behandlung. Man hat auch wohl Stimmen gehört, die eine *epische* Erneuerung dieser Sagenwelt gewissermaßen pietätswidrig fanden. Ilias post Homerum! Ein neues Nibelungenlied! Da doch jede gebildete höhere Tochter aus ihrem Vilmar den Beweis führen kann, daß in jener alten Dichtung das deutsche epische Schönheitsideal ein für allemal zur Welt geboren ist. Ja, wenn es noch um einen Balladencyclus sich handelte, oder um eine Reihe von Dramen oder Opern! — Und nun tritt dieser kecke Dichter noch gar mit Ansprüchen auf, die allerdings jeden höchsten und strengsten Maßstab nicht nur zulassen, sondern geradezu herausfordern. In nicht mißzuverstehender Anspielung, um nur eine Stelle statt vieler ähnlichen anzuführen, erhält da z. B. Hildebrand, als er verzückt in Walhall Zukunftsgesichte schaut, neben anderen Wunderverheißungen über seines Volkes Zukunftsthaten auch diese:

„Die Wahrheit webt sich wieder
„Zu heiligem Dienst den Schleier der Dichtung,
„Um auch Herz und Gemüth als Macht zu beherrschen,
„Die niemals geneigt sind der nackten zu öffnen
„Die fortgelästerte, lange verlorne
„Erhabenste Kunst, die Königin aller
„Erlernte sie wieder, und webt sich geläutert
„In alter Weise, am alten Webstuhl
„Und vom Flachse der Ahnen das fliegende Florkleid,
„Und starres Gesetz wird in schöne Gestalten
„Mit wollenden Seelen sinnig verwandelt.“

Da wird der Berichterstatter denn wohl thun, sich nach rechts und links hin recht sorgfältig die Unbefangenheit des Urtheils zu wahren; unbedachtsame Ueberschwänglichkeit des Lobes wäre gefährlich, engherziges Kritteln verächtlich. Es wird doch ein Jeder selbst zusehen und nur die objectivste Hingabe an den Gegenstand wird sich zur Führerrolle erbieten dürfen. — Wird die Nachwelt einst in dieser Dichtung das würdige, künstlerische Symbol dieser großen Zeit unserer nationalen Wiedergeburt feiern? Oder haben wir es mit einem, immerhin geschickt ausgeführten, academischen Kunststück zu thun? So ungefähr steht augenblicklich zwischen den Enthusiasten und den Gegnern die Frage. Zu ihr ist nicht mit Redensarten Stellung zu

nehmen, sondern mit wohlbedachtem Hinweise auf die thatsächliche Leistung: wobei dann, selbstverständlich, die endgiltige Entscheidung doch der Zukunft und dem Erfolge verbleiben muß.

Soviel wird denn gleich von vorne herein gesagt werden dürfen: Möge diese Entscheidung einst ausfallen wie sie wolle; jenes stolz-bescheidene Wort Jordans von der Geringfügigkeit des Verdienstes, welches bei Gestaltung des nationalen Epos dem dichtenden Subjecte verbleibt, wird sie schwerlich bestätigen. Das Erste und wahrlich nicht das Leichteste, was den Künstler macht, ist die Beherrschung der Form. Vor Allem muß er sein Instrument spielen können; und auf diesem, es verhalte sich mit seinen sonstigen Ansprüchen wie es wolle, ist Jordan ein Virtuose allerersten Ranges. Die Sprache öffnet ihm alle ihre Schatzkammern, er kennt ihre lieblichsten wie ihre furchtbarsten Geheimnisse, und er beherrscht sie, wie Wenige neben ihm. Mag sein Stabreim das deutsche Epos einst erobern oder nicht (wir glauben, daß er sich, als wesentliche Bereicherung unserer Formen, neben der Nibelungenstrophe, der Octave, dem Hexameter und — last not least — den ehrlichen deutschen Knittelversen erhalten wird: soviel ist sicher, daß er hier einen Zauberkreis um uns zieht, in welchem alles Erhabenste und alles Gewöhnlichste, alles Lieblichste und alles Schrecklichste Platz hat, was das deutsche Herz jemals bewegte. Daß dabei die „akademische Würde“ recht oft gründlich in die Brüche geht, geben wir zu; aber wir bedauern es nicht. Es ist ein derb naiver Zug in dieser Diction, der dem Dichter allerdings vor jedem romanischen Publicum unfehlbar den Hals brechen würde, der aber den Germanen anheimelt, vorausgesetzt daß er eben ächt und nicht gemacht ist. Es ist der unschätzbare Vorzug der deutschen, und noch mehr der englischen Dichtung, daß sie Alles sagen, Alles bei seinem richtigen Namen nennen kann, sofern es eben unbefangen und mit reinem Herzen geschieht. Die Sprache der Helden von Walhall ist eben nicht die des trunkenen, hunnischen Kriegers:

„trink, Bruder Deutsches.
Bassateremte! Wöllen du trinken
Auf Gesundigkeit von die Söhnen Königs?“

Mit diesen Worten bietet der Hunne dem Burgunder den Krug mit Kumys. — Wir erinnern uns aus dem Sigfridliede jener herrlichen Schilderung des Hengstes, da Sigfrid ihn zuerst auf der Wiese antrifft. Hier wird von Ortliebs Reiterkünsten und von seinem Tartarenhengst in anderem Tone gesprochen:

„Kaum saß er im Sattel
„So bockte das Biest im Katzenbuckel,
„Daß er bügellos ward.“

Ein andermal jappt König Jormunrek nach Athem, und eine ganze Reihe ähnlicher volksthümlicher, auch wohl geradezu dialektischer Kraftwendungen wäre leicht genug zusammenzubringen. Um so wirksamer aber heben sich gegen solche Naivetäten zahllose Stellen von weihevoller Großartigkeit und lieblichster Zartheit ab. Der Meister der Sprache zeigt sich überall: mag er die traute Häuslichkeit der germanischen Familie schildern oder die Pracht des Königsfestes, die Seligkeiten der Versöhnung, der Liebe, des Wiedersehens, oder den Schlachtruf des grimmen Volkes beim Beginne des Todeskampfes:

„Der Kampfschrei war's, den beim König der Götter
„In Walhall droben, die Helden zu wecken
„Einst gellend krähte der Hahn mit dem Goldkamm,
„Wenn der wüthende Würger, der Wolf sich losreißt,
„Wenn Surtur sengend vom Süden heranstürmt,
„Und die Erde wankt von den Schlägen des Wurms.“

Und gleich neben dieser Kraft, Fülle und Mannigfaltigkeit des Ausdruckes ist dann, als ein charakteristischer Schmuck der Jordan'schen Dichtung, ein Reichthum und eine Innigkeit der Naturanschauung zu nennen, die keiner unserer Besten so leicht übertreffen möchte. Wir empfinden den Einklang der Dichterseele mit dem Herzschlag des Alls; die männliche Freude am Großen und die liebevollste Versenkung in die Wunder des Kleinen ist gleich erfreulich. Jordan hat das ächte Nordlandsverständniß für den stillen Zauber des bewußtlosen Lebens, für das Wachsen und Weben der Pflanzenwelt wie für die tiefsinnigen Räthsel der Thierseele. Da jagt eben Hildebrand auf der Berberstute, der schönen Malka, über die Pußte hin. Er freut sich des herrlichen Thieres und macht dadurch seinen treuen Falken Feynald eifersüchtig:

„Das wollte denn freilich dem Freund in Federn,
„Dem Falken Feynald, nicht recht gefallen,
„Und eifersüchtig versucht' er anfangs
„Sich dreist, ja drohend dazwischen zu drängen . . .
„Doch bald eines bessern besann sich die Seele
„Des alten Gesellen. . . .
„Noch waren wir weit von der Hälfte des Weges
„Und wußten doch längst wie lieb wir uns hätten.
„Denn wir drei von der mächtigen Mutter des Lebens
„Aus dem einst gemeinsamen schlichten Muster
„In endlosem Altern durch Ahnenarbeit
„So weit verschieden gewobne Geschöpfe,
„Wir verstanden uns doch in der stummen Sprache,

„Die den Kindern der Erde noch immer bekannt ist
„Durch Erberinnrung aus fernster Urzeit,
„Und dem herrschenden Sohn nur dann aus dem Sinn kommt,
„Wenn sich himmlische Herkunft sein Hochmuth fabelt.
„Ja, glaubt's dem Erfahrnen! Ein reiches Füllhorn
„Von kleinen und doch verklärenden Freuden
„Eröffnet der Mensch seinem eignen Gemüthe,
„Der ein dienendes Thier vom dumpfen Sclaven
„Erhebt zum Gefühl eines treuen Gehülfen."

Das ist, wie man sieht, gar nicht homerisch; auch der alte Hildebrand hätte sich wohl baß über solche Rede verwundert. Aber die Stimmung, das Gefühl sind ächt urgermanisch, und wenn der tiefe Instinct der Ahnen im Gedichte des Enkels zur beredten Sprache wird, wer wollte das tadeln? Das Epos hat in solchen Dingen wie billig mehr Freiheit als der historische Roman, wie eine Vergleichung von Jordans Hildebrand mit Freytags „Ahnen" recht schlagend zeigt. — Jordans Virtuosität in eigentlichen Naturschilderungen ist aus dem Sigfridsliede her in guter Erinnerung und es wird in dieser Beziehung die Bemerkung genügen, daß „Hildebrand" durchaus keine Abnahme der Kraft zeigt. Der Mittsommernachts-Sturm an der norwegischen Schärenküste z. B. hält mit der berühmten Sonnenfinsterniß bei Sigfrids Ermordung den Vergleich vollständig aus. In Bezug auf den Reichthum von ergreifenden oder sinnigen Episoden ist aber das zweite Gedicht seinem Vorgänger ebenso überlegen, wie die Odyssee der Ilias. Das rein Menschliche kommt nach allen Richtungen hin zu mannigfachster und ausgiebigster Darstellung; eine Fülle von bedeutungsschweren Fragen der Lebensführung, des Geschmacks, der Sitte, des Dichtens und Denkens werden so tiefsinnig als dichterisch schön behandelt. Welche sollen wir hervorheben? Etwa den Preis der erworbenen Mannesschönheit im Gegensatze zu dem vergänglichen Geschenk der Natur? (I, 147.) Oder die Rede des Königs Jormunrek über den geheimnißvollen Zauber der heimischen Sprache und des Väterglaubens? (I, 297.) Oder eine der vielen Stellen, in welchen der Dichter zu Bekenntnissen über das Wesen und Gesetz seiner eigenen Kunst Gelegenheit findet?

„Nicht Alles besingt der ächte Sänger,
„Was der Leute Begier mit goldenem Lohne
„Ihm danken würde. Die dürftigsten Dinge,
„Das ärmste Loos, das dunkelste Dasein
„Sind werth der Dichtung, wo Heiliges durchscheint.
„Verklären kann sie die kleinsten Geschichten,
„Wie das Schauergeschick, das die Erde erschüttert;
„Doch nicht nach Willkür, und niemals weiter,
„Als schon im Ereigniß Ewiges aufknospt.
„Wo das Spiel der Kräfte,
„Zwischen Himmel und Hölle die Herzen schaukelnd
„Nicht länger schwankt, wo die Sehne geschwirrt hat
„Vom Bogen des Fluchs, und ein fliegender Pfeil nur,
„Der tödten muß, der taumelnde Mensch ist:
„Wo der thierische Theil der Thaten anhebt,
„Da lasse sie lieber den Vorhang fallen."

In diesem reinen und menschlichen Sinne ist denn nun hier (denn es ist nun Zeit, von der Anerkennung der Einzelschönheiten den Blick auf das Ganze der Composition zu wenden), so, sagen wir, ist hier eine der menschlich schönsten Heldensagen unseres Stammes, sagen wir geradezu, die germanische Odysseussage, behandelt. Das „Hildebrandlied" führt uns zunächst nach Hoheneschburg, dem Hofe der Wülfinge, am Schwarzwalde, wo Frau Ute, die deutsche Penelope, ihres auf jahrelanger Heldenfahrt abwesenden Gatten Hildebrand treu und standhaft wartet. Wir wohnen dem Familienrathe über Hadubrand's, des einzigen Sohnes, Vermählung bei, hören das gewichtige Wort, welches der alte Vater Heribrand dem Enkel mitgiebt, das wahre Motto aller ächten Lebensweisheit:

„Verbraucht zu werden
„In geduldigem Dienst des einen Gedankens,
„Den unserm Geist die Götter vertrauten,
„Muß uns Trost und Genuß in Trübsal und Nöthen,
„Muß unser Glaube und oberstes Glück sein."

Dann bringt Feynald, der Falke, ein Zeichen von dem todt geglaubten Helden und der wieder aufrollende Vorhang des nächsten Gesanges zeigt uns Hildebrand, wie Odysseus, im wüthenden Meer, auf scheiterndem Schiffe, an der norwegischen Felsenküste. Dem Worte getreu, welches er einst der sterbenden Crimhild gab, hat der Held sich aufgemacht, die in Norwegen gefangene Schwanhild, Sigfrid's und Crimhild's Tochter, den letzten Sprößling des Wölsungen-Stammes zu befreien. Er vollbringt das Werk mit Weisheit und Muth, von Horend, dem Harfner, unterstützt: und als nun an Jormunrek's Hof zu Drontheim das Versöhnungsfest die Helden vereint, singt ihnen Horand die Mähr von der Nibelungen Noth und Untergang, von Crimhild's Rache, von Hildebrand's Geisterfahrt durch Himmel und Hölle. Den Schluß bildet die Heimkehr Hildebrand's, Horand's und Schwanhild's, Hildebrand's Zweikampf mit dem Sohne, der den Vater nicht erkennt, endlich die Vermählung Schwanhild's mit Hadubrand, der soeben, als Lohn seiner Tapferkeit gegen die in's Land gefallenen Franken, die Burg — Hohenzollern als Siegespreis erhielt. Und weihevoll schließt dann der Gesang der Nornen:

„Geheiligtes Haus,
„Dich segnen versöhnt
„Die webenden Nornen,
„Die Welt zu erneu'n.
„So schießet nun fort
„Ihr Fäden des Schicksals,
„Das Fülle der Macht will,
„Vom Fels zum Meer!"

Das wird nicht allen Deutschen heute und morgen gefallen; dafür kann aber Jordan nicht. Aus der großen Zahl ergreifender Glanzstellen nennen wir hier nur die Versöhnung Hildebrand's mit Jormunrek, die Brautwerbung Etzel's um Crimhild, das Todtengericht über Crimhild. Einzelne Härten, wohl auch in der Sprache hie und da eine vielleicht zu ausgiebige Handhabung des dichterischen Propheten-Rechts, eine gewisse Verschwommenheit und Ueberschwänglichkeit der in die phantastischen Regionen von Himmel und Hölle verlegten Scenen (auf diesem Gebiete hält sich, soviel mir bekannt, nur der alte Homer den Fuß sicher und den Geistesblick klar); dergleichen verschwindet neben so vielem Trefflichen. Die überall bemerkliche Einwirkung des homerischen Musters wird kein Vernünftiger dem Dichter zum Vorwurf machen, und selbst eine gewisse, allerdings sehr moderne und gar nicht homerische Neigung zu beredter Reflexion würde uns, eben weil sie durchaus modern und unserer Stimmung entsprechend ist, für die nationale durchschlagende Wirkung nicht gefährlich erscheinen, wenn sich nicht von anderer Seite doch ein Bedenken erhöbe. Freilich trifft dasselbe nicht sowohl die Leistung des Dichters an sich, als gewisse Grundbedingungen, welche die Zeit seinem Werke entgegen bringt, resp. vorenthält. Wie steht es, müssen wir fragen, bei aller dieser Kunst, dieser Gedankenfülle, dieser gesunden und tiefen Lebensauffassung mit den von Jordan selbst an anderer Stelle (in den epischen Briefen in der Gartenlaube) für die Entstehung des ächten Nationalepos als unerläßlich bezeichneten Forderungen? Hat unser uralter Sagenbesitz wirklich nie aufgehört, im Volke zu leben, so daß das Volk auch die Haupterlebnisse seiner weitern Geschichte mit den Gestalten, Bildern und Mähren dieses Sagenschatzes verschmolz? Befindet unser Volk sich in einem Hauptknotenpunkte seiner Entwickelung zur führenden Weltmacht? Vollzieht sich endlich gegenwärtig in unserm Volke der Sieg einer neuern und höhern Gestaltung der Religion über eine unzureichend gewordene?

Wie uns bedünkt, trifft nur die zweite Bedingung vollkommen, oder doch beinahe vollkommen zu. Die Sonne des Siegs fehlt unserm Heldengesange nicht, wenn auch wohl „die führende Weltmacht" vor der Hand nicht wörtlich zu nehmen ist. Bedenklicher dürfte es, manchem Zeichen der Zeit zum Trotz, mit der dritten stehen, mit der religiösen Wandlung, wie sicher ihrer auch der Dichter zu sein glaubt. Wie er dieselbe sich denkt, dafür zeugen nicht nur einzelne Glanzstellen, sondern Anlage und Geist des Gedichtes, vom Anfange bis zum Ende. Gleich einer heiligen Lohe glüht da überall der ächt deutsche Haß gegen das ganze verlogene, tückische, ausländische Pfaffenwesen, das sich in der Nacht der Jahrhunderte wie ein Mehlthau auf unsere Entwickelung gelegt hat. Inniges Naturgefühl, männlich-freudige Ergebung in das unwandelbare Weltengesetz, ein heroischer Cultus des Muthes, der Wahrheit, und — man erschrecke nicht — auch gelegentlich des kühlen, praktischen, die Dinge fest anpackenden Menschenverstandes durchzieht das Ganze, wie der nervenstärkende Hauch des nordischen Meeres.

„Kein grimmeres Loos, kein größeres Unglück
„Kann befallen ein Volk, als dem Glauben der Väter
„Mit verruchten Ränken entrissen zu werden!"

So ruft Jormunrek, der nordische König, und so denken sie alle, die Ehrenhelden des Gedichts. Selbst Etzel, die Gottesgeißel, ist, wie wir vernehmen, nur durch die römische Meute zu dem scheußlichen Zerrbild gemacht, mit dem man unsere Kindheit erschreckte, während man uns verehren lehrte

„Den blutigen Karl, den verblendeten König,
„Den die Leiter des Gräuels dann groß gelogen,
„Weil er Tausende todtschlug als Tausender Henker".

Es ist ganz der Gedanke Herders, des jugendlichen Herder, wie er z. B. in den Fragmenten zur deutschen Literatur sich ausspricht. So „zieht der Dichter denn Anfang und Ende in Eins zusammen", — in der Vermählung des modernen, wissenschaftlichen Gedankens mit der ahnungsvollen Ueberlieferung unseres Volkes schließt er den Ring der Zeiten. In der einheitlichen Anschauung alles Seins versöhnen sich die Gegensätze, und an die Stelle der transcendentalen, egoistischen Sehnsucht tritt heitere Ergebung in das Nothwendige, das Aufgehen der Person im Dienst des Geschlechts und des Gedankens. - Und wie spricht dieser leitende Gedanke in dem stolzen Nachwort sich aus:

„Wenn die Sterblichen steigen zu höheren Stufen
Als sie je sich getraut; wenn trennend, doch treffend
Die also Erneuten ein anderer Name
Von den Unerlösten, Lässigen scheidet;

Dann schuldet die Welt dies Schaffen und Wachsen
Den alten Geboten, die unvertreibbar
Euch blieben im Blut, und Blüthe treibend
Die Früchte gezeitigt der Freiheit und Zucht.
Wenn die Erde dann endlich als ächtes Eden,
Durch die göttliche Macht im Geiste des Menschen
Hoch übertrifft die Himmelsräume,
Dem deutschen Glauben dankt sie das Glück."

Nun, nicht wir werden da widersprechen. Aber was wird die Menge thun, deren der volksthümliche Dichter doch bedarf? Steht es mit uns wirklich, wie mit den Griechen Homer's, denen der Dichter von Gottes Gnaden die alten Natursymbole des Cultus einfach zu Idealbildern des schönen Menschenthums umschaffen konnte? Die Kluft dürfte doch wohl weiter gähnen, welche heute die Führer des voran stürmenden Culturgedankens von dem Bewußtsein der Masse trennt. Jordan selbst wird es gemerkt haben, als er in den kühnsten und dunkelsten Stellen seines Gedichts die Spukgestalten Walhalls und Hals zu Trägern eines modernen Gedankens machte. Hagen und Volker mögen auf ihrer Todeswache noch so schön „monistisch" philosophiren, die weise Oda mag den philosophischen Gedanken unserer Tage in noch so dichterisch-schöne Sprüche kleiden: für eine „homerische" Wirkung dieser Dinge ist die Zeit doch wohl nicht reif. — Und endlich: Uralt und eigen wie unsere Heldensage uns gewiß ist, ist sie auch heute noch wirklich lebendig im Volk? Wir unterschätzen wahrlich nicht den bedeutsamen Zug, der seit drei Jahrzehnten die deutsche Kunst immer und immer wieder in jene Welt zurück führt. Aber von diesem Zuge der Dichter und Denker bis zum Wiederaufleben der Sage in den durch Jahrhunderte sich selbst entfremdeten Massen ist's doch wohl noch recht weit. Es wird der poetischen Auferstehung der altgermanischen Herrlichkeit wohl noch eine Weile gehen wie der politischen und religiösen: Das Eis ist gebrochen, aber es kann noch viel böses Wetter kommen, ehe es Sommer wird. Doch das darf und wird unsern Dank nicht schwächen für den Künstler, den Denker, den deutschen Mann, der auch in unfertiger, verworrener Zeit den kühnsten Wurf wagte. Wenn sein Werk heute noch nicht so auf die Massen wirken sollte, wie er in prophetischem Schauen es hofft, so wird es sicher den Weg in immer weitere Kreise der Gebildeten, und — durch seine Formschönheit und sittliche Gesundheit — in die Schulen finden, und durch diese geht ja der Weg zu dem Volke der Zukunft.

Fr. Kreyssig.

Lyrik.

Neue Gedichte von Feodor Löwe. Stuttgart 1875. Conrad Wittwer.

Es giebt wenig Lyriker von Beruf und unter diesen wenige, die den Glauben an ihren Beruf zu erhalten wissen. Ist den vielen Andern die dichterische Form geläufig und haben sie „die Kunst erlernt", so verlieren sie nur zu oft diejenige Kunst, die sich nicht erlernen läßt. Sie warten nicht mehr auf die Gunst des Augenblickes, da ihnen jeder Augenblick günstig erscheint, wo sie ein bloßes Reimbedürfniß empfinden. So verfallen sie dem Dämon des Versemachens, der um so gefährlicher ist, als er ihnen eine gewisse Unerschöpflichkeit verleiht. Daß es aber leicht ist, unerschöpflich zu sein, wenn es sich dabei gar nicht um — Schöpfungen handelt, sondern um Producte, deren Hervorbringung nur eine äußere Fertigkeit fordert, daran scheinen jene Dichter nie zu denken.

Die jüngsten Gedichte von Feodor Löwe sind ein neuer Beweis für die Richtigkeit dieser Bemerkungen. In dem ersten Gedichtbande von Löwe (Stuttgart, Cotta'scher Verlag. 1860) finden wir Gedichte, die man leicht im Gedächtniß behält, wenn man sie einmal gelesen hat; in der neusten Sammlung sind dagegen vorzugsweise solche, deren Aufbewahrung im Gedächtniß recht schwer sein dürfte. Man höre folgendes Gedicht, das mir beim Oeffnen des Buches zuerst in die Augen fiel:

Wandervögel.

Wanderndes Gefieder streicht
In dem Nebelduft,
Höher als die Kugel reicht
Schwärmt es durch die Luft.

Streift' ich heute schußbereit
Schon umsonst genug,
Höhnt mich noch zur Dämmerzeit
Wolkenweiter Flug.

Jag', wohin der Schwarm enteilt,
Meine Kugel nach;
Südwärts flieht er, wo sie weilt,
Die mir Treue brach.

Daß es in der Lyrik nicht die Gedankenfülle oder die Wichtigkeit der Gedanken ist, die den dichterischen Gehalt ausmacht, weiß ich; der echt lyrische Gehalt geht aus innerlichen Stimmungen hervor, für welche der Dichter durch eine eigenthümliche harmonische Aussprache unsere Mitempfindung weckt. Eben darum müssen wir aber diese Stimmung begreifen können, ihr muß immer ein klarer Sinn zum

Grunde liegen, ein gemüthbelebter Gedanke. Die obigen Verse haben indeß gar keinen Sinn und ich würde sie aus diesem einfachen Grunde nie behalten können, wenn ich sie auch zum Geburtstag des Dichters lernen wollte. Löwe hält es wohl für eine Pointe, den Leser durch die ungeahnte Schluß-Wendung zu überraschen. Ueberraschungen aber sind nur zulässig, wenn es dem Dichter gelingt, unsere Erwartung danach angeregt zu haben; bringt er jedoch am Schluß eine Wendung, auf die wir nach dem Vorhergegangenen gar nicht gefaßt sein konnten, so ruft er nur unsere Verwunderung hervor und das ist ein sehr naives Vergnügen. — An demselben Fehler leidet z. B. auch „Herbstrecht". —

Höchst bezeichnend für die Versemacherei und ihre unglücklichen Folgen ist das nachstehende „Höllenqual" überschriebene Gedicht:

> Flügel klingen und Klavier
> Mir zur Höllenplage
> Ueber, unter, neben mir
> All' die Wochentage.
>
> Aus dem Boden steigt empor,
> Durch die Deck' und Wände
> Quillt und flutet mir in's Ohr
> Tastenspiel ohn' Ende.
>
> Schwindel zuckt mir durch's Gehirn
> Bei dem Tongedränge,
> Drin sich fliehen und verwirr'n
> Grundverschiedne Klänge.

Nun folgen noch vier Strophen, allerdings nicht in grundverschiednen Klängen, sondern in ziemlich gleichen. Dabei preist der Dichter den Sonntag, der ihn erlöse und labe, doch wartet er nur

> bang der Stunde, da
> Feierglocken schallen —
> Montags höllischer Musika
> Wieder zu verfallen.

Soll das etwa auch ein Gedicht sein? Man sieht deutlich, wohin das Reimbedürfniß selbst talentvolle Poeten führt; werden sie durch Klaviergeklimper gestört, durch einen Dudelsack oder durch knarrende Lastwagen, so greifen sie flugs zur Leier und drücken ihren Schmerz in Tönen aus, die als der Widerhall jener unpoetischen Geräusche eine ähnliche Wirkung hervorbringen. Für solche und andere Fälle passen Geibels Worte: „Was Du nicht magst geistig fassen, sollst Du ungesungen lassen." Freilich weiß der wahre Dichter auch dem Ungeistigen etwas Geistiges zu verleihen; mit Hülfe eines befreienden Humors gelingt es ihm, den gemeinen Druck der Kleinwelt zu überwinden und das Alltägliche von jener Höhe aus zu zeigen, wo wir den Staub des Prosaischen in den Strahlen einer heitern Geistessonne spielen sehen.

In den freieren, den goethischen Hymnen nachgebildeten Rhythmen ist eine gewisse Pracht des Ausdruckes nicht zu verkennen. Es fehlt aber diesen schönen Worten oft an gedanklicher Bedeutsamkeit, welcher Mangel freilich wohl von den Vielen nicht empfunden wird, die Wortpomp für Poesie nehmen. Wozu der sinnliche Luxus im „Schöpfungsmorgen", wenn die Schilderung der biblischen Auffassung widerstrebt und als ein bloßes Spiel der Phantasie erscheint? Die unbefangene Naivetät der Sage hat Löwe verwischt und an deren Stelle ist eine schöngeistige Darstellung getreten, an welcher nur der äußere Glanz zu rühmen bleibt. Im „Frühlings-Hymnus" heißt es von dem „Götterjüngling mit morgengoldigem Haar und warmem Sonnenblick":

> Deines wallenden Siegerkleides
> Machtvoll rauschende
> Purpurne Säume
> Streifen die Erde u. s. w.

Die machtvoll rauschenden Säume eines wallenden Kleides vermag ich mir meinestheils nicht vorzustellen. Ebenso eigenthümlich sind die Verse:

> Starrer Wurzeln
> Schlangengewinde
> Streckt und dehnt sich u. s. w.

Da können denn auch gefrorne Bäche fließen und rauschen. In der Welt der Lyriker ist dergleichen allerdings möglich. Die elegische Hymne „Mein Papagei" gefällt durch ihre harmlos freundliche Sinnigkeit, die nur stellenweise in's Ueberschwängliche umschlägt, denn die Stimme eines Papageis für die Stimme geliebter Kinder zu halten, dürfte wohl mehr den Empfindungen einer Papageimutter als den menschlichen Gefühlen entsprechen.

In einzelnen Gedichten wetteifert Löwe mit den berühmtesten „schwulsteinpöcklerischen Musensöhnen". Dazu gehören „Ungezählt", „Gelöster Zauber", „Sturmritt", „Carfreitagnacht", „Burgfräulein", „Vom Lenz zum Winter" (hier wird unter Anderm das purpurne Siegel eines Briefes mit der Gluth des Abendhimmels verglichen!), „Zum 8. Dezember 1869", „Froschkönig", „Tod um Tod" &c. Die beiden ersten Strophen des Gedichtes „Ungezählt" lauten:

> Wissen möcht' ich wohl — so sprach einmal
> Die Geliebte mein mit glüh'nden Wangen —
> Wie viel Küsse Du in runder Zahl
> Mir gegeben und von mir empfangen?

Liebchen, sagt' ich: leuchtend in der Nacht
Stehn am Himmel groß' und kleine Sterne.
Immer freu' ich mich an ihrer Pracht,
Doch sie zählen wollen liegt mir ferne.

Der Dichter hätte besser gethan, seiner Geliebten die Abgeschmacktheit ihrer Frage durch eine noch abgeschmacktere Antwort begreiflich zu machen und damit wäre die ganze lyrische Erörterung fortgefallen.

Originell erscheint die letzte Strophe der „Carfreitagnacht"; sie heißt:

Und wenn der Stern des ew'gen Sehnen's,
Der Mond, durch Wolkenflöre bricht,
Gleicht er Maria Magdalenens
Bethräntem, blassen Angesicht.

Bis jetzt haben die Poeten den Mond nur zu humoristischen Vergleichungen mit menschlichen Gesichtern benutzt; ihn auch im Ernst einem edlen Antlitz zu vergleichen, dürfte eine Neuerung sein, mit welcher Löwe wohl nicht durchdringen wird. Wer könnte sich ohne Lächeln die Maria Magdalena mit einem Vollmondgesicht vorstellen? Wohl nur der Dichter, wenn er nicht nachträglich noch über seinen Einfall lächeln sollte.

Aus den zahlreichen Sonetten ist deutlich ein bestimmter Grundton herauszuhören: mit ganz unerheblichen Ausnahmen klingen sie mehr oder minder alle so, als wären sie gemacht und nicht gedichtet; einzelne sind freilich mit formellem Geschick gemacht. Es erscheint aber immer unverständlich, wozu gemachte Gedichte da sind und insofern ist es wenigstens zu loben, daß sich diese Unverständlichkeit bisweilen auch auf den Inhalt erstreckt und damit Jedem klar wird.

Als ein Monstrum von Prosa muß ich aus den „Distichen" die Verse erwähnen:

Guten Morgen, mein Lieber, wo fehlt's? Unpäßlich im Ernste?
Also begrüßte der Arzt heut mich, der treffliche Mann.
Nun, mal die Zunge heraus! Ei, ei, wie belegt! Ihr Zustand (also der der Zunge?)
Scheint nur gastrisch zu sein u. s. w.

Und was ist die Ursache der belegten Zunge des Dichters? Angeblich die Lectüre eines romantischen Buches. Wo ist da der Witz, wenn ich auch zugebe, daß es zu den neusten Entdeckungen gehört, sich durch eine Lectüre den Magen in Wirklichkeit verderben zu können. Nebenbei beweist uns Löwe, wie er dann auch den geistigen Geschmack verliert und sollte er unter so ungünstigen Verhältnissen wieder eine poetische Blutwallung verspüren, so wäre zu wünschen, daß er Lieder ohne Worte dichtete.

Auch die „Reimsprüche" darf ich nicht mit Stillschweigen übergehen. Sie haben fast alle den Vorzug, uns unbestreitbare Wahrheiten in's Gedächtniß zurückzurufen. Als Beispiel diene der Spruch:

Die Rose ist die rechte nicht,
Wenn ihr der Duft der Rose fehlt;
So ist ein Lied das echte nicht,
Wenn's nicht von Melodie beseelt.

Die Erinnerung an das charakteristische Merkmal wirklicher Rosen ist den vielen Nachahmungen gegenüber gewiß nicht überflüssig. Ein tieferer Geist offenbart sich in folgendem Spruche:

Die Zwei ist nur ein doppelt Eins,
Doch so, daß nicht zu unterscheiden,
Welch' Eins das erste war von beiden
Im Einssein ihres Doppelseins;
Gleichwohl, eh' sie in Zwei sich banden,
War jedes Eins für sich vorhanden,
Ein Selbst in sich, das zum Entstehn
Der höhern Ganzheit ist entstanden,
Um in ihr — für sie aufzugehn.

Es dürfte wohl noch längere Zeit dauern, bis man für dies neue Hexen-Zweimal-Eins ein höheres Verständniß gewinnen wird.

Daß es nicht möglich wäre, in dieser Masse lyrischer Producte einige gute zu finden, will ich keineswegs bestreiten. Das werthvollste darunter ist das Gedicht „Silentium". Es wäre schade, wenn es verborgen bliebe; es ist wirklich schön:

Du zierlich Kunstwerk aus korinth'schem Erz,
Du kleiner Gott auf meinem Pulte da,
Lagst in der Erde ein Jahrtausend lang
Bei Schutt und Scherben, bis den Spaten scharf
In dein Versteck ein günst'ger Zufall stieß
Und dich aus langer Nacht zum Lichte hob.
Weß' fert'ge Bildnerhände dich geformt
Und wem du eigen einst, Mann oder Weib,
Wer rieth' es aus? sie ruhn, wie du geruht,
Nun Staub beim Staub, um nie mehr zu erstehn.
Allein die dich mir gab, die kannt' ich gut,
Und leis' im Ohr mir heute leben noch
Die Worte, die sie weihend dabei sprach
Voll klugen Sinns und seelenvollen Klangs.
„Nimm, sagte sie, dies sinnige Idol!
Geheimnißschwer das Lockenhaupt geneigt,
Legt es den Finger seiner Rechten fest
Sich auf die Lippe, die zu lächeln scheint;
Der Gott des Schweigens ist's! In goldnem Garn
Hält er das Glück, das einem Vogel gleich,
Wenn Schwatzen ihm die Maschen löst, entschwirrt.
Nimm hin und hüte, was nun dein gehört!" —

Wohl mancher Lenz kam und verwehte längst
Seit jener Stunde; doch untilgbar steht
In meinem Denken, was sie damals sprach
Mit sanftem Wort, das kluggesinnte Weib.
Die Zunge hielt ich allezeit im Zaum.

Nur mit dem kleinen Gott da plaudr' ich gern
Wohl dann und wann, wenn leis die Dämmerung

Die traute Spenderin der Träumerein,
Herab sich läßt und mir kein Horcher lauscht.
Doch wie Erinnerung, mehr und mehr erregt,
Mein dankbewahrend Herz zu mächtig dehnt
Und Lust zu schwatzen mir die Zunge lüpft,
Dann mahnt der Gott: den Finger auf den Mund!
Und schnell gehorch' ich ihm, treu und geheim,
Verhüllend, was mich heut noch hoch beglückt.

Den Reiz einer verschleierten Liebe hat der Dichter hier in anmuthvollster Weise besungen. Zu den Gedichten, die sich wohl der Zustimmung Minervens erfreuen werden, zähle ich ferner noch „Das Lanzenreiter-Lied", „Der Wanderbursch", „Zwei Könige", „An den Tod", „Deine Hand", „Sonst", „Am Röhricht", „Gute Stunde" und „Stille Gewalten". Auch „Soldatentrost", „Die ehernen Würfel mögen rollen", „Bei Nacht", „Herbstsegen" und einige Strophen aus dem Prolog zu Uhlands Gedächtnißfeier enthalten Klänge, die an die frühere Dichterperiode von Löwe erinnern. Hätte sich der Verfasser nicht durch sein Formtalent zum Versemachen verleiten lassen, so würden wir zwar anstatt einer Sammlung von über 300 Seiten nur wenige Blätter erhalten haben, aber dafür wäre Löwe ein Dichter geblieben. Der große Uhland ist ja fast noch mehr wegen jener Lieder zu bewundern, die er uns verschwieg, als wegen derjenigen, die er uns offenbarte. Er schwieg, nachdem er Das hervorgebracht hatte, was er hervorzubringen innerlich berufen war. Und obschon der naive Uhland sonst nicht nachzuahmen ist, so könnten und sollten doch alle Lyriker danach streben, dem edlen Meister in diesem Punkte zu gleichen. Es ist dann kein Unglück, wenn ihnen ein posthumer Kritiker den Vorwurf macht, daß es ihnen „an der starken Stromfülle poetischer Wohlredenheit" fehle; dafür haben sie nicht zu fürchten, in dieser Stromfülle unterzugehen.

Wilhelm Buchholz.

Literaturgeschichte.

Johann Peter Hebel. Ein Lebensbild von Georg Längin. Karlsruhe. Macklot 1875.

Fritz Reuter. Sein Leben und seine Werke. Von Hermann Ebert. Güstrow. Opitz 1874.

Es gibt kaum zwei deutsche Dichter, so verschieden und doch so zu einander gehörig, wie J. P. Hebel und Fritz Reuter. Ist es doch schwerlich als Zufall zu betrachten, daß über Beider Leben und Wirken gleichzeitig zwei Werke wie die vorliegenden uns auf den Büchertisch gerathen und unwillkürlich zum Vergleiche auffordern.

So verschiedene Töne unsere beiden vortrefflichen Sänger anschlagen mögen, sie stimmen zusammen und treffen sich auf der unendlichen Tonleiter des Humors. Dieser aber hat seine Wurzel, im Gegensatz zur modernen pessimistischen Philosophie, in der Macht des Gemüths, die Widersprüche des Daseins zu versöhnen, die Leiden und Schmerzen zu überwinden, und über den Wolken immer die Sterne bei Nacht und die Sonne am dunkelsten Tage zu ahnen.

Bei welchem von den Beiden die Wolken dichter, die Leiden tiefer gewesen, das brauchen wir nicht auszusprechen. Es ist Jedem bekannt, daß Fritz Reuter wie ein Märtyrer gelitten, sieben Jahre seiner Jugend im Kerker vertrauert, seine Gesundheit zugesetzt hat. Er mußte daher wohl so zu sagen lauter auflachen, tiefere Saiten des Herzens erklingen lassen, um die schreienden Dissonanzen des Menschendaseins, wie er es hatte kennen lernen, zu übertönen und zur Harmonie zu vereinen.

Wenn der Norddeutsche lacht, lächelt der Alemanne, hat jener den Jammer, so dieser die Erbärmlichkeit der Zeit und des deutschen Wesens und Lebens zur Folie seiner Darstellungen. Wer von Hebel nichts weiß, sondern nur die Alemannischen Gedichte und die Erzählungen im Rheinländischen Hausfreunde gelesen hat, der macht sich ein falsches Bild von dem Verfasser. Er wird es kaum glauben, wenn man ihm erzählt, daß der Mann, der den „Tod eines Zechers", die „Epistel an den Pfarrer Güntert zu Weil" gedichtet, dieses unübertroffene Meisterstück feinsten Humors (nebenbei gesagt das älteste Gedicht Hebels in alemannischer Mundart):

Vetter Vogt! Der Bammert (i muß ich's klage)
wird tägli
Liederlicher, füeler, versoffener . . . .

daß er Lehrer und Pastor, dann Director eines Gymnasiums und Hofprediger, endlich Prälat in der Kirche, Pair in der ersten Kammer Badens, mit Orden und Gnaden bedeckt gewesen ist.

Wäre es nur behagliches Spiel, was der Mann gedichtet und geschrieben, so ließe es sich verstehen, aber es ist Herzblut in diesen Gedichten, es fließen wehmüthige Thränen verborgen hinter dem lächelnden Antlitz. Daher auch ihre Gewalt über's Gemüth, ihr bestrickender Zauber.

Ich erinnere mich noch lebhaft des überwältigenden Eindrucks, den die alemannischen

Gedichte auf mich machten, als ich sie zum ersten Male in die Hand bekam.

In dem Geburtsorte meiner Mutter, wo damals noch einige von ihren Geschwistern lebten, Onkel und Tanten also von mir, lustige Vettern und Cousinen dazu, hatte ich einen alten, sehr gelehrten Freund in dem Pastor Marcus Petersen. Er besaß eine große ausgewählte Bibliothek, die mir offen stand, die Poesie fast aller Völker war darin vertreten.

Gewöhnlich ging ich nach dem mehrstündigen Marsch von Heide nach Jellingstedt zuerst im Pastorat am Eingange des Dorfes vor, um Bücher abzuliefern und einige neue zum Blättern oder Einblicken beim nöthigen Ausruhen mitzunehmen. So fiel mir im heißen Sommer nach einer anstrengenden Tour einst der Hebel in die Hand, mit dem ich mich beim Vetter, nachdem ich mich gebürstet und gewaschen, im „Kantor“ auf's Ruhebett legte.

Ich habe manchen schönen Eindruck empfangen wie nur Der ihn empfängt, der unvorbereitet und ungestört in der Einsamkeit wie ich aufwächst und plötzlich auf einen Faust oder einen Child Harald stößt: aber einen solchen eigenthümlichen Zauber, nur zu vergleichen mit einem neuen himmlischen Dufte, wie mir die Lectüre der „Wiese“ und anderer Dichtungen Hebels bereiteten, habe ich nur das Eine Mal erlebt und empfunden.

Dies ein Prälat und Pair mit Orden, Hofprediger und gar Höfling? Ich hätte den verlacht, der mir das hätte weiß machen wollen, oder nur daß in solchem Manne das Holz stecke es zu werden. Dichter, Dichter! und weiter nicht die Frage.

Doch die Frage drängt sich später auf, und es gehört ein liebevoll eingehender, genau nachforschender, gut darstellender Biograph dazu, um den Widerspruch zu lösen.

Herr Längin erfüllt durch sein Buch über Hebel diese Aufgabe in hinreichendem Maße. Da erfährt man denn, in welch' kümmerlichen Verhältnissen der Mann mit dem Auge für alles Schöne, mit dem warmen Herzen so lange gehockt, bis er selbst hätte verkümmern können. Er gründet sich keine Familie. Seine Besoldung nach elfjährigem Dienste in der Kirche war der Art, daß er von seinem Bischen Vermögen, das ihm noch geblieben war, zusetzen mußte. (L. S. 50.) „Als ich heirathen wollte, konnte ich nicht, und als ich konnte, wollte ich nicht“, war ein unter seinen Freunden bekanntes Wort. (L. S. 59.) Seine Jugendliebe war allmählig im vergeblichen Harren abgekühlt, die schöne, einst bewunderte Gustave Fecht blieb seine „allerwehrteste oder liebste Jungfer Gustave“, und ein zierlicher Briefwechsel, der durch dreißig, vierzig Jahre bis zum Tode Hebels anhielt, trat an die Stelle der auch von ihr erwarteten Heirath. Klingt es nicht wie bittere Ironie des Schicksals, wenn der Hofprediger in Karlsruhe ihr schreibt: „Ich habe seit vorgestern ein Kätzlein. Als ich heimkam, saß es vor meinem Fenster. Ich machte ihm auf und lockte es schmeichelnd herein, weil ich dachte, es sei nur auf eine Visite abgesehen. Bald aber merkte ich an seiner Demuth und hagern Gestalt, daß es dienst- und brodlos war.“ Und so behält er es, „ließ ihm aus meinem Kosthaus eine Milchsuppe heim holen. Dies ist das sechste lebendige Thier, das ich in meinem Leben hatte. Zuerst einen Igel in meiner Kindheit, dann einen Distelfink, dann einen Hund, dann einen Kielhasen, noch einen Distelfink, und jetzt das Kätzlein.“ (L. S. 56.) Armer Hebel! Denn es wird wohl nicht bedeuten, daß befriedigter Ehrgeiz ihm das verlorene Glück ersetzt, wenn er schreibt: „seitdem ich mit goldenen Löffeln esse und den Kaffee mit dem Hut unterm Arm trinke und alle Sonntag in die Cour fahre“. Auch ein segensreicher Wirkungskreis als Lehrer, Gymnasialdirector, als Prediger und einflußreicher Kirchenprobst füllte keineswegs das Herz dieses idealen Mannes aus. Es war die kaiserlose, die schreckliche Zeit, die auf Allen lastete. Hebel hat als Nachbar die Schrecken der französischen Revolution und Invasion, hat die Zeiten des grausamen Corsen erlebt. Für ihn und seines Gleichen gab es keine Hoffnung, sondern nur die Flucht aus der Welt. Zu Haus das Kätzlein und das Tubakspfiifli und im „Kosthaus“ oder Weinhaus das Tubakspfiifli und den Schoppen neben dem Scherz mit Freunden. Da gibt man Räthsel auf, erzählt Dönchen, ergeht sich in Witz- und Schlagreden, stiftet einen „Proteuser“-Club, in dem man sich unter sonderbaren Titeln und Namen anredet und in geschmackloser willkürlich verdrehter Sprache schriftlich und mündlich unterhält. „Verschwabhammeln“ ist ein Wort aus diesem Vocabulär. Man gab den Club aus als einen Bund geweihter Seelen zur Verehrung der ursprünglichen Schöpferkraft und zur Vertiefung in das unendliche Nichts! Der Altar des Ordens ist der Berg Belchen. Eine eigne Zeitrechnung wurde erfunden. (L. S. 49.) „Nach unserm Geschmack ist es kaum begreiflich, sagt Längin (S. 102), wie Männer von Geist

und Bildung mit solchen Lappalien die Zeit vertreiben konnten, und das in einer Periode, wo blutige Kriege das Glück von Tausenden zerstörten und wo über das Wohl und Weh von Deutschland entschieden ward. Aber es lag in der Stimmung der Zeit. Die gebildeten Klassen hatten sich im Anblick der traurigen staatlichen Zustände, in der Unsicherheit der Verhältnisse und bei der Uebermacht der Gewalt und der Erfolglosigkeit jedes vernünftigen Wortes sammt und sonders den politischen Fragen abgewandt und sich um die geistigen Interessen concentrirt." Es war die Zeit da Schiller und Goethe nebst den besten Köpfen Deutschlands sich zur Herausgabe einer Zeitschrift vereinigten, deren oberster Grundsatz war, sich um keine „Staatsreligion und Politik" zu kümmern, und sich ganz in das Reich des Schönen zu flüchten.

In dieser Gesellschaft legte Hebel den Prälatenrock und die Orden ab, und wie ernst das Bedürfniß bei ihm war, das sieht man daraus, daß er mit einem würdigen Freunde eine Schweizerreise in einer Phantasieuniform macht, beide in Grau mit einer Art rother Husarenmütze.

So setzt er, wie später sein College Reuter der Erbärmlichkeit des Lebens den Humor entgegen, und wie bei Jenem gelingt auch ihm die wirkliche Flucht erst ganz hinaus bis in wolkenlose Höhe, als er das Gebiet der Poesie entdeckt. Ins Wiesethal geht's, zum Feldberg, in den Erdbeerschlag, in die sonnige wonnige Jugendzeit. So werden die Märtyrer zu Poeten und Propheten, wie es wohl immer geschieht. Denn nur aus dem Schmerze wird das Lied geboren.

Dies macht uns auch das Buch von Ebert über den kürzlich Hingeschiedenen, über den wir uns daher kürzer fassen, klar. Man muß lobend anerkennen, daß dies Werk als Erstlingsarbeit und rasch entstanden, sehr wohl gelungen ist. Das Material ist mit Fleiß gesammelt, mit Vorsicht benutzt, der Stil hat in den Schilderungen aus der Jugendzeit Reuters einen leisen Anflug von Humor, dem Gegenstand entsprechend, das Urtheil über Menschen und Verhältnisse ist bemerkenswerth ruhig und nüchtern. Ebert hat freilich vor Längin voraus, daß er mehr zu erzählen, für sein Bild tiefere Schatten zu verwenden hat, während Längin, indem er hauptsächlich als Hintergrund seines Helden eine langweilige, kümmerliche Zeit dem Leser vor Augen bringen muß, diesem mitunter etwas Geduld zumuthet. Beide Verfasser aber verdienen den Dank der Leserwelt.

Zeichnet sich Reuter aus durch Kraft und Frische, so Hebel durch Feinheit und Grazie. Darum hat Reuter seine Stärke in der Prosa, Hebel im Vers. Ersteres spricht auch Wilbrandt in seiner biographischen Skizze vor Reuters posthumem 14. Band aus, der uns beim Schluß dieser Besprechung eben noch zur Hand kommt. Wilbrandt wagt es entschiedener als der junge Schriftsteller Ebert ein vergleichendes Urtheil über die Schriften Reuters abzugeben. Dazu möchte es noch kaum an der Zeit sein. Ebert legt besonders den Ton darauf, daß Fritz Reuter als Kleinstädter in der glücklichen Lage gewesen, sich die Typen zu seinen Originalen zu sammeln. Man kann einfach auf seinen Geistesverwandten Charles Dickens als Londoner Kind hinweisen, um solche Bemerkungen schwach zu finden.

Wenn man bei Reuter an Dickens denkt, so bei Hebel an Robert Burns. Wie verwandt der Schotte dem Alemannen, das gewahrt man so recht, wenn man die Uebersetzungen aus Burns von Corrodi in Züricher (alemannischer) Mundart liest — Uebersetzungen, nebenbei zum Schluß gesagt, die nach meiner Meinung durch ihre Meisterschaft beinahe Alles übertreffen, was sonst die großen Meister Deutschlands in Uebersetzungskunst geleistet haben und die man als Ergänzung neben seinen Hebel aufs Bücherbret stellen kann, während Reuter in seinem leider auch schon heimgegangenen Landsmann John Brinckman durch dessen „Casperohm un ik" einen Nachfolger gefunden, der als bis jetzt der Einzige würdig in seine Fußtapfen tritt.

Klaus Groth.

Zur Kritik der Kritik.

Die Klagen über das Umsichgreifen des Cliquenwesens in der deutschen Kritik sind bereits Gemeinplätze geworden. „Lobst du meinen Juden, lob' ich deinen Juden." „Eine Hand macht die andere schmutzig." Zu diesen zwei Grundsätzen noch eine gewisse Fingerfertigkeit, und man bringt es mit der Zeit zur Ranghöhe eines gesetzgebenden Literaturschahs, der sich auf seinem Redaktionssessel vorkommt, wie Mephisto in der Hexenküche:

Hier sitz' ich, wie der König auf dem Throne,
Das Zepter halt' ich hier, es fehlt nur noch die Krone.

Wieviel Kritiker giebt es in Deutschland, denen man zwei Vorwürfe ersparen kann: die übergebührliche Begünstigung der persönlichen Freunde — die neidische Verkleinerung der persönlichen Feinde —?.. Ich befürchte, daß man

nicht das große Einmaleins zu Hülfe zu nehmen braucht, wenn man die Kunstrichter aufzählen will, die immer und überall, nach Amt und Pflicht ihrer richterlichen Stellung, ohne Ansehen der Person geurtheilt, die überall und immer die Gerechtigkeit über die Rücksicht gestellt haben . . .

Die Entlarvung der Anderen aber, die mit zweierlei Maß messen, war bisher stets mit großen Schwierigkeiten verbunden. Warum? Weil ein controlirendes Organ fehlte! Denn wandten sich vielleicht die Betroffenen an die Redaktion eines literarischen Fachblatts, so wurde ihnen der bequeme Bescheid, daß man sich um intern-persönliche Angelegenheiten nicht kümmern könne. — Als wenn es in der Literatur überhaupt persönliche Angelegenheiten gäbe! . .

„Sie sollten", schrieb uns einer unserer gefeiertsten Dramatiker „in Ihrem neuen Blatt eine Rubrik einrichten, in der 1) die unanständige, 2) die ignorante Kritik im Vaterlande bekämpft wird. Muß man sich Alles gefallen lassen, weil die Kritik weiß, daß man sie bisher nicht wieder zu kritisiren pflegte? Man decke jede Blöße auf, so lernen die Berufenen objektiv reden, die Unberufenen macht man mundtodt."

Der Vorschlag kam unseren eigenen Neigungen verführerisch entgegen, und so eröffnen wir denn in der Abtheilung: „Zur Kritik der Kritik" gleichsam ein Asyl für obdachlose Erwiderungen. Es ist Sache einer taktvollen Hauspolizei, diesem Asyl ebensowohl den Lärm und die Mißtöne der Gehässigen, wie die gedehnten Klagestimmen einer nervenschwachen Autoren-Empfindlichkeit fern zu halten. Alles Subjektiv-Tendenziöse wird zu vermeiden sein, nur Beschwerden über thatsächlich-erweisbare Unbill und Ignoranz sollen Berücksichtigung finden, und durch die ausnahmslose Befolgung des Grundsatzes, daß jede Partei nur einmal gehört wird, ist der Gefahr eines endlosen Hin- und Herstreitens vorgebeugt. Die Anonymität aber ist ausgeschlossen.

Wir glauben, daß bei lebendiger Betheiligung der deutschen Schriftstellerwelt diese Rubrik unseres Blattes mächtig sein wird, um heilsam und belebend in die Weite zu wirken.

Miscellen.

Die S. 1 bis 6 mitgetheilten Gedichte von Friedrich Bodenstedt sind einer Gedichtsammlung des Meisters entnommen, die den Titel: „Einkehr und Umschau" trägt und im Verlag von Hermann Costenoble erscheinen wird.

*

Vom Herausgeber d. Bl. wird demnächst im Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig ein satirisches Werkchen: „Allerhand Ungezogenheiten" erscheinen, worin auch eine Reihe von literarischen Epigrammen enthalten ist. Da diese ihrem Inhalte nach den „Kritischen Rundblicken" füglich beizuzählen sind, so ist wohl hier der Abdruck einiger Proben gestattet:

Einem kritischen Dichter.

Von Pompus wird ein neues Stück gegeben,
Und der Poet mit Hoffnungsbeben
Harrt, wenn des Beifalls Wogen steigen,
In Gnaden sich dem Volk zu zeigen.
Doch, ach! der Vorhang fällt, das Stück ist aus,
Kein Ruf erschallt und kein Applaus.
Freund Pompus schleicht zerknirscht nach Haus.
Dort schreibt er voller Bitterkeit
Als des Jahrhunderts strenger Richter:
„Nicht fähig ist die heut'ge Zeit,
Hervorzurufen große Dichter."

An Heinrich Düntzer.

In Dunkelheit verloren
Und ohne Ruh'
Die klassischen Autoren
Erläuterst Du:
Doch wer, o sprich!
Erläutert Dich?

Bühnen-Eroberer.

Der ächte Poet, in Ernst und Scherz,
Wollt' stets bewegen der Hörer Herz,
Die heutigen finden des Strebens Ende,
Wenn sie bewegen der Hörer Hände.

Aus Meiningen.

An's Werk, ihr deutschen Dramendichter,
Hier winkt Euch ein erhabnes Ziel!
Es wird für fertige Costüme
Gesucht ein passend Trauerspiel!

Moderne Idyllendichter.

Naivetät und Froh-Natur
Ist keine ihrer Gaben.
Naiv in Wirklichkeit ist nur —
Ihr Wahn, Genie zu haben.

Vertheidigung.

„Ihr Geist macht keine weite Route,
Ihr Scherz liegt nah!" — Wie alles Gute!
„Was hilft's? Ihr Witz ist wohlfeiler Art!"
— D'rum hab' ich ihn just auch nicht gespart.

Aus unserer Briefmappe.

Wir eröffnen in dieser Rubrik den Lesern unseres Blattes ein gastliches Conversationszimmer. Hier möge Jeder zu Worte kommen, der nicht bloß reden will, sondern auch Etwas sagen. Hier möge sich hören lassen, wer einen fruchtbaren Wink oder eine kluge Anregung zu geben weiß, wer Etwas zu berichtigen oder zu ergänzen hat. Nur begründe der Inhalt seiner Ausführungen den Anspruch auf Druckerschwärze; nur entspreche die Form derselben dem literarischen Umgangston. Gegen Hoch und Niedrig, gegen Freund und Feind soll dann unsere Gastfreundschaft die gleiche sein; und gewiß werden wir die Einsender, die es versuchen, sich einen Namen zu erwerben, vor Jenen bevorzugen, die es nicht verschmähen, einen erworbenen zu mißbrauchen. — Wir beginnen mit einem beachtenswerthen Schreiben von Hieronymus Lorm.

Herr Redacteur! Sie sagten mir einmal: „Es giebt Menschen, die so unnütz sind, daß ihnen die Natur eine Gebrauchsanweisung hätte mitgeben sollen." Dieses Wort steckte mir schon immer im Herzen, und seit Sie mir es sagten, steckt es mir immer im Kopfe. Ich übertrage es unwillkürlich nach Art der Stubengelehrten von Menschen auf Bücher — und als ich zur letzten Weihnachtszeit, zur Zeit der reichsten literarischen Lese, den Laden des Freund Sortimenters betrat, wie ein Weinschatzmeister zur Zeit der Weinlese gerne den Keller besucht, nicht um selbst zu trinken, sondern um sich die neuen Füllungen anzusehen, — als ich da den ungeheuren Vorrath neuen Lesestoffes beguckte und durchstöberte, da wollte ich den mit Einordnen der „Waare" beschäftigten Commis fast bei jedem einzelnen Stück nach der Gebrauchsanweisung fragen. Sind denn diese monotonen lyrischen Sammlungen und unsäglich albernen Kinderbücher alle zum Lesen da? Unmöglich! Das erkennt man, sobald man es einige Seiten lang versuchte. Wozu also sind sie da? Wo ist die Gebrauchsanweisung?

Glauben Sie ja nicht, daß ich aus dem mürrischen Gesichtspunkt des blasirten Erwachsenen die Kinderbücher unsäglich albern finde. Ich verehre den Robinson Crusoe und seinen Freytag als Bilder meiner eigenen deutschen Vergangenheit noch immer fast ebenso sehr, wie die Bilder deutscher Vergangenheit von jenem Freytag, der als eine Art Robinson Crusoe einsiedlerisch in Leipzig oder Coburg lebt. Und über den „Struwelpeter" lasse ich gar nichts kommen — als meine Kinder, die mir ihn freilich arg zurichten. Nur ihnen gebe ich das Recht dazu. Ach, fühle ich denn nicht meines eigenen Daseins ganzen Sinn und Unsinn, wenn der erste beste hergelaufene Hund die Leberwurst des Glückes frißt, während ich, der Fritz, dem sie eigentlich bestimmt war, vom Leidensbett aus zusehen muß! Und schöpfe ich nicht hochmüthigen Trost, standesgemäßen Dünkel aus demselben unsterblichen Werk, wenn ich, im Begriff den neuesten Romanschreiber zu recensiren, den Mann im mystischen Talar erblicke, von dem es heißt: „Da kömmt der große Nicolas und steckt ihn in sein Tintenfaß"!

Kurz, ich wußte mich vollkommen befähigt, Ihnen einen Literaturbericht über die neuesten Kinderbücher einzusenden. Hohes Honorar liegt oft im kindischen Spiele! Aber der Fähigkeit und Empfänglichkeit kam der Stoff nicht entgegen. Die neueste Kinderbücher-Literatur hat vor der andern schlechten Literatur nur den Vorzug der Ehrlichkeit: sie wendet sich mitunter absichtlich an Solche, die nicht lesen können.

Wäre aber die kindliche Stimmung, die mich zu diesen vergeblichen Versuchen verleitete, nicht selbst werth, durch ein Buch befriedigt zu werden, durch ein Kinderbuch für Erwachsene? Es bliebe das letzte Buch, das man lesen will, wenn man sich sonst müde von der Welt abwendet, es würde den Cirkel des Lebens vollenden, das man mit einem Kinderbuch anfing und nun auch mit einem solchen schlösse, und es brauchte deshalb, richtig gefaßt und verfaßt, keineswegs die blöde Kindheit des Alters zu repräsentiren. Es wäre jener Weisheit des Kindes voll, welche plötzlich verstummen muß, wenn ihm die conventionelle Weisheit des ABC-Büchleins aufgenöthigt wird. Darüber gab mir ein Kind selbst Aufschluß. Ein vierjähriger Junge, als er eben die persönliche Bekanntschaft des A hatte machen müssen, sagte mir heimlich und vertraulich: „Ich finde das Lesen sehr fad". Ich dachte bei mir: „Du ahnungsvoller Engel, Du!" Himmlische Weisheit des Kindes, welche mit einem einzigen Naturlaut den ganzen Inhalt des spätern Lebens vorweg erschöpft! Diese Weisheit verstummt, aber sie stirbt nicht, sie bedarf eines eigenen Buches, eines Kinderbuches für Erwachsene, um noch einmal zu Worte zu kommen.

Ein solches Buch wäre zum Beispiel eine Sammlung aller Kinder-Aussprüche, die des unbewußten Tiefsinns voll sind oder auf denen der Himmelsthau eines unwillkürlichen Humors blitzt.

Nur selten und vereinzelt treffen wir eine Aufzeichnung kindlicher Weltanschauung. Ich erinnere mich, die merkwürdige, einen Abgrund von Sinn erschließende Frage eines Kindes gelesen zu haben: „Wissen die Spatzen, wer sie sind?" — Literarisch bekannt ist auch die himmlische Antwort eines sechsjährigen Knaben auf die alberne Frage, ob das Schwimmbad, aus dem er eben nach Hause kam, auch Frauen zugänglich sei: „Ich weiß nicht, denn alle Leute, die dort waren, waren ausgezogen." Und irgendwo mitgetheilt wurde auch eines kleinen Mädchens Aeußerung, welche mir die ganze moderne Philosophie zu umspannen scheint. Die Kleine ging an der Hand ihrer Mutter über die Straße und weinte dabei unaufhörlich aus unbekannten oder nur einem Kinde selbst bekannten Gründen. Die Mutter, die sich gar nicht mehr zu helfen wußte, führte das weinende Kind endlich vor den Auslagekasten einer Spielwaarenhandlung und zeigte auf eine der glänzend angekleideten Puppen. „Siehst Du, wie hübsch und wohlerzogen sie ist, sie weint gar nicht." — „Ja," erwiederte die Kleine, ununterbrochen weiter weinend, „weil sie nicht lebt, wenn sie lebte, so würde sie auch weinen."

Wenn dergleichen Kinderweisheit in Büchern und Zeitungen nur selten aufzutreiben ist — in jedem Hause, wo Kinder sind, sprudelt sie ungesucht hervor und wird unbemerkt vergessen. Ich ging mit einem dreijährigen Bübchen, das des Sprechens noch nicht ganz mächtig war, an einer verschlossenen Kirche vorüber. Das Kind sagte: „Kirche zu! Der liebe Gott spazieren gegangen." — Ein fünfjähriges Mädchen, im Sommer von den Fliegen gequält, stellte sich zu einer an der Wand sitzenden und sagte: „Quäle nie einen Menschen zum Scherz, denn er fühlt wie Du den Schmerz."

Wie bemerkt, eine Sammlung von Kinder-Aussprüchen wäre ein Kinderbuch für Erwachsene, die geeignetste Ausfüllung der Weihnachtspause, die sich auch der härteste Lebensernst vergönnt.

Vielleicht werde ich Ihnen am Ende dieses Jahres einen Bericht über derartige Bücher liefern können, wenn der Gedanke bis dahin nicht schon gänzlich vergessen ist. Die Zeit läßt sich nachsagen, daß sie Rosen bringe und sie gewährt im günstigsten Falle Vergessenheit, in ihrem eigenen Interesse, damit man der falschen Rosen-Versprechungen nicht mehr gedenke.

Bestens grüßend Ihr ergebener

Hieronymus Lorm.

Verlag von Georg Stilke in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin.



Abonnements werden jeder Zeit entgegen genommen.

Deutsche Rundschau.

Herausgeber: J. Rodenberg. — **Verlag: Gebr. Paetel, Berlin.**

Erscheint
in monatl. Heften von 10—11 Bg. gr. 8vo.
in elegantester Ausstattung.
PREIS:
pro Quartal 6 Mark = 2 Thlr.

Bestellungen
nehmen sämmtliche Buchhandlungen
und Postanstalten entgegen.
Probeheft
zur Ansicht durch jede Buchhandlung.

Vorläufige Auflage: 8000 Exemplare.

Zur Veröffentlichung in den nächsten Heften liegen ausser Novellen von *Wilhelmine von Hillern geb. Birch, R. Lindau, Levin Schücking, Jwan Turgenjew, Adolf Wilbrandt u. A.* folgende Beiträge vor:

1) **Die Vorübergänge der Venus vor der Sonnenscheibe**, von Professor *W. Foerster,* Dir. der Berliner Sternwarte.
2) **Petrarca** und **Boccaccio** als Begründer der italienischen Renaissancebildung, von Prof. *H. Hettner* in Dresden.
3) **Die Behandlung des Römischen Staatsrechtes bis auf Th. Mommsen**, von Prof. *J. Bernays,* Oberbibliothekar in Bonn.
4) **Französische Zustände und Englische Beobachter**, von Prof. *Karl Hillebrand* in Florenz.
5) **Ueber Geruch und Geschmack**, von *A. Fick,* Professor der Physiologie in Würzburg.
6) **Dalmatien**, von Professor *Oscar Schmidt* in Strassburg.
7) **Wallenstein**, auf Grund neu aufgefundener eigenhändiger Briefe desselben, von Professor *Ottokar Lorenz* in Wien.
8) **Ueber das Reisen in Afrika**, von Dr. *Georg Schweinfurth* in Berlin.
9) **Ueber altgermanisches Heidenthum in der christlichen Teufelssage**, von Prof. *Felix Dahn* in Königsberg.
10) **Ernst Haeckel**, von Dr. *Ed. v. Hartmann* in Berlin.
11) **Ferdinand Lassalle**, von Dr. *Georg Brandes.*
12) **Düsseldorfer Lehrjahre**, ein autobiographisches Fragment v. Johann Wilhelm Schirmer. Herausgegeben von Professor *Alfred Woltmann* in Prag.
13) **Volkswirthschaftliche Studien**, von Dr. *Ludwig Bamberger,* Reichstagsmitglied.
14) **Weitere Mittheilungen über H. Heine**, nebst bisher ungedruckten Gedichten desselben, von Prof. *H. Hüffer* in Bonn.
15) **Die Mutter H. Heine's**, mit bisher ungedruckten Briefen derselben, von *Adolf Strodtmann* in Steglitz.
16) **Militairische Erinnerungen**, von Oberst *J. von Verdy du Vernois,* Generalstabschef.
17) **Die Hypothesen über den Ursprung des Lebens**, von Professor *W. Preyer* in Jena.
18) **Die Geographie der Locomotiv-Construction**, vom k. k. Hofrath *M. M. v. Weber* in Wien.
19) **Die Entwicklung der Dampfschifffahrt auf hoher See**, von Dr. *A. Lammers* in Bremen.
20) **Mohammedanische Fürsten der Neuzeit**, von Prof. *H. Vambéry* in Pest.
21) **Expedition in die Lybische Wüste**, von Dr. *Gerhard Rohlfs* in Weimar.
22) **„Die Schwerenothskommission".** Ein Stück kurhessischer Geschichte, von *O. H.* Mit einer Einleitung von Prof. *H. von Sybel* in Bonn.
23) **Ferien in England**, von *Julius Rodenberg* in Berlin.
24) **Ueber Sprach-Philosophie**, von Prof. *Max Müller* in Oxford.
25) **Shakespeare-Splitter**, von *Heinrich Laube* in Wien.

Inserate finden durch die **„Deutsche Rundschau"** weiteste Verbreitung mit lohnendstem Erfolg. Preis pro gespaltene Petitzeile 40 Pf. (4 Sgr.).

Abonnements werden jeder Zeit entgegen genommen.
Abonnements werden jeder Zeit entgegen genommen.
Abonnements werden jeder Zeit entgegen genommen.

Vom Stamm der Asra.

Lustspiel in einem Act von Hedwig Dohm.

(Mit freier Benutzung eines älteren spanischen Stoffs.)

(Zum ersten Mal aufgeführt im Königlichen Schauspielhaus zu Berlin am 31. December 1874.)

Personen.

Georg Werner, Bankier.
Helene, seine Frau.
Heinrich Oswald.
Camilla von Heimburg, eine junge Wittwe.
Eugen von Mansfeld, ihr Bruder.
Eine Kammerjungfer.

Ort der Handlung: Baden-Baden.

Zimmer in einem Gasthof. Im Hintergrunde eine Thür. Auf jeder Seite numerirte Thüren. Auf der rechten Seite der Bühne ein breiter, dem Zuschauer sichtbarer Balcon. Zwischen der Thür und dem Balcon ein Schrank. Nahe an der Thür zur Linken ein Tisch mit Schreibzeug. Im Hintergrunde, nach rechts, ein Tisch, Sopha, Stühle u. s. w. Auf dem Tisch ist das Frühstück servirt.

Erste Scene.

Werner. Helene (am Frühstückstische sitzend).

Werner (am Tisch, rauchend, eine Zeitung in der Hand). Nun, Helenchen, bist Du zufrieden? Hatte ich nicht Recht, als ich Dir von Baden-Baden vorschwärmte? Sieh Dich einmal um: dies Zimmer — dieser Kaffee (schlürft den Kaffee) — diese Cigarren und vor allen Dingen (steht auf und sieht durchs Fenster) diese Landschaft! Selbst einen Goldmenschen, wie ich bin, stürzt sie in die Unkosten einiger Hochgefühle. Komm einmal her, Helene, und sieh durch dies Perspectiv. (Helene thut es.) Nun, was sagst Du? Was meinst Du dazu?

Helene (gleichgiltig). Recht nett! Ganz hübsch!

Werner. Recht nett! Ganz hübsch! So? Und weiter nichts? — Aber, Helene, das ist ja eine Beleuchtung, ein Lichtzauber à la Hildebrandt. Und diese Fontainen! Dieses Quellen und Gurgeln und Rieseln — o über alle Beschreibung! Und dort drüben, die duftige Form mit den feinen träumerischen Linien — Claude-Lorrain, wie er leibt und lebt! (Setzt sich.) Und die Kellner! Ein Gemüth haben diese Leute hier! Denke Dir: gestern rede ich so einen brunetten Garçon französisch an, und er antwortete mir — deutsch, ja wohl, deutsch! Seitdem ich diese patriotisirten Kellner entdeckt habe, glaube ich fest, daß die Menschheit auf dem Wege zur Vollkommenheit begriffen ist. (Er bemerkt, daß Helene zerstreut ist.) Aber Du frühstückst ja gar nicht, liebes Kind. Woran denkst Du?

Helene (sich zusammennehmend). Ich? An nichts. Woran sollte ich auch denken? — Reisen wir bald wieder ab, Georg?

Werner. Du äußerst Dich ja recht freundlich über Baden-Baden! Indessen, wenn Du willst, können wir schon morgen unsere Zelte hier abbrechen.

Helene. Ach ja, lieber Mann; bitte, bitte!

Werner. Helene, sieh mich einmal an! (Da sie sich abwendet, nimmt er ihre Hand.) Du bist traurig, Helene!

Helene. Ich, traurig? Gott bewahre. Gewiß nicht, lieber Georg. — Willst Du nicht noch ein Stückchen Zucker?

Werner. Kind, gib Dir keine Mühe, Dich zu verstellen. Du bist traurig, und zwar seit unserer Abreise von München. Was kannst Du nur haben? Sonst pflegtest Du auf der Reise vergnügt und heiter zu sein — weißt Du noch,

damals in der Schweiz, wie wir ganz versessen darauf waren, mit Muth, Gottvertrauen, Führern und Stricken bewaffnet, unser Leben auf den Spitzen verschiedener Eisberge zu balanciren?

Helene. Um Gottes willen, Georg, schweig! Erinnere mich nicht an jene unglückselige Schweizer-Reise.

Werner. Du hast Recht. Ich bin auch wirklich zu zerstreut! Dir kann diese Erinnerung nicht fataler sein, als sie es mir ist. — Der arme Junge!

Helene. Sterben zu müssen, so jung, so gut, so schön!

Werner. Ich hatte den treuen frischen Menschen wirklich liebgewonnen. Auf unseren Bergwanderungen war er stets an meiner Seite. Du warst auch immer dabei. Ja, welcher vernünftige Mensch kommt aber auch darauf, sich das Leben zu nehmen! Hätte es nicht in den Zeitungen gestanden, ich hätte es nimmermehr geglaubt. Und kein Mensch weiß eigentlich so recht, warum er sich auf diesem ungewöhnlichen Wege der Badegesellschaft empfohlen hat.

Helene. O doch, Georg, doch! Niemand zweifelte damals daran, daß eine unglückliche Leidenschaft — o Gott! — ihn in den Tod getrieben.

Werner. Unglückliche Leidenschaft — warum nicht gar? Ich sage Dir ja, er war ein ganz vernünftiger Mensch.

Helene. Nun, und was beweist das? Meinst Du, daß Vernunft und Selbstmord sich ausschließen?

Werner. Gewiß. Ein Selbstmörder ist ein Narr, der einen Dummkopf tödtet.

Helene. Du freilich, Du glaubst nicht an eine große Leidenschaft — Du würdest Dich niemals aus Liebe tödten — Pedant!

Werner. Gott bewahre mich davor!

Helene. Nicht einmal für Deine eigene Frau!

Werner. Wenigstens würde ich es äußerst ungern thun. Ich würde mir sagen: Georg, entweder betrübst du die Frau, die du liebst, auf das schmerzlichste durch deinen Tod, und das wäre eine Gewissenlosigkeit, eine Grausamkeit — oder die Schlange frohlockt über das Ende deines Lebens und den Anfang ihrer jungen Wittwenschaft; und in diesem Falle, gestehe ich, würde ich nicht die geringste Lust verspüren, das Entrée zu ihren Amusements mit meinem Leben zu bezahlen.

Helene. Du argumentirst nicht übel; Du vergissest nur das Eine: Wer wahrhaft liebt, der reflectirt, der philosophirt überhaupt nicht.

Werner. Der — stirbt! Nicht wahr? — Ich bin nun thöricht genug, mir einzubilden, daß ich Dir lebendig mehr nützen kann als todt, hinter meinem Comtoirtisch mehr als da unten im Grabe. Habe ich nicht Recht, Helene? Thue ich nicht, obgleich ich lebendig bin, alles Mögliche, um Dich zur glücklichsten kleinen Bankiersfrau Berlins zu machen? (Herzlich.) Lenchen, liebes Lenchen, sollte mir das wirklich so wenig gelungen sein?

Helene. Aber, lieber Georg, wer sagt denn das?

Werner. Wirklich, mein Kind, ich begreife gar nicht, wie Du ohne mich leben wolltest, ohne meine Liebe, ohne mein Geld. Ich versichre Dir, wenn Du — was der Himmel verhüten möge — einst Wittwe werden solltest, es würde mich mehr um Deinet- als um meinetwillen schmerzen.

Helene. Ich weiß es ja längst, daß Du der beste Gatte, der beste Mensch, der beste Bankier bist — ja, ganz gewiß.

Werner. Dein Beifall ist mein Stolz. Doch Du bist heut etwas gereizt — lassen wir dieses todesahnungsschaurige Gespräch fallen! Wirf lieber einen Blick in dies reizende Thal und athme die reine frische Bergluft, das wird Dir wohlthun.

Zweite Scene.

Vorige. Eugen.

(Während Werner durch die offene Balconthür schaut, erscheint Eugen leise durch die Mittelthür im Hintergrund, Helenen einen Brief zeigend, den er in der Hand trägt.)

Helene (ihn erblickend, erschreckend). O mein Gott!

Eugen (flüsternd). Still! (Er zeigt dringend auf den Brief und bittet sie durch sein Mienenspiel, denselben zu nehmen.)

Helene (leise). Unmöglich!

Werner (sich umwendend). Ist Jemand da? (Eugen ist schnell durch die Thür wieder verschwunden.) Sprachst Du mit mir, mein Kind?

Helene (verwirrt). Ich? — Ja wohl — ich fragte Dich — ob Du wohl bemerkt hättest — —

Werner (immer noch in der Balconthür). Du meinst den Reisewagen, der da unten vor dem Hôtel hält? Ja wohl; eine Dame steigt aus — ein allerliebstes graziöses Persönchen. (Nimmt sein Lorgnon.) Holla! sehe ich recht? Lenchen, wenn mich nicht Alles täuscht — — kein Zweifel, sie ist es. Helene, wenn Du wüßtest! — — Rathe einmal, rathe!

Helene (bemüht sich zu sehen). Aber wer ist es denn? Kenne ich sie?

Werner. Das will ich meinen! Eine kleine, pikante, reizende Wittwe — — denk' an die Pension!

Helene. Camilla?

Werner. Getroffen! Ich halte sie wenigstens dafür.

Helene. Wie ist das möglich? Wie sollte Camilla gerade jetzt nach Baden-Baden kommen? Und allein? Ich muß mich davon überzeugen — — laß mich hinunter.

Werner. Bleibe lieber einstweilen hier. Das Gepäck scheint ihr Ungelegenheiten zu machen; ich will ihr meine Dienste anbieten und bei dieser Gelegenheit mir Gewißheit verschaffen, ob sie es wirklich ist.

Helene. Warte doch — — bitte, laß mich hier nicht allein! Ich will mitgehen.

Werner. Was fällt Dir ein? Fürchtest Du Dich etwa hier bei hellem lichtem Tage? Ich könnte mich ja doch wohl getäuscht haben. Warte hier; ich bin im Augenblick wieder da. (Ab.)

Dritte Scene.

Helene. Gleich darauf Eugen.

Helene. Georg läßt mich allein. Wenn er inzwischen käme — — — mein Gott, da ist er schon!

Eugen (schnell eintretend). Aus Mitleid, gnädige Frau, nur aus Mitleid nehmen Sie diesen Brief!

Helene. Nimmermehr. Welches Recht, mein Herr, habe ich Ihnen gegeben — — —

Eugen. Leider keins! Aber hören Sie mich an — nur einen Augenblick! — Seit fünf Tagen folge ich Ihnen, stumm wie das Grab. Seit einer Woche, gnädige Frau, bete ich Sie an. Ich kam nach München, sah Sie und — liebe Sie. Ist das meine Schuld? Plötzlich reisen Sie ab, heimlich, des Nachts, ohne Abschied. War das recht, meine Gnädige? Mein Schmerz läßt mir noch so viel Besinnung, ein Eisenbahnbillet zu lösen und mich in ein Coupé zu stürzen, um Ihnen zu folgen.

Helene. Diese Verfolgung eben, die Ihnen so viel Vergnügen zu machen scheint, finde ich absurd.

Eugen. Sagen wir: unverschämt.

Helene. Wohin ich den Blick wenden mag, treffe ich Ihr Auge — — —

Eugen. Ich liebe Sie!

Helene. Wenn ich vor einem Hôtel absteige, sind Sie es, der den Schlag meines Wagens öffnet — — —

Eugen. Ich liebe Sie!

Helene. Ueberall Sie, und immer Sie! — — —

Eugen. Wenn das „Sie" Ihnen lästig fällt, sagen wir „Du"!

Helene. Ich frage Sie, mein Herr, ob ein Mann von Ehre ein solches Benehmen vor seinem Gewissen rechtfertigen kann!

Eugen. Nicht im mindesten. Sie haben vollkommen Recht: mein Benehmen ist unverantwortlich — nennen Sie es verbrecherisch, wahnsinnig; nennen Sie es, wie Sie wollen! Wer aber gibt Ihnen das Recht, Vernunft und Besonnenheit von mir zu verlangen? Fordern Sie Liebe von mir — — —

Helene. Welche Sprache gegenüber einer verheiratheten Frau!

Eugen. Verheirathet! Ich glaube nicht an die Ehe; ich glaube nur, daß Sie unaussprechlich reizend sind! (Will ihre Hand küssen; sie entzieht ihm dieselbe.)

Helene. Entfernen Sie sich, mein Herr, auf der Stelle! Sie, ein mir völlig fremder Mann, wagen es — — —

Eugen. Fremd? Völlig fremd? Keineswegs. Ich brauche nur ein Wort zu sagen, und Sie erfahren, daß ich einer Familie angehöre, welche das Glück hat, von Ihnen nicht nur gekannt, sondern auch — leider nur theilweise — geliebt zu werden. Ich werfe mein Incognito ab und — — —

Helene (die nur halb hingehört hat). Um Gottes willen schweigen Sie! Ich höre draußen Geräusch. (Geht nach der Thür.)

Eugen (ihr den Weg vertretend). Besorgen Sie nichts, gnädige Frau; ich bin der discreteste Mann unter der Sonne.

Helene. Gehen Sie, gehen Sie! Ich werde versuchen zu vergessen, was Sie gesprochen haben. (Bei Seite.) Ich zittre vor Angst!

Eugen. Sie werden diesen Brief lesen!

Helene. Ich werde ihn nicht lesen.

Eugen. Er ist mit meinem Herzblut geschrieben!

Helene. Und wenn er auch mit Tinte geschrieben wäre — gehen Sie!

Eugen. Sie wollen ihn nicht lesen? Gut — so verbrennen Sie ihn wenigstens; aber nehmen müssen Sie den Brief.

Helene (voll Angst. Für sich). Es ist Camilla's Stimme. Wenn mein Mann mich hier

träfe, allein mit einem Fremden! (Laut.) Entfernen Sie sich so schnell als möglich! Sie sehen meine Angst; ich bitte Sie flehentlich darum! (Eilt ab durch die Mittelthür im Hintergrunde.)

Eugen (will ihr folgen). Nur ein Wort noch, ein einziges Wort!

Vierte Scene.

Eugen (allein. Kehrt nach dem Vordergrunde zurück und zerreißt den Brief). Und ich behalte meinen Brief! Schade — er war mit einem Feuer geschrieben, keine Lucretia hätte ihm widerstehen können. — Was nun? Ob ich mein Vorhaben aufgebe? — Unmöglich! Erstens liebe ich die kleine Spröde in der That ganz wahnsinnig; und dann, so ohne jeden Erfolg das Feld zu räumen, wäre gegen meine Ehre. Ohne Kampf kein Sieg; kämpfen wir also und wagen wir das Aeußerste! Dort ist ein Balcon. Dieser Gasthofs-Salon steht jedem Fremden zur Benutzung frei. Nehmen wir unsere Position und warten wir ab; vielleicht haben wir später mehr Glück. (Tritt auf den Balcon, dessen Glasthür er von außen schließt.)

Fünfte Scene.

Camilla. Helene. Werner. Eine Kammerjungfer.

(Camilla und Helene treten Arm in Arm ein. Werner, mit Gepäck beladen, folgt ihnen. Die Kammerjungfer, ebenfalls Gepäck tragend, folgt Werner.)

Camilla. Ich kann Dir nicht sagen, meine liebe theure Helene, wie ich mich freue, Dich wiederzusehen, und so unverhofft.

Helene. Für mich ist es eine wahrhaft märchenhafte Ueberraschung. (Sich umschauend, für sich.) Ich athme auf; er ist fort!

Camilla (zur Kammerjungfer, auf eine Thür zur Linken zeigend). Trage das Gepäck nach Nr. 6, das ist mein Zimmer.

Werner (einen Kasten von Mahagoniholz haltend). Und was soll mit diesem wuchtigen Kasten geschehen?

Camilla (lächelnd). An dem habe ich keinen Theil; mein liebenswürdiger Bruder hat ihn mir aufgebürdet — so viel ich weiß, ist es ein Pistolenkasten. Sie haben wohl die Güte, ihn einstweilen auf den Tisch zu stellen. — Mein Bruder und ich, wir haben uns hier in Baden-Baden ein Rendez-vous gegeben. Ich komme aus Rom, er aus Paris oder irgend einer andern Weltstadt Europa's. Unter uns gesagt, mein guter Bruder Eugen ist ein wenig mauvais sujet. Er hat so etwas von Don Juan oder Manfred oder sonst einem fashionablen Ungeheuer in sich, ist aber übrigens ein ganz charmanter junger Mann. Soll ich Dir etwas verrathen, Helene? Er schwärmt für Dich.

Helene. Ohne mich jemals gesehen zu haben?

Camilla. Nach dem, was ich ihm von Dir erzählt habe. Er behauptet, Du müßtest reizend sein. Sind Sie eifersüchtig, Herr Werner?

Werner. Ein Othello bin ich gerade nicht; indessen möchte ich doch nicht für meinen Gleichmuth stehen, wenn Jemand sich erdreisten sollte, Helenchen ernstlich die Cour zu machen. Allein daran ist wohl nicht zu denken; bis jetzt wenigstens hat noch Niemand es gewagt, auch nur mit einem Blicke, geschweige denn — — —

Helene (leise zu Werner). Sei nicht böse, Georg. Du weißt, ich habe keine Geheimnisse vor Dir; aber sie (auf Camilla deutend) will mir etwas anvertrauen. Du verstehst?

Werner (leise). Ich verstehe. (Laut.) Verehrteste Freundin, Sie entschuldigen mich wohl, wenn ich Sie jetzt verlasse; ich habe noch einige Einkäufe für meine kleine Tyrannin zu besorgen.

Helene. Willst Du schon fort, lieber Georg?

Werner. Ich muß. Adieu, mein Kind; auf Wiedersehen, gnädige Frau. Ich lasse Sie Beide mit gutem Gewissen allein; spricht sie, die Schlange, schlecht von mir, dann ist es pure Verläumdung. Es ist eine Schwäche von mir, aber ich liebe diese kleine Person weit über ihr Verdienst. (Ab.)

Sechste Scene.

Helene. Camilla.

Helene. Meine einzige, liebste Camilla, wie lange, wie unendlich lange haben wir uns nicht gesehen!

Camilla. Nicht ein einziges Mal seit der Pension. Was liegt Alles zwischen damals und heut!

Helene. Was haben wir seitdem erlebt, gefühlt, gelitten!

Camilla. Wir haben uns inzwischen Beide verheirathet, Du in Berlin, ich in Wien.

Helene. Und bist Du glücklich gewesen, Camilla? Ich habe eine Photographie Deines Mannes gesehen. Was für ein schöner glänzender Cavalier!

Camilla. Sehr glänzend, in der That! Darum bedurfte er auch stets eines leichten Firnisses von Scandal, um seine Reputation zu conserviren. So glänzend war er, daß er schließlich um einer Tänzerin willen, aus der er sich nichts machte, die aber gerade in der Mode war,

sich im Duell erschießen ließ. Uebrigens haben wir niemals ein unfreundliches Wort mit einander gewechselt — wir liebten uns nicht.

Helene. Arme Camilla! Und Du, so lebenslustig, so voll sprudelnder Heiterkeit, wie hast Du Dein Schicksal getragen?

Camilla. Ungefähr so, wie die meisten Frauen in meiner Lage es getragen haben würden. Im ersten Jahre grämte ich mich still weg, ohne alle Hintergedanken. Ich war eine lebendige Elegie: thränenden Auges wandelte ich umher; was ich sprach, waren — Seufzer, was ich dachte — Jammer. Im zweiten Jahre fing ich an nachzudenken. Ich hielt Monologe; ich sagte mir: Camilla, du könntest so glücklich sein! Warum bist du es nicht? Warum mußt du, wie Tantalus, im Ueberfluß darben? Warum darfst du nicht glücklich sein? Warum nicht? — Ich sah zwei Wege vor mir. Der eine führte zu einem stillen Landsitz, einer Art Kloster, in einer schönen Gegend, wo ich, ein Bild erhabener Tugend, einsam mit meinem Schmerz und meinem Pianino, auf die Freuden des Jenseits hoffend, meine Erdentage gottselig hätte beschließen können. Fast hätte ich diesen Weg eingeschlagen; aber, Helene, ich fürchtete — vor Langerweile zu sterben. Womit sollte ich die Pausen zwischen dem Diner und dem Clavierspiel ausfüllen? In allen Romanen, die ich gelesen, mochten sie auf der Höhe oder in der Tiefe spielen, pflegten die Frauen, die sich der Einsamkeit ergaben, ihre Mußestunden, außer mit Musik mit — Reue auszufüllen. Nun frage ich Dich: woher sollte ich, ein auf Hymens Altar schuldlos geopfertes Lamm, die Reue nehmen?

Helene. Aber sagt man nicht, liebe Camilla, daß im Bewußtsein strenger Pflichterfüllung ein ächtes und reines Glück zu finden sei? Sagt man nicht — — —

Camilla. Was sagt man nicht Alles! — Ich habe keinen Ehrgeiz, und ich will Dir offen gestehen, daß der zweite Weg, den ich vor mir sah, mir verlockender erschien. Nachdenken erzeugte bei mir die Erkenntniß, daß es einfach die Pflicht eines jeden Menschen sei, sich seinen Antheil an den Genüssen des menschlichen Lebens zu verschaffen — (schalkhaft) wie sich von selbst versteht, ohne der ehrenwerthen Dame Moral zu nahe zu treten.

Helene. Ich hätte nie geglaubt, daß Du so leichtfertig denken könntest.

Camilla. Meinst Du? — Ich kann Dir sagen, Helene: Nichts richtet den Menschen mehr zu Grunde als Unglück. Wer nicht geliebt wird, ist nur der Schatten eines Menschen, überall einsam. Und darum fühlte ich mich von einer maßlosen Sehnsucht nach Glück und Liebe erfaßt. Da, im entscheidenden Augenblick — —

Helene. Bekannst Du Dich zur guten Stunde eines Besseren — nicht wahr, meine Freundin?

Camilla. Da — starb mein Gatte, und ich war frei.

Helene. Und willst es bleiben? Verzeihe der Freundin diese Frage.

Camilla. Dir kann ich es anvertrauen, Helene. Denke Dir, ich habe einen wahren Backfischstreich begangen: ich habe mich verliebt.

Helene. In wen?

Camilla. In einen jungen Kaufherrn, einen gebornen Hamburger, den ich im vorigen Jahr in Helgoland kennen gelernt.

Helene. Und erwidert er Deine Neigung?

Camilla. Natürlich! Oder vielmehr umgekehrt: ich erwidre die seinige. Er ist sehr reich; ich habe mich aber vorläufig noch nicht entschließen können, ihn zu heirathen

Helene. Und warum nicht?

Camilla. Weil er mich — zu sehr liebt.

Helene. Das ist ja gar nicht möglich.

Camilla. Doch, Kind! Seine Seele steht immer in Brand.

Helene. Ach, Du Glückliche! Ein solcher Mann war immer der Traum meiner Jugend. Ich sage Dir, Camilla, es gibt phlegmatische Männer, die — — —

Camilla. Aber, Kind, Du steckst ja voll netter Vorurtheile! Glaube mir, jede Liebe hat ihre Illusionen, und jede Illusion hat ihren Lendemain. Selbst der feurigste Vulkan beruhigt sich, der Sturm tobt aus — was dann?

Helene. Mag sein. Und doch — gliche mein Georg Deinem Verliebten — — —

Camilla. Warum nicht gar! Ein Bankier und ein Vulkan! Danke dem Himmel, daß er Dir einen soliden dauerhaften Mann geschenkt hat, der Dich ohne alle Frage von Herzen liebt.

Helene. Er ist ein guter, ein wahrhaft guter Mensch; aber, Camilla, er ist ein Alltagsmensch, und die Seele will doch auch einmal ihren Sonntag haben. Ich kann das Gefühl nicht los werden, als erwarte mein Herz noch immer — — —

Camilla. Irgend wen?

Helene. Wenigstens irgend was! Ich empfinde an seiner Seite nie so recht mein volles ganzes Leben. Sieh z. B. gestern: entzückt stehe ich in der herrlichsten Morgenlandschaft neben ihm. Unter Seelenschauern leuchtet mir die ganze Natur wie in Rosenfeuer auf. Uebermannt von Glückseligkeit ergreife ich seine Hand und flüstre: „Georg!"

Camilla. Und er?

Helene. Er? Fragt: „Lenchen, soll ich den Kaffee bestellen?"

Camilla. „Lenchen?" Allerdings! Hätte er Dich wenigstens „Helena" genannt.

Helene. Ein ander Mal — es war im Mondenschein; ein elektrischer Glanz legte sich um Busch und Baum, und süße, heilige Düfte entströmten den Kelchen der Blumen. Ich stehe, an seine Schulter gelehnt, wortlos, von dem leidenschaftlichen Zauber der Mondnacht ganz umstrickt. Und er, Camilla — — —

Camilla. Steckt sich doch nicht etwa eine Cigarre an?

Helene. Nein, viel schlimmer als das: er — gähnt fürchterlich. Was ist ihm die Majestät des Sternenhimmels, was das geheimnißvolle Weben der Sommernacht? Er gähnt!

Camilla. In der That, liebes Kind, ich bin erstaunt über Deine schwärmerische Ueberschwänglichkeit. Sei vernünftig; nimm Deinen Mann wie er ist, und erwidre seine Liebe — man wird nicht alle Tage geliebt! Wenn das übrigens Deine einzige Sorge ist — — —

Helene. Es ist nicht die einzige. Ach, Camilla, seit einigen Tagen bin ich in einer verzweiflungsvollen Lage, und — was das Schlimmste ist — muß ich meine Stimmung vor meinem Mann sorgfältig verbergen.

Camilla. Und warum?

Helene. Es handelt sich um ein Abenteuer.

Camilla. Was? Ein Abenteuer? Und davon hast Du mir noch kein Wort gesagt?

Helene. Ein junger Mann hat sich in mich verliebt. Er ist uns von München aus bis hierher gefolgt. Denke Dir nur: noch vor wenigen Minuten stand er hier in diesem Zimmer und wollte mich zwingen, einen Brief von ihm anzunehmen.

Camilla (lachend). Ha, ha, ha! Und das erzählst Du mir mit so komischem Ernst? Was ist denn daran so Erschreckliches? Weißt Du, ich finde nichts amüsanter als so ein kleines Abenteuer. — Ist er hübsch?

Helene. Sehr. Er hat große blaue Augen.

Camilla. Nun, so wirst Du Dich um so besser amüsiren.

Helene. Amüsiren? Camilla, wenn ich bemerke, daß Jemand ein außergewöhnliches Interesse an mir nimmt, dann gerathe ich in eine unbeschreibliche Angst, und ich versichere Dir —

Camilla. Aber Helene, wir können doch nicht gleich um Hülfe schreien, wenn sich Einer in uns verliebt!

Helene (ihr die Hand drückend, bewegt). Sprich nicht so, Camilla. Vernimm denn und wisse: ich habe den Tod eines Menschen auf dem Gewissen.

Camilla. Ist das wahr? Den Tod eines Menschen? Erkläre Dich!

Helene (um sich blickend, nach einer kleinen Pause). Wir sind allein, ich will Dir Alles sagen. Es ist jetzt zwei Jahre her. Wir hielten uns in Interlaken auf, als ein junger Mann dort erschien, den Niemand kannte. Er wurde Herr Fritz Heinrich genannt; allein Jedermann wußte, daß dies nicht sein wirklicher Name war. Man hatte allerlei Vermuthungen über ihn und den Zweck seines Aufenthalts; Manche glaubten, daß eine geheime politische Mission ihn nach der Schweiz geführt habe. Werner schloß sich dem jungen Mann auf das Freundlichste, ja, mit einer gewissen Herzlichkeit an. Du erräthst — — —

Camilla. Ich errathe. Herr Incognito verliebte sich sterblich in Dich. Und Dein Mann?

Helene. Merkte nichts.

Camilla. Der brave Mann!

Helene. Fritz gestand mir seine Liebe. O könnte ich Dir seine Worte wiederholen! Er sprach so innig, so leidenschaftlich — ich höre noch den Ton seiner Stimme — ach! Ich brauche Dir nicht zu sagen, daß ich ihn streng in seine Schranken zurückwies.

Camilla. Natürlich!

Helene (immer bewegter). Eines Tages kam er zu mir, aufgeregter, leidenschaftlicher denn je. Sein Antlitz war bleich, die Augen in Thränen gebadet; er bat, er beschwor mich um ein Wort des Mitleids, ein kleines Wort der Hoffnung. Camilla, mir blutete das Herz; aber keine Miene verrieth, was in mir vorging. Voll Verzweiflung verwünschte er sein Leben, ersehnte er sich den Tod. Endlich ging er — und — —

Camilla. Du riefst ihn nicht zurück?

Helene. Ich rief ihn nicht zurück — er kam von selbst. An der Thür wandte er sich

noch einmal um; seine Stimme klang wie die eines Sterbenden, als er die Worte sprach, jene Worte, die sich unauslöschlich in meine Seele gebrannt haben, die ich noch auf meinem Sterbelager hören werde.

Camilla. Welche Worte?

Helene. „Ich bin vom Stamme jener Asra, welche sterben wenn sie lieben!" — Er ging. Ich sah ihn nicht wieder — ich werde ihn niemals wiedersehen. Am folgenden Tage stand im Journal von Interlaken ein Wort, das mich fast wahnsinnig machte; es hieß: Selbstmord.

Camilla. Der Unglückliche hatte sich das Leben genommen?

Helene. Ja. Ein Brief, den er an seinen Diener zurückgelassen, bestätigte, daß sein Entschluß ein vorbedachter gewesen. Man stellte die sorgfältigsten Nachforschungen in der ganzen Umgegend an. Endlich fand man am Rande eines Abgrundes — —

Camilla. Seine Leiche?

Helene. Seinen Hut.

Camilla. O mein Gott! Das ist ein trauriges Abenteuer.

Helene. Um meinetwillen gab er sich den Tod. Ach, Camilla, was soll eine Frau thun, die so geliebt wird?

Camilla. Im Allgemeinen soll sie wieder lieben. Aber freilich, es giebt Ausnahmefälle, wie der Deinige, wo die Moral — — Höre, das ist wirklich eine entsetzliche Geschichte. Dieser Fritz hätte Dich ernstlich compromittiren können; er hat mit einem unverzeihlichen Leichtsinn gehandelt.

Helene (feurig). Leichtsinnig nennst Du, was mir erhaben erscheint? Er hat mir sein Leben geopfert; glaube mir, an ihm ist ein großes Herz zu Grunde gegangen.

Camilla. Um Gottes willen hör' auf, Helene! Am Ende bereust Du noch Dein strenges Betragen!

Helene. Der Unglückselige! Hätte ich ahnen können — — —

Camilla. Du hättest doch nicht — — —

Helene. Gewiß nicht, Camilla; Du kennst ja meine Grundsätze. Aber im Grunde ist doch Alles leichter zu ertragen, als die Schuld an dem Tode eines Menschen.

Camilla. Nun, Deine Grausamkeit läßt sich nun einmal nicht rückgängig machen. Darum klage nicht mehr um den Todten, sondern denk' an Deinen Gatten.

Helene. Ach, die Gatten! Die bringen sich niemals um!

Camilla. Das fehlte auch noch!

Helene. Immer sehe ich ihn vor mir, den Todesschweiß auf der blassen Stirn! Es ist genug an dem einen Opfer; nicht zum zweiten Male würde ich den Muth haben, einen Menschen um meinetwillen dem Verderben geweiht zu sehen.

Camilla. Um auf Deinen Münchener Unbekannten zurückzukommen, der wird doch nicht etwa auch mit Mordgedanken, Schießgewehr und Abgründen umgehen?

Helene. Der Himmel verhüte es! Ich habe ihn mit einer Würde abgewiesen, mit einer Strenge, daß ihm nichts übrig bleibt, als auf der Stelle abzureisen.

Camilla. Ihr seid doch Beide, Du und Dein Mann, ein Paar treffliche Menschen. Und jetzt, mein liebes Helenchen, nimmst Du es mir wohl nicht übel, wenn ich mich auf kurze Zeit zurückziehe? Meine Toilette bedarf einiger Retouchen, und mein Bruder kann jeden Augenblick eintreffen.

Helene. Wie? Um Deinen Bruder zu empfangen, willst Du Dich putzen?

Camilla. Möglich, daß er nicht allein kommt. Ich habe zwar einem gewissen Jemand streng untersagt, mich hier aufzusuchen; allein gehorchen denn die Männer uns immer, wie sie sollten? Also, Helene, auf Wiedersehen! (Ab in ihr Zimmer.)

Helene. Ich will einmal nachsehen, vielleicht ist Georg schon zurück. (Wie sie sich nach der Balconthür wendet, tritt Eugen, der während des Vorigen schon mehrmals zur Thür hereingesehen und durch sein Mienenspiel zu verstehen gegeben, daß er Alles gehört hat, ihr entgegen, mit wirrem Haar, nachlässigem Anzug und allen Zeichen äußerster Aufregung.)

Siebente Scene.

Helene. Eugen.

Helene (ihn erblickend). Schon wieder er! Also noch hier? Ich bin allein — geschwind! (Sie will fort.)

Eugen (mit dem Ausdruck wahrer Leidenschaft). Einen Augenblick! — Gnädige Frau, ich befand mich bereits auf dem Wege nach Amerika. Schon wurde die Entfernung, die uns trennte, größer und immer größer — — —

Helene. Das hatte ich von Ihnen erwartet, mein Herr.

Eugen. Fliehen wollte ich diesen Ort, obgleich eine geliebte Schwester mich hier erwartet.

Helene. Was sagen Sie?

Eugen. Ja, ich bin der Bruder Ihrer Freundin, Camilla's Bruder.

Helene (erschreckt). Eugen von Mansfeld? — Erlauben Sie, ich will Camilla sogleich benachrichtigen.

Eugen (sie zurückhaltend). Es ist unnütz. Nicht um meiner Schwester willen bin ich zurückgekehrt; ich bin gekommen, um Sie, gnädige Frau, noch einmal, zum letzten Mal zu sehen. (Helene macht eine abwehrende Bewegung.) Gut! Fahren Sie so fort! Treiben Sie mich durch Ihre Kälte zur Verzweiflung! Keine Klage soll über meine Lippen kommen; aber mein Entschluß ist gefaßt.

Helene. Ich verstehe Sie nicht — ich wage nicht — — aber, Herr von Mansfeld, muß ich Sie denn wieder und immer wieder daran erinnern, daß ich verheirathet bin?

Eugen. Warum sind Sie verheirathet?

Helene (ängstlich). Mein Gatte — — —

Eugen. Was hindert mich, Ihren Gatten umzubringen? Er wäre der erste Gatte nicht, der seine Anmaßung mit dem Leben bezahlt hätte!

Helene. Welche Anmaßung? Daß er mich liebt — — —

Eugen. Was für ein Recht hat er, Sie zu lieben? Wie kommt er dazu, der Philister, der im Stande ist zu gähnen, wo unsere Seelen, Helene, erglühen würden! (Helene zuckt zusammen. Zärtlich.) Ach, Helene, wir könnten so glücklich sein! Unsere Herzen haben für tausend Empfindungen Raum!

Helene. Ich sollte treulos meine Pflicht verrathen? Nimmermehr!

Eugen. Ich sollte feig dem heißen Triebe in meiner Brust entsagen? Nimmermehr!

Helene. Ich verachte eine Liebe, die der Ehre baar ist.

Eugen. Ich verachte eine ehrbare Herzlosigkeit.

Helene. Verlassen Sie mich, Herr von Mansfeld! Schon die Vorstellung eines solchen Unrechts macht mich schaudern. Beendigen wir diesen Streit!

Eugen. Wie jeden Streit unter Liebenden! (Will sie umarmen.)

Helene (ihn abwehrend). Herr von Mansfeld!

Eugen. Gut! So weihe ich mich dem Untergang! Schon sehe ich den Abgrund, in welchen meine Leidenschaft mich hinabstürzt —

Helene (schmerzlich). Abgrund? Unglückseliger!

Eugen. Mein Leben, Helene, gehört Dir; und Du willst nicht, daß ich lebe!

Helene (entrüstet). Sie nennen mich „Du", mein Herr?

Eugen. Kann ich denn anders? Lieben wir uns nicht, Helene?

Helene. Schonen Sie meiner, Herr von Mansfeld! Ich bitte Sie inständigst, im Namen Ihrer Schwester, die Ihnen so zärtlich zugethan ist.

Eugen. Und ich beschwöre Sie im Namen dieser selben Schwester, — Helene, Deine Liebe oder der Tod! (Sinkt ihr zu Füßen.)

Helene (für sich). Wehe mir! Ich bin von Selbstmördern umringt! Eine zweite Medusa, entziehe ich dem Leben, wer mich erblickt. Und die arme Camilla! O mein Gott, sie hat nur diesen einzigen Bruder! (Wie sie sich umsieht, gewahrt sie Eugen, der inzwischen aufgestanden und an den Tisch getreten ist, auf dem der Pistolenkasten steht. Er ist beschäftigt, den Letzteren zu öffnen.) Was thun Sie da?

Eugen (der ein Pistol herausgenommen hat). Ich erwarte Ihren Richterspruch. Das Henkeramt besorge ich selber.

Helene (halblaut). Ich fühle mich einer Ohnmacht nahe.

Eugen (im Tone der Verzweiflung). Sie wollen also, daß ich sterbe?

Helene. Wahnsinniger!

Eugen. So habe denn das Schicksal seinen Lauf! Wehe Ihnen, wenn Sie wagen sollten, es aufzuhalten!

Helene. Eugen! Eugen!

Eugen. Sie ruft meinen Namen!

Helene (zu ihm schwankend). Nein, Nein! Niemals — nimmermehr darf das Aeußerste geschehen! Wohlan denn, sprechen Sie! Was wollen, was fordern Sie von mir?

Eugen (sich schnell nähernd). Was ich fordere? Geliebte Helene, nichts, gar nichts, als nur einmal mit Ihnen ungestört reden zu dürfen. Wollen Sie?

Helene. Mein Gatte muß jeden Augenblick zurückkehren.

Eugen. Gut. Also später — um vier Uhr, in diesem Zimmer. Ich werde Ihren Gatten zu entfernen wissen.

Helene. Und dann?

Eugen. Und dann — — ich verlange so wenig, fast nichts. Wahre Liebe ist so bescheiden, Sie wissen gar nicht, wie bescheiden!

Helene. Und um diesen Preis liefern Sie mir ihre Waffen aus?

Eugen. Sofort.

Helene. Schnell, geben Sie her! (Eugen will ihr den Kasten übergeben; sie weicht ängstlich zurück.)

Nein, ich mag diese Mordinstrumente nicht anrühren. Verschließen Sie den Kasten und stellen Sie ihn dort in jenen Schrank.

Eugen. Wie Sie befehlen. (Er stellt den Kasten in den im Hintergrunde befindlichen Schrank und tritt zurück. Helene eilt zu dem Schrank und verschließt denselben.) Was thun Sie?

Helene. Ich verschließe den Schrank und verwahre den Schlüssel. (Steckt den Schlüssel in ihren Gürtel.) So — nun bin ich ruhiger.

Eugen. Und Sie werden Ihr Versprechen halten?

Helene. Ich werde erfüllen, was ich versprochen habe. Aber jetzt verlassen Sie mich! Schnell! (Eilt ab in ihr Zimmer.)

Eugen (ihr nachsehend und nachwinkend). Um vier Uhr! (Die Thür schließt sich hinter ihr.) Da wären wir unserm Ziel um einen Riesenschritt näher gekommen. (Sein Haar ordnend, pathetisch citirend.) „Ich bin vom Stamme jener Asra", oder: „Deine Liebe oder der Tod!" — Freilich, besonders edel ist das Mittel nicht; indessen in der Liebe wie im Kriege gilt jede List, und ich liebe diese reizende Frau, wie ich noch Keine je geliebt — wenigstens so viel ich mich erinnere.

Achte Scene.

Eugen. Oswald.

Oswald (eintretend). Verwünschte Eisenbahn! daß sie gerade heut wieder den Anschluß verfehlen mußte! Dadurch habe ich einen halben Tag verloren.

Eugen (ihn erblickend). Wie? Sehe ich recht? Heinrich Oswald! Du selber, unser Hamburger Verliebter! Bestens willkommen, lieber Freund!

Oswald (ihn umarmend). Und Du, Eugen, bereits vor mir angelangt? Bist Du schon lange hier?

Eugen. Seit wenigen Stunden. Auch meine Schwester ist erst vor Kurzem angekommen.

Oswald. Und ich Unglücksvogel war nicht da, um sie zu empfangen! Es ist zum Verzweifeln!

Eugen. Warum denn?

Oswald. Zum Verzweifeln, sag' ich Dir! Ich habe die günstigste Gelegenheit versäumt, ihr meine grenzenlose Ergebenheit zu beweisen.

Eugen. Unsinn! Sie weiß, daß Du sie anbetest.

Oswald. Was hilft mir das, wenn sie meine Anbetung nicht erwidert?

Eugen. Du verlangst aber auch gar zu viel. Sie fürchtet Deine Veränderlichkeit.

Oswald. Ich, und veränderlich? Wie wenig kennt sie mich! Ich versichere Dir, Freund, wenn ich einmal eine Frau liebe, so liebe ich sie für's Leben. Deine Schwester ist das einzige Weib, das ich jemals wahrhaft geliebt habe.

Eugen (kalt). Was geht das mich an? — Uebrigens, so weit ich mich auf die Weiber verstehe, mein Wort darauf: Camilla wird Deine Frau.

Oswald. Dürfte ich Dir glauben!

Eugen. Du darfst es. Sollte sie übrigens mit ihrer Einwilligung allzu lange zögern, so will ich Dir ein Mittel sagen — — —

Oswald. Welches? Sprich!

Eugen. Ein Mittel, das so eben erst frisch von mir entdeckt worden ist.

Oswald. Geschwind, her damit!

Eugen. Du erfährst es aber nur unter einer Bedingung.

Oswald. Ich acceptire jede.

Eugen. Du mußt mir einen Gegendienst leisten.

Oswald. Brauchst Du Geld?

Eugen. Nein.

Oswald. Sonst zwischen Schwägern — — genire Dich nicht.

Eugen. Jetzt nicht; vielleicht später einmal. Im Augenblick ist es nicht eine leere Börse, sondern ein überflüssiger Ehemann, der mich genirt.

Oswald. Ein Ehemann?

Eugen. Ja wohl. Derselbe muß fortgeschafft werden — d. h. nur auf ganz kurze Zeit; und dabei rechne ich auf Dich.

Oswald. Auf mich? Und jetzt? Freund, ich muß Dir sagen, ich halte auf Moral. Und außerdem, ich habe ja Deine Schwester noch nicht einmal gesehen.

Eugen. Die ist bei der Toilette und könnte Dich jetzt doch nicht empfangen. Auch beanspruche ich Deine Dienste nicht im Augenblick, sondern erst um vier Uhr.

Oswald. Und wohin soll ich den Unglücklichen führen?

Eugen. Wohin Du willst: auf die Promenade, ins Bad, in den Spielsaal.

Oswald. Aber, Mensch, dieser Ehemann, den ich nicht einmal kenne — — —

Eugen. Was thut das? Alle Ehemänner gleichen sich. Da kommt er übrigens schon selber.

Neunte Scene.

Vorige. Werner.

Werner (mit verschiedenen Packeten). Helene wird sich hoffentlich freuen über die reizenden

Sächelchen, die ich für sie eingekauft habe. (Er grüßt Eugen; darauf nähert er sich Oswald und prallt zurück.) Alle guten Geister loben Gott den Herrn! Spukt es hier am hellen Tage? (Schnell auf ihn zueilend.) Mein Herr, haben Sie vielleicht einen Bruder, der Ihnen zum Verwechseln ähnlich sieht und auf den Namen Fritz hört?

Oswald (ihm herzlich entgegentretend). Dieser Fritz bin ich selbst, mein liebster bester Herr Werner.

Eugen (zu Oswald, halblaut). Kennst Du ihn?

Oswald (ebenso). Versteht sich.

Werner. Sie sind es wirklich, der Todte, der Begrabene?

Oswald. Der Wiederauferstandene.

Eugen. Was soll das heißen?

Werner (zu Oswald). Der Brief, den Sie zurückließen — Ihr spurloses Verschwinden — — —

Oswald. Schweigen wir davon, Herr Werner! Erinnern Sie mich nicht mehr an jene romantische Thorheit.

Werner. Also ist es wirklich wahr? Sie leben, Sie athmen, Sie sind sogar dicker geworden. Ich finde nicht Worte, um meine Freude auszudrücken. Lassen Sie sich umarmen, mein lieber, theurer junger Freund. Alle Teufel! Ein Todter, der lebendig ist!

Oswald. Erlauben Sie, Herr Werner, daß ich Ihnen meinen besten Freund vorstelle — — —

Werner. Ach, der junge Herr, der uns auf der Reise einige Ritterdienste erwiesen hat. Sehr erfreut. Die Freunde unserer Freunde sind auch die unsrigen.

Eugen. Das ist ja reizend, daß die Herren alte Bekannte sind. (Leise zu Oswald.) Vergiß nicht, ihn zu rechter Zeit bei Seite zu bringen! (Laut.) Adieu, Heinrich. Ich werde Dein Interesse wahrnehmen, vergiß Du das meinige nicht. Ihr Diener, Herr Werner. (Ab.)

Zehnte Scene.

Oswald. Werner.

Werner. Ich kann mich von meinem Erstaunen noch gar nicht erholen. Wissen Sie auch, daß Ihr Diener damals vierzehn Tage lang einen Trauerflor um den Hut getragen hat? Es ist ein wahres Wunder; ich möchte es in alle Welt hinausposaunen.

Oswald (lebhaft). Um Gotteswillen nicht! Ich bitte Sie im Gegentheil, Herr Werner, das tiefste Schweigen über meinen unterbrochenen Selbstmord zu beobachten; vor Allem hier in Baden-Baden.

Werner. Warum? ein Selbstmord aus Liebe — — —

Oswald. Sie würden mich unglücklich und eine Heirath, die mir am Herzen liegt, unmöglich machen.

Werner. Wieso?

Oswald. Darf ich auf Ihre Discretion rechnen?

Werner. Felsenfest.

Oswald. Erfahren Sie denn, daß ich, als wir in Interlaken mit einander verkehrten, von einer so außerordentlichen Sensibilität heimgesucht wurde, daß ich kaum eine Frau sehen konnte, ohne mich in sie zu verlieben; besonders aber hatte Eine es mir angethan — — —

Werner. Ja, ja, ich erinnere mich, die schöne blonde Engländerin.

Oswald. Bewahre!

Werner. Doch nicht die hübsche Frau des Badearztes?

Oswald. Auch diese nicht.

Werner. Nun, welche war es denn?

Oswald. Der Name thut nichts zur Sache.

Werner. Halt, jetzt geht mir ein Licht auf. Richtig! Die kleine brunette polnische Gräfin — o, sie war reizend.

Oswald. Rathen Sie nicht weiter! Genug, meine Göttin behandelte mich mit unbeugsamer Grausamkeit, und in einem Paroxysmus von Leidenschaft faßte ich den verzweifelten Entschluß, mit einem Schlage meiner Qual ein Ende zu machen und mich in einen jener Abgründe zu stürzen, an denen die Schweiz nur allzu reich ist. In dieser Vorstellung lag für mich eine wilde Poesie, eine schauerliche Erhabenheit — — —

Werner. Totale Gehirnfinsterniß!

Oswald. Mag sein. — Ich schrieb an meinen Diener den bewußten Brief, in welchem ich den ausdrücklichen Wunsch aussprach, daß man der Ursache meines Todes nicht nachforschen möge. Darauf machte ich mich auf den Weg zu dem von mir erwählten Abgrund. Ich gestehe, daß mein heißes Blut bereits unterwegs sich einigermaßen abzukühlen begann.

Werner. Aha! Der Anfang der Krisis!

Oswald. Denken Sie sich einen Menschen, der stundenlang bis zum Knie durch Eis und Schnee watet, um den der Wind in allen Tonarten heult und pfeift. Mich fror fürchterlich. Dennoch schleppte ich mich weiter bis zum Rande des Abgrundes. Ich blickte hinab, ich maß mit den Augen die grauenvolle Tiefe. Ein unnennbarer Jammer erfaßte mich. Indessen ich

überwand die Anwandlung von Schwäche, nahm einen energischen Anlauf, schloß die Augen und — — —

Werner (gespannt). Sie sprangen?

Oswald. Nein. Ich horchte auf; denn über die Berge drang ein wüster Lärm an mein Ohr.

Werner. Es war eine Lawine?

Oswald. Gott bewahre! Carl Lindstädt war es, einer meiner besten Freunde, auch ein Gast von Interlaken, der mit einer großen Gesellschaft auf der Gemsenjagd begriffen war. Sie hätten die lustigen rothen Gesichter der frischen Burschen sehen, ihr helles Lachen und Jodeln hören sollen — es war eine Unmöglichkeit, dabei irgend einen Seufzer, geschweige den letzten, auszuhauchen. „Komm mit! Komm mit! Schließ Dich an!" erscholl es von allen Seiten. „So werde ich des Mittags sterben, statt des Morgens" — sagte ich zu mir selbst, und fort ging's in wilder Jagd über Felsen und Glätscher, ich, der wildesten Einer, immer voran. An einem Abgrund verlor ich meinen Hut, an einem andern mein Tuch — was weiß ich? Mit einem Wort, als wir uns nach erlegter Gemse wieder zusammenfanden, war ich halb todt — vor Müdigkeit und Hunger.

Werner. Nicht vor Verzweiflung?

Oswald. Nein. Der Hunger hatte sie getödtet. Das Schwierigste für mich war nun, nicht zum Leben, sondern nach Interlaken zurückzukehren. Der ganze internationale Witz des Ortes wäre auf mich losgelassen worden, und jeder Dummkopf hätte sich bemüht, auf meine Kosten geistreich zu sein. Sagen Sie selbst, wie hätte ich mich der Frau, für die ich gestorben war, lebendig präsentiren können?

Werner (lachend). Ein unvergleichlicher Effect! Ich sehe die Scene lebhaft vor mir!

Oswald. Endlich faßte ich einen Entschluß: ich nahm ein Eisenbahnbillet nach Hamburg, und zur Sühne meiner Sünden begrub ich mich dort — in dem Geschäfte meines Vaters, der mich zu seinem Compagnon machte. Vom Morgen bis zum Abend in angestrengtester Arbeit — — —

Werner. Konnten Sie nunmehr keinen Augenblick Zeit gewinnen, an Selbstmord zu denken.

Oswald. So ist es. Ich habe mein Vermögen verdoppelt — das ist immerhin eine kleine Zerstreuung, die auf praktische Gedanken bringt — — —

Werner. Z. B. auf Heirathsgedanken — ich verstehe! und jetzt beabsichtigen Sie, Ihr verdoppeltes Vermögen der Dame, die Sie damals so leidenschaftlich geliebt, zu Füßen zu legen?

Oswald. Durchaus nicht. Zu den Füßen einer anderen Dame will ich es legen.

Werner (lächelnd). Wie? und die Liebe, die Sie für unauslöschlich hielten?

Oswald. So ist es auch. Diese Liebe besteht fort und fort, glühender und leidenschaftlicher denn je; sie hat nur den Gegenstand gewechselt.

Werner. Allen Respect vor Ihrer Liebe! Das ist ja der reine Phönix, der immer von Neuem aus seiner eigenen Asche geboren wird.

Oswald. Sie haben recht. Diesmal ist es eine reizende bezaubernde Wittwe, die mein Herz erobert hat. Leider kann sie sich immer noch nicht zu mir entschließen. Sie zweifelt an meiner Beständigkeit — was sagen Sie dazu?

Werner. Ja, die Frauen haben oft sonderbare Capricen.

Oswald. Sie wohnt hier, in demselben Gasthof, in welchem Sie logiren. Denken Sie, wenn sie von jenem unglücklichen Abenteuer in Interlaken sprechen hörte!

Werner. Seien Sie unbesorgt; ich werde Sie gewiß nicht verrathen. Im Gegentheil, wenn meine Vermittelung Ihnen vielleicht nützlich sein kann — — —

Oswald. Sie sind die Güte und Großmuth selber. Seien Sie überzeugt, Herr Werner, daß ich mein unsinniges Benehmen von damals aufrichtig bereue. Ach, wenn Sie wüßten — — —

Werner. Was soll ich wissen?

Oswald. Nichts! (Die Thür zur Linken öffnet sich.) Dort naht die Angebetete meines Herzens; ihr Bruder ist bei ihr.

Werner. Camilla?

Oswald. Sie kennen sie?

Werner. Wie sollte ich nicht? Sie ist die intimste Freundin meiner Frau.

Oswald (entsetzt, leise). Seiner Frau? Ich bin verloren!

Elfte Scene.

Vorige. Camilla. Eugen.

Camilla. Was sehe ich? Herr Oswald, Sie hier? Und gegen mein Verbot?

Oswald. Verzeihung, gnädige Frau, daß ich Ihr grausames Verbot übertrat; allein ich konnte nicht anders, meine Sehnsucht, meine Liebe — — —

Camilla. Sie lieben mich also noch immer, und ebenso leidenschaftlich wie früher?

Oswald. Noch mehr, mit jedem Tage mehr, und als Ihr Verlobter —

Camilla. Was Sie sagen! Mein Verlobter! Wer hat uns denn verlobt?

Oswald. Mein Glück und Ihre Schönheit.

Camilla. Das sind unzuverlässige Bürgen. Ehe ich nicht von Ihrer Beständigkeit überzeugt bin, kann ich mich zu nichts entschließen.

Oswald (freudig). Ich glaube Ihnen nicht, Camilla. Sie tragen ein blaues Kleid, und Sie wissen, Blau ist meine Lieblingsfarbe.

Camilla. Blau? Ja, wahrhaftig, das Kleid ist blau; das bemerke ich erst jetzt. Es ist ein altes Kleid; ich wollte es auf der Reise auftragen, weil ich Blau nicht ausstehen kann.

Oswald. Camilla, ich habe hier einen Freund gefunden, einen wahrhaften Freund, der mich genau kennt; er kann Ihnen sagen, ob ich beständig bin.

Camilla. Sie scheinen viel Freunde zu haben; mein Bruder hier hat Sie mir schon seit einer halben Stunde in Einem fort gelobt, daß es nicht mehr auszuhalten war.

Eugen (leise zu Oswald). Ich habe mein Versprechen gehalten; vergiß Du das Deine nicht.

Camilla. Was sagt Eugen da?

Oswald. Nichts. Er hat Ihnen nicht halb gesagt, Camilla, was meine ganze Seele durchbebt. Ich befinde mich in einer Lage —

Werner (hervortretend). Die nicht schwieriger gedacht werden kann.

Camilla (ihn jetzt erst erblickend). Ach, Herr Werner! — Wo ist Ihre Frau?

Werner. So viel ich weiß, auf ihrem Zimmer.

Camilla. Nun, Herr Oswald, da man Sie doch nicht wieder los zu werden scheint, so möchte ich Sie meiner besten Freundin vorstellen.

Oswald (für sich). Gott steh' mir bei! (Zu Werner, leise.) Es ist um mich geschehen! Ihr Erstaunen, ihr Entsetzen — — —

Werner (ebenso). Sie haben Recht.

Camilla (zwischen Beide tretend). Nun, so kommen Sie doch; wir wollen Helene in ihrem Zimmer aufsuchen.

Oswald. Verzeihen Sie mir, theuerste Camilla; aber eine wichtige Geschäftsangelegenheit, von der ich soeben mit Herrn Werner gesprochen, und die er die Güte haben will, mit mir zu ordnen —

Eugen (leise zu Oswald). Bravo!

Oswald (fortfahrend). Es ist durchaus nöthig, daß wir uns sofort zu einem Advocaten begeben — — —

Eugen (wie oben). Gut! Sehr gut!

Oswald (fortfahrend). Der schon früh auszugehen pflegt.

Eugen (leise). Eben schlägt es Vier. Du bist ein vortrefflicher Freund, ein capitaler Kerl!

Werner (seinen Hut nehmend). Ich stehe ganz zu Ihren Diensten.

Eugen (für sich). Wirklich, ein ganz ausgezeichneter Mensch!

Camilla. Bei der Gelegenheit könnte auch ich mir noch einige Einkäufe besorgen. Bis zum nächsten Laden nehme ich die Begleitung der Herren an. Herr Werner, Ihren Arm. (Gehen ab.)

Oswald (Werner theilnehmend nachblickend, für sich). Und dieser brave gute Werner! Nein, ich werde einen Vorwand finden, ihn bald zurückzuführen. (Laut, Eugen die Hand reichend.) Adieu, Eugen. (Den Anderen folgend, ab.)

Eugen. Adieu, Heinrich.

Zwölfte Scene.

Eugen (allein). Endlich sind sie fort, und ich behaupte das Feld. Jetzt muß sie mich anhören und mir antworten, und zwar ganz ausführlich. Nur vorsichtig! Schneiden wir dem Feinde den Rückzug ab! Nur durch diese Thür könnte ein Störenfried kommen; verriegeln wir sie! (Er thut es, und gewahrt Helene, die von rechts eingetreten ist.) Da ist sie!

Dreizehnte Scene.

Helene. Eugen.

Helene (ohne den im Hintergrunde befindlichen Eugen zu sehen, für sich). Eben hat es Vier geschlagen; glücklicher Weise ist Georg noch nicht zurück. Wie bang ist mir! Mein Herz klopft! (Geht nach links; wie sie sich umwendet, gewahrt sie Eugen.) Herr von Mansfeld!

Eugen. Sie haben die Güte eines Engels. Wissen Sie, daß Sie mir das Leben gerettet haben?

Helene. Sie sagen es; und glauben Sie mir, Herr von Mansfeld, nur deshalb — — —

Eugen. Nur deshalb? Helene! Und Du liebst mich nicht? Deine zitternde Stimme, die Thräne in Deinem Auge, sind sie nicht untrügliche Zeichen — — —

Helene. Nein, Herr von Mansfeld. Aber selbst wenn ich Sie liebte — niemals würde

ich meine Lippen durch ein solches Geständniß entweihen. Aber Sie, Sie sagen, daß Sie mich lieben — — —

Eugen. Ueber alle Maßen!

Helene. Und über alle Maßen bedrohen Sie mein Glück, meine Existenz, meine Ehre. Herr von Mansfeld, wenn Sie mich nur ein Wenig lieben — — —

Eugen (leidenschaftlich, ihre Hand ergreifend). Ja, ich liebe Dich, und nur der Tod kann uns trennen!

Helene. Lassen Sie meine Hand los.

Eugen (ihr zu Füßen stürzend). Nein, nie! Denn mir gehörst Du jetzt für Zeit und Ewigkeit. Du wirst, Du mußt mich lieben!

Helene. Ist das die Zurückhaltung, Herr von Mansfeld, die Sie mir versprochen haben?

Eugen. Zurückhaltung? Wer spricht von Zurückhaltung, wenn ich nur eine Wahl habe: Deine Liebe oder den Tod!

Helene. Herr von Mansfeld, zum letzten Mal — — (Es wird an die Thür geklopft.) Still!

Werner (von außen). Mach' auf, Helenchen, ich bin's!

Helene. Es ist mein Mann.

Eugen (sich erhebend, für sich). Alle Teufel! Wie konnte Heinrich ihn so schnell entschlüpfen lassen!

Helene (leise). Gehen Sie! Um Gottes willen, gehen Sie!

Eugen (leise, während von Neuem geklopft wird). Unter der Bedingung, daß ich wiederkommen darf, wenn Ihr Gatte fort ist. Versprechen Sie mir das?

Helene (außer sich vor Angst). Ja, ja! Gehen Sie nur, so schnell Sie können!

Eugen (während es wiederholt klopft). Aber wohin? Ich glaube, das Zimmer meiner Schwester ist am geeignetsten. (Ab, in Camilla's Zimmer, wo er sich einschließt.)

Helene (an der Thür, ihm leise nachrufend). Mag hier geschehen, was da wolle, kommen Sie unter keiner Bedingung heraus. — Mein Gott, gibt es eine qualvollere Lage als die meine? (Oeffnet die Thür im Hintergrunde.)

Vierzehnte Scene.

Werner. Helene.

Werner. Störe ich Dich, mein Kind? Du warst wohl in Deinem Zimmer und hast deshalb mein Klopfen nicht sogleich gehört?

Helene. Ja wohl. Habe ich Dich lange warten lassen?

Werner. O das thut ja nichts. — Uebrigens, liebes Helenchen, komme ich nicht allein; ich bringe Jemanden mit. (Für sich.) Ich muß sehr vorsichtig sein.

Helene. Wo ist er denn? Warum läßt Du ihn nicht eintreten?

Werner. O, es hat gar keine Eile. (Pause.) Helene, es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde — — —

Helene. Von denen Du Dir nichts träumen läßt, guter Georg! Ich weiß es.

Werner (für sich). Nein, auf diese Weise geht es nicht. (Laut.) Helene, kürzlich las ich eine Novelle von Karl Heigel, die fängt mit den Worten an: „Und er stieg aus seinem Grabe." Siehst Du, mein Gast —

Helene. Aber, Georg, Du thust ja, als müßtest Du mich auf ein Gespenst vorbereiten.

Werner. Nun, ganz so schlimm ist es nicht. Indessen wappne Dich mit Muth; das Individuum, welches nach Dir verlangt — — —

Helene. Mein Gott, wer ist es denn? So sprich doch nur!

Werner. Es kommt, Dir eine Bitte ans Herz zu legen, die Du ihm nicht abschlagen darfst.

Helene. Du spannst mich auf die Folter! (Leise.) Ist denn heut alle Welt gegen mich verschworen?

Werner. Wenn Du mir versprechen willst, nicht zu erschrecken — — —

Helene. Mich erschreckt nichts mehr.

Werner. Und nicht aufzuschreien — — —

Helene. Mein Gott, wer ist es denn? (Sie erblickt Oswald, der so eben leise eingetreten und ihr ziemlich nahe gekommen ist, und stößt einen lauten Schrei des Schreckens aus.) Ah!

Werner (sie haltend). Habe ich es nicht gesagt?

Fünfzehnte Scene.

Vorige. Oswald.

Helene (zu sich kommend). Ist es ein Traum?

Oswald. Gnädige Frau!

Helene. Noch traue ich meinen Augen nicht.

Werner. Ja, er ist es wirklich, unser „Fritz", allerdings eigentlich Herr Fritz Heinrich Oswald benamset. Er ist es, wie er leibt und lebt, von Fleisch und Bein, keine Spur von einem Geist.

Oswald (für sich). Ein Glück, daß Camilla nicht zugegen ist! (Laut.) Verzeihung, gnädige Frau!

Helene (immer mehr von ihrer Ueberraschung sich erholend). Und Sie leben?

Oswald (beschämt). Vergebens würde ich es zu leugnen wagen.

Helene. Sie haben sich nicht getödtet?

Oswald. Noch nicht. Aber wenn Sie befehlen — — —

Helene. Unglaublich! Und jener Brief, der von einem Abgrund sprach?

Oswald. Wandeln wir nicht unser ganzes Leben hindurch einem Abgrunde zu? Und glauben Sie mir, gnädige Frau, es giebt im Menschenleben Augenblicke, wo man dem Wahnsinn näher ist als sonst, und nicht nach einem unterlassenen Selbstmord beurtheilt werden darf.

Werner. Freue Dich doch, liebes Weibchen, daß er noch lebt! Und er lebt nicht nur, sondern, wie Du siehst, ist er auch dicker und blühender geworden.

Oswald. Ich versichere Ihnen, daß ich mich meines Lebens und meiner Gesundheit von Herzen schäme; aber meine Schuld ist gesühnt, reichlich gesühnt. Habe ich mich auch nicht in jenen Abgrund gestürzt — Tod und Abgrund war mir überall, wo ich Sie nicht sah.

Werner (überrascht). Wen?

Oswald (sich verbessernd). Die Dame, die ich liebte.

Werner. Ach so! (Zu Helene.) Ich werde Dir später die ganze Geschichte ausführlich erzählen. Ich sage Dir, sie wird Dich sehr amüsiren; ich wenigstens habe gelacht, daß ich nicht mehr konnte.

Oswald (bittend). Herr Werner!

Werner. Sie haben Recht. Wir dürfen den Zweck Ihres Besuches nicht vergessen. (Zu Helene.) Es handelt sich um nichts weniger, als um sein Leben.

Helene. Zum wievielten Mal!

Werner. Wenigstens um das Glück seines Lebens. Hier in Baden-Baden befindet sich gegenwärtig eine Person, die er schwärmerisch liebt — — —

Helene (entrüstet). Gerechter Gott! Sie wagen, mein Herr, noch immer an jene Frau zu denken?

Werner. Beruhige Dich, mein Kind. Es ist Deine Freundin Camilla, die er liebt und durchaus heirathen will.

Helene (bestürzt). Wie? Sie wären der junge Hamburger, von dem sie mir diesen Morgen erzählt hat?

Werner. Er ist es.

Helene. Der Liebende, an welchem sie nur einen Fehler fand: ein Uebermaß von Leidenschaft?

Werner. Er ist es, der daran leidet.

Helene. Das Herz, das niemals eine Andere geliebt hat?

Werner. Es schlägt in seiner Brust.

Helene. Abscheulich! O, sie soll Alles erfahren, die ganze volle Wahrheit!

Werner. Das ist es ja gerade, liebes Helenchen, was vermieden werden soll.

Oswald. Lassen Sie sich durch meine Bitten, durch mein dringendstes Flehen erweichen, gnädige Frau! Zerstören Sie nicht ein Glück, das — — —

Werner. So thu' ihm doch den Gefallen, Lenchen! Er ist mein Freund.

Helene. Ich sollte ruhig mit ansehen, wie meine liebste, meine beste Freundin betrogen wird?

Werner. Aber er betrügt sie ja nicht; er liebt sie ja wirklich, und wird darüber noch den Verstand verlieren.

Helene (bitter). Wie damals das Leben! (Zögernd.) Und die Andere, die Dame aus Interlaken?

Werner. Liebt er längst nicht mehr. Unter uns gesagt, er hat sie überhaupt nie so recht eigentlich geliebt.

Oswald (lebhaft). Das ist nicht wahr, Herr Werner! Im Gegentheil, ich habe Ihnen bekannt, daß mein ganzes Herz ihr gehörte. Ich hatte nur einen schwachen Augenblick, in welchem mein Verstand mein Herz besiegte — allerdings gegen alles poetische Herkommen.

Helene (spöttisch). Freilich, es gehört nicht Jeder zum „Stamme jener Asra, welche sterben, wenn sie lieben!"

Werner. Aber Kind, verliere doch nicht so viele Worte über einen romantischen Unsinn. Herr Oswald hat vollkommen Recht gehabt, lebendig zu bleiben.

Helene. Aber unwürdig, nein nichtswürdig bleibt es doch immer, mit einem Selbstmord zu drohen; das wirst Du doch nicht leugnen wollen, Georg! Denk' an den Kummer, an die Angst, die wir ausgestanden haben!

Werner. Wir waren die Thoren, an den Unsinn zu glauben. Wenn so ein müßiggängerischer junger Herr mit Selbstmord droht, so ist das oft nur ein Theatercoup, um irgend ein argloses Närrchen ins Garn zu locken.

Helene. Ah, argloses — Närrchen!

Werner. Oder Närrin; denn eine närrische Rolle spielt die Frau gewiß, die sich durch eine geschickt in Scene gesetzte Leidenschaft imponiren oder dupiren läßt. Diese Gluthmenschen, die in wilder Beredsamkeit alle Schranken des Ge-

setzes und der Sitte niederzureißen trachten — in nüchternem Zustande sind sie meist herzlose oder übersättigte und abgespannte Bonvivants.

Helene (mit Bitterkeit). Ich verstehe. Ihr Herz ist der einzige Abgrund, in welchen Sie sich stürzen!

Werner. Sieh Dich doch einmal in der Welt um, mein Kind; Du wirst bemerken, daß es fast immer verheirathete Frauen sind, denen sie ihr Leben und ihre Liebe zu Füßen legen. Sie wählen vorzugsweise gern überspannte jüngere Gattinnen reiferer Männer, — Frauen, die sich für unbegriffene Seelen halten und sich unglücklich fühlen, wenn der Herr Gemahl nicht Zeitlebens den Courmacher spielen will.

Helene (das Gesicht in den Händen verbergend). (Für sich.) O mein Gott! — (Laut.) Was Du sagst, klingt schrecklich. Aber die Auferstehung des Herrn Oswald von den Todten leistet mir einen großen Dienst, einen außerordentlichen Dienst; und zum Dank werde ich das Schweigen, das er von mir fordert, gewissenhaft beobachten.

Oswald. Ich kann Ihnen nicht genug danken, meine verehrte gnädige Frau!

Werner. Ich sagte Ihnen ja, sie ist die Güte selber.

Helene. Aber wo ist Camilla?

Werner. Fortgegangen, um Einkäufe zu machen.

Helene (die sich gesetzt hat, um zu schreiben). So! Es ist durchaus nothwendig, daß dieses Billet sofort in ihre Hände gelange. (Zu Oswald.) Fürchten Sie nichts: eines Verrathes werden Sie mich hoffentlich nicht für fähig halten. (Zu Werner.) Lieber Georg, der Brief hat große Eile; sie muß ihn unbedingt noch vor Tisch erhalten. Du thätest mir einen großen Gefallen, wenn Du Camilla aufsuchtest und ihr den Brief selbst übergäbest.

Werner. Sehr gern, liebes Kind; ich habe im Augenblick nichts weiter zu thun.

Oswald (für sich). Was ist das? Will sie ihn von hier entfernen? Sollte es Eugens wegen sein?

Werner. Kommen Sie mit mir, lieber Oswald?

Oswald. Leider kann ich nicht; ich habe nothwendig vor Tisch noch einige Briefe zu schreiben. (Für sich.) Ich werde über ihr Benehmen wachen und Beide von hier aus beobachten. (Er grüßt und geht durch die zweite Thür rechts, die er halb geöffnet läßt, und wo er während der folgenden Scene bleibt.)

Werner. Auf baldiges Wiedersehen.

Helene (ihm herzlich die Hand drückend). Adieu, lieber Georg. (Werner durch die erste Thür rechts, ab. Helene wendet sich, nachdem sie diese Thür verschlossen, nach links, zu der Thür, durch welche Eugen abgegangen. Sie klopft an.)

Sechzehnte Scene.

Helene. Eugen.

Eugen (noch von außen, auf Helenens Klopfen). Herein!

Helene. Sie können herauskommen, Herr von Mansfeld. Mein Gatte ist fort; wir sind allein. (Sie setzt sich und nimmt eine Stickerei zur Hand.)

Eugen (tritt hastig ein). Die Augenblicke sind mir zu Ewigkeiten geworden. Kaum kann ich mich aufrecht erhalten!

Helene. Bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen?

Eugen (feurig). Ich, mich setzen? Nein, zu Deinen Füßen, Helene, ist mein Platz!

Helene. Es scheint, daß Sie wieder zu Kräften kommen.

Eugen. Nur um von Neuem zu leiden, mehr zu leiden als je!

Helene. Das wäre mir herzlich leid; denn wenn sich trotz aller meiner Bemühungen noch immer keine Spuren von Besserung bei Ihnen zeigen sollten, so müßte ich auf alle ferneren Heilungsversuche verzichten. Sie sollten es einmal mit einer Kaltwassercur probiren. Starke Douchen sollen gegen Congestionen nach dem Herzen — — —

Eugen. Was muß ich hören? So spricht Helene, meine Helene! Können Sie so eiskalt sein, während der Unglücklichste der Menschen zu Ihren Füßen in Verzweiflung vergehen möchte?

Helene. Mit Befriedigung constatire ich das erste Zeichen Ihrer Besserung: Sie bequemen sich, Gott sei Dank, wieder zu dem, unter oberflächlich Bekannten allgemein üblichen „Sie“.

Eugen (bei Seite). Ich muß noch einmal von vorn anfangen. Fatale Unterbrechung im kritischen Augenblick! (Laut.) Ja, meine Gnädigste, Sie werden sich entschließen müssen, mich noch einmal anzuhören. Diese Worte werden die letzten sein, welche über meine Lippen kommen! (Nähert sich ihr.) Empfangen Sie diesen Kuß des Todes —

Helene (zurückweichend). Ich danke! Später vielleicht.

Eugen. Ha, dieser Balcon! (Thut einige Schritte nach dem Balcon zu.)

Helene. Eine herrliche Aussicht! Der schöne Blick über den See — nicht wahr?

Eugen. Freundlicher See! In deine Tiefe zu tauchen, hinab ins Meer der Ewigkeit — — dieser Balcon, von dem ich mich stürzen möchte — — — (Für sich.) Sie hält mich nicht zurück? (Laut.) Ich verbiete Ihnen mich zurückzuhalten!

Helene. Ich denke nicht daran; indessen kann ich Ihnen nicht rathen, an dieser Stelle zu springen. Der See ist gerade vor dem Balcon ungemein flach; Sie riskiren einen Beinbruch.

Eugen. Es gibt andre Wege, die zur Ewigkeit führen! (Will durch die Thür ab.)

Helene (ihn zurückrufend). Herr von Mansfeld!

Eugen (freudig). Helene, Sie rufen mich zurück?

Helene. Ich wollte Ihnen nur einen Regenschirm anbieten; es fällt etwas naß.

Eugen. Wie? Zur Lieblosigkeit noch den Spott? Die Strafe soll Ihnen nicht erspart bleiben! Nein, nicht draußen im Freien, hier, vor Ihren Augen, will ich mir das Hirn zerschmettern!

Helene. Wenn das Ihr aufrichtiger Wunsch ist. — (Den Schlüssel aus ihrem Gurt nehmend, mit Kälte.) Hier, nehmen Sie.

Eugen. Was ist das?

Helene (aufstehend). Der Schlüssel zu diesem Schrank. (Er schwankt.) Oeffnen Sie den Schrank; Sie werden einen Kasten darin finden — — —

Eugen (bei Seite). Höre ich recht? (Laut.) Wo?

Helene. Er steht dicht vor Ihnen; Sie sehen ihn schon.

Eugen (den Kasten nehmend). Ah, diese Pistolen!

Helene. Es sind die Ihrigen.

Eugen (den Kasten öffnend, mit der Miene eines Verzweifelten). Sie wollen also, Helene, Sie befehlen, daß ich aus diesem Leben scheiden soll? Ich soll fort und Sie, die Sie so reizend vor mir stehen, nie mehr sehen? — O Helene!

Helene. Ich habe eingesehen, daß Niemand gegen sein Schicksal kämpfen kann.

Eugen. Meine Pistolen sind nicht geladen; Sie haben es gewußt, Helene!

Helene. Ich kann vielleicht aushelfen. Mein Mann besitzt mehrere Revolver, vier- und sechsläufige.

Eugen. Ich bitte um den sechsläufigen. (Helene will fort; er hält sie zurück.) Halt, einen Augenblick!

Helene. Was wollen Sie?

Eugen (in grenzenloser Verwirrung). Ich — ich bitte — um ein Glas Wasser.

Helene. Sogleich. Wenn Sie sonst noch etwas wünschen — einem Sterbenden darf man keinen Wunsch versagen.

Eugen. Helene, ich will nicht scheiden, ohne an Ihr Gewissen appellirt zu haben. Bedenken Sie, es wird eine Stunde kommen, wo eine zärtliche Schwester Ihnen in die Ohren schreien wird: Wo ist mein Bruder?

Helene. Ich werde ihr antworten: In Paris, oder in Rom, je nachdem.

Eugen. Fürchten Sie nicht die rächenden Geister der Gemordeten? In einsamer Stunde der Nacht wird eine Gestalt vor Ihnen auftauchen, mit klaffender Wunde in der Brust, die Entsetzen durch Ihr Gehirn jagen, die eine Hölle in Ihrem Herzen entzünden müßte!

Helene. Werden Sie bengalisch oder elektrisch beleuchtet erscheinen?

Eugen. Das ist zu viel, zu viel! (In höchster Erregung.) Nein, meine Gnädigste, um Ihretwillen werde ich mich nicht tödten! Niemals! Sie verdienen es nicht. Sie sind ein Gletscher, an dem selbst die heißeste Liebe erkaltet. Ich werde leben, ja, leben und Ihnen zum Trotz alt werden, steinalt!

Helene (laut lachend). Das wünsche ich Ihnen von ganzem Herzen.

Siebzehnte Scene.

Vorige. Werner.

Camilla (tritt schnell ein, sieht Eugen mit dem Pistol in der Hand, stößt einen Schrei aus und wirft sich in seine Arme). Mein Bruder! Muß ich Dich so wiedersehen? Herzensbruder, lebst Du noch?

Eugen (sich losmachend). Was hast Du denn? Um Gottes Willen, laß mich?

Camilla. Du bist nicht verwundet?

Helene. Heil und gesund vom Kopf bis zum Fuß — ich stehe dafür.

Camilla. Mein Gott, Helene, wie tödtlich Du mich erschreckt hast! Hier, Eugen, lies dieses Billet, welches Herr Werner vor wenigen Minuten mir eingehändigt hat.

Eugen (lesend). „Liebste Camilla, komm eiligst zurück. Das Leben Deines Bruders schwebt in diesem Augenblick in der größten Gefahr.“ — (Zu Helene.) So bitter, gnädige Frau, haben Sie mich verspottet?

Helene (lachend). Das nicht. Ich fürchtete nur, Sie könnten in vollem Ernst „zum Stamm der Asra“ gehören, „welche sterben, wenn sie lieben.“ (Leise zu Camilla.) Es ist eine kleine Lection, die ich ihm gegeben habe; er wollte sich durchaus um meinetwillen umbringen.

Camilla (mit einem halb spöttischen, halb beschämten Blick auf Eugen). Der? (Zu Eugen.) Du Taugenichts, hast Du solche Leichtfertigkeit von Deiner Schwester gelernt?

Achtzehnte Scene.

Vorige. Oswald.

Oswald (im Eintreten). Ein eindringlicher Scherz! das muß ich sagen!

Eugen. Wie? Auch Du warst mit im Complott? Das ist eine tödtliche Beleidigung!

Oswald. Im Complott? Durchaus nicht; ich war nur ein harmloser Zeuge. (Leise zu Eugen.) Sei vernünftig und mache gute Miene zum bösen Spiel.

Eugen (abwechselnd die Drei, welche über ihn lachen, anblickend). Das ist unleidlich! Den Fluch der Lächerlichkeit ertrage ich nicht; ihr zwingt mich, mir schließlich in allem Ernst eine Kugel durch den Kopf zu jagen!

Camilla. Eugen, lieber Eugen!

Helene (treuherzig). Herr von Mansfeld, eine Frau hat Ihnen eine, vielleicht etwas harte, aber wohlverdiente Lection gegeben. Davon stirbt man nicht; im Gegentheil, man bessert sich, und wenn man nicht ein ganz rachsüchtiges Gemüth ist, so erwirbt man sich nebenbei vielleicht eine gute Freundin. (Ihm die Hand reichend.) Wollen Sie, lieber Eugen?

Eugen (ihr die Hand küssend). Liebe, verehrte Frau, wer kann Ihnen widerstehen? — Aber Heinrich, der Zeuge war — — —

Helene. O, für dessen Discretion bürge ich.

Oswald. Bürgen Sie nicht, gnädige Frau! Ich verpflichte mich durchaus nicht zum Schweigen — es sei denn, man nehme mich als Glied der Familie an.

Eugen (bittend). Camilla!

Camilla. Was thut man nicht für so ein mauvais sujet von Bruder!

Oswald (entzückt, ihr die Hand küssend).

Camilla. Ich werde mich in der Ehe rächen für den Zwang, den man mir jetzt anthut.

Neunzehnte Scene.

Vorige. Werner.

Werner (erscheint in der Thür). Nun, meine Herrschaften, zu Tisch! zu Tisch!

Helene (zärtlich auf ihn zueilend und ihn umarmend). Mein lieber, lieber Georg! Wie lange bist Du ausgeblieben!

(Der Vorhang fällt.)

Nornagest.

Von Moriz Carrière.

(1868.)

Umwallt von weißen Locken, auf dem Haupt den Kranz
Mit Schwert und Harfe ruhig stand am Felsenbord
Der Meeresklippe Nornagest, und sah hinaus,
Wo fern sich Well' und Himmel eint' und glühend roth
Die Sonne nun sich niederneigte. „Sei gegrüßt
Noch einmal mir, du Strahlende! dann nimm mich mit
Und leuchte mir hinüber in ein bessres Land."

Die Harfe nahm er von der Schulter, öffnete
Den Boden, eine Kerze fand er, zündete
Sie an und blickte friedlich froh in ihren Schein.
Die Nornen kamen, als er neugeboren war:
Und heilverheißend gabenspendend priesen zwei
Die Mutter selig und den Knaben, der ein Held
Und Sänger, reich an Freundschaft, Lieb' und Ruhmesglanz
Vorstrahlen werde vor dem Volk. „Doch nur so lang
Soll er auf Erden leben rief die Dritte schnell,
Bis abgebrannt die Kerze, diese leuchtende!"
Sie ließ die Kerze brennend im Gemach, und war
Mit ihren Schwestern wie zerronnen in die Luft.
Die Mutter aber nahm die Kerze, löschte sie,
Und barg sie still in einer Harfe. Freudig wuchs
Der Knabe, bald mit Schwert und Lied gewann den Preis
Der Jüngling, und stets kehrt' er glücklich wieder heim
Aus Sturm und Schlacht am Mutterbusen auszuruh'n.
Dann reichte sterbend eines Tags die Mutter ihm
Die Harfe mit der Kerze.

Nun sah Nornagest
Die Kerze brennen, und er sah ihr Flammenspiel
Umschwebt von Heldenschatten, — all die herrlichen
Die er im Leben liebgewonnen, jugendschön
Siegfried, und männlich ernst Dietrich von Bern, der Schmied
Wieland, der kühne Beowulf, und Hildebrand,
Der grimme Hagen an des lichten Volkers Arm,
Gudrun, die edle Dulderin, und nun versöhnt
Der blonden Chriemhild Milde mit Brunhildens Kraft.
Und mit dem Gatten Sigrun, den sehnsüchtig einst
Ihr Lieben aus dem Grab' zog, dem sie folgt' ins Grab!

Wie freudig in die Saiten rauschte Nornagest,
Wenn grüßend ihm ein neuer Schatten zugewinkt.
Und doch in Trauertöne löste stets sein Spiel
Wehmüthig sich verhallend auf. Denn allen stand

Er lebend nach, und alle mußt' er scheiden sehn,
Und blieb mit seinem Schmerz allein. — „Wer lange lebt,
Sprach Nornagest, „muß viel beweinen. Nur wer rasch
Von hinnen fährt, wann aufwärts noch die Lebensbahn
Dem leichten Jugendmuth sich hebt, und Hoffnung ihm
Die Segel schwellt, hat glücklich hier gelebt, und geht
Der Becher um beim Minnetrunk, so steigt sein Bild
In Jugendschönheit der Erinn'rung lächelnd auf.
Doch wenn das Alter annaht, stückweis löst es ihm
Die Bande die ihn an die Erde fesselten,
Und stückweis bricht das Menschenherz. — Der arme Mensch!
Die Rose spendet stillbeglückt den Opferduft
Der Sonne, selig singt im Hain die Nachtigall,
Sturmfreudig um die Alpenfirne schwebt der Aar,
Denn allen bietet ihres Lebens Vollgenuß
Und keiner unerfüllten Sehnsucht Schmerz die Welt.
Wir aber sehn das Stückwerk, sehn den Tod; uns weht
Sein Hauch so eisig durch das All; wir spüren ihn!
Es sättigt was die Erde beut: das Endliche,
Die Seele nie, und will sie das Unendliche
Erfassen, schwebt es unerreichbar über ihr,
Und lockt sie nach; die Ruhe bleibt ihr unvergönnt;
Der Schöpfung Krone wird für sie zum Dornenkranz.
Uns wacht ein muth'ger, unbezwinglich hoher Drang
Nach Licht und Freiheit ewig jung im Herzen auf,
Doch Nacht umfängt uns; rüttelnd an dem Eisenstab
Des öden Kerkers bluten wir, verbluten wir.
Die Kraft des Geistes baut sich eine schöne Welt
Des Rechts, der Wahrheit morgenröthlich, träumt und harrt
Auf Siegesthat, auf Volkesglück — und einsam bleibt
Der Seher, unverstanden; wahnbefangen dreht
Im alten Kreise sich die Menge fort und höhnt
Das Wort, das ihren dumpfen Bann zu lösen scholl."

„Wie grüßt' ich hoffend, Helden euch und Heldenfrau'n,
Daß ihr ein neues Leben brächtet! Doch ihr gingt
Dahin, und öder, wirrer liegt die Welt um mich. —
So liege sie! — Und dennoch dank ich ihr! Ich ward
Im Kampf mit ihr mein selbst bewußt, im Kampf mit ihr
Fühlt' ich sich stählen meine Kraft, und über sie
Hinaus und aufwärts hob zum klaren Aether ich
Den Flug, dem nicht am Erdenstaub genügt. So lebt
Ihr Eichen wohl, ihr grünen, brausend rauschenden,
Leb' wohl du wogenschlagend Meer, du Sternenglanz!
Wir haben wie Geschwister traulich uns geliebt,
Doch nun zu höhern Sphären rufet mich ein Gott.
Vollenden muß sich was der Geist ergriffen hat,
In Lieb' und Wahrheit doch des Geistes ew'ges Reich!"

Die Kerze war erloschen, und der Mond ging auf.
Wie ruhig lag in seinem Scheine Nornagest,
Verklärt das Antlitz: scheidend warf die Seele noch
Den Abglanz reiner Herrlichkeit darüber hin,
In deren Wonne selig nun sie selber lebt.

Gedichte griechischer Lyriker.

Verdeutscht von Emanuel Geibel.

(Proben aus einer größeren Sammlung.)

Aus den Elegien des Theognis.

An Phöbos.

Phöbos, Sprosse des Zeus, Sohn Letos, nimmer im Anfang
  Laß mich, und nimmer am Schluß Deiner vergessen im Lied,
Sondern zuerst und zuletzt und inmitten will ich Dich preisen,
  Doch Du neige das Ohr, Herr, und gewähre mir Heil.

Die Geburt des Apollo.

Als Dich, Herrscher Apoll, dort unter dem wipfelnden Palmbaum,
  Den sie mit Armen umschlang, Leto, die Hehre, gebar,
Dort am Auge des Sees, Dich aller Unsterblichen Schönsten,
  Ward von ambrosischem Duft Delos geheiligtes Rund
Bis an die Ufer erfüllt und es lachten umher die Gefilde
  Und es erglänzte vor Lust blauer die Tiefe des Meers.

Das Lied der Musen.

Musen und Grazien ihr, Zeus Töchter, als ihr zu Kadmos
  Hochzeitsfeier erschient, sangt ihr ein herrliches Lied:
„Was da schön ist, ist lieb, was nicht schön aber, ist unlieb."
  Also scholl der Gesang euch vom unsterblichen Mund.

Begegnung am Brunnen.

Nicht mehr schmeckt mir der Wein, seitdem sie das zierliche Mädchen
  Mir an den anderen Mann, an den geringern, vermählt;
Kann sie die Eltern doch nur mit Wasser bewirthen und oftmals,
  Wenn sie vom Brunnen es holt, meiner gedenkt sie und weint.
Siehe, da legt' ich den Arm um das Kind und küßt' ihr den Nacken,
  Und ein verstohlenes Wort flüsterte zärtlich ihr Mund:
„O wie haff' ich den Argen um dich! Denn immer noch heimlich
  Fliegt mein thörichtes Herz dir wie ein Vögelchen zu."

Gesellschaftsregel.

Nöthige nie beim Feste den Gast ungern zu verweilen,
  Noch auch mahn' ihn zu gehn, eh' es ihm selber gefällt.
Auch wenn Einer der Zecher vielleicht, vom Weine gepanzert
  Sanft in Schlummer verfiel, wecke den Schläfer nicht auf;

Noch verweise, bevor er es wünscht, aufs Lager den Muntern,
Denn im tiefsten Gemüth ärgert uns jeglicher Zwang.
Aber dem Durstigen sei stets nah mit dem Kruge der Mundschenk;
Nicht allnächtlich wie heut ist ihm zu schwärmen vergönnt.

In der Verbannung.

Hör' ich den schrillenden Ruf des fernherziehenden Kranichs,
Welcher, ein Bote der Saat, jährlich im Herbst uns erscheint,
Trifft es mich jetzt, wie ein Schlag, und im düsteren Herzen gedenk' ich,
Wie mir der Fremde daheim waltet im reichen Gefild,
Ach, und die Mäuler für mich nicht mehr hinziehen die Pflugschar,
Seit mich das Unglücksschiff in die Verbannung entführt.

Hoffnung.

Einzig die Hoffnung blieb von den Himmlischen unter den Menschen,
Zu den olympischen Höhn kehrten die übrigen heim.
Treue, die mächtige Göttin entwich, es entwich uns die ernste
Zucht und die Grazien, Freund, suchst du auf Erden umsonst.
Nicht mehr gelten im Volk als heilig die theuersten Eide
Und der Unsterblichen denkt Keiner und ehrt sie mit Scheu,
Sondern der Frommen Geschlecht starb aus und weder des Rechtes
Satzungen achten sie mehr noch den geheiligten Brauch.
Aber so lange du lebst und das Licht noch schauest der Sonne,
Klamm're mit treuem Gemüth fest an die Hoffnung dich an
Und wann unter Gebet süßduftendes Opfer du zündest,
Sei es zuerst und zuletzt immer der Hoffnung geweiht.

Heimweh.

Wohl begrüßt' ich dereinst Siciliens prangende Fluren
Und des Euböergestads üppiges Traubengefild,
Sparta sah ich, die glänzende Stadt am beschilften Eurotas,
Und wohin ich auch kam, ehrten sie freundlich den Gast,
Aber die Sehnsucht nicht in der Brust mir konnt' es beschwichten, —
So vor jeglichem Land war mir das heimische süß.

Rachegelübde.

Höre mich Zeus im Olymp, ich erflehe ja nur was gerecht ist
Endlich für so viel Leid gieb zum Ersatz mir ein Glück!
Laß mich sterben, dafern von den drückenden Sorgen ich nimmer
Ausruhn soll und Verlust ewig sich reiht an Verlust.
Doch so scheint es bestimmt, nie soll ich die Frevler bestraft sehn,
Die mit schnöder Gewalt, was ich besaß, mir geraubt
Und nun schwelgen, indessen ich selbst aus dem Strom des Verderbens
Elend und nackt wie ein Hund nur mit dem Leben entrann.
Dürft' ich ihr Herzblut schlürfen! Und führt' ein vergeltender Dämon,
Wie mein Sinn es begehrt, endlich herauf das Gericht!

Nach der Rückkehr.

Mahne mich nicht an den Graus! Ich erfuhr das Geschick des Odysseus,
Welcher in Aïdes Reich wandert' und, wiedergekehrt,
Dann die Freier erwürgt' in unbarmherzigem Zorne,
Seiner Penelope Leid strafend, des keuschen Gemahls,
Die ja seiner so lang' in Treuen geharrt mit dem Sohne,
Bis er dem heimischen Herd endlich ein Rächer erschien.

Beim Herannahen der Perser.

Herrscher Apoll, du thürmtest ja selbst der megarischen Veste
Zinnen dem Pelopssohn einst, dem Alkathoos auf.
Wehre denn selbst nun auch von der Stadt die Geschwader der wilden
Meder zurück, auf daß froh, wie es Brauch ist, das Volk
Dir im erwachenden Lenz darbringe die Festhekatomben
Und sich des Cithergetöns freu' und des wonnigen Mahls
Und beim Reigengesang aufjauchz' um deinen Altar her;
Denn es befällt mich ein Grau'n, seh ich in tödtlichem Haß
Also blind die Hellenen entzweit. Drum halte Du selber
Gnädig die schirmende Hand, Phöbus, ob unserer Stadt!

Sprüche.

Kein kostbarerer Schatz, als Vater und Mutter zu haben,
Welche dem heiligen Recht immer die Treue bewahrt.

Hüte dich wohl vor vermessenem Wort! Von den Sterblichen Keiner
Weiß, was heute die Nacht, morgen der Tag ihm beschert.

Viele gesellen sich dir beim Becher als traute Genossen,
Doch zu entschlossener That bleiben dir Wenige treu.

Selbst nicht der Leu schwelgt immer in Fleischkost, sondern die strenge
Noth, die Bezwingerin, macht auch den Gewaltigen zahm.

Neben den Weinenden laß uns nie hinsitzen und lachen,
Nur von des eigenen Glücks leichten Gedanken erfüllt.

Nimmer vermag ich, o Herz, dir Alles nach Wunsch zu gewähren;
Dulde dich! Dir nicht allein ward nach dem Schönen der Durst.

Gnome des Solon.

Oft zwar ist die Gemeinheit reich und es darben die Edlen,
Doch wir gäben im Tausch nimmer für ihren Besitz
Unsre Gesinnung dahin, denn ewiglich bleibt sie ein Schatz uns;
Aber das irdische Gut wechselt beständig den Herrn.

Aus Archilochos.

Kriegsmann und Dichter.

Dienstbar bin ich dem Herrscher, dem Enyalischen Kriegsgott,
Aber des Musengeschenks walt' ich, des holden, zugleich.

Fassung.

Herz, o Herz, von ungefügen Kümmernissen schwer gebeugt,
Auf! und jenen, die dich hassen, wirf entgegen kühn die Brust
Und auf deiner Feinde Lanzen schreite selbstvertrauend zu!
Aber wenn du Sieg errungen, jauchze laut nicht vor der Welt,
Noch zu Hause schmerzgebrochen jammre, wenn du unterlagst.
Sondern, ob ein Glück dich froh macht, ob ein Mißgeschick dich kränkte,
Halte Maß und sei des Wandels, der die Welt beherrscht, gedenk.

Ein Bild der Geliebten.

Mit frohem Lächeln stand sie, sich ein Myrtenreis
Und frische Rosen pflückend, und beschattend fiel
Um Brust und Nacken wallend ihr das Haar herab.

Ode der Sappho.

An Aphrodite.

Die Du thronst auf Blumen, o schaumgebor'ne
Tochter Zeus, listsinnende, hör' mich rufen;
Nicht in Schmach und bitterer Qual, o Göttin,
Laß mich erliegen!

Sondern huldvoll neige Dich mir, wenn jemals
Du mein Fleh'n willfährigen Ohr's vernommen,
Wenn Du je, zur Hülfe bereit, des Vaters
Halle verlassen.

Raschen Flugs auf goldenem Wagen zog Dich
Durch die Luft Dein Taubengespann und abwärts
Floß von ihm der Fittiche Schatten dunkelnd
Ueber den Erdgrund.

So, dem Blitz gleich, stiegst du herab und fragtest,
Sel'ge, mit unsterblichem Antlitz lächelnd:
„Welch ein Gram verzehrt dir das Herz? Warum doch
Riefst du mich, Sappho?

Was beklemmt mit sehnlicher Pein so stürmisch
Dir die Brust? Wen soll ich in's Netz dir schmeicheln?
Welchem Liebling schmelzen den Sinn? Wer wagt es,
Deiner zu spotten?

Flieht er: wohl, so soll er dich bald verfolgen;
Wehrt er stolz der Gabe, so soll er geben;
Liebt er nicht, bald soll er für dich entbrennen,
Selbst ein Verschmähter."

Komm denn, komm auch heute, den Gram zu lösen!
Was so heiß mein Busen ersehnt, o laß es
Mich empfahn, Holdselige, sei Du selbst mir
Bundesgenossin!

Frühlingsgesang des Ibykos.

Frühling ward es und wieder blüht
Vom sanft strömenden Bach getränkt
Der Kydonische Apfelbaum,
Wo jungfräulicher Nymphen Schaar
Tief im Dunkel des Haines spielt
Und die Blüthe der Rebe schwillt
Unter schattendem Weinlaub.

Doch nicht achtet der lieblichen
Jahrszeit Eros und läßt mich ruhn;
Nein, wie thrakischer Wintersturm
Widerleuchtend von Blitzesschein
Fällt er, Kyprias wilder Sohn,
Mit blindsengender Wuth mich an
Und erschüttert gewaltsam mir
Die Grundvesten des Herzens.

Späte Liebe, von Ibykos.

Wieder unter schwarzen Wimpern
Mit bethörenden Augen schaut mich
Eros an und treibt mit tausend
Süßen Lockungen mich in Kypris
Unentrinnbar festes Netz.

Ach, vor seinem Nahn erbeb' ich,
Wie am Wagen das Roß, das einstmals
Kranz und Siegespreis davontrug;
Ungern wagt sich's, nun gealtert,
Mit den geflügelten Renngespannen
In den Kampf der Bahn hinaus.

Skolion des Anakreon.

Den nicht mag ich beim vollen Pokal, der über dem Trunk mir
Von trübseligem Krieg schwatzt und gehässigem Streit:
Aber es sei mir geehrt, wer köstliche Gaben der Muse
Und Aphroditens flicht in die gesellige Lust.

Lieder des Anakreon.

Mir zuwerfend den Purpurball
Fordert Eros im Goldgelock
Mich zum Spiel mit dem reizenden
Buntsandaligen Kind auf.

Doch sie stammt von der prächtigen
Lesbosinsel und rügt mein Haar.
Grau ja sei's, und in Sehnsucht, ach,
An ein blondes gedenkt sie.

Mit schwerwuchtendem Hammerschlag,
Wie die glühende Stang' ein Schmied
Trifft mich Eros und taucht mich dann
In eiskaltes Gewässer.

Knabe du mit dem Mädchenblick,
Dein verlang' ich, doch hörst du nicht;
Merkst nicht, wie du die Seele mir
Sanft am Zügel dahinlenkst.

Anakreons Grab.

Von Simonides.

Reb', Alltrösterin du, mostnährende Mutter der Traube,
Die du zu krausem Gewind üppig die Ranken verschlingst,
Hochauf blühe mir hier an Anakreons Säule, des Tejers,
Und umspinne des Grabs locker geschütteten Staub,
Daß dem Freunde des Weins und des becherbeseligten Reigens,
Der von Lieb' und Gesang trunken die Nächte verschwärmt,
Auch in der Gruft noch über dem Haupt vollsaftig die Traube
Niederhange, vom Grün schwellender Blätter umhüllt,
Mit süßperlendem Thau ihn ewig zu tränken, den Alten,
Der viel Süßeres noch weich von den Lippen gehaucht.

Trinklied des Bakchylides.

Ein seliger Zauber entsteigt dem vollen Pokal, er entflammt
Zu süßem Verlangen das Herz und wiegt das entzückte Gemüth
Mit Hoffnung und scheucht in die Ferne
Die Sorgen dem Menschengeschlecht.

Ja, wen Dionysos ergriff, der rühmt sich, ein einzelner Mann
Herab von den Städten den Kranz der Zinnen zu reißen und träumt
Als König die Welt zu beherrschen,
Hochprangend im Purpurgewand.

Da schimmert von Gold das Gemach und köstlich Getäfel erglänzt
Und Schiffe, beladen mit Korn, heimtragen vom Strande des Nils
Unendliche Fülle des Reichthums —
So schwärmt beim Gelage das Herz.

Grabschriften aus der Anthologie.

Dies ist der Hügel Achills, des zermalmenden, von den Achäern
Künftigem Troergeschlecht noch zum Entsetzen gethürmt
Dicht am Ufer; dem Sohne der Meerflutherrscherin Thetis
Ziemt es zu ruhn, von des Meers ewiger Klage gewiegt.

Taon, des Dikon Sohn, der Akanthier, schlummert den heil'gen
Schlaf hier; nenn' es nicht Tod, ging der Gerechte zur Ruh.

Demärete, die wider den Feind acht Söhne gesendet,
Legte sie all' in's Grab unter dem selbigen Stein;
Aber sie brach nicht aus in unendliche Klage! sie sprach nur:
Heil Dir Sparta! Für Dich trug ich die Kinder im Schooß.

Thermometer-Studien.

Novelle von Heinrich Bertau.

Motto: „Ich bin nicht, was ich bin". (Othello.)

Vorbemerkung des Herausgebers.

Erst jetzt bin ich in der Lage, die nachstehenden Briefe zu veröffentlichen. Sie sind so sehr der Ausdruck durchempfundener Stimmungen und unmittelbaren Lebens, daß ich nur durch Bezeichnung des Herzensthermometer-Grades und durch Citate aus Dichtern über jedem Brief das Ganze einigermaßen dem Bereich der Erfindungen nahe bringen konnte.

Ernst an Victor. (15 Grad unter Null.)

Motto: „Es möchte kein Hund so länger leben!" (Faust.)

Du behauptest von jeher, ich sei leberkrank — und Du hast recht! Denn woher sonst diese Laune? Nein! Keine Laune. Der finstere Geist Sauls lastet auf mir — und spränge vor mir so ein kleiner harfenspielender Judenjunge herum (wie weiland Monsieur David), ich würfe ihm wahrhaftig auch etwas an den Kopf! Ein böser Zustand! Sogar die Sonne ist mir zuwider, und jedes Lächeln unerträglich. Warum kommen aber auch just alle mit Flitterwochen Behafteten hieher? Gestern ereignete sich eine kleine, fade Blondine mit ihrem Gatten und Secondelieutenant. Sie hatte sich ihn eben erst angeschafft. Wie sich das den ganzen Tag liebend ansieht! Und wie sie die Lippen auseinanderschnalzen! Ich glaube, schon wegen dieser Zwei werde ich mich aufhängen müssen! O glaube, ich möchte viel lieber die Tinte saufen, als sie auf dieses unschuldig daliegende Papier verklecksen! Das heißt — selbst dieses junge Papier ist aus alten Lumpen gemacht! . . . .

Daß sogar das Meer mich nicht mehr beruhigt — das ist mir das fatalste Zeichen. Ja, wenn ich sehnend meine Hände danach strecke, da zieht es sich ruhig, aber energisch zurück, und auf der Stelle der weißen Wellenköpfe bleiben die unausstehlichen Krabben, die mir ironisch um die Füße wimmeln! Die Menschen wollen mir die Antipathie, die das Meer gegen mich gefaßt hat, mit der „Ebbe" erklären. Gott, wenn die Menschen nur nicht Alles so natürlich auffassen wollten! Ach, daß ich noch wenigstens drei Wochen hier aushalten muß, — wegen der verdammten 2000 Francs, die ich bei mir habe . . . . Gestern legte ich mich auf den nassen Sand — auch das hat meine Stimmung nicht gebessert!

Wenn ich Dich übrigens auch nicht sehe, weiß ich doch, daß Du unausstehlich bist, und mit dem Ausdruck vorzüglichster Verachtung bleibe ich

Dein Ernst.



Ernst an Victor. (15 Grad unter Null.)

Motto: „Ich habe großes Recht, über die Natur ungehalten zu sein!" (Schiller.)

Es bellt unten ein Hund. Giebt es etwas Schöneres als ein Hund zu sein? Himmlischer Gedanke, Jedem in die Beine rennen zu können! Jedem kläffenden Köter weicht man aus — wir Menschen aber rennen aneinander wie die Billardkugeln! . . . Du siehst, meine Stimmung ist chronisch und damit ein Zustand geworden — dennoch habe ich meine Selbstmordgedanken aufgegeben, da ich in einer Woche dreimal umzog und damit 3 Hausherrn, sieben Töchter und 12 Dienstboten ärgerte! O wie wohl thut meiner bleichen Wuth so ein dickes rothes zornmüthiges Gesicht! Dennoch schmeichelst Du mir in Deinem Briefe, wenn Du mich einen „schlechten Kerl" nennst. Ich, bin nicht schlecht — nur dumm! Und worin besteht meine Beschränktheit? Daß ich mich der Beschränkung nicht füge! Warum kann ich mich nicht an die Dummheit der Menschen gewöhnen und muß sie hassen und verfolgen — als ob sie ausrottbar wäre? . . . . Haß? — Nein! Neid verzehrt mich! Ja, ich beneide das bornirte Lächeln, das auf dem dicken Lippenthron jenes Lieutenants sitzt, oder diese selbstzufriedenen Philister, die sich die Bäuche liebkosen, diese moralischen Holzlieferanten, die stets von Neuem die Welt mit Brettern verschlagen. . . .

Doch heute bemerkte ich zum ersten Male etwas Anderes als meinen Zorn. Ich sah die Sonne in's Meer versinken. Es kam eine leise Luftwelle und die ersten zitternden Sterne. O, warum bin ich ein Prometheus — an mich selbst geschmiedet? Und warum frißt mir der Geier Verstand das Herz?

Ich bitte Dich, gieb mir auf die Fragen keine Antwort — und mache mich nicht auch Dir zum Neider! O, wenn mir einmal Einer in's Ohr schriee: „Du bist jung und glücklich!" Und ich wäre dann auf ewig taub — taub für Alle und besonders für mich!

Meine Rechnungen brauchst Du nicht zu bezahlen.

Ernst.

Ernst an Victor. (15 Grad unter Null.)

Motto: „In der Beschränkung zeiget sich der Meister!" (Goethe.)

Du sagst, ich sei affectirt? Nun weiter fehlt mir nichts! Weil Du Dich des Lebens freust wie ein Kaninchen, dem man das Gehirn herausgenommen hat, meinst Du, jede andere Weltauffassung sei eine dem „Schopenhauerschwindel" gemachte Concession. So weißt Du Unglücklich-Glücklicher denn nicht, daß es ein Etwas giebt, das sich wie moralisches Spinngewebe auf Alles legt? Daß man sich mitunter à tout prix los sein möchte, und in diesem Falle selbst die allergeradesten Wege, die dazu führen, nicht scheut?! Ich bitte Dich, antworte mir nicht mehr — sondern lasse Dich anschreiben, wie ich Dich sonst angeschrieen, angeraucht, oder angepumpt habe. Du kannst es nun einmal nicht lassen, Fragen wie: „Gehst Du viel aus?" „Machst Du Bekanntschaften?" 2c. 2c. an mich zu richten. Lächerlich! — Nein, ich will correct sein. — Alles — nur gerade nicht lächerlich! Ja wenn ich darüber lachen könnte — aber diese seltsame Gesichtsverrenkung habe ich mir total abgewöhnt . . .

Die Hitze ist groß. Auch richtet mich eine schiefgewachsene Berlinerin auf einer falschgestimmten Zither zu Grunde. Ich aber muß zu Hause sitzen und den ganzen Tag mit den Fingern auf dem Tische trommeln, — und Du weißt, wie mich das nervös macht! Ich hätte Dich schon längst gebeten, meine Langeweile zu theilen — wenn diese nicht eine Hydra wäre, deren abgeschnittene Theile sich fabelhaft rasch ersetzten. Auch eine Fliege summt den ganzen Tag — eine Mollscala! Sie scheint erste Coloratursängerin am Fliegenhofe zu sein. O Atropos — altes Weib! Wo bist Du?! — Gestern als ich an dem zweifarbig angestrichenen Wasserpfahl lehnte (er roch stark nach Oelfarbe), hörte ich einen kleinen Dicken (der gewiß einst trockenen Fußes durch das rothe Meer gewandelt wäre) zu seiner Ehehälfte sagen: „Du, mir scheint der ist auch verkracht". Es war von mir die Rede. — Ich dankte ihm schweigend das Wort mit einem Fußtritte. Schade! daß man Fußtritte nicht als Visitenkarten abwerfen kann! Es wäre mir eine Wollust — doch halt!! Ich verfalle in russische „Zustände" — die einzigen, die von nervösen Frauen noch unbenützt gelassen wurden.

Wenn Du Dir eine neue Hose zerreißt — telegraphire es mir. Die Nachricht thäte mir gut — vielleicht besser als die Meerbäder! Lasse die Hose nicht flicken, Glücklicher! sondern gedenke des Polykrates!

Mit den besten Wünschen für Dein Fortkommen — doch nein, Du bist ja noch nicht hier! — bin ich — ach! und bleibe ich

Dein Ernst.

Ernst an Victor. (18 Grad unter Null.)

Motto: „Was soll dem Hoffnungslosen der Zauber im Gemüth?" (Lorm.)

Was ich eigentlich will? Nichts. — Und da liegt der Fehler! — Ich war einmal ein blühender Grund, worauf die Hoffnung ein Luftschloß baute. — Das Schicksal hat es rasiert. — Jetzt ist die Stelle kahl — aber sonderbar: wachsen will nichts mehr darauf. — Kein Sturm hat meinen Frühling verweht — o nein! Im parfümirten Salon war es, bei trautem Kerzenschein — und vor mir saß sie mit den Elfenbeinhänden. Und als der Diener das Zimmer verlassen hatte, da meinte sie mit ihrer ruhigen Stimme — „daß es ein Traum gewesen — daß ihr Gemahl komme — daß sie Pflichten habe — gesellschaftliche Pflichten" . . . . Die Lichter spielten dabei auf ihren Haaren wie die Schlangen auf dunklem Grunde; und da war mir's als hätt' ich einen Schlag auf's Herz bekommen, und ich ging aus dem Hause ich weiß nicht wie. —

So hab' ich sie verloren — aber das Aergste war, daß ich mich selbst dabei verloren hab', und eine Gedankenkette schmiedet uns auf ewig, wie die Galeerensträflinge, zusammen. . . . — Schade! Ich wäre ohne den leidigen Zwischenfall gewiß ein guter Mensch geworden. Das Schicksal hat mich so behaglich postirt. Aber ich griff in die Speichen des Schicksalrades und zerräderte mir das Herz. Sieh! die Geschichte ist schon so alt und ich kann die Erinnerung noch immer nicht begraben. Sie ist eine ausgesetzte Leiche und meine Gedanken hacken wie die Raben daran. Darum sprich mir von der Liebe nicht mehr. Was nützt mir die Liebe wenn ich kein Herz mehr habe? Und ohne die Welt könnte selbst unser Herrgott nichts anfangen!

Ich aber komme heim vom Meeresstrande. Im Westen brannten die Farben der untergehenden Sonne, und das erste Mondviertel — doch halt! Ich bin eben im Begriff eine mißlungene Landschaftsschilderung zu leisten — dies Verdienst theile ich aber mit zu vielen andern. Naturschilderung! Vergebliches Bemühn! Die Natur hat ein Täfelchen vor ihrem Heiligthume stehn, das Wenige bemerken: „Fremden ist der Eintritt verboten." — Und so schildern sie und bringen hundert Details und das Bild wird immer schattenhafter und lebloser! Ist's nicht wie mit den Denner-schen Bildern? Da ist jedes Härchen, jedes Fältchen gemalt, und doch! Ein roher halbfertiger Rubens'scher Entwurf wirkt zehnmal lebendiger.

Einige glücklich gefundene charakteristische Merkmale sind plastischer als jede Schilderung, und bringen wenigstens Selbstgesehenes wieder lebhaft vor Augen. Auch das nennt Freund „K." schon einen Treffer. Wehe dem gedruckten Sonnen-aufgang, wenn der Leser bis jetzt zu faul war, um vier Uhr aufzustehen, — bekommt er ihn auf dem Rigi de facto zu sehen, — wird er doppelt überrascht davon sein.

Ich will mich nicht für unfehlbar halten, und weißt Du, Freund Victor, eine gescheute Einwendung auf die dumme Bemerkung, so gieb sie kund. Bis dahin werde ich die größte Lust haben, ein Buch über: „Perspectivisch wirkende Details" zu schreiben, und darin die unverständlichsten Bemerkungen niederzulegen. — Die Carricaturen, die ich von Dir gemacht, sende ich morgen. — Verzeih' den langen Brief — doch er ist überstanden! Und — nicht wahr? Daß jedes Ding ein Ende hat, dies tröstet . . . am Ende über viele Dinge! — Noch Eins. Wie kommst Du auf den Gedanken, alte Gedichte von mir zu verlangen? Die sind verloren und ver-gessen — denn ich bin kein Poet, und war es nie —

War nur so ein leicht erregtes
Schwer beschwichtetes Gemüth,
Dem die Sprache gern gefällig —
So ward Stimmung leicht zum Lied!

Meine Muse war nicht classisch,
Nicht das Weib aus alter Zeit,
Sondern nur ein hübsches Mädchen
Voll graziöser Heiterkeit!

Und wie alle solche Kinder
War sie zaghaft, schämig, scheu —
Und verlangt, daß unser Treiben
Heiliges Geheimniß sei!

Wenn ich also still verborgen
Alle Lieder, die ich schuf —
War es nur um streng zu wahren
Meiner Muse — guten Ruf!

Ernst.

Ernst an Victor. (13 Grad unter Null.)

Motto: „Da sitzen zwei" (Faust.)

Denke — wie ich gestern Nacht nach Hause komme und wüthend in meinem Zimmer herumfahre, höre ich ein verhaltenes Lachen. Was zeigt der erste Licht-



strahl? — Zwei Jugendbekannte! Der eine war im Lehnstuhl eingenickt — das blasse Gesicht tief auf die Brust herabgesunken . . . unser Musikus Reinhart! Der Andere saß graziös balancirend auf der Bettkante und gähnte blasirt — Herr von Dock! Bald wußte ich, woher sie kamen. „Ich“, begann der Musikant, „komme von zu Hause. Ich war recht elend. Der Kopfschmerz — das viele Stundengeben — dies machte auch einen Gescheuteren auf die Dauer verrückt. Und doch hab' ich's von einer Woche auf die andere verschoben. Mich hielt mein Concert — und dann —“

„Und dann?“ wiederholte ich.

Er fuhr sich seufzend mit der Hand über das magere Gesicht und schwieg.

„Also noch immer nicht froh, Freund Reinhart?“

Da lachte er leise. „Sie kennen mich ja!“ sagte er. „Das Glück ist eine schöne Dame in reichen Kleidern — sie kommt nicht gerne in Dachstuben. Ich kenne die Holde nicht einmal von Ansehen.“

„Bei Gott“ — sagte Herr von Dock, die Manchette aus dem Aermel hervorzerrend, „da finde ich ja Etwas — was mir in Paris ganz abhanden gekommen ist! Deutsche Sentimentalität. Wie wird mir? Ich sehe Vergißmeinnicht — die blonde Hermine im Hintergrunde — der Traum meiner keuschen Nächte — ich sehe —“

„Ach was“, unterbrach ihn Reinhart kurz. „Nichts ist für mich ärgerlicher, als ein Deutscher, der sich in Paris ummodeln will. Gut — streift das bischen Schulbankpoesie ab. Wo aber bleibt diese reizende französische Frivolität, diese liebenswürdige Bonhommie, die —“

„Wie Teichrosen den Sumpf bedecken“, — ergänzte ironisch Herr von Dock.

„Ich kenne das besser, Herr!“ fuhr Reinhart fort. „Doch habe ich zu lange Frankreich genossen, um noch den deutschen Michel anzubeten. Auch — “

„Meine Herren!“ unterbrach ich die Streitenden. „Bedenken Sie! Sie kennen sich kaum fünf Minuten und sagen sich schon die blühendsten Grobheiten — wo bliebe da die gerechte Steigerung? Ich habe ohnedies den Spleen, und Eure Psychologie —“

„Aber“, begann Herr von Dock.

„Und doch — —“, fing Reinhart an.

„Ich muß sehr bitten — hier herrscht keine „Maulfreiheit“, wie die Schweizer sagen! Dieses mein Zimmer —“

„Auf morgen denn!“ sagte der angehende Diplomat kühl und sich erhebend. „Um 11 Uhr gebe ich im Lesezimmer ein Dejeuner — die Herren sind mir willkommen.“

Er reichte uns seine soignirten Fingerspitzen (aux ongles roses) und verschwand.

Mit Reinhart sprach ich die ganze Nacht. Wie der erste graue Schein und vereinzelte Vogellaute durch die Laden drangen — schliefen wir ein. In der Brust dieses armen Menschen lebt etwas — — um das ihn Könige beneiden könnten!!

Ernst.



Ernst an Victor. (11 Grad unter Null.)

Motto: „Es war 'mal ein Ritter trübselig und stumm!" (Heine.)

Du kennst den Reinhart nicht?

Dann will ich Dir Einiges sagen — viel weiß ich selber nicht. Erlebt hat er nichts — er ist ein armer Teufel — — und unsere heutige Jugend muß ihre Aventuren bezahlen.

Er hat ein blasses Gesicht und müde Augen. Bei Weibern hat er deshalb kein Glück — auf Männer übt er aber einen gewissen Zauber — wenn sie nicht so hirnverwüstet und ausgedorrt sind, wie der in bloßen Formen untergegangene Herr von Dock — in bloßen Formen . . Du verstehst! — Der Musikus hat eine eckige Liebenswürdigkeit — eine verschämte Schwärmerei für alles Schöne, und den wahrhaft heroischen Muth, sich selbst lächerlich zu machen. Seine Milde hat etwas Frauenartiges — seine Auffassung etwas rührend Einseitiges. Gestehe ich's? Er ist ein Mann, der mir weibliche Tugenden nahe bringt. Stäke er im Unterrock — wer weiß!

Das Dejeuner war, wie voraussichtlich, sehr elegant. Ein kleiner Attaché, der viel trinkt und wenig zahlt, war der Vierte. Er hatte lange mit Herrn von Dock in Paris verkehrt — und so war ihr drittes Wort eine Reminiscenz, eine Anspielung, die wir zwei Andern nicht verstanden.

Das paßte verflucht wenig zu den gesucht eleganten Manieren dieser Herren. Du weißt, ich nehm' es sonst nicht genau, und in ungebundener Gesellschaft schüttle ich mich selbst beim derbsten Wort nicht. Aber einheitlich muß die Geschichte sein. Und diese Beiden fielen wie alle Halbmenschen jeden Augenblick aus der Rolle.

Freund Reinhart schlürfte schweigend seinen Champagner und ein feines Lächeln umzog seinen Mund.

Da es zum Sport gehört, sprachen sie auch über die Liebe — heiliger La Rochefoucauld!

„Es giebt keine Liebe — nur Genuß!!" näselte der Kleine.

Herr von Dock glaubte hingegen (seine Nägel besehend), sich einer süßsauern Empfindung seiner Jugend erinnern zu können.

„Die Liebe ist bei Ihnen niemals groß geworden: Ihr Verstand ist ein Hercules — er hat die Schlange schon immer in der Wiege erdrückt", sagte ich, um Etwas zu sagen.

Auf Herrn von Dock's Gesicht legte sich ein Lächeln — der Vorhang, durch den die befriedigte Eitelkeit sah. Wer widerstände dem Zauber, Gesprächsstoff zu sein!

„Ich lasse die dicke Juliette leben!" rief der Kleine.

„Und ich die Diplomatie," sagte Herr von Dock etwas gravitätisch. —

Eine Wahrheit hatte schon lange, wie eine Fliege, in meinem Gehirn herumrumort. Ich öffnete den Mund — die Wahrheit flog heraus.

„Hören Sie, Herr von Dock!" sagte ich in meinem allercordialsten Ton, „ich muß gestehn — ich finde Sie verändert. Sie sind — (in vino veritas) geistig zurückgegangen. Ihr Gespräch, auch sonst kein sprudelnder Quell, war doch ein zugefrorner Bach, der noch ganz hübsche Bilder zeigt. Die Sonne scheint Sie geschmolzen zu haben — ich finde so viel wässerige Stellen. — Das Federschneiden auf der Ambassade thut Ihnen vielleicht nicht gut?"

Ein unterdrücktes Kichern Reinhart's lohnte meine Frechheit.

„Schließen Sie das aus der folgenden Antwort? Dann haben Sie recht," murmelte der Geschmolzene. „Denn der Lateiner sagt: Wozu den Witz einer Antwort auf dumme Anfrag' verschwenden?"

„Er scheint etwas aus dem geistigen Banquerott gerettet zu haben," kicherte Reinhart. — „War er vielleicht in Deutschland versichert?"

„Passons là dessus," meinte der Kleine ängstlich auf die noch vollen Flaschen schielend. —

Wenn ich aus schlechter Gesellschaft komme — sehe ich immer, daß es Unrecht war, sie mir zuzumuthen — denn sie ist mir beinahe ebenso zuwider, wie die sogenannt „gute Gesellschaft"!

Doch warum schreibe ich Dir all' das?!! Du wirst Dich gewiß über meine Briefe ärgern, doch wahrlich nicht mehr als ich es selber thue!

Ich bin mit mir entzweit, von mir losgelöst, aus mir selbst hinausgesperrt! Doch will ich Dich nicht verletzen. Es thut mir nichts so weh, als weh zu thun.

Du schreibst über meine geistige Wehleidigkeit —! Glaube mir, dies Gefühl entspringt bei mir nicht in der Schwäche, sondern in einem stark ausgeprägten Unabhängigkeitssinn. Ich will von Niemandem beherrscht sein — auch nicht vom Schmerze.

Ernst.

Ernst an Victor. (10 Grad unter Null.)

Motto: „Ja, wer sich ändern könnt". (Volkslied.)

Du meinst, ich sei ein Narr? Holde Sympathie unserer Seelen! — Mich ändern? Ja, hätte ich nicht gefunden, daß bei mir der Urgrund aller Fatalitäten — die Stimme, die mir alle Dummheiten zuflüstert — der Grund meines ewigen Jammerns — auch zugleich die Quelle meines bessern Ich's ist, — und darum ließ ich sie bis jetzt unverschüttet!

Und zum Erhängen, womit ich rascher als mit dem Andern fertig würde, fehlt mir das treibende Motiv — das genirt mich mir gegenüber. Denn es wäre mir fatal, wenn mir der Verstand noch fünf Minuten vor Thorschluß ironisch zuflüsterte: „Könnten Sie mir vielleicht sagen, warum Sie sich so plötzlich losgeworden sind?" — —

Nicht nur Janus, die Zeit trägt zwei Gesichter — jeder Tag hat seine wechselnden Physiognomien — jede Stunde schneidet andere Grimassen. Sie zu betrachten, darüber zu weinen oder zu lachen — das ist das Leben!

Die Erwartung der Jugend ist in mir gestorben, aber die Neugier des Alters — das da lebt um zu sehen, was noch kommt — — die athmet in mir fort . . .

Mein Kopf ist wüst von dem vielen Champagner und dem wässerigen Styl Herrn W— —'s, den ich eben gelesen habe. Herr W— — schreibt Romane, und was diesem würdigen Herrn an Erfindung gebricht, dies ersetzt er durch totalen Stylmangel — ja, dieser Mangel gränzt an Geiz! Besonders haßt und verfolgt er

die Participien —, und dadurch entstehen, wie Du errathen kannst, folgende kühn combinirte Sätze: „„Du bist ein schlechter Mensch," spuckte er zum Fenster hinaus" — oder: „„Wie lieb' ich Dich," sah er in den Topf" — und: „„Mir ist's gleich," schneuzte sie sich."

Wäre ich objectiv, nicht wahr, ich hätte gelacht? Da für mich aber keine „Erscheinung an sich" existirt, sondern Alles die traurige Quarantaine meines Innern durchmachen muß, finde ich es betrübsam, höchst betrübsam.

Heute Morgen als ich durch die schattenlosen Alleen zum Bade eilte, ging ein Mädchen vor mir. Ein Urtypus der Schönheit! Dieser weichgebogene Hals — das ruhige Auge, die goldenen Haare im Netze zappelnd — die erste Welle spülte mir das Bild von der Seele!!

„Ich habe keine Lust am Manne — und am Weibe auch nicht", sage ich mit dem dänischen Melancolicus. Ein altes Obstweib hat mir einen tiefern Eindruck hinterlassen, als die junge Schöne. —

Ich wollte mir die Tasche mit den behäbigen Aepfeln und frischen Nüssen füllen. Doch die Alte war eingenickt, ich weckte sie mit einer unvorsichtigen Bewegung; sie entschuldigte sich unter Lächeln und Gähnen, und mit einem Blick auf ihr ärmliches Jäckchen meinte sie: „Ja wenn man alt wird — da lebt man nicht mehr in's Glück 'nein, sondern daraus hinaus." Die Worte und die Früchte trug ich nach Hause. — Und als die Sonnenstrahlen lustig über die bunten Schalen tanzten und sich glutfarbig im Wasserglase brachen, holte ich, da mich mein Gewissen mahnte, „die Farbenlehre" vom Wolfgang. Und kurze Zeit darauf war ich eingenickt. —

Höre! Wenn Du mir eine Adresse schreibst, so vergiß nie, daß Geschriebenes da ist, um gelesen zu werden. — Dem Caro gieb nicht zu viel Fleisch — und verbiete ihm in meinem Namen jedes Liebesverhältniß.

Ernst.

Ernst an Victor. (Nullpunkt.)

Motto: „Wie kamst Du in dies dumpfe Elend?" (Poe.)

Ich war gestern Abend im Theater und heute Vormittag bei der Probe. Der kleine Attaché hat bereits mit der Soubrette angeknüpft. Ein dralles, geschminktes Frauenzimmer. Sie saß in einer Ecke und ließ sich von dem „Schäker" in die Wangen kneipen. Ein alter ausgesungener Tenor probirte seine Arie und schnupfte in den Pausen.

Der Capellmeister, welcher gleichzeitig Theaterdirector, Cassirer und Componist der Truppe ist, rief vergeblich: „Ein halber Ton zu tief!" Die Theaterdirectorin kämmte (es war Sonntag) einen blonden Rangen, der eine Katze beim Schweif hielt. Die tragische Liebhaberin besetzte einen schmutzigen Rock mit Tressen. Der Intriguant wärmte das Essen auf dem riechenden eisernen Ofen. „Wo ist die Broni?" schrie der Director. „Das Duett kommt!" — Die ist im Garten, hieß es. — „Ich will sie holen!" schrie die Soubrette und suchte nach einem neckischen Ton in ihrer Kehle. Sie zog den Attaché mit sich fort. — — Herr von Dock lehnte an der Coulisse. „Nun wird's?" schrie der Director der Eintretenden entgegen. Sie war noch ein Kind — — oder schon ein Mädchen?

Den Strauß legte sie behutsam aus der Hand und nahm eine arg zerrissene Notenrolle aus der Tasche. Das Duett sang sie mit kindischer Stimme und ganz ohne Ausdruck. — Die Augen waren zu Boden geschlagen, von langen gebogenen Wimpern beschattet. Der Director machte ihr Ausstellungen — vergeblich. „Du, ich sag' Dir!" schrie er erbost.

Da hob sie die Augen. —

Ich ging sofort aus der Probe. Aber Du weißt ja, daß ich keine dumpfe Luft vertrage.

Ja — was wollte ich Dich doch gleich fragen? Ach so — Nichts, was Du wüßtest!

Ernst.

Ernst an Victor. (3 Grad über Null.)

Motto: „Und mich quält es: Was bedeuten diese süßen blauen Räthsel?" (Heine.)

Wie ein Pferd zu seiner Krippe, komme ich täglich zu Dir.

Die tragische Liebhaberin wird jetzt von Herrn von Dock protegirt, seitdem sie eine Rolle im ausgeschnittenen Kleide spielte. Die kleine Veronica — die man „Vroni" ruft — spielt fast jeden Tag, und immer einmal schlechter, als das andere Mal. Der Ausdruck von traurigem Trotze weicht nicht von ihren Zügen. Arme Kleine!

Heute Vormittag bei der Probe legte der Attaché, der die Soubrette schon satt hat, plötzlich seinen Arm um ihre Taille. Sie wollte ihn von sich stoßen — da zischelte ihr die Frau Directorin etwas in's Ohr und das Kind hielt stille. Nur ihre Augen wandte sie mit klagender Hülflosigkeit auf mich. — Ich rief dem Gesellen ein Wort zu, das nicht zu stark ausfiel, denn reizt man diesen kühlen glatten Herrn — so wird er leicht zur Bestie.

Wie kommt die Kleine darauf, mich für besser als die Andern zu halten?

Reinhart ist fort — ich kann es ihm nicht verdenken. Er geht an den Rhein und bringt Dir meine Grüße. Du wirst ihn gewiß lieben lernen. Ich glaube, die beiden Attaché's haben ihn vertrieben — und auch auf mich üben sie langsam die Wirkung von moralischen Brechpulvern!

Ich wollt', ich wäre fort, — und doch ist es so schön hier! Der heutige Morgen! Das Meer war milde bewegt, die Segel schimmerten weiß in der Sonne — die Wellen ergossen sich auf dem Strande. Eine Möve flog hoch in der Luft. Sehnsucht erfaßte mein Herz, und zwar eh' noch mein Verstand Zeit fand, ihm das Unvernünftige dieser Handlungsweise vorzuhalten.

Und unbewußt kamen mir die Worte: „Nur wer die Sehnsucht kennt, weiß was ich leide." —

Mignon! Ja bei Gott, das war es! —

Victor, lebe wohl! Ich möchte — ich könnte — doch nein! nein!!

Dein Ernst.

Ernst an Victor. (5 Grad über Null.)

Motto: „Sie ist die Erste nicht!" (Mephisto.)

Heute Nacht — sie war schlaflos genug — las ich: „Eine liebliche History" — ein mittelalterlicher Versuch, Frauentreue zu beweisen. Die Geschichte hat wohl der Schalk Bocaccio aus der Taufe gehoben, der immer, mit lächelnder Kühnheit, die Dinge bei ihrem wahren Namen nennt. — Das liegt der ledernen Ueberzugsnatur der Deutschen so ferne! Der Anhang der „history" war eine Märchensammlung aus den verschiedensten Sprachen, doch des gleichesten Inhalts.

Der Sammler wollte beweisen, daß jedes Volk seinen Aberglauben hat. —

Treue? — Eine hübsche Erfindung! Sie macht dem Menschen alle Ehre — denn in diesem ewigen Schwanken und Schwinden um ihn her griff der Mensch in sein Herz, um dort „dem Bleiben" eine Stätte zu bauen. Die Stätte nannte er „Treue". Doch leider vergaß er, — daß jeder Herzschlag an dem Grunde schüttert. Wir bleiben uns selbst nicht treu — viel weniger einem Andern! Sind erst Jahre darüber hingegangen, verlachen wir unsere heiligsten Schmerzen — und die Erinnerung an einen tollen Streich stimmt uns zur Wehmuth. — Das wollen die Menschen nicht glauben und quälen sich und die Andern! Ebensowenig sind sie sich über diese Abart von Untreue — den Meinungswechsel klar! Daß zähes Festhalten oft Charakterlosigkeit, die — Doch wozu Dir das auseinandersetzen?! Wo Du mit so reizend hausmütterlichem Verstande begabt bist, der jedem neuen Gaste drei Schritte entgegenkommt.

Das Theater habe ich gemieden.

Könnte ich gewissen niederträchtigen Zuständen wieder auf die sittlichen Strümpfe helfen — ich thäte es gewiß! Doch was nützt der Wille? Ist er nicht ein Tantalusgeschenk, der uns die Möglichkeit, die doch von Unmöglichkeiten umlagert ist, vorspiegelt?

Die Kleine thut mir leid, doch kann ich ihr nicht helfen! Und wäre sie tausendmal zu etwas Besserem geboren — sie wird heute oder morgen der Laune eines Wüstlings zum Opfer fallen. Darin bin ich der fatalste Fatalist. Und hiemit seien die Acten über sie geschlossen.

Freund Reinhart schreibt über die Rheinfahrt mit keuscher Naturbewunderung. Das ist eine Kinderseele, die rein durch den Schmutz des Lebens ging. —

Wenn Du mich auch gefaßter findest, Freund Victor, so bin ich dennoch trüber denn je. Ist grundlose Trauer nicht die schrecklichste — da ihr Gründe nichts anhaben können? Und heißt nicht das größte Elend — ein namenloses?

Meine neue Adresse ist: Hôtel du Nord — — mein Name ist derselbe wie früher.

O, bräche doch eine Attachéseuche aus! —

Ernst.

Ernst an Victor. (8 Grad über Null.)

Motto: „Oh könntest Du in meinem Innern lesen!" (Faust.)

Heute nahm mich Herr von Dock unter den Arm. Er sprach sehr viel — unter Anderem meinte er: „Mit der Vroni — (Sie wissen ja, die mit den hübschen Augen) — habe ich angeknüpft! Für einige Zeit ist sie gut genug." —

Ich schwieg darauf. Ich weiß nicht, war ich in dem Augenblicke ein Weiser oder ein Schuft?

Am Abend trat ich in die Fremdenloge. Hinter der Coulisse stand Herr von Dock und knöpfte der „Tragischen“ mit Umwegen die Taille zu. Der Tenor sang dieselben Sommertöne, die ich schaudernd selbst erlebt. „Jetzt kommt das Duett,“ dachte ich. Und da kam sie! Mit müde herabhängenden Armen und in einem jener Kleider, die nach Talleyrand zu spät anfangen und zu früh aufhören. — Sie sang theilnahmloser als je. Als sie die Worte begann: „Ich liebe Dich in Treuen,“ lachte das Publicum. — Mit einem matten Blick sah sie auf die Spötter. Ihr Blick fiel auch auf mich. — Wie welke Blumen waren diese Augen. — Dann sah ich noch, wie sie in die Coulissen trat und wie Herr von Dock an ihrem gelösten Haare zog. Dann hatte ich das Theater verlassen. — Mit einer Verwünschung auf mich und die Andern verfiel ich in einen quälenden, unruhigen Schlummer.

O könnte ich Dir sagen, wie mir ist! Ich möchte brüllen wie ein Thier in Todesnöthen.

Ernst.

Ernst an Victor. (20 Grad über Null.)

Motto: „Einen unerkannten Himmelsabgesandten“. (Rückert.)

Du sollst Alles wissen. — Gestern Nacht, als ich in mein Haus eintreten will — faßt eine Hand die meine. Willenlos war ich fortgezogen durch die finstern Straßen, an den Fischerhütten vorbei. Ein schwerer Athem keuchte an meiner Seite. Der Wind wehte mir lange Haare in's Gesicht. Am Meeresstrande blieben wir stehen; das bleifarbene Licht fiel auf das leichenblasse Gesicht Veronica's. Sie schwieg und rang nach Athem. Endlich öffneten sich die zitternden Lippen: „Die Leute martern mich zu Tode. — Ihr Freund hat sie Alle aufgehetzt. Wenn ich nicht thue, was sie wollen, würde ich fortgejagt — —. Ich soll zu ihm gehen — aber ich fürchte mich! Was soll ich dort? Sagen Sie! Ach Gott! Wär' ich doch todt!“ —

Sie brach schluchzend an mir nieder. Schweigend sah ich auf sie herab. Unsagbares durchzog meine Brust —. Doch als ich die Lippen öffnete, sprach ich als Mann. Was ich ihr sagte? — Nur das Meer hat es gehört und das ist verschwiegen! . . .

Hand in Hand gingen wir heim. Ich hatte mit dem Sturm in der eigenen Brust dem Kinde Frieden in die Seele gesprochen.

Zu Hause legte ich die arme Kleine auf's Bett und verließ sachte das Zimmer. Wie ich dahinschritt, fiel mein Schatten über die mondbeschienenen Straßen — ich wandte mich nicht von ihm ab, wie ich es in letzter Zeit so oft gethan, wo mir selbst der Schatten meines Ich's unerträglich geworden. Durch das offene Fenster einer Fischerhütte schwang ich mich hinein. Das Meer brach draußen seine Wellen — ich lehnte meinen Kopf an ein Bündel alter Netze, und träumte so vor mich hin. Eine helle Stimme sang ein jubelndes Lied — dann verhallte es leise. Lebe wohl — ich drücke Dich an mein Herz.

Dein Ernst.



Ernst an Victor. (22 Grad über Null.)

Motto: „Sie war ein Kind vor wenig Tagen". (Uhland.)

Das war ein schwerer Gang — mitten unter die Theaterrotte hinein! Die Directorin strickte bei meinem Anblick sehr dramatisch und warf mir nach jeder abgestrickten Nadel, mit der sie sich am Kopfe kraute, einen wüthenden Blick zu. Die Soubrette tuschelte mit dem Intriguanten — er hielt einen falschen Zopf hoch in der Luft, damit sie ihn bequemer flechten könne. Beide aber zuckten mit den Nasenflügeln — dies bedeutet auf kleinen Bühnen: „Verachtung". —

Die Tragische machte einen Versuch, mich heranzuwinken — da richteten sich wüthende Blicke auf sie — und sie beugte sich verlegen zur Katze nieder. — Endlich kam der Director. Er hob bei meinem Anblick den Kopf und ließ ihn dann tief in die Vatermörder fallen — was auf kleineren Bühnen: „Verletztes Vatergefühl" bedeutet. — Generalpause. —

„Mein Herr!" begann er endlich, und nahm eine dramatische Pose an, „Sie wagen es? —"

„Keine Declamation ohne Entree" — unterbrach ich ihn kurz. „Ich bin da —"

„Aber das Mädchen? Das Kind der Musen — — die Zierde —"

„Das Mädchen geht Sie nichts an! Es ist gut aufgehoben und so lange unter meinem Schutze, bis ich sie meiner Schwester übergebe. — Der Contract ist Ihre Sache. Wieviel verlangen Sie Lösegeld?"

Ein allgemeines „Ah!"

„Lösegeld?" wollte die Directorin auffahren — doch der Gatte kneipte sie in den Arm. „Sei ruhig, Amathusia!" sagte er und drückte überlegend den Zeigefinger an die Nase.

„Sie sind uns noch sämmtliche Gagen schuldig!" flüsterte ihm der Intriguant in's Ohr.

„Keine selbstsüchtigen Motive!" war die salbungsvolle Antwort.

Allgemeine Heiterkeit.

Die Soubrette schlug einige Pirouetten, wobei sie einen Pantoffel verlor. Sie zielte auf des Directors Nase. Die Directorin warf ihr als Strafe den Kneuel an den Kopf.

Das Treiben widerte mich an. „Hier ist Geld!" sagte ich rasch, „ist die Sache abgemacht?" Der Director schmunzelte. — „Es sei", sagte er mit kaum wiedergewonnener Salbung. Die Soubrette wollte mich umarmen — doch ich entwischte durch die offene Thür. — Veronica war frei!

Am selben Abend gingen wir noch lange am Meeresstrande auf und nieder. Der Mondstrahl hüpfte von Welle zu Welle. — „Wie die Steinchen beim Jungfernwerfen," meinte Veronica. — Allmählich wurde es still und heimlich und wir sprachen ganz ernsthaft von der Zukunft.

„Sonst dachte ich nie an das Heute — und an das Morgen wollte ich nicht denken," sagte sie leise. —

Ich suchte so ernsthaft wie möglich zu sein — und auf die Frage, „was sie noch alles lernen solle", gab ich ihr Rathschläge wie ein alter Professor. „„Lernen" heißt „um sich sehen", liebes Kind!" meinte ich. „Das Beobachten der Natur schließt

eigentlich alle Wissenschaft in sich. Auch die alltäglichsten Erscheinungen suche Dir zu erklären. Wieviele Leute vermissen die nothwendige Wissenschaft, weil sie sich schämen, sich selbst ihre Unwissenheit einzugestehen. Auch ist der Glaube irrig, daß das Wunderbare in der Natur durch Erklärung aufhört, wunderbar zu sein! Jedes Wunder faßt tausend Wunder in sich, und am Ende staunen wir die ewige Kette von Ursache und Wirkung als letztes Wunder an. Tödte Deine Zeit nicht mit dummem Stricken und Nähen, oder dem Modegeflitter der anderen Frauen, die Kleinliches mit kleinem Sinn betreiben. Nicht Pedanterie — der schönheitsdurstige Blick, der keine Unordnung duldet, muß Dich zur guten Hausfrau machen. Und die Milde, die sich fremder Hülflosigkeit erbarmt, lehrt Dich eine Suppe kochen — ein Röckchen nähen." — Ich schwieg erschöpft — über meine eigene Weisheit. . . .

Ich wollte ihre Hand ergreifen und sie über den etwas zopfigen speech mit einer Liebkosung trösten, doch ließ ich die Hand wieder sinken. Denn wie sie neben mir dahinschritt — das Kind war zur Jungfrau geworden! Das Eckige war in den wenigen Tagen zur weichen Linie gerundet. Die Zöpfe trug sie wie einen dunklen Kranz um's Haupt geschlungen — um Auge und Mund lag ein feiner, gedämpfter Zug. Zu Hause zündete sie die Lampe an, mit einem Lächeln fragend: „ob es so recht sei?" Ich nickte ein Ja — und sah lange in das voll beleuchtete Antlitz. Ein Nachtfalter flog herein und schwang sich dann in die Nachtluft hinaus.

Lange nachdem sie auf ihr Stübchen gegangen war, saß ich noch am offenen Fenster. Wie das Mondlicht herunterrieselte und sich in vollen Wellen ergoß, da dacht' ich an Vieles — und Eine!

Ernst.

Ernst an Victor. (25 Grad über Null.)

Motto: „Und mich ergreift ein längst entwöhntes Sehnen". (Faust.)

Ich sehne mich nach einem deutschen Garten. Doch darf ihn der Sommer noch nicht mit Blumen überschüttet und Früchten beladen haben. — Des Frühlings Vorahnung muß noch auf ihm liegen — noch ein Schneestreifen hie und da auf den schmalen Wegen, auf dem dunklen feuchten Grund die ersten feinen Gräserspitzen, und dort am Hollunderstrauch die braunen klebrigen Blätterknospen. . . Die Bäume sind noch kahl — der blaue Himmel schimmert dazwischen. Ich stehe an ein junges Stämmchen gelehnt — ein Vogellaut — jetzt ist's still. In dem nassen Sande seh' ich kleine Fußspuren, da wo die Schneeglöckchen blühn — die Buchshecke hat sie lang genug geschützt. — Aber die rothe Rose dort belächelt mein Träumen. Ich sehne mich nach der Verheißung des Frühlings — vor mir steht seine schönste Erfüllung. Doch Du rothe Rose! Du hast wohl einen Kelch, — aber sage mir — sage mir — hast Du auch ein Herz?

Ernst.

Ernst an Victor. (30 Grad im Schatten.)

Motto: „Ich war mir selbst ein Traum
Bis mich die Liebe weckte". (Rückert.)

Dein letzter Brief ist ja ein wahrer Dornenstrauß von Wahrheiten. — Ich habe mich auch hineingeworfen, wie dazumal der heilige Antonius — aber ach! die Buße

hat nichts genützt! — O, lächle nicht ungläubig über allzurasche Bekehrung. Verschwindet denn nicht die tiefste Nacht vor dem milden Sternenschein? Ich habe ein Herz unter Lumpen gefunden — ein Herz, das rein blieb in wüster Umgebung — ich habe es dort gefunden, wo ich es nie gesucht, und wo mir nie der Zweifel kommen kann, daß es ein kränkliches, anerzogenes Ding ist, unfähig zu hohem, selbstvergessenem Schlage. . . Glaube mir, nach langen Zweifeln kam ich zum Entschlusse. Und so oft ich sie wiedersehe, bin ich selig darin bestärkt.

Wenn Du sie sehen könntest! Wie sie das Frühstück reicht, so linkisch und verschämt hausmütterlich — wie sie in der Ecke über dem Herbarium kauert, um „klug" zu werden — wie sie an meinem Blicke hängt, unter meinem Liebeslächeln zusammenschauert. . . . O, könntest Du sie sehen! Doch vielleicht ist es besser, daß es nicht geschieht. — Mein Herz ist voll und das Glück fluthet hinein wie die Sonnenstrahlen zum offenen Fenster. Mein armer Verstand aber ist längst wegen lärmender Nachbarschaft ausgezogen!

Ich kann Dir nicht Alles sagen, was mich bewegt — noch fass' ich mich selber nicht. Mein Herz wird größer mit jedem Tag — und sie, und sie! Diese Blumenseele! Doch still! Sie kommt!

Ernst.

Gedichte.

Von Gottfried Kinkel.

1. An ein Freundespaar im Vaterlande,

mit meinem Grobschmied von Antwerpen.

Hinüber zu dem deutschen Heime,
Von dem ich erst mit Wehmuth schied,
Flattert auf Flügeln leichter Reime
Zu euch, in Lieben, her ein Lied.
Ein Kind der dunkelgrünen Matten
Umsäumt vom ew'gen Alpenschnee,
Zu eures Reinhartswaldes Schatten
Gaukelt's vom blauen Zürichsee.

Den Gruß und Dank euch heimwärts bringen
Soll es von dem verbannten Mann,
Der hier zum Träumen auch und Singen
Ein sonnig Nestchen sich gewann.
Denn überall, wo deutsche Gauen
Sein Fuß gestreift in raschem Lauf,
Es nahmen Männer dort und Frauen
Den Wandrer froh und gastlich auf.

Doch ihr zumeist! Als ob vor Jahren
Ich euch vertraut war und bekannt,
So rieft ihr mich zu euern Laren
Und reichtet herzlich mir die Hand.
In eurer Stadt, die ich vor Zeiten
Als ein Gefangner stumm durchschritt,
Ging heut ich fröhlich euch zur Seiten,
Ein freier Mann, mit stolzem Tritt.

Wenn vom Balcon euch weitgebreitet
Die Mainacht strahlt im Sonnenglanz,
Und nebelhaft das Mondlicht gleitet
Auf eurer Höhen grünen Kranz:
Wenn bei der Lampe holdem Schimmer
Ihr traulich Kuß und Rede tauscht,
Die Mutter stickt, vom Krankenzimmer
Die Schwester euerm Plaudern lauscht —

Dann leset, neben frühern Gästen,
Auch eures jüngsten Gastes Lied,
Das einst am fernen Meer im Westen
Zu enden ihm ein Gott beschied.
Ob über euch gleich flinkem Diebe
Die Minne rasch und jählings schoß,
Dieß Lied spricht auch von starker Liebe,
Wenn sie auch langsam sich erschloß.

Ob's im Gesange klingt und Tönen,
In Farben strahlt und glänzt im Stein,
Das ist die hohe Macht des Schönen,
Daß es uns sammle zum Verein!
Zu einer großen Kirche schwören
Wir Alle, noch so weit getrennt,
Und Jeder darf ihr angehören,
Deß Seele für die Schönheit brennt.

2. Appenzeller Sonntags-Andacht.

Zu einer Radirung von Joseph Geißer.

Die Glocke tönt von der Kirche so weit,
Der Wind geht scharf, und die Alm ist verschneit.
Mutter und Tochter im stillen Haus,
Sie wagen sich nicht durch's Gestöber hinaus:
Man kann ja auch in des Herzens Schrein
Ohne die Predigt voll Andacht sein.



Von dem schmalen Brettchen über der Thür
Langt die Tochter die Bibel herfür;
Sie lesen von Gottes Segen und Fluch
Das alte, das ewig junge Buch.
Da fliegt hinaus von den Alpengipfeln
Ihr Geist zu Jericho's Palmenwipfeln;
Aus den Aengsten des Lebens, des arbeitharten,
Träumen sie heim sich in Eden's Garten;
Sie sorgen sich mehr um Juda's Thron,
Als um Bismarck oder Napoleon;
Mehr kümmert sie David, der bräunliche Hirt,
Als wer jetzt König von Frankreich wird.

Das Kätzchen derweil auf dem Fensterbrett
Putzt sich zum Sonntag und macht sich nett;
Es leckt sein weißes sammtenes Fellchen
Und spielt für sich mit dem Strickgarnbällchen,
Und hinter den pfiffigen Aeuglein schwanken
Auch ihm viel superkluge Gedanken.

Die Menschen, denkt es, sind arme Tröpfe!
Sie füllen für mich und sich die Töpfe,
Sie haspeln und spinnen, sie weben und sticken,
Sie scheuern und kochen, sie stricken und flicken
Und ruht am Sonntag Spindel und Besen,
Da plagen sie sich noch mit Bibellesen!

Das Kätzchen denkt sich das und dieß,
Gedanken ketzerisch überaus:
Urkater und Urkatz' im Paradies
Die aßen keine verbotene Maus.
Drum führen wir Enkel ein freies Leben:
Wir lassen die Menschen haspeln und weben,
Und nähren in diesem gottseligen Glauben
Den einen Tag uns ehrlich mit Rauben,
Den andern mit listigem Mausen und Stehlen.
Drum wird es den Katzen auch nimmer fehlen:
Sie machen sich, frei von Sorg' und Plage,
Einen Katzensonntag aus jedem Tage!

Liebeslieder.

Ueber die Haide.

Ueber die Haide hallet mein Schritt,
Dumpf aus der Erde wandert es mit.

Herbst ist gekommen, Frühling ist weit.
Gab es denn einmal selige Zeit?

Brauende Nebel geisten umher;
Schwarz ist das Kraut und der Himmel so leer.

Wär' ich hier nur nicht gegangen im Mai! —
Leben und Liebe, wie flog es vorbei!

Theodor Storm.

Liebesschätzung.

Ist Liebe nicht voll Eitelkeit
Und preis' ich dich nicht blos um mich,
Da ich so lob- und sangbereit
Erst seit du sprachst: Ich liebe dich?

Erst unser süßer Liebesbund
Enthüllt mir, wie du schön und gut,
Und öffnet plötzlich mir den Mund
Zu Hymnen voll entzückter Gluth.

So ist's! und könnt' es anders sein?
So ist's! und Keinem sei's verhehlt:
Sieh, nur das Eine, daß du mein,
Hat zur Vollendung dir gefehlt.

Und was du bist und was du giebst,
So reich, geschmückt mit jeder Zier:
Daß du mich liebst, daß du mich liebst,
Bleibt mir das Schönste doch an dir!

Stephan Milow.

Unverloren.

Nur flüchtig ist der Liebe Glück;
Es rechne Keiner in die Ferne
Und Keiner schaue bang zurück,
Versanken seines Himmels Sterne.

Einst fassest du es selber nicht,
Daß du so heiß für mich erglommen,
Daß wir in Liebe, Glück und Licht
So weltvergessen hingeschwommen.

Ich aber klage dich nicht an
Und trage stumm des Schicksals Walten,
Wenn unerbittlich mir zerrann,
Was nimmer, nimmer festzuhalten.

Ob all' die Tage, goldumsäumt,
Mir nichts von treuer Dauer brachten:
Da ich geliebt, gehofft, geträumt,
Was sollt' ich als verloren achten?

Stephan Milow.

Dämmerung.

Am dunkelnden Himmel die Wolken
Gespenstisch treibt der Wind —
Wo bist du geblieben, du herzig,
Du silberlachendes Kind?

Was tönt deine liebe Stimme
Mir lebenshell im Ohr,
Als bräche dort aus den Wolken
Ein Strahl des Frühlings hervor?

Was treiben die alten Wände,
Verdunkelt und bestaubt,
Und rauschen mit grünen Wipfeln
Mir plötzlich über dem Haupt?

Süß duftend windet vom Grunde
Herauf sich Strauß an Strauß,
Und deine Hände spannen
Den Frühling über ihm aus.

Es lachen die blauen Augen
Den ganzen Himmel in's Thal,
Einen Namen ruft deine Lippe —
Da zuckt aus den Wolken der Strahl.

Ein Wetter kommt von den Bergen
Herauf mit Sturmesmacht —
Die alten Wände krachen
Und Alles fällt in Nacht.

Wilhelm Jensen.

Auf Tod und Leben.

Brunhild und Gunther — beide kampfbereit!
Ein Kampf auf Tod und Leben heiß erbittert —
Es wird ein Weib nur mit dem Schwert gefreit . . .
Der ist's nicht werth, der vor dem Tode zittert!

Ja Zoll um Zoll — so gilt's — und Schritt um Schritt
Du willst den Kampf — wohlan, du sollst ihn haben!
Nur das, um was ich rang, um was ich litt —
Nur das ist mein, nur das kann mich erlaben.

Und Kampf soll dieses Herzens Pochen sein —
Das ist nur werth, wofür ich heiß geblutet. —
Erst muß in Qual mein Herz gebrochen sein,
In Todesqual — eh's jubelnd überfluthet.

Das Glück — mit Schmerzen will's erworben sein,
Drum auf zum Kampf — du Gunther — ich Brunhilde!
Wer leben will — muß halb gestorben sein —
So will's die Leidenschaft, die kampfeswilde!

Zum Kampf, bis in der Brust die Wunde klafft . .
Ein Weib — es kann nur lieben da und beten,
Wo seine eigne — trotzig starre Kraft
Von einem Stärkern in den Staub getreten.

Drum geb's ein Gott, daß einst in Demuth ich
Im Staub, ein Weib zu deinen Füßen liege,
Und daß besiegt — in sel'ger Wehmuth sich
Dies Haupt an eines Siegers Busen schmiege.

B. v. Oberkamp.



Ueber Erziehung und Anlagen.

Eine Fabel von Hans Hopfen.
(1873.)

Ein weiser Mann, der manche liebe Nacht
Und manchen Tag darüber nachgedacht,
Wie man aus ungefügen Rangen
Die allerbesten Menschen macht,
Ward endlich selbst von seiner hohen Kunst
So über alles Maß befangen,
Daß er umwallt von blauem Dunst
Sich alles Krumme g'rad zu zieh'n vermaß.
Ein Mörlein weiß zu waschen dünkt ihn Spaß,
Die Macht des Blutes kostet ihn ein Lachen:
Erziehung macht den Menschen nur!
Und was sie will, das kann sie aus ihm machen!
Die Art gilt nichts und Alles die Dressur.

Erfüllt von des Bewußtseins tiefstem Sinn
Ging einstens er am Seegestade hin.
Da läuft aus eines Nachbars Tenne
Quer über'n Weg ihm eine alte Henne,
Die eine Schaar von jungen Enten hütet.
Man hatte, wie man's öfters pflegt,
Der Guten fremde Eier unterlegt,
Die Mutter Henne treulichst ausgebrütet.
Und was daraus gekrochen war,
Der gelben Entchen wackelige Schaar,
Galt ihr, die ganz vor Liebe blind,
Als ihres eignen Leibes Frucht,
Als Fleisch von ihrem Fleisch und ihres Hahnes Kind,
Und nahm's demnach in ihre Zucht.
Und war im Stall und vor dem Trog
Drauf stolz als wie ein ächter Pädagog.
Und also stolz kam, wie man oben sah,
Sie eines Tags dem Seegestad zu nah.
Die Entchen seh'n das weite Wasser glänzen,
Sie recken furchtsam erst die Schnäbel hoch,
Dann wedeln sie gar heftig mit den Schwänzen.
Die trinkt, die schlürft, die badet ihren Hals —
Die Mutter Henne warnt und richtig! jähen Falls
Plumpt eins der lieben Kinder in die Flut.
Und eh die Mutter kann die Stimme brauchen,
Klitsch, klatsch thut eines, wie das andre thut.
Die Alte sieht sie baden, plätschern, tauchen:
Weitaus die Flügel spreitend
Und Wehgeschrei verbreitend
Steht sie am Ufer in des Schreckens Bann,
Die arme Henne, die nicht schwimmen kann.

Doch als sie merkt, daß unser weiser Mann
Mitleidig sie, ja spöttisch fast betrachtet,
Schluckt sie die Thränen nieder und erachtet
Für klüger sich zu fassen,
Nichts merken sich zu lassen,
Und spricht: „Ja ja, Kind und Kindeskind
Gedeihen klüger, als wir Alten sind.
Erziehung macht die rechten Hühner nur!
Was sagst du zu dem Wunder der Dressur?
Sahst du bislang je Henne oder Hahn,
Der auch nur ähnlich jenen schwimmen kann?
Mich selber trägt im Hof nicht eine Pfütze.
Die Kinder aber hält man besser an.
Sieh jenen nach und zieh vor mir die Mütze —
(Und damit wies sie nach den jungen Enten,
Die immer weiter sich vom Ufer trennten.) —
Sie schwimmen immer ferner, immer kühner...
Bei Gott! sind das nicht guterzog'ne Hühner?!“

Satirische Zeitglossen.

Von Hermann Lingg.

1. Die Macht der Phrase.

Was ist so mächtig wie die Phrase?
Sie flattert üppig durch die Welt.
Sie reicht aus unerschöpfter Vase
Der baaren Thorheit falsches Geld.

Ergeh'n nicht überall Ukase
Von hohen — niedern Stühlen aus,
Und hängt nicht eine schöne Phrase
Sogar die Liebe selbst heraus?

Vergebens klingelt dort am Glase
Der Präsident vor seinem Pult,
Man murrt, man tobt, man will die Phrase,
Es ist ein höllischer Tumult.

Die ungeheure Seifenblase,
Sie kommt, man folgt ihr athemlos,
In kaum verhaltener Extase;
Sie platzt — jetzt geht der Jubel los.

Oft plärrt mit hochgetragner Nase
Ein Kanzellicht das große Wort,
Und nichts ist d'ran, als daß er Phrase
Auf Phrase häuft in einem fort.

Die Köchin und die alte Base
Die freilich sind entzückt davon,
Und weh dem, der sich an der Phrase
Versündigt' je mit frechem Hohn

Nein, Dichter! wüthe nicht und rase,
Wenn Deinem sinnigen Gedicht
Mit einer abgedrosch'nen Phrase
Der Kritiker ein Urtheil spricht.

Schon abgehetzter als ein Hase
Wird vorgeführt vom Kritik-Amt
Noch als Paradepferd die Phrase,
Und drauf gehuldigt und verdammt.

Quakt eines Drama's Held im Grase
Und ist ein Lump nur oder dumm,
Legt in den Mund ihm eine Phrase,
Und Beifall klatscht das Publikum.

Es fehlt uns, ach, ein zweiter Dase,
Um auszurechnen wie vielmal
Die tausendfach verbrauchte Phrase
Noch wiederkehrt, o welche Zahl! ....

Am Schluß hier meiner Parabase
Hört noch, wovor in Angst geräth,
Wovor sogleich verstummt die Phrase;
Es ist — ist — die Autorität.

Sprich große Namen mit Emphase,
Ruf' ein berühmtes Schlagwort aus,
Und Ehrfurcht packt die arme Phrase,
Sie schleicht bestürzt, beschämt nach Haus.

Ja, sie erlischt wie andre Gase. —
Ein Hoch dem Geist, der sie verlacht,
Und jeder „unfehlbaren" Phrase
Den Garaus ohne Phrase macht!

2. Literaturgeschichten.

Literarhistorien sind
Keine Bücher zur Zerstreuung,
Sondern Molochsrachen, Kind!
In beständ'ger Wiederkäuung.

Wie der deutsche Geist erstarkt!
Jedes Jahr bringt ein Magister
Solchen neuen Tand zu Markt,
Um zu mehren das Register! —

Neu? Das wäre noch Problem,
Denn zur Ausfüllung der Bogen
Wird von Jedem höchst bequem,
Nur der Vormann ausgezogen.

Etwas dünnen Senf dabei
Aus dem eig'nen seichten Tigel,
Und vollendet ist der Brei; —
Drück, Reklame, drauf dein Siegel!

Lessing — (hätt' euch der erwischt!)
Goethe, Schiller werden, Heine
Immer wieder aufgetischt
Und zernagt bis aufs Gebeine.

Bis zum Letzten abgetropft
Wird das Glas, aus dem sie tranken,
Jedes Stäubchen ausgeklopft
Aus den dunkelsten Gedanken.

Nicht ein Küchenzettel blieb,
Kein Billettchen, das der Meister
Einer alten Dame schrieb,
Undurchforscht durch tiefe Geister.

Weiter, bis sie — höchstes Glück!
Sich im Mittelalter finden,
Geh'n Romantiker zurück
Wie der Wurm in alten Rinden.

Irgend ein vergilbter Fratz
Aus der Klosterschreiber Federn —
Solches ist der wahre Schatz,
Wär' er noch so roh und ledern.

Aber für die neue Zeit,
Für der Mitwelt Streben, Ringen
Hat man nicht ein Wort bereit,
Außer tadelnd anzubringen.

Das gibt Würde, das gibt Ruhm,!
Herrlich ist nur, was vergangen,
Und das Epigonenthum
Hat bei uns erst angefangen.

Ueber Alles komme ja
Reim und Versmaß rein geflossen.
Phantasie, Gedanken? Pah!
Geist und Herzblut? — Narrenpossen!

O, wie schau'n sie vornehm klar
Auf das Dichtervölklein nieder!
Manchen ritt der Teufel zwar
Und er schmierte selbst auch Lieder.

Lieder, Epopöen auch
Oder längst verscholl'ne Dramen,
Und nun schmuggelte der Gauch
In sein Buch den eignen Namen.

Was die hohe Meinung stört,
Das wird schmählich abgewandelt.
Wer zur Clique nicht gehört,
Wird als Idiot behandelt ....

Aber das Gezüchte strotzt
Von Gefühl und guter Lehre,
Wie die Stadtfraubas schmarotzt
Stets auf Kosten andrer Ehre.

Literarische Ausblicke.

Von Wilhelm Goldbaum.

Wie das Mägdlein in dem Grimm'schen Märchen, das nacheinander Mütze, Leibchen, Rock und Hemde von sich geben muß, bis ihm seine edle Entsagung mit einem Regen von klingenden Thalern entgolten wird, so wird unsere Dichtung eine Menge liebgewordener Traditionen von sich abstreifen müssen, ehe der Traum von ihrer Wiedergeburt sich erfüllt.

Nichts ist verhängnißvoller, als die patriotische Phrase, welche seit vier Jahren mit Dampfkraft arbeitet, um den Satz von dem Zusammenhange zwischen der politischen und der literarischen Regeneration des deutschen Volkes zum Gemeinplatze zu machen. Wohin man auch horche, allüberall murmeln die Einen, declamiren die Anderen von der Evidenz, daß in dem staatlich wiedererstandenen Deutschland auch das geistige Schaffen zur Mustergiltigkeit sich emporheben müsse.

Fragt man aber, worin diese Evidenz wurzle, so erhält man gemeinhin nur ein sehr problematisches Exempel zur Antwort. Zwei classische Epochen habe bisher die deutsche Dichtung erlebt: diejenige des Minnegesangs und die Weimar'sche; beide seien mit bemerkenswerthen Steigerungen unserer politischen Lebenskraft und zwar die erste mit dem Thatenglanze der Hohenstaufenzeit, die andere mit dem Siegesgange Friedrichs des Großen parallel gelaufen. Dadurch sei aber die Unentbehrlichkeit eines großen literarischen Hintergrundes für den politischen Aufschwung unwiderleglich bewiesen: ergo — müsse zu der in den Jahren 1870/71 auf den französischen Schlachtfeldern errungenen Einigung Deutschlands auch eine neue Blüthe-Epoche der Dichtung sich gesellen.

Ich lasse dahingestellt, ob Deutschland sich der Hohenstaufenzeit als eines lichten Blattes in seiner Geschichte zu rühmen Veranlassung habe. Raumer hat es behauptet, und Unzählige haben es ihm nachgesprochen, daß der hohenstaufische Sehnsuchtsdrang nach Italien die Condensirung aller in dem germanischen Wesen vorhandenen idealen Empfindungen bedeute. Vielleicht — vielleicht auch nicht. Unglück genug haben uns diese Römerfahrten des Imperatoren-Ehrgeizes eingetragen, und mein bescheidenes Ermessen ist, daß, wenn dieselben gleichwol der Nachwelt einer Aureole werth erschienen, man dies viel weniger den Hohenstaufenkaisern selbst, als grade der gleichzeitigen Blüthe der Dichtung zuzuschreiben habe, welche mit Blumen die Untiefen einer unseligen und selbstischen Cäsarenpolitik überdeckte.

Die Deduction würde also den entgegengesetzten Schluß ergeben. Die Poesie, würde man zu sagen haben, hat mit der Politik gar nichts zu schaffen. Obgleich das Geschlecht der Hohenstaufen die Keime zu Deutschlands Zerrissenheit legte, ward ihm gleichwol durch einen ungeahnten Aufschwung der deutschen Poesie ein Relief, ein Postament zu Theil, worauf es wider sein Verdienst emporwuchs zu nationaler Unsterblichkeit.

Wie verhält es sich nun aber mit Friedrich dem Großen? Die Droysen, Pröhle,

Preuß, die hohenzollern'schen Hofhistoriographen und noch eine Unzahl anderer wohlmeinender Leute haben nicht aufgehört zu behaupten, daß man Lessing, Goethe und Schiller, Klopstock und Wieland gar nicht denken könne ohne die politischen Großthaten des alten Fritz und daß das Gefäß der nationalen Dichtung sich erst habe erfüllen müssen mit dem Ruhmesgehalt der Friedericianischen Siege, ehe aus ihm der Nathan und Emilia Galotti, Hermann und Dorothea, Faust und Tasso, Wallenstein und Tell hätten emporschäumen können. Ich bleibe auch hier bei meinem: Trotzdem. Ja wol, obgleich Friedrichs Thaten das nationale Bewußtsein, anstatt es zu kräftigen, vielmehr schädigten, obgleich der große König selbst die deutsche Dichtung und die Dichter geringschätzte, anstatt sie nach Gebühr zu ehren, obgleich er um ein einziges französisches Gedicht unbedenklich auch den besten deutschen Autor dahingab, hat der Lichtschimmer, welcher von Klopstocks Namen ausging, sich allmälig zu dem Sonnenglanze verstärkt, der um die Namen Lessing, Goethe und Schiller ausgegossen ist. Trotzdem, nicht weil.

Ich weiß nicht, inwieweit meine Ketzerei dem Unbefangenen berechtigt erscheinen und wo sie aufhören wird, als begründet hingenommen zu werden; aber das weiß ich, daß mancher Leser nicht verfehlen wird, zur Verstärkung des Analogons mir in Gedanken die contemporane Blüthe-Epoche der Hellenischen Dramendichtung und der Perikleischen Politik entgegenzuhalten. Ein Causalnexus, wird man mir erwidern, müsse immerhin vorhanden sein und er springe auch wie von selbst in die Augen, wenn man erwäge, daß den Perserkriegen das Zeitalter der Aeschylos und Sophocles unmittelbar auf dem Fuße folgte, ja daß jene mit diesem sich gleichsam durchdrangen.

Ich habe aber nicht geleugnet, daß eine solche Gleichzeitigkeit vorhanden sein k ö n n e, ich behaupte nur ihre Zufälligkeit und bestreite also die Evidenz des Schlusses, als ob eine politische Regeneration nothwendig auch eine literarische in ihrem Gefolge haben müsse. Ich sage: das nationale Bewußtsein war in Deutschland so wenig zur Zeit des zweiten hohenstaufischen, als des zweiten hohenzoller'schen Friedrich in seiner Blüthe; es lag im Gegentheile ächzend zu Boden und arbeitete im Frohndienste fremder, wenn auch machtvoller Ideen, und dennoch fand es eine Zuflucht in der Poesie, ein Asyl, wo es zu idealen Höhen emporklomm, um da droben, zwei Schritte vom Aether, an unsterblichen Geisteswerken sich zu erproben.

Wollte ich diesen Ideengang bis zu seinen letzten Consequenzen verfolgen, ich käme vielleicht zu dem Resultate, daß die Blüthe der Politik den Untergang der Poesie bedeute. Und fürwahr! ich brauchte nicht nach der Entstehungszeit der homerischen Gedichte zu fragen, um e contrario zu argumentiren; ich dürfte nur um mich her in die greifbare Gegenwart schauen, um meinen Satz mit guten Gründen zu stützen. Seit der Erfüllung unserer nationalen Wünsche und seitdem das Ideal des wiedergeeinten Deutschland in seinen ersten Umrissen sich zeigte, ist unsere Poesie allen Gefahren einer phrasentrunkenen Selbstzufriedenheit preisgegeben. Der Drang, die Sehnsucht, die Hoffnung und die zeitweilige Enttäuschung öffneten den Dichtern ihren „runden Mund"; als aber das Sehnen gestillt war, da verfälschte sich ihr castalischer Quell, und breit, nüchtern, prosaisch wälzt sich unser literarisches Leben in den Zeitungen dahin, kaum hie und da etliche Goldkörner an den Strand emporschwemmend.

Soll ich an Heine's goldenes Wort erinnern, daß die duftigsten Lenzlieder hinter dem Ofen, die glühendsten Vaterlandsgesänge jenseits der heimatlichen Gefilde und die feurigsten Freiheitsdithyramben im Kerker entstehen? Verdrießlich genug ist diese Macht des Gegensatzes im Bereiche der Poesie, und traurig die Wahrnehmung, daß sie nach wie vor die Herrschaft führt. Der satte Magen dichtet nicht, er verdaut. Und wir haben viel zu verdauen, denn wir sind eben erst von einer reichbesetzten Tafel aufgestanden, auf der uns Sieg, Ruhm, Stolz in Fülle servirt waren. Das Gefühl der Befriedigung begeistert nicht; nur ihre Ahnung ist es, ihr Nahen, der Drang zu ihr, welche unsere Phantasie beschwingen und unser Seelenleben erregen.

Warum wären sonst der Lenz und nicht der Hochsommer, warum das Sterben und nicht der Tod, warum die Liebe und nicht die Ehe die Symbole der Poesie?

Aber ich will ja nicht beweisen, daß die politische Wiedergeburt Deutschlands mit dem Stillstande unseres poetischen Schaffens geradezu gleichbedeutend sei. Ich hoffe so vertrauensvoll wie irgendwer, daß in unserem Dichterwalde die Singvögel nicht ausgestorben sind und daß nur eine zeitliche Pause eingetreten, nach deren Verlauf von neuem fröhliche Melodien durch das Gezweig dahinschmettern werden. Nur meine ich nicht, daß die nothwendige Voraussetzung zur Wiederkehr einer poetischen Epoche die Einigung und der Machtgewinn des Vaterlandes gewesen seien. Schafft neue Ideale, setzt unserm Sehnen neue Ziele, findet neue Formen und führt uns zu neuen Gedanken; dann wird auch ein neues Leben und Streben in die Dichtung kommen! Das Lied vom Vaterlande ist ausgesungen, seitdem wir wiederum ein Vaterland haben, stolz, gefürchtet, ragend wie ein Weltbau. Der Duft von den Geheimnissen der Natur ist abgestreift, seitdem die Wissenschaft sie entsiegelte und ihre Zweckmäßigkeit und Gesetzlichkeit demonstrirte. Das Mysterium des Menschenlebens ist erschlossen, seitdem die Politik dasselbe in seinen Bann geschlagen und alle seine Räthsel vereinfacht hat zu der trostlos unpoetischen Formel: „In Reih und Glied.“ Was bleibt noch übrig? Ein hundertfach verknäueltes „Nebeneinander“, um mit Gutzkow zu reden, das aber jeder dichterischen Form widerstrebt, das den Rahmen jeglicher poetischen Begrenzung gewaltsam sprengt, und nur noch in dem grenzenlosen Bette des Romans scheint festgehalten werden zu können, des Romans, der niemals eine dichterisch berechtigte, sondern höchstens eine geduldete Form sein wird, weil er ein Zwitterding ist, eben nur gut genug, um über ein Provisorium hinwegzuhelfen, in dem die schöpferische Kraft hinter die anempfindende, die gestaltende hinter die nachbildende zurückgetreten ist.

Zum Epos, sagt man, seien wir nicht naiv, zur Lyrik nicht simpel genug; für das Drama mangle uns der energisch zur Handlung treibende Nerv, der uns durch den Hang zur Reflexion überwuchert sei. Das ist eine Entschuldigung, sagt Konrad Bolz, aber keine gute. Und sie ist deßhalb nicht gut, weil sie Halbwahres mit Falschem vermischt.

Zu dem Epos nach homerischem Zuschnitte oder im Style der Nibelungen sind wir nicht naiv genug, das ist wahr; aber müssen wir denn allezeit auf Muster zurückgreifen, zu deren Erreichung uns nahezu alle Bedingungen fehlen? Haben wir die Verpflichtung, weil Goethe der Einzige auf homerischen Pfaden zu wandeln begnadet war, nun auch unsererseits auf antiken Stelzen einherzusteigen, da wir doch einmal nur auf modernen Wegen uns zurechtzufinden wissen? Und wäre noch Goethe ein Deutscher, will sagen: ein deutscher Nationaler gewesen! Wem braucht man es denn zu erzählen, daß er ein nachgeborener Hellene war, der letzte Enkel aus der Familie Homers?

Und nicht simpel genug zur Lyrik. Bah! das ist im Grunde nur eine Renommisterei. Wir halten uns für wunderlich complicirtes Räderwerk, zu gut zum anspruchslosen lyrischen Gedichte, und gestehen doch in dem nämlichen Athem, daß die uralt ewigen Stoffe des Lyrikers unvergänglich sind, daß sie heute so gut wie vor zweitausend Jahren den Memnon in dem Menschenherzen zu harmonischer Tonfülle zu stimmen vermögen. Wir sind freilich nicht simpel wie die Kinder und die lieben Frauen; aber dafür sind wir einfach zum Erschrecken, denn unser ganzes Denken, Empfinden, Sehnen und Begehren ist nur auf Eine Bahn gelenkt, auf die politische. „Exact“ heißt das Zauberwort, das unser Banner ziert; „exact“ ist unsere Wissenschaft, „exact“ unser Gefühl und leider auch unser Ideal. Und diese unsere Monotonie ist so anspruchsvoll, sich für unfehlbar zu halten, während sie doch nur ein Schmuck des Bürgers, nicht des Menschen sein kann. Dabei kann freilich die Lyrik, diese närrische, einfältige, leid- und freudvolle Sprache des Herzens, nicht bestehen, denn das Herz ist nun und nimmermehr eine versailler

Gartenhecke, die man mit der Scheere der Staatsraison hübsch egal und gradlinig zurechtschneiden kann.

Und weil es das nicht ist und dennoch Göttern dienen soll, welche kalt und nüchtern auf dem Postamente der gemeinen Zweckmäßigkeit aufgerichtet stehen, deßhalb schmollt es und räumt dem Verstande, der Wissenschaft, der Bildung den Platz. Das ist's, warum wir soviel an unmittelbarem Anschauen, an Instinct und Ahnungsfähigkeit eingebüßt haben: wir sind, um Dichter zu sein, zu gebildet; der Kritiker trägt die Fahne des Jahrhunderts. Alle tiefsinnigen Unterscheidungen zwischen realistischer und idealistischer Weltanschauung laufen auf diese Vereinfachung unserer geistigen Constitution hinaus, auf diese bitterböse Parole: Das Herz ist todt, es lebe der Verstand! Der goldene Duft der Morgenröthe umwebt nicht mehr die gemeine Deutlichkeit der Dinge; er ward von ihr verscheucht. Und in dieser Verfassung ist man allenfalls ein prompter Staatsbürger und, wenn man noch ein Uebriges hat, ein Romanschriftsteller, aber ein Epiker und Lyriker ist man nicht. Auch kein Dramatiker. Denn wo pulsirte der trotzige Herzschlag des Individuums mächtiger als in dem titanischen Kampfe wider das übergewaltige Schicksal, in der verhängnißvollen Schwebe zwischen menschlicher Schuld und tragischer Sühne? Da mögen die Wilbrandt und Weilen, die Große, Geibel und Heyse, die Lingg und Lindner sich bis zur Erschöpfung abringen im „Schweiße der Edeln", umsonst! das Herz der Welt ist auch das Herz des Dichters, und geht durch jenes ein Riß, so ist auch dieses wund und krank. Es ist das Verhängniß der Zeit, dem sie vielleicht erliegen werden.

Und was ist die Moral dieses Zustandes? Ist Anastasius Grüns Verheißung von dem „letzten Dichter" zu Schanden geworden oder stehen wir nur für eine Weile rathlos in einem engen Passe, jenseits dessen ein neues „gelobtes Land" der Dichtung winkt? Wer Fragen aufwirft, der zweifelt; ich aber zweifle nicht.

„Einst wird kommen der Tag." Wann? . . . Nun zwei Dinge stehen mir einstweilen fest: für's Erste, daß wir uns von Formen emancipiren müssen, welche dereinst reichlich auslangten, um unser dichterisches Leben in sich zu fassen, jetzt aber beiweitem zu dürftig sind, als daß in ihnen der ganze ungeheure Schatz an intellectuellem Material, welchen wir inzwischen gehoben haben, sich poetisch bewältigen ließe; für's Zweite, daß von der Politik, und sei sie noch so ruhmvoll und gewaltig, kein Impuls ausgehen wird auf die Phantasie und die Gestaltungskraft unserer Poetennaturen.

Hut ab vor dem großen Stagiriten! Er hat die Poetik mit tieferer Erkenntniß der Menschenseele construirt, als die Formelkrämer es fertig zu bringen pflegen. Aber er war schließlich doch auch nur ein sterblicher Mensch, von seinesgleichen blos dadurch unterschieden, daß er auf mehr denn zwei Jahrtausende hinaus die Pfeiler eines Systems vor Sturm und Untergang sicherzustellen vermochte. Aber ein jeder Mensch hat seinen letzten Tag; auch Aristoteles. Wir können nicht mehr in die stereotypirten Dichtungsgattungen uns hineinzwängen; sie sind uns zu eng geworden wie ein ausgewachsener Rock. Die Dreitheilung in Lyrik, Epik und Dramatik entspricht nicht mehr dem geistigen Leben, auf das sie Anwendung finden will, und deßhalb streben wir aus ihr hinaus, suchen uns in dem weiteren, aber leider nur zu schlotterigen Gewande des Romans heimisch zu machen, werfen den strengen Faltenwurf des epischen und die dürftige Hülle des lyrischen Gedichtes geringschätzig zur Seite. Was wäre es wohl sonst als dieses Mißbehagen an den überkommenen Formen, wenn hier Einer auf den Stabreim, dort ein Anderer auf die antiken Odenmaße zurückgreift, die er ungereimterweise reimt? Was wäre es sonst, wenn moderne Poeten die Maße im epischen Gedichte durcheinanderwerfen wie Kraut und Rüben, im lyrischen aber völlig vernachlässigen und an dem Rhythmus sich genügen lassen, den sie reimlos zu dithyrambischem Stelzenschritte emporschrauben? Hier hat vor allen Dingen die Reform anzusetzen, und sie wird es, sofern anders es eine Wahrheit ist, daß der Geist sich den Körper baut.

Aber ist denn dieser Geist vorhanden? Man sagt es mit nicht geringem Stolze und fügt hinzu, die ungeahnt wiedererworbene Größe des Vaterlandes, der gewaltige nationale Gedanke bilde den Inhalt unserer künftigen Poesie. Das ist wahr und falsch — je nachdem. Wahr, weil diese Größe und Machtvollkommenheit unter günstigen Bedingungen sich zu einem unwiderstehlichen Culturfactor gestalten kann; falsch, weil der nationale Gedanke noch im Fluße und vorläufig kaum in blassen Umrissen vorhanden, überdies auch gegen die tempelschänderischen Attentate Roms noch gar nicht sichergestellt ist. So oft in der Universalgeschichte radicale politische oder civilisatorische Umwälzungen sich vollzogen hatten, trat eine Pause ein, die, um mich modern und geschmacklos auszudrücken, der Fructificirung des aufgehäuften geistigen Capitals gewidmet war. Diese Pausen gehörten dem intellectuellen Leben der Nationen, ihrer Literatur und Dichtung. Da ward der Gewinn für das Universum geschöpft und festgestellt und der Dichter ging als Missionär hinaus, um ihn fremden Landen und Völkern mitzutheilen. So wanderten die Dichtungen des Aeschylos, Sophocles und Euripides, des Aristophanes und Pindar nach den Perserkriegen und nachdem das hellenische Schönheitsideal vollendet war, gen Westen, nach Italien hinüber, wo sie auf neuem Boden in Ennius und Virgil, in Plautus, Catull und Horaz ihre Wiederauferstehung feierten. So erfüllten nach Sicherstellung des Christenthums die Minnesänger und Troubadours, und nach ihnen der finstere Dante ihre erhabene Sendung. So trugen, nachdem die Renaissance das Culturleben Europa's neu belebt und die Reformation ein Stück der Kette, in welche die Geister geschlagen waren, zertrümmert hatte, die Ariost und Tasso, die englischen und französischen Aufklärer, die Voltaire und Rousseau, die Lessing, Goethe und Schiller die Frucht einer civilisatorischen Epoche durch die Jahrhunderte, und endlich waren es Byron, Heine und Uhland, welche die universellen Errungenschaften der französischen Revolution zum Gemeingute aller cultivirten Völker machten.

Unzweifelhaft ist die epochemachende Metamorphose, welche in den Jahren 1870/71 den germanischen über den romanischen Geist erhob und in der Reconstruirung des deutschen Kaiserthums ihre Krönung fand, der glorreiche Beginn einer weltumschaffenden Katastrophe. Aber eben blos der Beginn. Und deßhalb darf man sich darüber nicht täuschen, daß bis zu jener Pause, welche die Frucht derselben zeitigen wird, noch eine geraume Strecke Weges zurückzulegen ist. Noch sind der Papismus und die „struppigen Karyatidenhäupter" des Slaventhums der Cultur aus dem Wege zu räumen, bis der Abschluß dieser metamorphosirenden Epoche mit der Arbeit an einer neuen Weltanschauung begrüßt werden kann. Dann aber wird wiederum die Dichtung erblühen und ihre Missionäre hinaussenden unter die Völker. Sie wird Wunden heilen, welche der rastlose Kampf geschlagen, und die Genußfähigkeit erwecken, welche die rauhe Einseitigkeit der Politik unterdrückte. Denn das ist ihr Beruf, daß sie, wenn der Tag siegreich die Nacht niedergerungen hat, das Sonnenlicht einhertrage unter die erwachenden Volksgeister und sie erleuchte, wärme, befruchte. Das Geschlecht, welches heute im Kampfe um den neuen Tag sich zerreibt, wird längst vermodert sein, wenn der ungeduldig ersehnte Völkerfrühling einer neuen Dichtungsepoche den Sargdeckel zersprengt, unter dem er annoch im Winterschlafe ruht. Aber der Ruhm, ein gutes Stück Arbeit gethan zu haben im Dienste der großen Culturbewegung, welche einer neuen Epoche entgegenführt, wird ihm verbleiben, und es kann damit zufrieden sein:

Denn nicht Alles zugleich verliehn ja die Götter den Menschen.

Eine Aufgabe für die deutschen Künstler.

Von Ludwig Noiré.

Fr. Pecht nannte einmal die Kunst der Illustration eine wesentlich deutsche Kunst. Und in der That, so Großes auch bei den Franzosen namentlich Gustav Doré, bei den Engländern zahlreiche tüchtige Künstler geleistet haben, es hält mit der Fülle, dem Reichthum, der Mannigfaltigkeit, welche der deutsche Geist auf diesem Gebiete entfaltet hat, den Vergleich nicht aus. Prächtige landschaftliche Staffage, treue Wiedergabe des historischen Costüms, freie Behandlung des Gegenstandes in großer Auffassung, alles dies darf mit Recht bei jenen gerühmt werden; es liegt aber in dem allem eine gewisse vornehme Zurückhaltung, eine stolze Ablehnung der bildenden Kunst, welche für sich etwas bedeuten, ihren eigenen Geist zur Geltung bringen will und es verschmäht, in inniger Hingabe an das Dichterwerk dieses gleichsam nur in Bilder zu übersetzen. Letzteres ist die wahre Größe der deutschen Illustration und es wäre nicht schwer, diesen Vorzug auf die Eigenart des deutschen Geistes zurückzuführen, welcher das Fremde sich liebend anzueignen, in jede Gemüthsstimmung einzudringen und die Sprache des Waldes und des Meeres ebensowohl wie die „Stimmen der Völker in Liedern“ zu verstehen gelernt hat und darum auch, die fremden Reichthümer den eigenen Schätzen beigesellend, der getreueste Spiegel der Weltliteratur geworden ist.

Was ist nicht Alles Gegenstand der Illustration geworden? Von dem köstlich genialen Reinecke Fuchs, an welchem sich Kaulbach als den ebenbürtigen Meister bewährt hat, dem höchstens der Vorwurf gemacht werden könnte, daß er den Stoff zu geistreich aufgefaßt, zu sehr in die feinsten Pointen ausgearbeitet habe, — bis zu dem unvergleichlichen deutschen Lebensbilde „Hermann und Dorothea“, das die namhaftesten Künstler zur Darstellung verlockte, obgleich nur Einer, der uns leider nun auch entrissene Ramberg vermochte, sich zu der Höhe und dem Adel der dichterischen Intuition aufzuschwingen. Dabei soll nicht verschwiegen werden, daß die Illustration auch mehr als einmal fehlgegriffen und sich an Dingen versucht hat, welche ihrer Natur nach dieselbe spröde zurückweisen (wie z. B. Schiller'sche Gedankenpoesie), wobei dann höchstens eine kalte Allegoristerei oder ein Zwitterding hervorgeht, welches mit der Dichtung kaum etwas gemein hat, als den Titel. Auch Operntexte sind ein übler Vorwurf für die bildende Kunst; sie mögen noch so schön und tief empfunden sein, stets herrscht in ihnen eine gewisse technische Berechnung auf die Bühne, das Lampenlicht und die musikalische Begleitung vor. Nicht minder muß ich hier meine Abneigung gegen die sogenannten illustrirten Ausgaben unserer deutschen Klassiker aussprechen, welche meistens höchst mittelmäßige und werthlose Zeichnungen enthalten und dadurch nichts anderes erreichen, als die Phantasie zu fälschen, — das Bild, welches sich unsere Seele nach dem Dichterwerke viel schöner und edler ausgemalt hatte, zu verzerren — oder den noch unentwickelten Geschmack auf falsche Bahnen zu führen und die ruhige, stille Wirkung der wahren Poesie zu vereiteln.

Ein Stoff aber, der mir vor allen anderen zur Illustration geeignet scheint, ja unmittelbar dazu herauszufordern, ist bisher recht stiefmütterlich behandelt, gleichgültig übersehen oder — so vornehm herausgeputzt worden, daß er in dem anspruchsvollen Gewande, in der bauschigen Herausstaffirung sich selber nicht wieder erkannte, ich meine das Volkslied.

Das Volkslied! Welche unendliche Fülle von Melodien und Stimmungen durchwallen nicht jedes Deutschen Brust, sobald er dieses Wort hört. Wie seufzt nicht die wehmüthige Liebesklage, wie neckt der übermüthige Humor, wie lacht die spröde Schöne des gefoppten Liebhabers, wie heiter klingt das Geläute der Gläser, wie schmettert das Hifthorn in den Lüften, wie gewaltig braust der Schlachtgesang, wie todesmuthig schallt das ernste Glaubenslied!

Nur das deutsche Volkslied durchläuft die ganze reiche Tonleiter des menschlichen Empfindens, nur in ihm verklärt sich der poetische Abglanz der Welt, nur in ihm sind alle Freuden und Schmerzen, die das deutsche Herz erfahren, niedergelegt, es ist der Vertraute seines Zagens und Bangens, seiner Sehnsucht, seines Unwillens und seines Entzückens gewesen. Ein ununterbrochener Strom poetischen Nachhalls und unmittelbaren Wiederhalls seiner Gefühle begleitet es das Volk auf seiner Wanderung durch die Geschichte, und mehr als einmal wurde es selbst zu einer wahrhaft historischen Macht, sei es, daß in ihm die Begeisterung stürmisch aufflammte zu vernichtender Glut, sei es, daß das Sehnen und Hoffen in seine vertrauten Klänge sich flüchtete und ausharrte in drangsalvollen Stunden. Die Befreiung des deutschen Geistes läßt sich an seinen Liedern erzählen; das lutherische Glaubenslied verbreitete und besiegelte die Reformation; das Volkslied war der Mosesstab, mit welchem Herder und Goethe den scheinbar versiegten Born der nationalen Poesie aus dem Felsen schlugen; des Knaben Wunderhorn schüttete Perlen und köstliches Geschmeide in die trübe Zeit der nationalen Knechtung; wie schmetternder Trompetenklang erweckte das Lied die entschlafene Nation zu neuem Leben, es wurde dann wieder zur Trösteinsamkeit in den langen Jahren der Reaction, — um jubelnd hervorzutreten, als der letzte Entscheidungskampf zugleich die Abwehr des fremden Uebermuths und die Erfüllung seines höchsten, heißesten Herzenswunsches herbeiführte.

Kein anderes Volk vermag sich eines ähnlichen unversiegbar quellenden Borns ursprünglich heimatlicher Poesie zu rühmen, wie das deutsche. Auch Frankreich hatte seine Volkslieder, die theils den Reflex der mittelalterigen Heldensage, theils den innigen Herzenston des unmittelbar Erlebten mit der diesem Volke eigenthümlichen Grazie vermählten; ein Seelenverwandter Heine's, der unglückliche Gérard de Nerval, gibt Proben von diesen Liedern und beklagt die Vergessenheit, der sie anheimgefallen. Und wir können ihm in der That nur beistimmen, denn es weht uns die ganze Innigkeit und Treuherzigkeit unserer eigenen Volkspoesie entgegen in Strophen wie:

Si j'étais hirondelle,
Que je puisse voler,
Sur votre sein, la belle,
J'irais me reposer!

Wer erkennt hier nicht unser: Wenn ich ein Vöglein wär? Und hätte die deutsche Dichtung wohl Ursache, sich des folgenden Anfangs eines bretonischen Liebeslieds zu schämen:

Die Turteltaube will ein Nest,
Der müde Leib verlangt ein Grab,
Die Seele fliegt zum Paradies,
Mich aber sehnt's nach deiner Brust.

Alle diese Wässerlein kamen aber nicht zu Hauf, sondern mußten unbemerkt und wirkungslos in der Tiefe versanden, weil die conventionelle Poesie, die mit Richelieu und Ludwig XIV. sich inthronirte, nichts anerkennen wollte, als das hohle, inhaltleere, den Stelzengang der Pseudo-Classik affectirende Pathos und die galante, geistreiche Salonreimerei. Dem Volke blieb daher nichts als der blasse Abklatsch dieser Dichtung der guten Gesellschaft: auf leiernde Melodien angepaßtes klägliches Liebes-

girren, und die noch immer funkensprühende, den esprit gaulois nicht verleugnende chanson, die freilich als Bänkelsängerin von den feinen Salons ausgeschlossen blieb, bis ein Pariser Kind es wagte, sie zu seiner Muse zu erwählen und mit ihr Höhen zu erfliegen, von welchen die steife, academische Phrase auf ewig verbannt bleibt. Nur ein- oder zweimal entzündeten die großen Ereignisse die ursprüngliche poetische Kraft und vereinigten das den Franzosen immer eigene Pathos mit volksthümlichem Inhalt; ich meine das Lied, welches durch die Begeisterung der großen Revolution den Pulsschlag gewann und ihr wieder den gewaltigen Taktschritt verlieh, die Marseillaise, neben welcher nur noch die sich freilich an eine alte deutsche Volksmelodie anlehnende Parisienne genannt werden darf.

In dem italienischen Liede klingt die süße Liebesklage in melodischen Tönen, ein Nachhall des alten Minnegesangs, ebenso musikalisch und ebenso eintönig wie dieser. Wer sich von dem Zauber der Sprache und von der einschmeichelnden Wirkung dieser Lieder eine Vorstellung machen will, der lese das meisterhafte Gedicht Goethe's: O gieb vom weichen Pfühle — mit dem Refrain: Schlafe, was willst du mehr?

Die slawischen Volkslieder, in ihren Molltonarten einer wehmüthigen Klage Ausdruck verleihend, sind auch in Deutschland durch manchen Vertreter bekannt, namentlich „der rothe Sarafan", „der Dreispann", „die Nachtigall" u. A., sowie die patriotisch zündenden Polenlieder.

In dem deutschen Volksliede erscheint dagegen neben der frischen Ursprünglichkeit und Wahrheit die innige Antheilnahme an der Welt und allen ihren Verhältnissen. Der Name Volkslieder ist erst durch Herder eingebürgert, früher gab es eigentlich nur Standeslieder, d. h. der Reiter, der über die Haide fliegt, der Bergknappe, der sich anschickt zu seinem mühseligen Tagewerk, der Jäger, der im grünen Wald sein mannlich Vergnügen sucht, die guten Gesellen, die sich zu Tanz und fröhlicher Gemeinschaft vereinen, der Landsknecht, der im Frühroth auszieht mit seinem Herrn, sie alle haben ihre Lieder, und eben weil diese wie wilde Blumen auf dem ursprünglichen Boden erwachsen sind, verrathen sie durch Duft, Farbe und Gestalt die vollkommene Uebereinstimmung mit ihrem Standorte, die frische Ursprünglichkeit, die so kerngesund uns anlacht oder anweint, bei der so gar nichts Gesuchtes, Gemachtes, Erkünsteltes, noch weniger aber etwas Gewolltes oder Unwahres anzutreffen ist. Dieselbe Naivetät, die uns in der altdeutschen Malerschule so lieblich anmuthet und die keine heutige Farbenwirkung, keine Gelehrsamkeit, keine antiquarische Genauigkeit zu überbieten vermag, spricht auch aus dem alten Volksliede zu unserem Herzen.

Von dem Volksliede lernte die deutsche Dichtung wieder, daß alles Aechte und Wahre ursprünglich einfach und volksthümlich sein müsse. Die Ueberflogenheit der Kunstdichtung, die Ueberfeinerung und Gesuchtheit, die Zierpupperei und lastende Gelehrsamkeit waren die Krankheiten, von denen es die deutsche Dichtung als ein rechter Naturarzt befreite; es war der Jungbrunnen, welcher alle Greisenhaftigkeit und Abgelebtheit von ihr nahm. So oft in der Kunstdichtung reflektirte Manier, so oft falsche Sentimentalität, Modegeschmack, Gefühlsduselei überhand nahm, war es stets der helle treuherzige Ton des Volkslieds, der die Herzen bezwang und jene beschämte.

Daß ein solches Kleinod auch von den besten Geistern treu gepflegt, in gute Obhut genommen und vor dem Vergessen bewahrt wurde, läßt sich denken. Außer Goethe und Herder, den tief Verständnißvollen, A. von Arnim und Cl. Brentano, welche die Volkslieder zuerst zum Gemeingut des Volkes machten, sind ganz besonders Ludw. Uhland und Hoffmann von Fallersleben zu rühmen, als eigentliche Bereicherer und Erweiterer des Schatzes: denn außer fleißiger hingebender Sammlerthätigkeit und wahrhaft poetischer Interpretation haben die beiden Männer in ihren Dichtungen den ächten Volkston in einer Weise getroffen, wie es seit Goethe keinem anderen Dichter gelungen ist.

Was das Eigenthümliche des Volkslieds ist, das wissen wir alle und doch ist diese Frage vielfach Gegenstand literar-ästhetischer Untersuchung geworden. Fast überall kann man lesen, daß es unmittelbar aus dem Volke hervorwächst, daß der

Dichter zurücktritt, daß der oder jener eine Strophe dazu dichtet, daß es also recht eigentlich ein anonymes Werk ist. Ich kann dieser Ansicht nicht beipflichten, umsoweniger, da in vielen, namentlich Soldatenliedern das Streben sehr deutlich hervortritt, die Person des Verfassers in das Lied einzuflechten, z. B.:

Wer hat denn dieses Lied erdacht?
Es haben's zwei Soldaten gemacht.

Und das Lied auf den Herzog Ulrich von Württemberg (1516) nennt am Schlusse sogar den Dichter Hans Umpferlin, welcher zwölf lebendige Kinder habe und unter diesen sieben unerwachsene, er sei nicht reich u. s. w. Man sollte doch billig bedenken, wie Volkslieder entstehen und sich verbreiten. Grade das große lebendige Interesse, welches das Volk an der Sache nimmt, läßt die Frage nach dem Verfasser gar nicht aufkommen. Wer die großartigsten Volkshymnen gedichtet, ist heute noch Gegenstand der Controverse, und der „Wacht am Rhein" wäre es in früheren Jahrhunderten nicht besser ergangen als den übrigen Volksliedern. In unserem schreibseligen Zeitalter freilich steht die müßige Gelehrsamkeit auf der Lauer, um die Lebensverhältnisse Max Schneckenburgers und viele andere Dinge ans Licht zu ziehen, die ebenso schnell wieder vergessen werden, als sie für einen Augenblick die Neugier der Menge unterhalten.

Es ist hier wie überall der glückliche Wurf, die rechte Inspiration des Augenblicks, welche den Dichter erweckt und einen unmittelbaren Wiederhall in den weitesten Kreisen findet. Sangeslust ist des Deutschen Vorrecht und schon Tacitus erwähnt die Lieder, mit denen unsere Vorfahren ihre Helden besangen. Und die Limpurger Chronik berichtet treulich am Schlusse jedes Jahres: „In diesem Jahre sang und pfiff man das Lied 2c." Mag Vilmar noch so sehr dagegen polemisiren, „Prinz Eugenius, der edle Ritter" ist ein ächtes Volkslied trotz seinen barocken Fremdwörtern, denn es fand als Heldenlied den Weg zum Herzen des Volkes und erhielt sich darin, was aller gelehrten Kritik entgegen über seinen Werth entscheidet. Freilich that die Melodie das ihrige, aber beim Volksliede sind Melodie und Lied eins, und sobald die erstere überwiegt und das letztere sein Interesse verliert, gebiert die Melodie ein neues Lied, das häufig an seinen vergessenen Vorgänger erinnert. So sind die alten Wächterlieder oder Tageweisen, die den Liebenden zum Aufbruch mahnen, zu protestantischen Chorälen geworden, und in unseren Tagen hat Em. Geibel einen dieser schönen Choräle: „Wachet auf, ruft uns die Stimme" wieder zu einem patriotischen Liede umgedichtet.

Nicht zu übersehen ist dabei, daß das in allem Naturwerden waltende Gesetz, wornach das Schwache, Gebrechliche, Unwerthe von selbst erliegt und nur das Bedeutende sich fortpflanzt, auch beim Volksliede die untrügliche Auswahl getroffen hat. Viel Geringes, Gewöhnliches, Plattes sprießt wie in der Kunstdichtung, so auch im Volksliede alljährlich auf, es geht unter, und nur das Aechte und wahrhaft Schöne erhält sich. Thöricht war der Tadel, der die Herausgeber von „des Knaben Wunderhorn" traf, daß sie so Manches verändert, umgedichtet, ergänzt hatten. Sie hätten einfach erwidern können: „Wir sind auch Volk und verstehen seine Weise." Und A. von Arnim bemerkt zur zweiten Auflage: „Mögen Andere an unsere Lieder die Liebe wenden, die wir an jene alten gewendet; statt um Entschuldigung bei den Lesern zu bitten, daß wir so manches in den Liedern änderten, bitte ich jetzt um Nachsicht, daß nicht noch so manches andere darin gerundet, gekürzt und ergänzt ist; habe ich doch von Musikfreunden beim Einsingen so manche lobenswerthe Aenderung aus dem Stegreife dazu erfinden hören, auf die wir früher auch wohl bei wiederholter Ansicht hätten fallen können. Sucht jeder sinnige Leser, wenn ihn eins dieser Lieder innerlich berührte, alles ihn Störende wegzuräumen, alles hinzuzufügen, was es in ihm bildete und anregte, so hat unser Bemühen sein höchstes Ziel erreicht und wir verschwinden unter der Menge sorgfältiger und erfindsamer Mitherausgeber des Wunderhorns."

Der lebendige und innige Antheil, den das Volk noch heute an seinen Liedern nimmt, spricht hier aus dem Munde des Herausgebers. Und darum darf es uns

erlaubt sein, den Begriff des Volkslieds heute in weitere Grenzen einzuschließen und ihn an dem unzweifelhaft echten Probirstein zu prüfen, welcher durch den Bestand in einer langen Zeit, ungeschwächtes Interesse und Aufnahme in allen Kreisen gebildet wird. Oder gibt es wohl ein anderes Kennzeichen für das wahre Lied, als daß alle oder doch eine große Mehrzahl Gleichgestimmter das Bedürfniß fühlen, in den angeschlagenen Ton sofort mit einzustimmen, daß es demnach mit voller und ungehemmter Lust unmittelbar Allen aus der tiefsten Seele hervorquillt? Ich wills an einem Beispiel klar machen.

So mancher Aesthetiker und Kunstkritiker hat schon Arndt's Vaterlandslied mit seinen vielen Fragen und geographischen Aufzählungen als durchaus undichterisch verurtheilt. Ich sollte eines Tages erleben, was an diesem kritischen Gewäsche Wahres ist. Es war im Jahr 1860, bei Gelegenheit eines großen mittelrheinischen Musikfestes. In dem herrlichen Garten der neuen Anlage hatten sich die verbündeten Vereine zu einem Abendfeste versammelt. Der Mond glänzte prächtig in den Fluten des unten vorüberfließenden Rheins und Tausende von Menschen drängten sich in den Wegen und Pfaden des dichtbelaubten, weitausgedehnten Lustgartens. Zum Schlusse erstiegen die Sänger die Tribüne und sangen das Arndt'sche Lied. Als sie nun an die Worte kamen: „Das ganze Deutschland soll es sein", da durchfuhr es wie ein elektrischer Schlag die versammelte Menge, das Lied wurde unterbrochen durch tausend und tausendstimmiges Hoch! Tücher und Hüte flogen in die Luft und es wollte kein Ende nehmen des lauter und immer lauter brausenden — Jubels, darf ich nicht sagen, denn ich bin überzeugt, daß es den Meisten ging, wie mir, daß sie sich Mühe gaben, ihre Thränen hinabzuwürgen. In diesem Liede lag die ganze Sehnsucht eines großen Volkes, in ihm wurde sein innerster Herzschlag laut, es war aber auch das Lied der Verheißung. Zehn Jahre später vernahm der Rhein dasselbe Lied, es verkündete die Erfüllung.

Thörichter Wahn ist es, zu glauben, daß die Lieder vom „armen Schwartenhals", vom „Lindenschmid" oder die alten Landsknechtlieder, die da singen:

> In Wammes und Halbhosen muß er springen,
> Schnee, Regen, Wind alles achten geringe
> und hart liegen für gute Speis;
> mancher wollt gerne schwitzen,
> wenn ihm möcht werden heiß.

als Volkslieder sich neu beleben ließen oder daß für sie ein anderes Interesse als das des Kritikers und Literarhistorikers wieder erweckt werden könnte. Ebensowenig wird Jemand trotz ihrer poetischen Unschuld Liedern wie:

> Er nahm sie gleich in seinen Arm,
> Da war sie kalt und nicht mehr warm.
> Geschwind, geschwind bringt mir ein Licht,
> Sonst stirbt mein Schatz, deß Niemand sicht,

oder dem zopfigen: „Die Gedanken sind frei" oder „Pharamund und Lore" oder dem 1830 entstandenen und beim Volke vielgesungenen „Meister Müller, thut mal sehen" und vielen anderen den Zugang zum Herzen des Volkes wünschen oder ein erneutes Interesse dafür erwarten. Ihre Zeit ist vorüber, sie werden nicht wieder gesungen werden, so wenig als die Siegwartslieder, die einst das Entzücken des thränenseligen Deutschlands ausmachten, so wenig als die der genügsamen Philisterei entstammten: „Freut Euch des Lebens" oder „Guter Mond" oder auch „O du Deutschland, ich muß marschiren" und Aehnliches. Wer sich recht überzeugen will, wie das Volkslied in einer beständigen Umbildung begriffen ist, der versuche es einmal, das liebliche, in der Herder'schen Uebertragung und mit der Silcher'schen Melodie allenthalben gesungene „Aennchen von Tharau" nach dem Originaltext von Simon Dach zu singen. Er wird dann am besten erkennen, daß es ein eitles Unterfangen wäre, die historische Treue auf Kosten der lebendigen Wirkung behaupten zu wollen.

Nicht mindere Thorheit wäre es aber, alles das, was aus den Tagen des alten

Volkslieds noch zu uns herüberhallt und seine ursprüngliche Frische bewahrt hat, sowie das, was jener Urstrom gesundester Poesie bei unseren Dichtern und Musikern Verwandtes erweckt hat, als ein Vergangenes, Abgethanes anzusehen und nicht vielmehr mit aller Kraft dahin zu wirken, daß dieser reiche Schatz im Herzen und Munde unseres Volkes fortlebe, daß sein Interesse dafür wach erhalten bleibe, Vergessenes wieder aufgefrischt, anderes, was seiner würdig, ihm aber noch verschlossen ist, dem Verständnisse zugänglich gemacht werde. Und da es eine ausgemachte Wahrheit ist, daß trotz der Pflege des Kunstgesangs in Schulen und Vereinen, der eigentliche Volksgesang immer mehr verstummt, so halte ich es für ein sehr verdienstliches Unternehmen, die Neubelebung des letzteren auf jede Weise zu fördern, damit nicht vor lauter Concerten, Theatern, Gedichtsammlungen, Albums und Gelegenheitsreimereien das Volk um seinen schönsten und nationalsten Reichthum betrogen werde. Wie bald würde der fremde Ungeschmack von unseren Bühnen verschwinden, wenn das Volk wieder Sinn und Interesse für seinen ursprünglichen Besitz gewänne, wenn es wieder seine Lieder singen lernte.

Richard Wagner rühmt von Beethoven: „Ein unermeßlicher Gewinn zeigt sich sofort für jedes menschliche Gemüth durch den der Hauptform aller Musik, der Melodie, von Beethoven verliehenen Charakter, als welcher jetzt die höchste Natureinfachheit wieder gewonnen ist, als der Born, aus welchem die Melodie zu jeder Zeit und bei jedem Bedürfnisse sich erneuert, und bis zur höchsten, reichsten Mannigfaltigkeit sich ernährt. Und dieses dürfen wir unter dem Einen, Allen verständlichen Begriff fassen: Die Melodie ist durch Beethoven von dem Einflusse der Mode und des wechselnden Geschmacks emancipirt, zum ewig giltigen, rein menschlichen Typus erhoben worden. Beethovens Musik wird zu jeder Zeit verstanden werden, während die Musik seiner Vorgänger größtentheils nur unter Vermittlung kunstgeschichtlicher Reflexion uns verständlich bleiben wird."

Was unsere großen Meister durch ihr Anlehnen an das Volksthümliche erworben und Größtes geleistet, darauf hat das Volk einen wohlbegründeten Anspruch. Die Keime, die in ihm lagen und zu höchster Kunstgestaltung sich entwickelten, sie sollten auch zu seiner eigenen Veredlung den Samen ausstreuen. Und ein Volksliederbuch scheint mir der wahre Blumengarten, von dem diese Veredlung ausgehen sollte.

Ist aber der Sinn für die große Schönheit unserer Dichtungen in Wort und Melodie erstorben oder stumpfer geworden, dann sollte die zeichnende Kunst zu Hülfe kommen und der Anschauung wieder die reiche Poesie eröffnen, welche in diesen Liedern wohnt; hier hätte die Illustration ihre höchste und schönste Aufgabe. Und welch' reicher Lohn für den echten und großen Künstler, unmittelbar mit diesen Liedern zu gelangen in das Herz des Volkes, dort zu wohnen, zu wirken, zu veredeln und dadurch tausendfältige Frucht zu zeitigen! Wohl giebt es eine Anzahl derartiger Liederbücher, sie erfüllen aber nicht den Zweck, ihre Ausstattung ist vornehm, und demgemäß treten auch die Bilder mit einer Art von Zurückhaltung und Prätension auf, man sieht ihnen an, daß sie für die Salons und nicht für Haus und Hütte bestimmt sind. Ein Büchlein, das Anfangs der vierziger Jahre erschien: „Alte und neue Volkslieder mit Bildern und Singweisen von L. Richter" in einfacher, schlichter Form, aber mit köstlichen Bildern, aus der reichen urdeutschen Gestaltungskraft des verehrten Meisters geschöpft, wäre das wahre Vorbild für ein solches Buch.

Dieser Gedanke beschäftigte mich unmittelbar nach Beendigung des Kriegs; ich hielt es für einen zeitgemäßen Vorschlag, dem deutschen Volke den Kranz seiner Lieder neu und frisch zu flechten und ihn als eine reiche, aber anspruchslose Gabe dem Genius der Nation zu überreichen. Ein solches Buch, von den tüchtigsten Meistern illustrirt, sollte dem deutschen Volke den Spiegel seiner treuen und lieben Seelen- und Gemüthseigenschaften vorhalten. Es sollte ein lebendiges Liederbuch werden, für viele Tausende ein vertrauter Freund, eine weihevolle Stimme, in Stunden der Sammlung eine erhebende und veredelnde Anregung.

Manche Künstler, mit denen ich davon redete, gingen lebhaft, ja begeistert auf diesen Gedanken ein. Sie erfaßten unmittelbar den großen Gewinn, der sowohl dem nationalen Leben, als der Läuterung und Erhebung des Geschmacks in den weitesten Kreisen daraus erwachsen müßte. „Ja, sagte mir Einer, das ist ein wahrer und richtiger Gedanke, das poetische Wort, die Macht der Melodie und das anschauliche Bild vereinigt, es ist ein Reichthum, der überall auf's Glücklichste seinen Segen verbreiten wird. Soll die Veredlung des Volkes durch das Schöne stattfinden, wie heutzutage überall gefordert wird, dann, müssen wir sagen, ist das Beste eben gut genug; dann muß angeknüpft werden an die ursprünglichsten und nationalsten Wurzeln, an das was an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten erwachsen, aber Allen gemeinsam geworden ist; an das was ebensowohl das Andenken seiner Großthaten und Heldenkämpfe, als seine innigsten, trautesten Empfindungen, sein Stillleben, seinen Humor und seine Lebensfreude, wie sein Sehnen und seine Trauer in sich schließt. Da wüßte ich denn kaum einen glücklicheren Gedanken, als den Ihrigen, um ein solches Ziel zu erreichen. Ein solches Buch müßte, das Kostbarste und Edelste enthaltend, für Deutschland das werden, was einst die homerischen Gesänge für das Griechenvolk, von Jung und Alt, von Palast und Hütte mit Freuden begrüßt, in hunderttausend Exemplaren verbreitet werden. Ich bin überzeugt, Sie werden mit Ihrer Idee überall Anklang finden; denn welcher deutsche Künstler hat nicht Ein Lieblingslied, das auf seine Phantasie besonders anregend wirkt, das er denn auch mit besonderer Vorliebe illustriren und als ein dem deutschen Volke gewidmetes Geschenk darbringen wird."

Die lebhafte Theilnahme regte mich freudig an; wir begannen die Sache in's Einzelne zu besprechen und waren schon über die Anlage des Buchs einigermaßen in's Reine gekommen. Es verstand sich von selbst, daß die Widmung keine andere sein dürfe, als die innigen, tiefempfundenen Worte Uhland's:

Dir möcht' ich diese Lieder weihen,
Geliebtes deutsches Vaterland,
Denn dir, dem auferstandnen, neuen,
Ist all mein Sinnen zugewandt.

Doch Heldenblut ist dir geflossen,
Dir sank der Jugend schönste Zier,
Nach solchen Opfern, heilig großen,
Was gälten diese Lieder dir?

Von Heldenliedern durften natürlich weder Prinz Eugen, noch das gewaltige Blücherlied fehlen, aber auch „Lützow's wilde Jagd", „Das Volk steht auf" und das edle: „Stehe fest o Vaterland" mußten an die große Zeit der Befreiung mahnen. Unter den Liebesliedern eine Auswahl zu treffen hielt schwer; denn da war eine solche Fülle, daß eine strenge Sichtung kaum möglich schien, und daß wir ungern eins auf Kosten des anderen bevorzugt sahen. Ebenso ging es uns mit den Trink- und Zechliedern. Von Opernliedern wollten wir Beide nichts wissen, dagegen glaubten wir für das echt deutsche: „Einsam bin ich nicht alleine" eine Ausnahme machen zu dürfen. Die Lieder, für welche sich das deutsche Volk bereits entschieden, obgleich sie nicht direct aus der Tiefe des Volkslebens erwachsen sind, z. B. die Lorelei, Die Capelle, Schäfers Sonntagslied, Das Schifflein, Leise zieht durch mein Gemüth und das unvergleichliche „Mailied" mit Beethoven's Melodie, sollten als duftige Blüthen neuesten Ursprungs sich mit den älteren vermischen. „Der Jäger aus Kurpfalz", „Frisch auf zum fröhlichen Jagen" sollten unter: „Es lebe was auf Erden" und „Wer hat dich du schöner Wald" den Jagdchor vervollständigen. Alte Kriegslieder, wie „D'rum gehet tapfer an" und „Kein schönrer Tod ist auf der Welt", sollten auf das „Gebet während der Schlacht", „Der Gott der Eisen wachsen ließ" und „Die Wacht am Rhein" hinüberleiten. Aus dem köstlichen Schatz der Kinderlieder wählten wir besonders das liebliche: „Auf Bergen da wehen" und das Wiegenlied „Schlaf Herzenssöhnchen". „Wie kommt's, daß du so traurig bist" gefiel uns am besten in Holländer's Composition. Das unvergleichliche „Aus der Jugendzeit" von Rückert erhielt eine eigene Bevorzugung. Auch an religiösen Liedern gingen wir nicht vorbei, ohne einige zu pflücken, namentlich die beiden Psalmen: „Gott Deine Güte reicht" und „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre" von Beethoven, sowie das „Weihnachts-

lied“ und „Ein' feste Burg“ von Luther. Sollten auch einige fremdländische Blüthen eingeflochten werden, so entschieden wir uns für „O sanctissima“, „Lang', lang' ist's her“ und den herrlichen Weihnachts-Choral: „Adeste fideles“. Daß dabei auch der deutsche Humor, hie und da untermischt, die sanfte Klage und das ernste Lied angenehm unterbrechen sollte, versteht sich von selbst. Auch Handwerksburschen, Musikanten und andre fahrende Leute haben ja so reichen Beitrag zum Volksliede geliefert, es versteht sich, daß sie unter unsere Lieblinge mit aufgenommen werden. „Die drei Burschen“ und „Der gute Kamerad“ von Uhland durften nicht fehlen, aber auch das alte Soldatenlied: „Es zogen drei Regimenter wohl über den Rhein“ mit seiner unwiderstehlich gewaltigen Weise mußte sich anschließen. Ueberhaupt gedachten wir einige alte Volksweisen durch Unterlegung von zeitgemäßen Texten wieder zu erneuern und dem Volksbewußtsein näher zu bringen.

„Ich sage Ihnen,“ rief der Künstler erfreut, „es wird das ein herrliches Volksbuch werden, in sinniger schöner Anordnung jedes empfängliche Herz erfreuend. Es wird sich gestalten wie eine sonnige Landschaft mit Lerchengesang, rieselnden Bächlein und Waldeskühle, mit frischen munteren Burschen und frischen Mägdlein, Kränze im Haar und Maien in der Hand, daneben wieder der Ausblick auf die ewigen Berge, an deren Fuße die trauten Hütten mit glücklichen Paaren und spielenden Kindern sich anlehnen und Alles so ächt, so wahr, nur vergoldet von dem Glanze der heimathlichen Sonne!“

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Soll ich nun auch berichten, welchen Erfolg unser schöner, so warm empfundener Plan in der Wirklichkeit hatte? Fast schäme ich mich. Ich schrieb an den angesehensten Kunstverlag, setzte weitläufig meine Idee auseinander, redete von den lebhaften Sympathien, welche sie überall gefunden hatte, sprach von dem kaum zu bezweifelnden Erfolg, der nachhaltigen, segensreichen Wirkung. Nach einigen Tagen aber erhielt ich ein Antwortschreiben: „Sehr anerkennend — leider nicht ausführbar — wird scheitern an der Gleichgültigkeit des Publicums — unsere besten, von den trefflichsten Künstlern gezeichneten Bilder blieben uns liegen — dagegen der baare Unsinn, das tollste Zeug fand reißenden Absatz. Traurig, aber wahr!“

Ideal und Wirklichkeit! Ich habe aber die Hoffnung und den Muth noch nicht verloren. Um so weniger, als von Zeit zu Zeit Anfragen an mich ergehen, ob ich nicht ein — englisches oder französisches Werk kenne, welches sich zur Illustration besonders eignen dürfte!!

Und doch würden gerade auf ein Buch, wie ich es im Sinne hatte, die schönen Worte Goethe's, mit denen er „des Knaben Wunderhorn“ begrüßte, vorzüglich passen:

„Von Rechts wegen sollte dieses Büchlein in jedem Hause, wo frische Menschen wohnen, am Fenster, unterm Spiegel, oder wo sonst Gesang- und Kochbücher zu liegen pflegen, zu finden sein, um aufgeschlagen zu werden in jedem Augenblicke der Stimmung oder Unstimmung, wo man dann immer etwas Gleichtönendes oder Anregendes fände, wenn man auch allenfalls das Blatt ein paarmal umschlagen müßte.“

Würden dann diese Lieder nach und nach in ihrem eigenen Ton- und Klangelemente von Ohr zu Ohr, von Mund zu Mund getragen, kehrten sie allmählich, belebt und verherrlicht, zum Volke zurück, von dem sie zum Theil gewissermaßen ausgegangen, so könnte man sagen, das Büchlein habe seine Bestimmung erfüllt und könnte nun wieder als geschrieben und gedruckt verloren gehen, weil es in Leben und Bildung der Nation übergegangen.

———

Aphorismen über Heinrich Heine.

Von Eduard Grisebach.

Das vielleicht vollendetste Gedicht des Romanzero-Dichters ist das erst aus seinem Nachlaß veröffentlichte „Bimini“. Sein Held ist einer der spanischen Conquistadores, welcher ein Schiff ausrüstet, um die Insel aufzusuchen, wo nach der cubanischen Sage der Quell der ewigen Jugend fließt. Er umgiebt sich mit einer Schaar von Freunden und Weibern, alle alt wie er, und sie ziehen sich jugendliche Kleider an, um am Ziele der Reise angekommen, sogleich das passende Costüm anzuhaben. Und so kreuzt er Jahre lang auf dem Meere umher und

Während er die Jugend suchet
Wird er täglich alt und älter,

bis der Tod ihn belehrt, daß die wahre Quelle der Verjüngung das Wasser des Lethe ist.

Hier hat der Dichter selber „unjung und nicht mehr ganz gesund“ uns eine allgemein gültige Idee in konkreteste Form gekleidet, hier ist das Abstraktum zum Symbol verkörpert, und das Höchste geleistet was die Poesie überhaupt leisten kann. Bimini ist durch keine, dem Stoffe fremde Zuthaten in seiner reinen Wirkung beeinträchtigt. Das Gedicht hat die strengste künstlerische Einheit und zugleich das allerreichste Detail der Schilderung.

Im Detail kommen diesem Schwanengesang des Dichters mehrere Dichtungen des Romanzero gleich, an künstlerischer Einheit keines, außer vielleicht das kürzere Gedicht von der „Prinzessin Sabbath“, in welcher das Heil und der Fluch des Judenthums unübertrefflich symbolisirt wird.

Jenem, die größten poetischen Schönheiten im Einzelnen enthaltenden Gedichte von „Montezuma“ fehlt die künstlerische Geschlossenheit in einem besonders auffallenden Grade. Namentlich stört jene Episode, wo sich der Dichter selbst unterbricht mit der absurden Verherrlichung seines „besten Heros“, nämlich des Moses, mitten in dem Kortez-Epos. Hier ging der Jude mit ihm durch, und so verhindert ihn hier seine Nationalität ein ganz großer Dichter zu sein, wie sie ihn vielleicht verhinderte, ein wahrer deutscher Patriot zu sein.

Dies Mexikogedicht ist sonst reich an einzigen Schönheiten: so gleich der Eingang, die Schilderung der neuen Welt; so das Ende des einen Gesanges, wo die gefangenen Spanier in der Stadt Mexiko hingerichtet werden und der Feldherr mit Wenigen der Seinen auf der Landzunge drüben, unter den Trauerweiden, zusieht, und wie sich Kortez die Thränen aus den Augen wischt

Mit dem rauhen Büffelhandschuh

— das, das ist Poesie!

Fast nur aus Episoden zusammengesetzt ist „Jehuda ben Halevy“, freilich kostbare Perlen der Poesie einschließend. Es ist die Jugendreligion des Dichters, welche

ihm diese rührendsten Töne eingiebt, die aber hier, wo er den jüdischen Dichterkollegen schildert, ebenso an ihrem Orte sind, wie sie das Kortez-Gedicht störend unterbrachen. Die jüdische Abstammung Heines und die von seiner streng-orthodoxen Mutter geleitete Erziehung machten in seinen späteren Mannesjahren ihr Recht wieder geltend. Jene tiefsinnige, ganz der symbolischen Poesie angehörende Dichtung von der wilden Jagd im „Atta Troll“ umwebt mit den süßesten Tönen der Poesie die Gestalt der Herodias:

Ja sie liebte einst Johannem,
In der Bibel steht es nicht,
Doch im Volke lebt die Sage
Von Herodias blutger Liebe

und klingt tiefergreifend in die Klage um das verlorene Jeruscholaym aus.

An Herodias gemahnt den Dichter auch der Tanz der „Königin Pomare“; in jenem brillanten Gedicht, worin er die Tragik der modernen Hetäre, das Thema der langathmigen Romanoktavbände der Franzosen, in wenigen, unvergänglichen Strichen zeichnet; wie er andrerseits die Tragik der reinen, aber unglücklichen Liebe in jenen vier Strophen von dem Sklaven aus dem Stamm der Asra und der schönen Sultanstochter durch ein Bild voll unbeschreiblichen poetischen Zaubers darzustellen wußte.

Eine tiefe Symbolik liegt auch den Gedichten des „Romanzero“ zu Grunde, welche die Geschichte oder die Mythologie humoristisch auffassen, wie „Die Tochter Rhampsinits“, die Vision im Schlosse zu Versailles, der „Apollogott“ oder auch jenes Poem von dem König von Mahavasant und seinem weißen Elefanten. Weit entfernt, daß diese Dichtungen den Vorwurf der Frivolität verdienten, merkte schon Schopenhauer den Ernst hinter all diesen Scherzen und Possen. Heine hat sich hier vom Witz seiner Jugendgedichte zum Humor des Mannes erhoben, zum Humor, der, wie er selbst sagt, die lächelnde Thräne im Wappen hat.

Mit „Bimini“ und den sich daran schließenden Gedichten hat Heinrich Heine die Bahn weiter verfolgt, die Goethe mit der „Braut von Korinth“, dem „Mahadöh“ und namentlich mit seinem Gedicht „Legende“:

Wasser holen ging die reine
Schöne Frau des hohen Bramen

eröffnet hat. Denn dies Gedicht entfaltet auch in anschaulich konkreter Gestalt eine tiefste Idee, es ist symbolisch. Die poetische Symbolik ist aber himmelweit verschieden von der immer abstrakt bleibenden Allegorie, wovon Goethes Gedicht „Geheimnisse“ ein abschreckendes Beispiel ist. Theoretisch verstand Goethe die Sache aber sehr gut und bezeichnete sehr richtig (1811, bei Riemer) den Chevalier de Grieux und sein Manon Lescaut als „sinnliche Abstrakta der Kunst“.

Noch weit unmittelbarer als an Goethe schließt sich Heine jedoch an Brentano an, dessen Rosenkranzlegende die Symbolik zuerst zum alleingültigen poetischen Princip zu erheben unternahm. Und nicht nur das symbolische Princip eignete sich Heine von dem Romantiker an, auch die Form seiner oben erwähnten Dichtungen ist ganz direkt von Brentano adoptirt.

Wie der Held in Bimini steht Cosme in der 2. Romanze vom Rosenkranz am Strand des Meeres:

„Aus dem Wasserspiegel mahnt
Ihn des Alters ernster Bote:
Du wirst bald die Schuld bezahlen!
Spricht des Hauptes Silberlocke.

Wie sehr erinnert an verschiedene Verse Heines folgender Seufzer Brentanos:

Ach, es spiegeln sich die Sterne
An dem blanken, bösen Dolche.
Ach! wie schrecklich sind die Sterne,
Denkt im Herzen Jacopone.

Unbekümmert um mein Elend
Spielen sie mit meinem Dolch.

Und jene glänzende Episode in der III. Abtheilung des Jehuda ben Halevy vor dem Kästchen, in welches Alexander „die Gedichte des ambrosischen Homeros" gelegt und des Kästchens fernere Wanderung: in der IX. Rosenkranzromanze hat diese Stelle ihr ganz unzweifelhaftes Vorbild: Apone erhält hier das Mysterienbuch von Moles, welcher dabei erzählt:

„Mir gabs meine selge Mutter,
Die drum einen Mönch ermordet,
Der es in dem Sarg gefunden
Eines zauberischen Mohren!

Der von einem alten Juden
Es getauscht um heilge Brode
Wahren Leibs und wahren Blutes,
Die er vom Altar gestohlen!

Und der Jude, einen Hunnen
Hat er um das Buch betrogen,
Der von einem Arzt beim Sturme
Von Cracovia es erobert.

Und der Arzt kam zu dem Buche
Durch die Erbschaft eines Kopten,
Dessen Stamm durch manch Jahrhundert
Es erhielt, Gott weiß wie? woher?

Doch daß über Adams Schulter
Einstens an dem dritten Morgen
Es ein Engel abschrieb munter —
Stehet auf dem letzten Bogen

Freier Wille ist des Buches
Süßer Titel in zwei Worten.

Bei den Schlußzeilen werden wir an jene andre Passage des Jehudagedichts erinnert,

Buch der Schönheit, heißt das eine,
Buch der Wahrheit, heißt das andre.

Heine war der glücklichere Dichter, er konnte, wenn auch noch nicht vollenden, doch weiter führen was Brentano als glänzenden Torso zurückgelassen hatte.

*

Ich glaube, daß die Poesie der Zukunft wesentlich symbolisch sein wird. Sie wird nicht ideal sein, denn das Seinsollende, nie und nie und nirgends sich Begebende, das Thema von Schillers „Idealen" und „Ideal und Leben" — alles das verfliegt wie Schatten vor der Sonne, wenn eine kräftige Nation sich auf sich selbst besinnt und ihre uralte politische Macht wiederfindet. Die Poesie der Zukunft wird nicht realistisch sein, im Sinne eines bloßen Photographierapparats für das sich immer und alltäglich Begebende. Die Poesie sucht in der Wirklichkeit die sie beherrschenden Ideen, sie weist die Bedeutsamkeit alles Geschehenen auf, in konkreten Symbolen erschließt sie die Tiefen des Daseins. Als H. Heine eines Abends in Berlin bei Hegel war, sagte ihm dieser: Die Sterne sind es nicht, sondern was der Mensch hineinlegt, das ist es. Das letzte Ziel der Kunst ist hiebei immer ethisch, aber sie nimmt als ihr unveräußerliches Recht in Anspruch alle Vorgänge und Geschehnisse, die ganze Breite des Lebens, das sittliche und das unsittliche mit gleicher Unparteilichkeit zu schildern, niemals aber darf die Dichtung sich herablassen, einer falschen schönseligen, schönfärbenden ruchlos-optimistischen Aesthetik zu Liebe ein unvollständiges und verfälschtes Weltbild zu liefern. Das s. g. Schöne ist nicht Inhalt der Kunst. Das Wort Arthur Schopenhauers: „Es giebt nur eine Perversität der Gesinnung: es ist die, daß die Welt nur eine physische und keine moralische Bedeutung habe" — dies Wort, in dem er sich mit dem Verfasser der „Theologia deutsch" dem namenlosen sachsenhäuser Priester des 14. Jahrhunderts begegnet — dies Wort ist der einzige Leitstern der Poesie.

In Deutschland aber scheint der Unterscheidungssinn abhanden gekommen zu sein, zwischen der ethischen Tendenz des Ganzen und den auf dem Wege zu diesem Ziel neben lieblichem Wiesengrün auch nothwendig zu passirenden Schmutz der Welt. Sie sehen nur auf den Schmutz und finden ihn schmutzig. Sie sehen nur die Schuld und ignoriren die Buße. Darum wird ein tiefsittlicher Schriftsteller wie Honoré de Balzac in Deutschland verunglimpft; er, der selbst eine Sittenstudie wie „La Fille aux yeux d'or" schreiben konnte, weil er sich bewußt war die Wahrheit zu sagen, wenn er im Vorwort zu jenem Werk „Meudon den 6. April 1835" schrieb: Dans la jeunesse on

lit cet ouvrage (la Nouvelle Héloise) avec le dessein d'y trouver la chaude peinture du plus physique de nos sentiments, tandisque les écrivains sérieux et philosophes n'en emploient jamais les images que comme la conséquence ou la nécessité d'une vaste pensée.

In Deutschland aber wagt eines der namhaftesten literarischen Blätter sogar Goethe, 40 Jahr nach seinem Tod, ins Grab die infame Anschuldigung nachzurufen, daß er auf der Höhe seines Schaffens ein Gedicht geschrieben habe, welches als „obscön" von seinen Werken auszuschließen sei. Es ist das Gedicht „Das Tagebuch", von dessen Existenz wir zuerst durch Eckermann erfahren haben, der in seinem Goethe-Journal „Mittwoch den 25. Februar 1824" schreibt: „Goethe zeigte mir heute zwei höchst merkwürdige Gedichte, beyde in hohem Grade sittlich in ihrer Tendenz, in einzelnen Motiven jedoch so ohne allen Rückhalt natürlich und wahr, daß die Welt dergleichen unsittlich zu nennen pflegt, weshalb er sie denn auch geheim hielt und an eine öffentliche Mittheilung nicht dachte. Könnten Geist und höhere Bildung, sagte er, ein Gemeingut werden, so hätte der Dichter ein gutes Spiel; er könnte immer durchaus wahr sein und brauchte sich nicht zu scheuen, das Beste zu sagen." — —

Gegenwärtig aber, fügte Goethe hinzu, könnten die Engländer nicht einmal die Sprache Shakespeares mehr ertragen und sei ein Family-Shakespeare Bedürfniß geworden.

Das eine nun der von Goethe an Eckermann gezeigten Gedichte ist in antikem Versmaaß gedichtet, wobei Goethe die Anmerkung machte, daß seine römischen Elegieen in der Form von Byrons Don Juan sich „ganz verrucht" ausnehmen müßten; so viel komme auf die Form eines Gedichtes an. Das andre Goethe'sche Gedicht aber behandelt ein Abenteuer von heute, in der Sprache von heute und führt den Titel: „Das Tagebuch". Ueber dies nämliche Gedicht haben wir dann im Jahre 1841 in Riemer's Mittheilungen über Goethe weitere Aufschlüsse erhalten. Nachdem Riemer berichtet, daß Nr. II und III im ursprünglichen Manuscript der „Römischen Elegieen" später „als verfänglichen Inhalts" ausgelassen worden seien, fährt er fort: „Eine s. g. erotische Elegie, wahrscheinlich angeregt durch die Novelle galanti des Abbate Casti, die er bereis in Rom von ihm selber hatte vorlesen hören und nun gedruckt wiederzusehen bekam, aber von der Casti'schen Art himmelweit verschieden, vielmehr rein moralischer Tendenz, dictirte er mir in Carlsbad 1810. Es ist „Das Tagebuch" betitelt." Dies somit durch Eckermann und Riemer als vorhanden bezeugte und von Goethe offenbar für bedeutend gehaltene Gedicht, ist nun meines Wissens erst um das Jahr 1865 in der „Oesterreichischen Wochenschrift" bruchstückweise veröffentlicht worden. Darauf in einer Separatausgabe als „bisher noch nicht gedrucktes Gedicht von Goethe" zu Berlin, Buchhandlung von Th. Lemke (o. j. 11 seiten) in vier Auflagen erschienen und endlich in die von Heinrich Kurz besorgte Ausgabe von Goethes Werken aufgenommen und dadurch allgemein zugänglich geworden. Man kann in der That Goethes eigenem, sowie seiner beiden Anhänger Urtheil über dies meisterhafte Gedicht nur rückhaltlos beistimmen. Im ersten Theil des Werkes hat Goethe freilich seines „Hanswursts Hochzeit", die bekannten Walpurgisnachtverse, die Paralipomena zum Faust, die Briefe aus der Schweiz, der Müllerin Verrath und sämmtliche römische Elegien in der „Wahrheit der Motive" dermaßen in den Schatten gestellt, daß weder Aretino noch sein zügelloser Illustrateur, Rafaels Schüler Giulio Romano, jemals weiter, ja kaum je so weit gegangen sind als hier Goethe.

Allein der zweite Theil des „Tagebuches" benutzte grade jene Motive des ersten zu einem entschieden ethischen Schlusse, der um so bedeutender wirkt, je unwahrscheinlicher die im ersten Theil geschilderte Situation den sittlichen Ausgang gemacht hatte. Das Ethos der deutschen Kunst feiert hier einen glänzenden Triumph über das italienische Vorbild des Gedichts, neben den klaren, reinen — Novellen des Giambatista Casti. Ton und Versifikation des Goethe'schen Gedichts ebenso wie von Byrons Don Juan ist durchaus von dem Italiener entlehnt, aber Geist und Tiefe haben dieser Form nur Goethe und Byron eingehaucht, zum Ethos hat sich nur Goethe erhoben, während

wir von Lord Byron anzunehmen haben, daß er sein letztes großes Werk sicherlich ebenfalls durch einen ethischen Schluß gekrönt haben würde, wenn er nicht mitten in der Dichtung vom Tode ereilt worden wäre. Der Italiener Casti hat eigentlich nichts weiter gethan als den Boccaccio in Verse gebracht; wo aber Boccaccio ehrlich, naiv und natürlich ist, da wird Casti frivol, raffinirt, witzelnd und gemein; so daß wir hier in der italienischen Literatur denselben Fall haben, wie in der französischen mit Grécourt und auch schon mit Lafontaine in ihrem Verhältniß zu jenen alten schönen Fabliaux und Nouvelles in Prosa.

Wenn wir den berühmten römischen Elegien und mehrern der venetianischen Epigramme nicht dieselbe sittliche Tendenz zuschreiben können, als dem „Tagebuche", und auch Goethes Berufung auf die antike Form nicht als Entschuldigung gelten lassen wollen, so genügt doch ein auf Goethes Dichtung in ihrer Gesammtheit geworfener Blick, um ein tiefethisches, worin die Schöpfungen des großen Mannes doch schließlich verliefen, als das versöhnende Gesammtresultat seines Wirkens anzuerkennen. Mit jenen Versen, die er am Abend seines Lebens zu Dornburg, September 1828 aufzeichnete und „Weimar den 14. August 1830" erneuerte:

Und wenn mich am Tag die Ferne
Blauer Berge sehnlich zieht,
Nachts das Uebermaaß der Sterne
Prächtig mir zu Häupten glüht:

Alle Tag und alle Nächte
Rühm ich so des Menschen Loos;
Denkt er ewig sich ins Rechte,
Ist er ewig schön und groß.

Mit diesem Gedicht zog er eine Summe seiner Lebensanschauung. Er hatte sich eben immer wieder ins Rechte gedacht, nach noch so wilden Stürmen, römischen und deutschen. — Und er, der die Tiefe des Christenthums (eben weil er ein so viel größerer Dichter war) stets besser begriffen hat als Schiller, aber doch auch in seinen Werken sich keineswegs immer als christlicher Dichter gezeigt hatte, am Schlusse kehrte er in den Schooß der Kirche zurück und sein „im Sommer 1831" vollendeter zweiter Theil des Faust endet mit der schönsten Verherrlichung der christlichen Symbole. Faust wird gerettet:

Jene Rosen, aus den Händen
Liebend-heiliger Büßerinnen,
Halfen uns den Sieg gewinnen
Und das hohe Werk vollenden,
Diesen Seelenschatz erbeuten.

Und noch schöner die vorhergehende Stanze:

Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht
Den können wir erlösen;

Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben Theil genommen,
Begegnet ihm die selige Schaar
Mit herzlichem Willkommen.

Nicht auf die einzelnen Thaten eines Menschen kommt es an, sondern auf seine Grundgesinnung, nicht auf sein Verdienst, sondern auf die Gnade. So ist es auch in der Poesie. Wie demnach die Details des „Tagebuchs" durch den Schluß des Gedichts ihre erklärende Versöhnung und ethische Umkehrung finden, wodurch ihnen eben alles Unmoralische benommen wird, das sie selbständig für sich gedacht zweifellos haben würden: so erscheinen die in „verruchtem" Glanze glühenden Lichter der römischen Elegien und ihrer Verwandten durch die ethische Centralsonne des Goethe'schen Genius zwar nicht ausgelöscht, aber an der ihnen zugewiesenen bescheidenen Stelle brennend, und in jene höhere Verklärung mit aufgenommen, welche vom Schlusse des Faust ausstrahlt.

*

Noch weit mehr als Goethen ist H. Heine der Vorwurf der Unsittlichkeit gemacht worden, und namentlich seinem größten Werk, dem „Romanzero". Wie jenen oben

signalisirten symbolischen Gedichten freilich der Vorwurf der Unsittlichkeit im Ernst gemacht werden kann, ist mir nur daraus erklärlich, daß man jene Schöpfungen einfach nicht kennt oder nicht verstanden hat. Hier, in seinen reifsten und vollendetsten Schöpfungen ist Heine ganz sicherlich mit der Ethik der Poesie in Uebereinstimmung und zeigt sich als ein Abkömmling des Volkes, das er selbst als das Volk der Sittlichkeit mitten im wüsten Venusdienst der Nachbarnationen definirt.

Anders verhält es sich freilich mit denjenigen Heine'schen Gedichten, welche in die bisher allein in Betracht gezogene episch-lyrische, symbolische Kategorie nicht gehören, seinen rein lyrischen, gleichsam persönlichen Gedichten. Was zunächst das schon 1827 abgeschlossene „Buch der Lieder" anbelangt, worin der 27jährige die Ergüsse der platonischen und sehr inhaltsleeren Liebe zu seiner später an einen Herrn Friedländer verheiratheten Cousine Amalie Heine (Tochter seines reichen Onkels Salomon Heine in Hamburg) niedergelegt hat, Lieder, die nur durch die Musik auf die Nachwelt kommen dürften, so kann diese, vom Verfasser selbst als „tugendhafte Ausgabe" seiner Gedichte bezeichneten Jugendwerke der Vorwurf der Immoralität sicherlich auch nicht treffen. Jene völlig ereignißlose Cousinenschwärmerei hat es eben deshalb zu keiner wirklich poetischen Gestaltung gebracht. Schuld und Buße ist das eigentliche ewige Thema der Poesie. „Das Uebel macht eine Geschichte" sagte Goethe zu Riemer „und das Gute keine." Eben wegen der unausbleiblichen Monotonie und Langenweile und mehr noch wegen des offenbar überhaupt nicht sehr ernsten und tiefgehenden Charakters dieses Verhältnisses suchte sich der Dichter im Buch der Lieder durch jenes Selbstironisiren, jene halbcynischen Schlußpointen Luft zu machen, woraus eine kurzsichtige Kritik das Charakteristische der Heine'schen Poesie überhaupt gemacht hat. Die Pointe, welche wie ein Eimer kaltes Wasser über die schönen Phrasen des Gedichtanfangs ausgegossen wird, findet sich eben nur im „Buch der Lieder", wo Heine selber jener König Wismawitra ist, der so viel leidet und büßet und alles für eine Kuh. Wer solche Verse auf seine „Geliebte" schreibt, liebt sie zum mindesten nicht so wie Lord Byron seine Mary liebte. Der eine auf diese zwar auch platonische, aber nicht schuldlose, Neigung gedichtete Erguß „The dream" wiegt zehn Bücher der Lieder auf.

Greifbarer und poetischer als jene hypersentimentalen des Buchs der Lieder sind jene wenigen Zeilen, die der Dichter später auf dem Krankenbett in Paris dichtete, als er seiner Jugend gedachte:

„Im Traume war ich wieder jung und munter —
Es war das Landhaus, hoch am Bergesrand,
Wettlaufend lief ich dort den Pfad hinunter,
Mit mir mein muntres Mühmchen Hand in Hand.

Ich glaub, am Ende brach ich eine Blume,
Die gab ich ihr und sprach ganz laut dabei,
Heirathe mich, du allerliebste Muhme,
Damit ich fromm wie Du und glücklich sei."

Am 1. Mai 1831 passirte der Verfasser der Reisebilder den Rhein und schlug seinen Wohnsitz in Paris auf, das er nur einmal im Jahre 1844 zu einer kurzen Reise nach Deutschland wieder verlassen hat. Seine nächste poetische Schöpfung sind die „neuen Gedichte" und hier hat er plötzlich allen Platonismus seines Jugendliederbuches vergessen und ist der Dichter der sinnlichen Liebe geworden. Diese „neuen Gedichte", welche seine „wunderschönen Weiberverhältnisse" in Paris in persönlicher Sprache und fast so ungenirt wie Goethes römische Elegien schildern — diese Gedichte sind es nun, die ihm den Ruf des unsittlichsten Dichters verschafft haben. Obwohl nun in den gesammten „neuen Gedichten" nicht eines vorkommt, das nur entfernt die Natürlichkeit des Goethe'schen Tagebuches erreichte: so fehlt doch diesen Heine'schen Gedichten in der That jeder Schimmer jenes Ethos, der das Tagebuch verklärt. Es ist wahr, mitten in diesem Bacchanal der Lust hört der Dichter einmal die Geigen verstummen, die zum Tanz der Leidenschaft aufgespielt, er sieht die Lampen erlöschen und:

Ausgetrunken ist der Kelch,
Der mit Sinnenrausch gefüllt war,
Glühend, lodernd bis zum Rande —
Ausgetrunken ist der Kelch.

Morgen früh ist Aschermittwoch
Und ich zeichne Deine Stirne
Mit dem Aschenkreuz und spreche:
Weib, bedenke, daß Du Staub bist!

Aber wenn der Katzenjammer ausgeschlafen, geht die Sache doch wieder von Neuem an.

Es ist äußerst charakteristisch für diese Phase der Heine'schen Poesie, daß er in derselben den „Tanhäuser, eine Legende" neu bearbeitete und diese tiefsinnige christliche Illustration der Idee von Schuld und Buße mit einem politisch witzigen Kladderadatsch-schlusse enden läßt. Tieftraurig kehrte der Tanhäuser des Volkslieds, als er keine Vergebung gefunden, zum Venusberge zurück: der Papst hatte ihn verflucht, um in der Hölle zu brennen. Kein Wort sprach er zu Frau Venus, die ihn empfing. Und aus dem am dritten Tage grünenden Stabe blüht die Hoffnung der Erlösung hervor und es ist wahrscheinlich nur ein protestantischer, gegen das Papstthum gerichteter Zusatz, daß:

Tanhäuser blieb im Venusberg,
Ewiglich, ohne Ende.

Heine's Tanhäuser beschreibt der Göttin dagegen seine Rückkehr von Rom wie Heine selber seine Reise nach Deutschland im Wintermärchen beschrieb. Er erzählt von der Höhe der Alpen:

Da sah ich Deutschland schnarchen,
Es ruhte sicher unter der Hut
Von zweiunddreißig Monarchen.

Da aber eine Parodie des wirklich Göttlichen und Heiligsten künstlerisch unmöglich ist, so beweist Heine durch diese Verhöhnung vielleicht des herrlichsten christlichen Volksliedes, daß ihm allerdings nicht nur der christliche, sondern überhaupt der ethische Sinn abgeht, ohne den keine Kunst ist. Jene einzelnen, das Bacchanal der Sinne schildernden Gedichte wären nur dann erträglich, wenn sie als Durchgangspunkt der Verschuldung in die höhere poetische Einheit der Buße aufgenommen und dadurch nur zum Moment herabgesetzt worden wären. Aber der Verfasser der neuen Gedichte denkt gar nicht daran, sein Leben und die davon Kunde gebenden Lieder als eine Verschuldung aufzufassen, obwohl sein Leben selbst ihn dazu aufzufordern schien.

Die persönlichen Gedichte des „Romanzero" und die von 1852 bis 1856 entstandenen „Letzten Gedichte" sind die Sterbeseufzer des Poeten. In einem dieser wunderschönen tiefsinnigen, rührenden Verse zweifelt er, ob er wirklich noch am Leben.

Vielleicht bin ich gestorben längst,
Es sind vielleicht nur Spukgestalten
Die Phantasien, die des Nachts
Den lärmend bunten Umzug halten.

Es mögen wohl Gespenster sein
Altheidnisch-göttlichen Gelichters,
Sie wählen gern zum Tummelplatz
Den Schädel eines todten Dichters.

Und diesen Revenantenspuk,
Dies nächtlich tolle Geistertreiben
Sucht des Poeten Leichenhand
Manchmal am Morgen aufzuschreiben.

Allein vergebens würde man in diesen geistreichen Klagen nach irgend einem ethischen Moment suchen. Wie die Aphrodisien der neuen Gedichte in ihrer Vereinzelung geblieben sind, so sind diese Lazarus-Gedichte von keinem Bande der künstlerischen Einheit umflochten und in die ethische Sphäre der Kunst erhoben. Wir erfahren aus diesen Gedichten nicht den Grund seiner Leiden, wie wir aus den „neuen Gedichten" nicht die Folgen seines Liebeswahnsinns erfuhren. Das Fragmentarische der persönlichen Lyrik kann aber nur dann zu einer höheren Bedeutung erhoben werden, wenn es eine ethische Idee ausspricht, oder die ethische Fortentwicklung des Dichters, wie bei Goethe, ihr spätes Licht auf jene früheren Schöpfungen zurückwirft und sie dadurch aus ihrer unsittlichen Vereinzelung gleichsam erlöst.

Was Heine in seiner episch-lyrischen Dichtung so tief begriffen hatte, das fehlt den übrigen lyrischen Gedichten seiner reifsten Jahre. Er hat die Lust besungen und sie scheint allein Recht zu haben, — er hat darnach das Leiden besungen, als wenn nur er, der Kranke allein auf der Welt existirte. Und so weit war er davon entfernt sein Leiden als Folge einer Verschuldung aufzufassen, daß er mitten in den „letzten Gedichten" sein Bedauern ausspricht, noch nicht genug genossen zu haben:

Besonders eine feuergelbe
Viole brennt mir im Gehirn, —
Wie reut es mich, daß ich dieselbe
Nicht einst genoß, die tolle Dirn.

Und in jenem reizenden Gedicht der Romanzen seufzt er:

Noch einmal möcht ich vor dem Sterben
Um Frauenhuld beseligt werben.

Und eine Blonde müßt es sein
Mit Augen sanft wie Mondenschein,
Denn schlecht bekommen mir am Ende
Die wildbrünetten Sonnenbrände.

Unjung und nicht mehr ganz gesund,
Wie ich es bin zu dieser Stund,
Möcht ich noch einmal lieben, schwärmen
Und glücklich sein — doch ohne Lärmen.

Diesen Wunsch gewährte ihm das Schicksal. Madame Krinitz hieß die mysteriöse Frau, welche der sterbende Heine liebte und über die er selbst seine treue Pflegerin, das „gute dicke Kind", seine Mathilde zu vergessen schien. Das berühmte Gedicht „an die Mouche"

Es träumte mir von einer Sommernacht

und viele andre der „letzten Gedichte" zeugen von diesem Verhältnisse.*)

*

Wenn wir bei aller Anerkennung der zahlreichen und außerordentlichen Detailschönheiten, die in den „neuen Gedichten", im lyrischen Theil des „Romanzero" und den „letzten Gedichten" enthalten sind, doch ihnen die höchste Weihe der Kunst, die künstlerische Einheit durch Zusammenfassung des Vereinzelten zu einer ethischen Idee absprechen, wenn wir sagen müssen, daß der Dichter hier vergessen hat, „daß die Welt eine moralische Bedeutung hat": so erscheint die Berechtigung hiezu um so größer, wenn wir Heine als politische Persönlichkeit betrachten und auch hier finden, daß ihm jeder ethische Sinn abging. Daß er mit 16 Jahren das (an sich sehr lobenswerthe) Poem „Die beiden Grenadiere" schrieb (welches von Kreuzer komponirt und dem Marschall Soult gewidmet wurde!) das wäre ihm nicht weiter vorzuwerfen; daß er sich dessen aber in einem Briefe an den Franzosen St. René Taillandier im Jahre 1851 als eines „Gedichtes auf Napoleon" rühmte und zugleich berichtete, sein Geburtsdatum sei früher falsch angegeben, in „Folge eines absichtlichen Irrthums, den man zu meinen Gunsten während der preußischen Invasion beging, um mich dem Dienste Sr. Majestät des Königs von Preußen zu entziehen", — das verdiente die öffentliche Züchtigung, die ihm Wolfgang Menzel zu Theil werden ließ. Daß Heine, der für die Augsburger allgemeine Zeitung politische Berichte schrieb, gleichzeitig ein Jahrgehalt von Louis Philipp bezog, ist ferner eine von dem Pensionär selbst eingestandene Thatsache, welche ebenfalls beweist, daß er keinen Funken deutsches Ehrgefühl besaß und mit den Polen, die er in einem seiner glänzendsten Gedichte so meisterhaft verspottet, moralisch auf einer Linie stand.

*

Vergleichen wir den Dichter Heinrich Heine mit seinem bedeutendsten Zeitgenossen, mit Alfred de Musset: „den er als Mensch nicht leiden mochte, dessen Verse zu hören

*) Der Schluß dieses Gedichtes ist nur durch Zusammenhalten eines Briefes von H. Heine an Alexander Dumas père vom 8. Februar 1855 richtig zu verstehen. Das Widerwärtigst-prosaische der Wirklichkeit stellte sich ihm im Wiehern des Esels dar und darum weckt ihn dies Geschrei aus seinem sublimsten Traume. Das ist keine cynische Schlußpointe!

ihm aber stets ein Bedürfniß war", und von dem er in seinen Pariser Gedichten nebenbeigesagt sehr viel hat: so hat Musset die sinnliche Liebe ebenfalls geschildert und weit feuriger und hinreißender als jemals der deutsche Poet, aber er läßt die Helden seiner Venusberge stets tragisch enden. Er schildert die Verzweiflungen der sinnlichen Liebe wie in jenem Meisterwerke Namouna:

> Ce que Don Juan aimait, Hassan l'aimait peut-être;
> Ce que Don Juan cherchait, Hassan n'y croyait pas.

Oder in Suzon oder in Rolla.

Und er weiß ganz ebenso die zartesten Regungen der reinsten Neigung zu belauschen und darzustellen, wie in jener unsterblichen Idylle: A quoi rêvent les jeunes filles.

Eben so lauter ist sein Patriotismus, wie sein Gedicht auf die Geburt des Grafen von Paris, seine Stanzen auf den 13. Juli 1843, die Satire Sur la Paresse und vieles andere beweist.

Musset erinnert an jenen ersten Dichter Frankreichs, der um die Mitte des 15. Jahrhunderts sein kleines und großes Testament dichtete, François Villon, von dem Heine die Idee zu seinem unendlich hinter jenem zurückbleibenden Gedichte entlehnte:

> Nun mein Leben geht zu End,
> Mach ich auch mein Testament.

Auch Villon enthüllt mit naiver Ungenirtheit sein Leben, welches so unsittlich war, daß Heine und Musset nur als schüchterne Schüler gegen ihn erscheinen, aber die rührendsten Ausbrüche der Reue sind seinem Geständnisse beigemischt, eine unverfälschte Religiosität erfüllt ihn, und von selbst versteht sich bei ihm sein Patriotismus, mit dem er „Loys le bon Roy de France" preist und

> Jehanne la bonne Lorraine
> Qu' Anglais brûlaient à Rouen.

Warum schlägt unser Herz für Villon und Musset, warum erkennen wir ihnen die volle Palme der Kunst zu? Sie waren eben keine Renegaten, sondern ächte Dichter ihres Volkes.

Heine ist ein Renegat seiner Religion; ein Renegat Deutschlands, wo er geboren, und von dem er sich, statt an seinem Ausbau mitzuarbeiten, ohne Grund exilirte; er wurde auch zum Renegaten der Poesie, indem er das ewige Ethos der Kunst verleugnete, und nur in seinen sublimsten Gebilden schuf er über ihn selbst hinausweisende Meisterwerke, so daß jene Verse doch auch für ihn wahr sind, mit denen er „von der Mouche" und vom Leben Abschied nahm:

> . . . . . Kein Wiedersehn
> Giebt es für uns in Himmelshöhn.
> Die Schönheit ist dem Staub verfallen,
> Du wirst verstieben, wirst verhallen.
>
> Viel anders ist es mit Poeten,
> Die kann der Tod nicht gänzlich tödten;
> Uns trifft nicht weltliche Vernichtung,
> Wir leben fort im Land der Dichtung,
> In Avalun, dem Feenreiche —
> Leb wohl auf ewig, schöne Leiche!

Kritische Rundblicke.

Ueber Romanlectüre.

Nicht ohne Genugthuung habe ich in den kritischen Rundblicken des ersten Monatsheftes die Abtheilung Roman vermißt. Denn selten ist hier dem Beurtheiler eine andere, als die ziemlich müssige Aufgabe gestellt, Bücher schlecht zu machen, die niemals gut gewesen sind, — kritische Leichenreden über todtgeborne Literaturgeschöpfe zu halten, — und den einen oder den anderen Marsyas zu schinden, der seine Haut schon selbst zu Markte trägt. Von untauglichen Büchern zu hören, ist mir aber selbst dann verdrießlich, wenn sie als taugliche Beispiele gelten dürfen; und untauglich sind die meisten mir vorliegenden neuen Romanbücher sogar für die seichten Zwecke des Zeitvertreibs. Diese immer wiederkehrenden Alltagsgeschichten und Heirathsstiftungen erscheinen mir, statt die Langeweile zu tödten, vielmehr selbst als tödtlich langweilig — und wie oft habe ich mich bei der Romanlectüre an das geflügelte Wort eines Stubenmädchens erinnert, die das Glück hatte, reich zu heirathen: Da beeiferte sich denn die junge Frau, die bis dahin versäumte Bildung mittelst — eines Abonnements in der Leihbibliothek nachzuholen. Geduldig las sie Roman auf Roman, allein mehr mit Verstand als mit Phantasie begabt, wurde sie der „Arbeit“ am Ende überdrüssig und als ihr der bis jetzt einflußreichste Mäcen der deutschen Literatur wieder eine neue Liebesgeschichte anbot, da brach sie entrüstet in die Worte aus: „Nehmt euch doch gleich zu Anfang und möge euch der Teufel holen, so erspare ich mein Geld!“

Ein großes Wort, das leider spurlos verhallen wird! Nichts kann berechtigter sein, als die Liebe zum Roman, nichts unberechtigter, als die Verwechslung des Romans mit der Literatur. Eine öde, tonlose, zum Verzweifeln traurige Gleichgültigkeit hat die Nation für die Hervorbringungen ihrer wirklichen, in der Gegenwart blühenden Poesie, und mit Leidenschaft stürzt sie sich in die Wasser, über denen kein Geist schwebt, in die den Büchermarkt mit unermeßlicher Quantität überfluthenden Romane, deren allergrößte Mehrzahl kein Verlust gewesen wäre, wenn sich die Liebenden gleich zu Anfang genommen und dem Publicum so die Hochzeitskosten erspart hätten.

Aber der Roman ist das Opium des Occidents, wie ihn Lamartine genannt hat.

Herzlich wenig haben die Armen und die Bedrückten von der „besseren Welt“, die ihnen mit vieler Salbung und wenig Phantasie der Herr Pfarrer von der Kanzel herab verspricht, mit Wort und Handschlag. Und im Ganzen zweifelt das arme Volk so wenig, die künftige Seligkeit als Dividende seines irdischen Schmerzens-Capitals zu erhalten, wie es zur Zeit der Gründungen zweifelte, für die Papiere, die es mit mühselig gesparten Kupfermünzen erkaufte, einst pures Gold zu bekommen. Nur führt der Weg zur himmlischen Auszahlung durch eine so gefürchtete schwarze Pforte, daß gewiß manche Bank sie an ihrem Eingang anzubringen wünschte, so oft die Zeit kömmt, ihre Noten oder Coupons einzulösen. Man kann daher die so heiß ersehnte Entlohnung doch nicht spät genug zu empfangen wünschen. Lieber so lange als möglich dem Himmel ferne in der Wüste fortgewandert! und will nirgends ein Stück Himmel auf die Erde fallen, so steige mindestens eine fata morgana an ihm auf: der Roman . . .

Longfellow hat in seinen Dichtungen sogar von den Indianern nachgewiesen, daß sie Leihbibliotheken im Munde führen; selbst die wirklichen Menschenverschlinger genießen also Romane, während unsere Romanverschlinger nicht

immer behaupten können, wirkliche Menschen zu genießen.

Die bessere Welt des Romans begleitet die schlechteste aller möglichen Welten, seit diese im Bewußtsein der Menschheit existirt, wie der Mond die Erde begleitet. Diejenigen alten Völker, welche Geschichte besitzen und zur Geschichte gehören, haben durch Romane die Cultur der Menschheit angebahnt und beherrscht, was sogleich bewiesen ist, wenn man das kühn gewählte Wort durch das gebräuchliche ersetzt und von Mythologien der Griechen, Römer und Germanen spricht. Waren die bezüglichen Romane den speciellen geo- und ethnographischen Entwicklungen angepaßt, so sollte der Menschheit dasjenige, was man von einer „besseren Welt" zunächst verlangen kann: die Unveränderlichkeit und Allgemeinheit, durch den Universal-Roman, das Christenthum, verliehen werden. Allein gerade Unveränderlichkeit und Allgemeinheit sind bloß für den Himmel geeignet und keineswegs nach dem fortwährend auf Wechsel und Wandel zielenden Geschmack dieser armen Erde. Wälzt sich doch auch der arme Kranke ununterbrochen in verschiedenen Lagen umher!

Dieses Bedürfniß des Schmerzes nach neuen Fabeln griff zuerst die Philosophie mit sehr ernsthafter Miene auf, indem sie sich anstellte, dem Kranken durchaus nicht eine bloß momentane Erleichterung durch abwechselnde Fabeln, vielmehr den Heiltrank der lautern, bleibenden Wahrheit zu geben. Mit Ausnahme des aufrichtigen Kant, der, obgleich in sehr gewundener Sprache, deshalb nicht minder unumwunden eingestand, daß die Wahrheit auf Erden nicht zu haben, die Unwahrheit aber den Romanschreibern zu überlassen sei, haben die Philosophen nichts als neue Mythologien geschaffen, an deren fabelhafter Beschaffenheit nichts geändert wird, ob sich der Jupiter ihres Olymps das Ich oder die Substanz, das Absolute oder das Unbewußte benamse.

Ungenügsame Menschheit, die sich an dieser schweren Bibliothek ledern gebundener — und geschriebener Romane nicht genügen läßt. Freilich haben sie den Fehler, welcher für gefühlvolle Leute der schlimmste ist, den ein Roman haben kann: die Liebenden kriegen sich nicht! der Geist und die Natur, der Glaube und die Wissenschaft wollen sich trotz alles sehnsüchtigen Schmachtens und Verlangens nicht einig und versöhnt in die Arme fallen.

Allein wie der Philosoph nur ein uneingestandener Romanschreiber, so ist dieser auch nur ein unbewußter Philosoph. Was der eigentlichen Romandichtung in den Augen des Volkes Reiz und Werth verleiht, beruht auf dem metaphysischen Bedürfniß des Herzens: den unerträglichen Verstand — die schwere Kette des Causalnexus, welche alle Sterblichen bei jedem Schritte mit sich schleppen, — die schauderhafte Unausbleiblichkeit der natürlichen Wirkung, wenn die natürliche Ursache gegeben ist, — einmal recht gründlich los zu werden.

Zweimal zwei sind vier und aus Nichts wird Nichts. So sagt der Verstand, so sagt die Natur der Dinge. Dabei geht man langsam zu Grunde und wird zum Verzweifeln traurig. Zweimal zwei kann mitunter eine Million sein und aus Nichts kann das Schicksal einem Sterblichen eine Welt von Glück erschaffen. So sagt der Roman. Dabei sieht man sich in einer besseren Welt und erhebt die erste beste Magd zur „Königin", um ihr zu sagen: „Das Leben ist doch schön."

Seine innerlichste Identität mit allen Mythologien und Philosophien beweist der Roman durch das Wunder, welches sein, weil des Glaubens, liebstes Kind ist. Wie tief das Bedürfniß im Menschenherzen sitzt, das Unberechenbare zu einem Bestandtheil des Einmaleins dieser Welt zu machen, geht schon daraus hervor, daß das Volk und die Kinder sich an einer Geschichte nur erfreuen können, wenn sie der größten Wunder voll ist, daß sie aber gleichwohl ein volles Genügen daran nur durch die Versicherung empfangen: die Geschichte sei auch wirklich wahr.

Lob und Preis also dem Roman des Volkes trotz der Uebel, die er mitunter nach sich zieht, wenn er zum Beispiel Religionen stiftet oder auch nur Unheil in einem schwärmerischen Mädchenkopfe. In Deutschland aber, unter unseren speciellen Culturverhältnissen, wohnt dem Roman ein Fehler bei, der seine Verdienste um die Menschheit beinahe aufwiegt, der Fehler nämlich, daß er gelesen wird.

Klima und Polizei tragen daran die Schuld. In Italien empfing das Volk seine Romane vom Improvisator auf öffentlicher Straße; im Orient colportirt den Roman noch heute der Mund des Erzählers im Bazar oder im Kaffeehause. In Anbetracht der wesentlichen Befriedigung, die der Roman eigentlich schafft und die nichts ist, als der Glaube an das Wunder, das, wenn auch abgeschwächt zu der Form des Interessanten, im gewöhnlichen Lauf der Dinge

noch vorkommen könne, vermag der Roman nur den Leuten zu dienen, die kaum lesen können und sollte darum — kaum gelesen werden.

Statt dessen sehen wir in Deutschland ein kolossales, ein unermeßliches Ueberwuchern des Romans auf Kosten aller anderen Literaturzweige. Was die Manufactur-Waaren-Fabriken unter den Firmen Costenoble, Hallberger und Janke in jeder Saison aufstapeln, vermöchte kaum in den englischen Docks Raum zu finden. Dazu die massenhaften Romane, die von Wien und Leipzig aus jährlich auf den Markt gebracht werden! Endlich die unzähligen Feuilleton-Romane und die sich einander überstürzenden Erfindungen in den eigentlichen Romanzeitungen! Und alle diese Fabeln wenden sich wie einst Schleiermachers Briefe über die Religion an die — „Gebildeten unter ihren Verächtern."

Man kann sich keine größere Verachtung denken, als der Gebildete im Salon und im Club gegen Romane an den Tag legt. Aber an die Nacht legt er vor Allem — einen Roman: Er muß ein Capitel in einem solchen gelesen haben, bevor er das Licht löschen kann. Ja, die Gebildeten! Ueber alle möglichen Philosophien, Mythologien und Religionen sind sie längst „hinaus", aber mit ihrem ganzen Seelenleben stecken sie in den einfältigsten Combinationen der vulgärsten Romanschreiber.

Man wähne nicht, daß sie dazu dasselbe Recht hätten, wie das ungebildete Volk, dessen Roman wir, wie gesagt, heilig halten, daß sie wie dieses die oben angedeutete Befriedigung eines metaphysischen Herzensbedürfnisses im Romane fänden. Der Gebildete weiß aus Schule, Erziehung und Lectüre, daß zwar allerdings nur das Wunder den Geist beflügeln kann, um sich für Augenblicke über das natürliche Elend des Daseins zu erheben, daß aber darum eben das Wunder nimmermehr, wie die Naiven und Ungebildeten glauben, aus den Thatsachen dieses nämlichen natürlichen Elends hervorspringen kann, wie spannend und interessant sie auch durcheinander geschoben sein mögen. Der Gebildete weiß, daß das Wunder mit all seinen metaphysischen und übernatürlichen Consequenzen einzig und allein der Kunst zu entspringen vermag.

Der Roman aber ist kein Kunstwerk, wenn er auch mitunter dem Genie als Form seiner Offenbarung gedient hat. Man könnte die ganze Geschichte des Romans auf eine einzige Druckseite bringen, wenn man unter seinen unermeßlich zahlreichen Hervorbringungen nur das Genie, nur die Dichterwerke berücksichtigen wollte. Unter diesen wären die der Franzosen in die erste Reihe zu stellen, da sich, mindestens im laufenden Jahrhundert, die französische Poesie weder in der Tragödie, noch in der Lyrik so glänzend entfaltete, wie im Roman. Und wunderbar! Während das „gebildete" deutsche Publicum in seiner Romangier auch die bezüglichen Uebersetzungen aus dem Französischen verschlang, den Namen Paul de Kock, Dumas père und unzähliger Anderer deutsche Popularität verlieh, sind gerade die Kunstwerke des französischen Romans kaum übersetzt und gar nicht beachtet worden. Wer von Denjenigen, die nichts als Romane lesen, hat in Deutschland ausreichende Kenntniß der Werke eines Prosper Mérimée oder eines Jules Sandeau?

Der Letztgenannte verdiente eine besondere kritische Würdigung, namentlich als diametraler Gegensatz zu George Sand, deren erster Geliebter er war, nachdem sie die Fesseln der Ehe praktisch gebrochen hatte, bevor sie dieselben in ihren Romanen theoretisch zerbrach. Die abgekürzte Unterschrift des Geliebten hat sie zu ihrem literarischen nom de guerre gemacht. In der Literatur aber blieb sie der Mann mit seiner offenen Kampflust und bitteren Opposition gegen die Gesellschaft, er die Frau mit ihren die Gegensätze vermittelnden und versöhnenden Tendenzen.

Davon jedoch wissen die gebildeten, deutschen Romanverschlinger nichts. Sie lesen, weil man nun einmal das Lesen für ein Attribut der Bildung hält, allein sie lesen mit hartnäckiger Ablehnung der Dichtkunst und der gesammten höheren Literatur meist nur Romane, die ihr Denken betäuben und ihnen den Schlaf mit offenen Augen erlauben, wobei das regelmäßige Umblättern das Wiegenschaukeln vertritt.

Viel hat man aus einem ganz anderen Gesichtspunkte gegen das Romane-Lesen gepredigt und geschrieben. Man hob die Schädlichkeit desselben für die Phantasie und die Entwicklung der Jugend hervor. Die Wiener Portiersfrau sagt: „Meine Tochter darf nichts Paul de Kockernes lesen." Ungleich größer sind die Schäden, welche die Reifen und Erwachsenen, der Kern der Gesellschaft, aus der übertriebenen Romanlectüre ziehen. Der größte dieser Schäden ist der Verlust des Maßstabes für den Werth der eigentlichen ästhetischen Production und damit in Verbindung die Abstumpfung des Em-

pfindens für die Wirkung der Kunst überhaupt. Geht doch die Vorliebe für das Einzige, was man heute in der Lectüre sucht, für ein möglichst lang sich hinspinnendes Interesse an einer bloßen Begebenheit so weit, daß die dem Roman nächstverwandte Art, die Novelle, der Kürze wegen nicht ebenso beliebt ist: Jeder Verlagsbuchhändler weiß zu sagen, daß die Kauflust des Publicums für Romane — den Novellen-Sammlungen gegenüber erlischt.

Eine Verschwörung der deutschen Kritik gegen den Roman wäre vielleicht eine Stellung in unseren literarischen Zuständen.

Man sehe sich einmal nach der Werthschätzung eines Adalbert Stifter und einer Louise Mühlbach in der Literaturgeschichte um, wie hoch jener, wie niedrig diese veranschlagt wird. Ein Jahr vor seinem Tode mußte Stifter die Hände darüber ringen, daß er, der das bescheidenste bürgerliche Leben in einer Provinzialstadt geführt, für die Seinen nichts hatte zurücklegen können. Er hat nur Novellen geschrieben, von denen keine einzige einen Band ausmacht. Louise Mühlbach schrieb Bände — und sie ist dafür unbändig bezahlt worden.

Hieronymus Lorm.

Fritz Reuter's nachgelassene Schriften.

1. Theil, herausgegeben und mit einer Biographie des Dichters eingeleitet von A. Wilbrandt. 1874. Wismar.

Ein schicksalreiches Leben ist ein unberechenbarer Vortheil für den Dichter. Nichts erleben und an fremdem Material volksthümlich werden, dürfte, wie bei Uhland, zu den allerseltensten Fällen zählen. Der Schlesier Günther ward schon an seinen persönlichen Schicksalen zum Poeten; am begünstigtsten aber sind diejenigen, in deren Leben sich ganze Abschnitte der Geschichte spiegeln und Verhältnisse ganzer Geschlechter mikrokosmisch darstellen. In Schillers Jugend bricht ein Revolutionszeitalter an, und Fritz Reuter ist zum Dichter an jener deutschen Reaction geworden, die ihre erste Auflage seit dem Wartburgfeste, ihre zweite seit dem Hambacherfeste datirte. Die Wuth der Nachwelt hat sich an jenen elenden Organen der damaligen Regierungen längst erschöpft, und nur, wenn uns jene Tage in einem Einzelfalle wie dem vorliegenden, d. h. im Lebensgange eines geliebten Menschen wieder vorgeführt werden, da mag sich die deutsche Hand im alten Zorne noch einmal ballen. Sie machten, wie ich sagte, Reuter zu einem Dichter, und daß er diesen Lebensinhalt erst spät, 20 Jahre nach seiner Jenenser Zeit, poetisch ergreift, wo die Wuth zur Wehmuth, die Verzweiflung zur Ironie sich gesänftigt, das hat ihn zum Humoristen gemacht.

Der vorliegende (XIV.) Band enthält eine zum ersten Mal vollständig und geordnet gegebene Biographie des Dichters aus der liebevollen Feder Wilbrandts. Einzelheiten hatte nach Reuters Tode die deutsche Presse bekanntlich genug gebracht, nur nicht mit dem schicklichen Tacte, womit sie in's Ganze gefugt sein wollen, wenn sie nicht dem Skandalkitzel und der Anekdotenjägerei dienen sollen. Mich ekelt noch jetzt die Erinnerung an gewisse Zeitungen, die damals aus des Dichters trauriger Krankheit ganze Feuilleton-Artikel machten und dieselbe mit einer empörenden Pathologenkunst besprachen, als hätten wir an Fritz Reuter nicht mehr gehabt als einen unglücklichen Deliranten. Es ist ein Kennzeichen der Zeit. In der Lyrik sehen wir einen „Neuen Tanhäuser“ sieben Auflagen erleben, und zahlreiche Jünger folgen ihm, die sich alle „Neue Tanhäuser“ dünken; auf der Bühne feiert die Kunst im einviertelstündigen Sterben einer schwindsüchtigen Cameliendame den höchsten Sieg. Wer poetisch wirken will, muß nach Moschus und Lazareth riechen. Vielleicht liegt auch hierin eine glückliche Constellation für die Popularisirung der Reuter'schen Muse, und hat gerade ihr urgesunder Kern im Gegensatze zu dem blasirten Geschlechte sich ihre Gemeinde so groß gemacht. Denn aller Gegensatz reizt, und wer ewig Patschouli athmet, macht schließlich gern einen Cultus aus dem Geruch frisch aufgerissener Erde oder einer mecklenburgischen Milchkammer.

Ich kann mich enthalten, den Gang des Reuterschen Lebens zu wiederholen. Ein Jeder findet am Ende in solcher Darstellung gewisse Punkte, die ihn vor andern interessiren und wichtig dünken; Der vielleicht sein Burschenschaftsleben in Jena, ein Andrer, wie schon gesagt und beklagt, seine Krankheit; Der wieder das Verhältniß des Dichters zu seiner Louise, von der Zeit an, da alle Welt von ihm sagte: „Ut em ward nix“, bis zur letzten Stunde, wo er der Gattin die Grabschrift macht:

> Sie hat im Leben Liebe gesä't,
> Und soll im Tode Liebe ernten.

Von solchen Punkten, bekenn' ich, zieht mich der Uebergangsmoment am meisten an, wo Fritz Reuter aus einem hochdeutschen, mittelmäßigen

zum großen plattdeutschen Poeten wird und das Organ seines Genius im Dialect entdeckt. Es ist ja möglich, daß er auf die besonderen Eigenschaften seines Niederdeutsch erst seit 1852 durch die Wirkung des Klaus Groth'schen Quickborn aufmerksam ward, wenigstens dichtet er um diese Zeit seine bisher hochdeutschen Schnurren in die „Läuschen un Rimels" um. Aus Wilbrandts Darstellung aber geht hervor, daß wir es dem Mecklenburgischen Publicum verdanken, wenn R. sich fernerhin mit der Sprache seines Stammes befaßt, denn erst der reißende Absatz, den die Läuschen un Rimels fanden, war der letzte und stärkste Grund, fortan nur in seiner Mundart zu dichten.

Es folgte die „Reis nach Belligen" und die Herausgabe eines „Unterhaltungsblattes für Mecklenburg und Pommern", welches besonders dadurch von Bedeutung geworden ist, daß er die ersten Meiselschläge an seiner vollendetsten Figur, am Unkel Bräsig, that, denn die erste Conception desselben ist in jenen Briefen zu suchen, die ein fingirter „Entspecter" an den Herausgeber des Blattes schreibt.

Gerade seine Hauptdichtungen, die seinen Ruhm in alle deutsche Lande trugen, lassen es erkennen, wieviel von glücklichem Zusammentreffen äußerer Umstände dazu gehört, einen Dichter zu machen. Er wird freilich geboren, aber daß er zu realer Thatsache werde, dazu müssen solche Constellationen das Beste thun. Was wäre Shakespeare, wenn er unter einem byzantinischen Kaiser gelebt hätte? Was wäre Reuter geworden ohne die politische Reaction der dreißiger Jahre, und vor Allem — ohne ein Zweites: ohne die noch jetzt bestehenden Zustände Mecklenburgs! Was in ihm dichtet, ist nicht bloß der Schmerz jener akademischen Jugend, denn dazu qualificirte sich auch ein hochdeutscher Dichter, sondern es ist noch mehr sein engeres Vaterland, das bis zum heutigen Tage in der politischen und kirchlichen Entwickelung der deutschen Stämme am kläglichsten weggekommen ist. Man kann Fritz Reuters Werke nicht in ihrem letzten Grunde verstehen, wenn man sich dieses territorialen Elends nicht erinnert. Einige Dichtungen, wie die in vorliegendem Bande zum ersten Male mitgetheilten, nehmen sogar diesen Gegenstand direct unter die Geisel; so „der gräfliche Geburtstag" (der Gräfin Hahn); die Briefe Bräsigs, „Urgeschicht von Mecklenborg".

So eben liest man, daß die Deutsche Rundschau weitere Enthüllungen aus Reuters Leben von O. Glagau bringen werde. Es ist seltsam, aber auch, um es vorweg zu sagen, wohlthuend, daß man derartige Forschungen bei einem Dichter nöthig hat, welcher kaum erst von uns gegangen ist. Das beweist, wie wenig Reuter zu seinen Zeitgenossen sich persönlich heran und in die Strömung seiner Tage hinein drängte; wie wenig er von sich selbst erzählt wissen wollte. Denn auch das Wenige, was man bisher wußte, hatte man nur aus dem Munde seiner verehrten Gattin oder unterrichteter Freunde. Da denken gewisse lebende Dichter viel zärtlicher an die Verlegenheiten ihrer künftigen Biographen, und sie sorgen alljährlich pünktlich dafür, daß ein illustrirtes Journal ihre Werke bespricht und ihr Conterfei bringt. Ja, wenn das der Dichtergröße nur einer Elle Länge zusetzen könnte!

Albert Lindner.

Epos.

Barbarossa's Brautwerber. Eine wirtembergische Sage. Gedicht von Ludwig Laistner. (Hallberger's Verlag. Stuttgart 1875.)

Der Verfasser dieser höchst anmuthigen Erzählung hat sich vor etwa zwei Jahren durch eine scharfsinnige rechtsphilosophische Untersuchung über die Strafrechtstheorien, „das Recht in der Strafe", vortheilhaft bekannt gemacht. Als Dichter tritt er hier zum erstenmal mit einer größeren Arbeit hervor, und zwar mit zweifellosem Talent. Die Dichtung behandelt das vielfach unter wechselnden Formen von der Sage und dem Schwank überlieferte Motiv, daß der von einem großen Herrn oder für einen solchen abgesendete Brautwerber die zu gewinnende Braut für sich selber zu gewinnen vorzieht; eine wirtembergische Sage knüpft dabei an Friedrich den Rothbart vor dessen Thronbesteigung. Es leuchtet ein, welche Fülle an heiteren, aber auch an ernsten, conflictreichen Beziehungen dieser Gegenstand gewährt, und der Verfasser hat den glücklich gegriffenen Stoff sehr glücklich behandelt; er hat namentlich, was den Ernst anlangt, das Ringen des pflichttreuen Freundes und Werbers mit seiner Liebe, dann aber auf dem Gebiet des Humors die Gestalt des Vaters der Braut, des plötzlich auf dem Schauplatz erscheinenden Herzogs Friedrich selbst und eines reizenden Bäsleins der Braut, das vielfach an Jungfrau Praxedis hohentwielischen höchst erfreulichen Angedenkens gemahnt,

vortrefflich gezeichnet. Das Büchlein stellt sich Otto dem Schütz von Kinkel, dem Trompeter von Säckingen von Scheffel, Hugdietrich's Brautfahrt von W. Hertz würdig an die Seite. Die Form ist, einige Kleinigkeiten abgerechnet, tadellos. Nur die Kreuzpredigt am Schluß ist um einen halben Schuh schwäbisch zu lang gerathen, was um so mehr Wunder nimmt, als der Verfasser nach dem Gesammteindruck seiner Weltanschauung mehr ein Freund von einem langen Schluck, als von einer langen Predigt zu sein scheint; auch die lyrisch-subjectiven Anfänge der einzelnen Gesänge, so sinnig sie sind, stören den Stil. Abgesehen von diesen Geringfügigkeiten, ist an dem liebenswürdigen Gedicht, dessen Sprache wie ein rieselndes Bächlein anmuthig plaudernd dahinzieht, nicht Mal noch Makel zu finden.

Felix Dahn.

Zur Kritik der Kritik.

Herr Redacteur!

Als ich von Ihrer ebenso originell wie glücklich erfundenen Rubrik las, hatte ich ein Gefühl des Bedauerns, daß eine solche überhaupt erst nöthig sei, aber ich glaube Sie zu verstehen, wenn Sie damit haben sagen wollen, daß Denunciationen in gewissen Fällen auch zur Ehrensache werden können.

In zweiter Linie bedaure ich mich, wenn ich der erste sein sollte, der diese Abtheilung Ihrer Redactionsmappe benutzen muß. Allerdings muß! Denn Sie trauen mir zu, daß mich alles Andre eher dazu treibt als müßige Scandalsucht. „Die Sache will's, die Sache will's, mein Herz!" Nur daß wir hier die Jago richten wollen, und nicht die Desdemonen.

Leider ist es eine erst neu gegründete und in ihrer Thätigkeit vielversprechende Zeitung, die ich denunciren muß.

Aber Sie selbst werden nicht voraussetzen, daß man auf Bedeutung oder Unbedeutendheit einer Zeitung hier Rücksicht nimmt.

In der „Berliner Presse" vom 5. Februar c. liest man:

„Wie wir hören, bereitet ein hiesiges Theater eine Novität von A. Mels (Martin Cohn) „Der Staatsanwalt" vor. Nur durch die glänzende Darstellung am Residenztheater wurde Heinrich Heine genießbar, und wir bedauern das Publicum, welches sich vom „Staatsanwalt" Genuß verspricht."

Kennen Sie einen parlamentarischen Ausdruck für dies Verfahren, ein Ei, bevor es gelegt ist, für faul zu erklären? Wissen Sie ein andres Motiv, als persönliche Gehässigkeit, die entweder der Direction oder dem Verfasser gilt? Welches Gefühl von Anstand kann es rechtfertigen, daß man Kosten und Mühe einer Direction, und eines Autors Hoffnungen (denn auf den eventuellen Werth des Stückes oder auf einen Verfassernamen kommt es hier ja gar nicht an) durch solche Präventiv-Urtheile zu untergraben sucht? — —

Eine fleißige Benutzung Ihrer neuen Rubrik ist das dankloseste Geschäft. Ich will Ihnen wünschen, daß ich nicht ohne mitwirkende Federn bleibe.

Albert Lindner.

*

Zur Beseitigung von Mißverständnissen wird die Bemerkung nicht überflüssig sein, daß mich zu meinem S. 138 abgedruckten Gedicht: „Literaturgeschichten" — zunächst das Buch „Deutsche Dichtung im neunzehnten Jahrhundert. Populäre Vorlesungen von K. J. Schröer" angeregt hat. In diesem Buch wird eine mißgünstige Kritik, die bald nach dem Erscheinen des ersten Bandes meiner Gedichte vor mehr als einem Decennium in einer längst verflossenen Zeitschrift erschien, wieder abgedruckt — als wäre seither Nichts mehr geleistet worden! . . . und die Fehler einiger Jugendgedichte blieben der Maßstab für eine ganze, der Poesie gewidmete Lebensthätigkeit! . . . . Solchen kritischen Wadenkneifereien gegenüber befinden wir Dichter uns wahrlich in der Lage der Nothwehr.

Hermann Lingg.

*

Ernst Wichert wünscht in dem antikritischen Theil der „Monatshefte" besonders jene Herren gegeißelt, die das zu beurtheilende Kunstwerk nur als bequeme Gliederpuppe betrachten, um gefallsüchtig das Tand- und Trodelwerk des eigenen „Esprits" heranzuhängen. „Ich gehöre allerdings" — so schreibt der treffliche Lustspieldichter — „zu jenen simpeln Leuten, denen der letzte Vorzug der Kritik der erscheint, pikant zu sein. Es macht mir immer einen peinlich beunruhigenden Eindruck, wenn ich jede Zeile rufen höre: Seht einmal, ihr Leute, wie ich über so etwas zu schreiben weiß .. ja, das ist etwas ganz Apartes! — darauf ist noch kein Mensch gekommen . . . Wenn die Kritik nur darin ihre Stärke sucht, jedem Dinge

eine Seite abzugewinnen, in die sich mit Kettenkugeln Bresche schießen läßt, so scheint sie da doch nur auf den Beifall von Lesern zu rechnen, denen die Sache ebenso niedrig steht, wie ihr".... Wen's juckt!

*

Im Allgemeinen ist der Gedanke, dem die antikritische Rubrik unseres Blattes entsprungen ist, mit lebendiger Zustimmung begrüßt worden, und es traten dabei Gesammturtheile über das deutsche Kritik-Wesen zu Tage, die nicht eben sehr schmeichelhaft klangen.

Wir heben nur wenige hier hervor. Johannes Scherr z. B. schreibt: „Sehr gefällt mir die Abtheilung: „Zur Kritik der Kritik". Ist es doch ganz unglaublich, was Dummheit und Unwissenheit dermalen sich herausnehmen — und herausnehmen dürfen."

Auch Theodor Storm hofft Heilsames von diesem Theil unseres Blattes und verheißt, gelegentlich mit vorzusprechen.

Hans Herrig meint in der „Schlesischen Presse": „Unsere Literatur könnte ein wenig Polemik gut vertragen, sie ist ein stillstehendes Gewässer geworden und dies ist bekanntlich gewissen unangenehmen Gefahren ausgesetzt. Es fehlt ihr an Gegensätzen — im Grunde sind selbst Frenzel und Paul Lindau einander gar nicht so böse. Käme auch ein wenig Feindschaft hinein, vielleicht erwiese sie sich als Sauerteig. Die Rubrik der neuen Monatshefte: „Zur Kritik der Kritik" könnte leicht ihn zeitigen."

August Becker, der viel zu wenig gefeierte Novellist und Lyriker, erwartet in unserer Rubrik eine Lahmlegung der „landesüblichen gegenseitigen Berühmtmacherei", die endlich zur fast völligen Entwerthung des öffentlichen Lobes geführt hätte.

Besorgnißvoller äußert sich Hans Grasberger in der Wiener „Presse": „Eine seltsame Rubrik ist die „Zur Kritik der Kritik". Damit ist gekränkten Autoren ein Hinterstübchen aufgethan, um darin ihr Herz ausschütten zu können. Besuche werden sich gewiß bald einstellen; aber ob der wohlmeinende Hausherr derselben nicht bald überdrüssig werden wird, das ist eine andere Frage." Wir fürchten das nicht.

*

Mannigfachen Widerspruch fand die allerdings etwas radicale Bestimmung, daß jede Partei nur einmal zu Worte kommt.

So meint das „Braunschweiger Tageblatt": „Der Herausgeber wird, wenn er einmal Jemanden zu Worte läßt, ihm auch das ganze Wort gönnen müssen. Hier erregt jeder Anspruch eines Redactionsrechtes Mißtrauen, die Monatshefte selber aber leiden gewiß keinen Schaden, wenn die Polemik auch ein wenig heftig wird."

Und Karl Woermann spricht die Befürchtung aus, daß es nicht viele Autoren riskiren werden, ihren Kritiker herauszufordern, wenn sie nicht das Recht haben sollen, auf seine Anklage zu dupliciren.

Wir gestehen, daß uns die Berechtigung dieser Besorgniß einleuchtet; und so acceptiren wir denn gern den vermittelnden Vorschlag von Julius Duboc, daß es dem Autor freizustellen sei, die ihm im Voraus mitzutheilende Replik des Kritikers mit kurzen sachlichen Glossen zu begleiten, welche alsdann beim Abdruck der Kritik gleich mit angefügt würden. „Diesen Mittelweg", schreibt Duboc, „halte ich für den erträglichsten und für einen, der zu keinem Mißbrauch Anlaß geben kann, wenn anders die Glossen völlig sachlich und knapp gehalten würden." Probatum est.

*

Erwähnung verdient endlich die neu angekündigte Zeitschrift: „Der Antikritiker", die den Autoren gegen Entrichtung von — Insertionskosten „das hehre Recht der Vertheidigung" wahren will. „Denn die Lebensluft für alles geistige Streben ist Freiheit, und abermals Freiheit!" Worunter natürlich nicht Kostenfreiheit zu verstehen ist. Warten wir die erste Nummer ab.

Miscellen.

Das Gründerthum in der Literatur.

Ein kritisches Zeitbild von Richard Schmidt-Cabanis.

„Massa ist reich!" — Er zog in's Feld
Einst sieghaft gegen fremdes Geld —
(Ich glaub', man heißt es „Gründen"!)
Gar bald genügt sein gleißend Erz,
Des Neides Flammen allerwärts
Zu zünden!

Und doch bleibt seines Glückes Stern
Der hellste Strahl noch immer fern:
Noch mangelt ihm ein Name!
Was ohne den ist Reichthum, weh!
Und Glanz und Pracht?! — Hilf, güt'ge Fee
Reclame!

Hilf, die Du seine Firma hast
Erhöht, hilf ihm von dieser Last,
Daß er des Grams vergesse! —
Er sinnt und seufzt, er spürt und späht —
Da winkt ein Port: er selber geht
Zur Presse!

Schon schreibt er für ein Winkelblatt.
Was thut's, daß oft der Sinn höchst platt,
Das Wort kaum orthographisch,
Daß mangelhaft die Syntax auch?!
Es füge der Pedant dem Brauch
Sich sclavisch!

Im Anfang kritisirt er Kunst;
Er las den „Büchmann" nicht umsunst:
Citate sind sein Fetisch;
Belesenheit wird daraus kund!
Bald gilt er für „gebildet" und
„Aesthetisch"!

Nun flugs im „Feuilleton" versucht:
Jed' fremder Einfall wird gebucht —
Sei plump er oder spitzig;
Man bringt's — ob wohl, ob übel — an;
Rings heißt es: Geistvoll ist der Mann
Und witzig!

Der Lyrik baß vergeßt mir nicht!
Nicht schwierig „macht" sich's im Gedicht:
Denn mangeln die Gedanken,
So fleußt dafür wie Honigseim
Aus „Hempels Lexikon" der Reim
Ohn' Schranken.

Auf „Frühling", „Veilchen", „Franken-Haß",
Auf „Wein und Weib" und „Dies und Das"
Nur frisch den Vers gestammelt;
Bei dreizehn Bogen oder mehr
Erscheint (auf eig'ne Kosten) er
„Gesammelt"!

Im Drama blüht das wahre Glück:
Leicht stutzt sich zu ein Bühnenstück
Aus längstvergess'nem Plunder;
Tantièmefrei wird's aufgeführt —
Der Freundschaft Hand, geschickt gerührt,
Thut Wunder!

Das Höchste wird durch Muth erreicht:
Ein „eigenes Organ" vielleicht
Ruft er in die Erscheinung;
Wie ehedem am Ladentisch
Mit Waaren, handelt nun er frisch
Mit Meinung!

„Massa ist reich!" Es sammeln sich
Auch Dinten-Motten sicherlich
Gar bald an seinem Lichte — — —
So „gründet" man von ungefähr
Zuletzt sich in die Literär-
Geschichte!

*

Von Eduard Grisebach wird in Kurzem bei L. Rosner in Wien ein Buch erscheinen: „Deutsche Literatur. 1770—1870", das manche überraschende Mittheilung aus bisher ungedruckten Quellen enthalten soll. Die S. 152 ff. abgedruckten „Aphorismen über Heinrich Heine" sind dem gedankenreichen Manuscript dieses Buches entlehnt.

*

Eduard von Hartmann schreibt uns, daß er in einer neuen „Ethik" (die seinen unermüdlichen Forschergeist nun schon seit Jahren beschäftigt) auch die im ersten Monatsheft zum Abdruck gelangten „antipessimistischen Betrachtungen" polemisch berücksichtigen will. Ebenso stellt A. Taubert eine Gegenschrift in Aussicht. „Ihre moussirend geistreichen Betrachtungen", schreibt uns der Philosoph, „habe ich gelesen, wie man ein Glas Champagner trinkt: Würden Sie es mir aber verübeln, wenn ich bei Gelegenheit einmal zeigte, daß Champagner — Schaumwein ist?" .... Wir sehen diesem Nachweis mit Spannung entgegen.

Aus unserer Briefmappe.

Letzter Faschingsspaß.

„Kladderadatsch" schreibt in Nr. 6 den 7. Februar:

„Es giebt vielleicht kein Symptom, welches so entschieden und sicher den Verfall einer Kunst bezeichnete, als wenn sich dieselbe — dem Weiblichen zuwendet."

So beginnt der große Ferdinand Kürnberger eine kritische Besprechung von Ad. Wilbrandt's Trauerspiel „Arria und Messalina". (S. Neue Monatshefte für Dichtkunst und Kritik, I. Band, Heft 1.)

Ferdinand, Du sprichst ein großes Wort gelassen aus! Dies beurkunden auf ihren Diensteid die Unterzeichneten: Antigone, Elektra, Medea, Iphigenia, Emilia Galotti, Mina v. Barnhelm, Maria Stuart, die Jungfrau v. Orleans und andere Zeuginnen des Verfalls der dramatischen Kunst. —

— An dem oben citirten Orte fahre ich aber folgendermaßen fort:

„Die französische Schaubühne kennt nur noch Frauenrollen und dreht sich seit fünfundzwanzig Jahren ausschließlich im Meereswirbel der Weiblichkeit, worin ein Giboyer oder verarmter Edelmann rari, ja rarissimi nantes . . . sind."

Wie man sieht, so sprach ich deutlich davon, daß seit 25 Jahren fast nur das Weib die Bühne beherrscht, und Kladderadatsch rückt mir vor, daß — seit 2000 Jahren doch auch Weiber auf die Bühne gekommen!!

Der Schalk hat doch immer die Lacher auf seiner Seite. Wer wollte diesen Fastnachtsspaß für eine Polemik ansehen? War doch der 7. Februar just der Fastnachts-Sonntag, — und das darf man so wenig übersehen, daß es vielmehr die Hauptsache ist. „Es ist gar hübsch von einem großen Herrn," der als Organ für „höheren" Blödsinn eine Weltmacht geworden, am Fasching-Sonntag auch einmal den vulgären, einfältigen Blödsinn zum Handkuß vorzulassen. Daß er daraus eine Gewohnheit mache, fürchte ich nicht; der lustige Bruder hat immer eine vornehme Ader gehabt und versteht seine eigenen Interessen viel zu gut. Also — transeat.

Ferdinand Kürnberger.

Zur Kriegslyrik.

Geehrter Herr Redacteur! Auf S. 60 des I. Heftes Ihrer Zeitschrift macht Herr Ludwig Noiré in einer Abhandlung „über musikalische Texte" zu der Strophe:

„Das Wort vom Reich, das einst verhohlen
Der Freund dem Freunde nur vertraut,
Heut' braust es mit beschwingten Sohlen
Durch alle Gassen stolz und laut" —

folgende Bemerkung: „Als ich diese Worte las, da fielen mir Dambach und Fritz Reuter ein. Und da wollte mir bedünken, daß das Rühmen ungerechtfertigt sei." — Ich ersuche Herrn L. N. um Aufhellung dieser mir völlig unverständlichen Worte.

Herr L. N. fährt fort: „Außerdem meine ich, was man Jemand verhohlen hat, das hat man ihm nicht vertraut und ein Wort, das „auf beschwingten Sohlen durch alle Gassen braus't!" das ist eine schlechte Figur, sagt Polonius." —

Ich bitte die Redaction, Herrn N. darauf aufmerksam zu machen, daß es in meiner Strophe nicht heißt, was Herr N. unterschiebt: „Was man dem Freund verhohlen und vertraut", sondern: „ihm verhohlen vertraut", d. h. auf verhohlene Weise — daß also „verhohlen" nur adverbialisch verstanden werden kann. Vielleicht wäre Herrn N. „verstohlen anvertrauen" verständlicher gewesen.

Warum es eine schlechte Figur sein soll, daß das Wort oder Lied, welches Flügel hat — das wird wohl als gute Figur gelten bleiben —, also Flügel an den Schultern oder am Haupt, Flügel an den Sohlen habe, wie ein merkurisch-rascher Genius, vermag ich nicht einzusehen. Indeß, ich verzichte darauf, in Geschmackssachen mit Herrn N. übereinstimmen zu müssen. Nur muß ich bitten, nicht aus meinen Adverbien gegen den klaren Wortlaut Verba zu machen.

Achtungsvoll

Königsberg, den 8. Februar 1875.

Felix Dahn.

Erwiderung.

Verehrter Freund! Auf obige Antikritik folgende Bemerkungen:

1) Daß ein Schulmann und Verfasser mehrerer Grammatiken ein Adverb von einem prädicativen Particip zu unterscheiden vermag, hätte Herr F. Dahn billiger Weise annehmen dürfen. Meine Ansicht, daß verhohlen und vertraut sich hier in übler Gemeinschaft zusammenfinden, ist durch die Gegenbemerkung nicht erschüttert.

2) In Betreff des „Wortes vom Reich", das einem merkurisch-raschen Genius gleich Flügel an den Sohlen trägt und durch alle Gassen braust, muß ich mich leider zu der Ansicht des Verf. bekennen, nämlich „daß wir in Geschmacks-Fragen nicht übereinstimmen."

3) Wenn irgendwo, so paßten auf die Erfüllung unseres heißesten Wunsches, die Errichtung des deutschen Reiches, die herrlichen Worte Goethe's:

„Es hat die Erscheinung fürwahr nicht
Jetzt die Gestalt des Wunsches, so wie ihr ihn etwa geheget.
Denn die Wünsche verhüllen uns selbst das Gewünschte; die Gaben
Kommen von oben herab, in ihren eig'nen Gestalten."

Und es wird wohl jeder Unbefangene verstehen, was ich meinte, wenn ich das stolze und laute Rühmen unter Hinweisung auf die Männer, die „manch' bitteres Jahr, verhöhnt, verfolgt, mit Gram und Thränen" ein nun anerkanntes und erreichtes Ziel ersehnten, nicht gerechtfertigt finden konnte. Wohl aber war es am Platze dem Erbfeind gegenüber, der die durch eigene deutsche Kraft und kostbares Blut erkaufte Einigung Jahrhunderte lang mit allen Mitteln zu verhindern suchte.

Mainz, den 13. Februar 1875.

Ludwig Noiré.

Literarische Freibeuterei.

Herr Redacteur! Wenn ich mir erlaube, in Folgendem Sie auf eine literarische Freibeuterei aufmerksam zu machen, so könnte vielleicht ein Bedenken daraus hergeleitet werden, daß der Bezüchtigte inzwischen verstorben ist. Doch glaube ich dies mit dem Hinweise zu erledigen, daß jene schöne Regel lautet: De mortuis nil nisi bene, — nicht aber: nil nisi bona. Und gegen die richtig verstandene Regel hoffe ich nicht gefehlt zu haben.

Die bekannte Zeitschrift „Daheim" enthält in Jahrgang X. Nr. 16, ausgegeben am 17. Januar 1874, die Fortsetzung einer Erzählung von George Hesekiel, welche den Titel führt: „Der Drossart von Zerpst. Roman aus der Zeit vor hundert Jahren." Gleich beim ersten Blicke, den ich zufällig auf jenes Blatt warf, fiel mir hierin ein Stück auf, das, mit der Erzählung selbst in keinem Zusammenhange und derselben wie ein glänzender Purpurlappen aufgenähet erscheint. Von gewissen unverkennbaren Flecken abgesehen, kam mir das Alles so be-

kannt vor, und ich meinte auch die Stelle bezeichnen zu können, wo es vor hundert Jahren gedruckt worden ist. Mein Staunen wuchs, als mir zwei Seiten darauf ein ähnlicher Purpurlappen entgegen leuchtete, der aus der nämlichen Weberei stammt. Hell auflachen aber mußte ich, als ich nun die Originale neben Herrn Hesekiel's Compilation hielt. Da trat die ganze Unbefangenheit dieser Compilation um so bemerkbarer hervor, je unwiderleglicher zugleich die Interpolationen den Geschmack und die Versehen beim — Abschreiben die Kritik des Compilators bekunden. — Und wer ist der geplünderte Schriftsteller? Etwa ein dunkler Ehrenmann, der am Ende noch von Glück sagen könnte, daß unverdrossener Forscherfleiß aus seinen längst vergessenen Werken den einen oder den anderen guten Gedanken rettend herausgelesen hat?! — Es ist kein Geringerer, als *Justus Möser*; seine „patriotischen Phantasien" haben diesmal die Ehre gehabt, Herrn Hesekiel zu bereichern.

Es sei mir vergönnt, durch wörtliche *Nebeneinanderstellung* des Originales mit der Compilation dem geneigten Leser im eignen Urtheil das gleiche Vergnügen zu bereiten, welches mir die Entdeckung dieser Freibeuterei verursacht hat. Die wesentlichsten Interpolationen sind durch den Druck hervorgehoben:

Justus Möser, Patriotische Phantasien. 2. Thl. (in sämmtl. Werken, herausg. von *Abeken*. 2. Thl. Berlin 1842.)

S. 42 f. Nr. VI. *Die liebenswürdige Kokette, oder Schreiben einer Dame vom Lande.* (1772.)

Lachen Sie nicht, mein Schatz, wenn ich Ihnen sage, daß ich im Ernst anfange kokett zu werden. Seit einem halben Jahre, daß ich jetzt wieder auf dem Lande bin und täglich eine Menge von Armen und Elenden sehe, thue ich fast nichts als Herzen rühren, Thränen erwecken, entzücken und bezaubern. Den will ich einmal recht heulen lassen, sagte ich gestern zu meinem Manne, der gar nicht wußte, was ich wollte, und *flog auf den Platz*, um einen alten armen Mann, der *kümmerlich* nach meinem Fenster sah, selbst zu sprechen. Ich hörte ihm recht *freundschaftlich* zu, fragte nach allen kleinen Umständen, *die ihn drückten*, beklagte ihn bei jeder Stufe seines Unglücks, gab ihm erst etwas für seine Frau, dann für seine Kinder, und befahl zuletzt meinen Leuten, ihm *zwei* Scheffel Roggen und ein Glas Branntwein zu geben. Hier hätten Sie sehen sollen, wie *dem guten Kerl die Thränen in feurigen Kugeln* von den Wangen *herunter rollten!* Er fing an zu schluchzen, und nie habe ich die *feinste Liebeserklärung* mit solcher *heimlichen Wollust genossen*, als die Dankbarkeit dieses Greises.

Wie er wegging, kam ein andrer mit Einem Arm. *Guter Freund*, sagte ich zu ihm, wo habt ihr *euren Einen* Arm gelassen? Hier ließ ich ihn seine Heldenthaten erzählen, *wie er unter dem Herzog Ferdinand gefochten, wie er im Felde acht Tage lang oft nichts als Kartoffeln aus der Asche gegessen, und doch niemals so sehr gehungert hätte als jetzt.* Ich fragte ihn nach allem, was **er** von dem Herzoge wußte, und *freute mich*, daß seine Augen immer heiterer wurden, je mehr er von ihm sprach. Durch alles Fragen, Loben und Bedauern, wobei ich ihm zuletzt *mit einem unempfindsamen Blicke* sagte: er wäre wohl in seinen jüngeren Jahren ein hübscher Kerl gewesen, und ihm darauf *einen*

George Hesekiel a. a. O.

S. 242. Spalte 1. (Der Held der Erzählung besucht eine alte Stiftsdame; diese erzählt ihm, sie habe die Ehe seiner Eltern vermittelt. Sie spricht:)

(Sein Großvater) „that die Anwerbung für den Sohn bei mir" &c. „Nun, ich bin nicht dagegen gestanden, die Koketterie litt es schon nicht."

„„Der Trossart machte eine höfliche Ablehnung merkbar gegen diese Bezeichnung."

„Was hat Er denn abzulehnen?" fragte die geistliche Dame spitz und spöttisch. „Wenn ich Koketterie sage, so ist es Koketterie; ich bin heute noch sehr kokett, das will Er wohl nicht glauben? Denkt wohl, Seine Gänschen da unten zwischen Aa und Werre hätten allein das Recht, kokett zu sein? Hör' Er zu, ich will Ihm gleich sagen, auf welche Weise ich nun seit einem halben Jahrhundert, gerade in meinem Alter, kokett gewesen bin. Vor einigen Tagen bemerkte ich auf dem Hofe einen alten Mann, der kummer*voll* nach meinem Fenster sah; *ich ging hin und* hörte seinen Klagen *freundlich* zu, ich fragte nach allen einzelnen Umständen, beklagte ihn theilnehmend, gab ihm etwas *mit* für seine Frau und dann für seine Kinder, dann ließ ich ihm durch meine Leute *einen* Scheffel Roggen und ein Glas Branntwein reichen. *Wie Kugeln schossen die Thränen dem alten Manne* über die Wangen; *das war es, was ich gewollt hatte, aber* in meinen jungen Jahren hat mir keine *Liebesbetheuerung* so *angenehme Empfindungen erregt*, wie jetzt die Dankbarkeit dieses Greises. *Possen! Koketterie!*

Ein andermal kam einer mit einem Arme. „Wo hat Er *den* Arm gelassen?" fragte ich. Nun ließ ich ihn erzählen von seinen Heldenthaten unter Herzog Ferdinand. Dann fragte ich ihn nach allem, was **ich** vom Herzog Ferdinand wußte, und die Augen des alten Kriegers wurden immer heiterer, je mehr er von seinem Herzoge sprach. Zuletzt sagte ich ihm, er sei in seiner Jugend gewiß ein hübscher Kerl gewesen und drückte ihm *etwas*

Ducaten in die Hand drückte und einen Scheffel Roggen zu geben befahl, setzte ich den Mann in eine solche Entzückung, daß er mir mit einem Eifer, den ich an einem Prinzen Unverschämtheit genannt haben würde, auf die Hand fiel, und solche küssete, ehe ich sie wegziehen konnte. Ey! werden Sie sagen, sich von einem Bettler die Hand küssen zu lassen! Ja nun! es ist geschehen, und die Erinnerung macht mich nicht roth.

Silber in die Hand. Der Mann küßte mir die Hand mit einem Feuer, das bei einem Grafen Unverschämtheit gewesen wäre, so hastig, bevor ich sie ihm entziehen konnte. Ei, wird Er sagen, sich von einem Bettler die Hand küssen zu lassen! Ja nun, das ist geschehen, und ich sage Ihm, die Erinnerung daran macht mich nicht roth. Possen! Ist das nicht offenbare Koketterie!""

Eine noch ungenirtere Entlehnung zeigt die folgende originalgetreue Nebeneinanderstellung:

Das. S. 330 f. Nr. LXXVII. Das englische Gärtchen. (1773.)

Was das für eine Veränderung ist, meine liebe Großmama! Sollten Sie jetzt Ihre kleine Bleiche, worauf Sie in Ihrer Jugend so manches schönes Stück Garn und Linnen gebleichet, sollten Sie den Obstgarten, worin Sie, wie Sie mir oft erzählet haben, so manche Henne mit Küchlein aufgezogen, sollten Sie das Kohlstück, worauf der große Baum mit den schönen, rothgestreiften Aepfeln stand, suchen: nichts von dem Allen würden Sie mehr finden. Ihr ganzer Krautgarten ist in Hügel und Thäler, wodurch sich unzählige krumme Wege schlängeln, verwandelt; die Hügelchen sind mit allen Sorten des schönsten wilden Gesträuchs bedeckt, und auf unsern Wiesen sind keine Blumen, die sich nicht auch in jenen kleinen Thälerchen finden. Es hat dieses meinem Manne zwar Vieles gekostet, indem er einige tausend Fuder Sand, Steine und Lehmen auf das Kohlstück bringen lassen müssen, um so etwas Schönes daraus zu machen. Aber es heißt nun auch, wenn ich es recht verstanden, eine Shrubbery, oder, wie Andere sprechen, ein englisches Bosquet. Ringsherum geht ein weißes Plankwerk, welches so bunt gearbeitet ist, wie ein Drellmuster; und mein Mann hat eine Dornhecke müssen darum ziehen lassen, damit unsre Schweine sich nicht daran reiben möchten u. s. w.

Das. S. 244.

Spalte 1. „Was das für eine Veränderung ist, meine liebe Großmutter! Sollten Sie jetzt Ihre kleine Bleiche, auf der Sie in Ihrer Jugend so manches schöne Stück Garn und Linnen gebleicht, — sollten Sie den Obstgarten, worin Sie, wie Sie mir oft erzählt haben, so manche Henne mit Küchlein aufgezogen haben, — sollten Sie das Kohlstück, worauf der große Baum mit den rothgestreiften Aepfeln stand, — suchen, nichts von alledem würden Sie finden. Ihr ganzer Krautgarten ist in Hügel und Thäler, wodurch sich unzählige krumme Wege schlängeln, verwandelt. Die Hügelchen sind mit allen Sorten des schönsten wilden Strauchwerkes bedeckt, und auf den Wiesen sind keine Blumen, die sich nicht auch in jenen kleinen Thälchen fänden. Es hat dieses meinem Manne zwar vieles gekostet, indem er einige tausend Fuder Sand, Steine und Lehm auf das Krautstück hat fahren lassen müssen, um etwas so Schönes daraus zu machen. Aber es heißt nun auch, wenn ich's recht verstanden habe, eine Shrubbery oder ein echt englisches Boskett. Ringsherum geht ein weißes Plankenwerk, welches so bunt wie ein Drellmuster gearbeitet ist; mein Mann hat eine Dornhecke darum ziehen lassen müssen, damit sich die Schweine nicht daran reiben u. s. w.

Auch die folgenden Absätze stimmen bei beiden Autoren fast wörtlich überein — nur daß Hesekiel aus Unkenntniß auch hier einige Verballhornungen vorgenommen und z. B. einen „Stickbeerenbusch" (niederdeutscher Provinzialismus für Stachelbeerenbusch) in einen „Stückbeerenbusch umgetauft hat.

Risum teneatis, amici? — Aber die Sache hat doch auch ihre sehr ernste Seite. Und die Rücksicht auf diese, welche einer weitern Beleuchtung nicht bedarf, wird es wohl auch Ihnen zweckmäßig erscheinen lassen, obwohl der Plagiator inzwischen verstorben ist, sein Plagiat hier öffentlich zur Sprache zu bringen.

Marburg. **August Ubbelohde.**

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in Berlin.



Plaudereien aus schweren Tagen.

Von Julius Grosse.

(Weimar 1870.)

Kinder, nun gehet zu Bett, genug schon habt ihr gethan heut,
Kränze geflochten und Fahnen genäht — Inschriften ersonnen,
Auch manch Lämpchen gefüllt zu des Kaisers festlichem Einzug;
Brav war Alles von euch, und ich lobe die Großen wie Kleinen. —
Singt doch die Wacht am Rhein Nesthäkchen bereits auf dem Arme,
Das kaum laufen und lallen gelernt, und der Junge, der Friedel,
Liegt den geschlagenen Tag auf dem Bahnhof, wo er trompetend
Jeglichen Zug begrüßt, der vorübersaust in die Heimat —
Ebenso macht es der Hans; drum bringet zu Bett nun die Kleinen.
Aber ihr Großen, ihr bleibt! Noch mancherlei gibt es zu richten
Für die Soldaten im Feld. Packt ein die Gaben der Liebe,
Kleider vor Allem und guten Tabak und die treffliche Erbswurst.
Aennchen, fülle die Lampe mit Oel, gern will ich euch helfen.
Wollt ihr selber zum Bahnhof hin? Ja freilich, da gibt es
Viel zu plaudern und schaun, doch thut man das Beste zu Hause.
Bleibet nur, bleibt, ich erzähl' euch was von vergangenen Tagen!
Wohl ist's heut eine mächtige Zeit voll Wunder und Zeichen —
Well' auf Welle — so rücken sie nach, Regimenter der Landwehr,
Kraftvoll fröhliches Volk, und gestandene bärtige Männer —
Traurig sah ich noch Keinen; mich mahnt's an die Tage von damals!
Wieder erstehn mir im Geist die verschwundenen Jahre der Jugend;
Doch wie anders, o Gott — ihr könnt wohl lachen und singen —
Wir einst haben geduldet, geweint mit den seligen Eltern.
Drum seid froh, dankt Gott, daß ihr solche Zeit nicht erlebt habt:
Damals schlug uns die eiserne Noth. Noch seh' ich's wie heute,
Als die preußische Landwehr kam, sie schlichen in Lumpen
Halbverhungert und abgezehrt, doch mit leuchtenden Augen.
Weislich nahm mich der Vater, der treffliche mit auf die Landstraß,
Denn dort rückten sie an und bekamen die wärmende Suppe.
„Seht" — sprach Einer — „wir wollen ja nichts, als ehrlichen Frieden.
Gehn wir auch drüber zu Grund, soll endlich Ruhe doch werden.
Wir sind fertig daheim, uns treibt nur die Noth der Verzweiflung,
Frieden oder im Kampfe den Tod! — kein Drittes ist denkbar!" —
Also zogen sie hin — viel einzige Söhne, auch Männer

Ueber die Jugend hinaus, durch fränkische Räuber um Habe,
Gut und Ehre gebracht, doch die dürstende Rache im Herzen.
Einer beweinte den Bruder, der ward ihm in Wesel erschossen,
Weil er dem Schill zum Kampfe gefolgt, ein Anderer mußte
Sein Gehöfte verbrennen sehn mit eigenen Augen,
Wieder ein Anderer war aus Schwaben, ein Neffe des braven
Palm, der auf Kaisers Befehl standrechtlich ermordet in Braunau,
Weil er ein Büchlein verkauft, das sprach von Erniedrigung Deutschlands;
Bürger und Bauern, zugleich auch Söhne des ältesten Adels,
Die auf der Väter Grab unsühnbare Rache geschworen,
Selber verarmt und geächtet dazu in den eisernen Zeiten.
Hunger und Noth trieb Alle zum Kampf, die Einen und Andern.
Selbst bei Leipzig im Herbst, wo Hunderttausende fochten —
Kampf um Leben und Brod, das war die gewaltige Losung.
Nur wir Alten wissen es noch, was wir selber erlebt einst,
Und was die Eltern erzählt — ein winziges Häuflein von Kriegern
Lebet noch heut. Die Meisten sind längst zum Himmel marschirt schon. —

*

Leget die Zeitungen fort, mich schmerzen die alternden Augen.
Wieder und wieder les' ich sie durch, die Siegesberichte;
Heilig werden sie sein und bleiben noch späten Geschlechtern,
Wohl manch' alternden Mann läßt ihr Gedächtniß erglühen
Wie von feurigem Wein, daß er liest mit glänzenden Augen,
Wie sie gefangen die ganze Armee und den mächtigen Kaiser. —
Kaum ein Monat verging, daß begonnen die grausige Kriegsnoth,
Und schon kamen gerollt die endlosen Züge Gefangner.
Preis den Erfindern vom redenden Draht und vom eilenden Dampfroß,
Denn sie kürzen die Sorgen uns ab und die zweifelnde Sehnsucht.
Hei, wie fliegen die Kunden des Sieges beschwingt durch die Lüfte,
Und ein einziger Tag sagt ganz Europa die Wahrheit.
Damals war es noch anders bestellt, da zählte nach Wochen
Jegliche Kunde: nur kurz und gerüchtweis bracht' es die Zeitung,
Aber das Wichtigste sagte sie nicht, das schlich als Geheimniß
Schüchtern von Munde zu Mund. Noch denk' ich des Winters von Dreizehn,
Ausgeraubt und verarmt trostlos hinsiechten die Städte,
Wie die Dörfer zugleich, wo die große Armee sich gemästet.
Dann brach grimmig der Winter herein, wie niemals der Herr noch
Frost auf Erden gesandt, haushoch verschneit war die Landschaft,
Vögel und Wild erfroren im Wald, selbst Füchse und Wölfe
Kamen verhungert zum Dorfe herein und verreckten am Wege,
Ruhe des Todes bedeckte das Land und den eisigen Himmel.
Einmal aber geheim schlich Nachts ein Nachbar zum andern —
„Habt Ihr's vernommen, Gevatter, man sagt, es sind Läufer gekommen,
Läufer der großen Armee, und der Herrgott hat sie gerichtet,
Hat sie geschlagen mit Wagen und Roß und den reisigen Schaaren,
Wie er den Pharao schlug, der die Kinder des Herren verfolgte.
Eingesargt ist das tapfere Heer, und das heilige Moskau
Lodert gen Himmel in Brand. Auch sagte der Bote von Halle,
Vorige Nacht sei ein Schlitten gesehn mit erfrorenen Reitern,
Hastig verstohlen geheim, kaum daß man die Pferde gewechselt,
Und kein Anderer sei's, als der Kaiser gewesen von Frankreich.
Gott steh Allen uns bei, das tönt wie Posaunen zum Kriege." —
Und sie drückten sich schweigend die Hand, nur die Augen noch sprachen,

Doch das Geheimniß ging im Geflüster von Munde zu Munde. —
Ueberall lauschten in mancherlei Tracht Spione und Späher,
Und mit Lügen betrog man noch lange die gläubige Menge.

*

Heut ist's besser geworden, Ihr könnt Gott danken und preisen,
Daß Ihr die Wahrheit erfahrt, des Trugs und der Täuschung enthoben.
Danken könnt Ihr dem Himmel zugleich, daß Euch andere Mühsal
Gnädig erspart. Mit heimlichem Neid wohl sehen wir Alten,
Wenn Ihr in Wetter und Sturm auf den eisernen Schienen dahinsaust.
Zwar wir hatten Chausseen und mußten dem Feinde sie danken.
Mancherlei Gutes gewiß erst schuf uns der fränkische Cäsar.
Hier ging früher ein holpriger Weg, kaum fahrbar im Sommer,
Aber im Winter, daß Gott sich erbarm', wenn Markttag im Orte,
Dann beim Grauen des Tags aufbrachen die Wagen der Bauern.
Vier, sechs Pferd oft hat es gebraucht, um die knarrenden Räder
Vorwärts zu bringen im Schlamm. Es war eine heillose Wirthschaft.
Heute genügen der Rosse zwei auf der prächtigen Straße,
Welche der Feind uns gebaut, ihm diente sie freilich zum Heerzug,
Also das herrliche Land in seine Gewalt zu bekommen;
Was er aus Listen sich schuf, uns ist es zum Segen geworden.
Zwar, er kannte das Land, das er weit umsponnen mit Netzen,
Kannt' es genau, doch von Stadt nur zu Stadt, denn die Thäler und Schluchten
Und das ganze Gebirg', zur Seite der offenen Straße
Blieb ihm immer geheim, eine Welt von gefürchteten Schrecken,
Wie es den Römern dereinst erging am hercynischen Walde;
Dort auf buschigem Steig auch liefen die Boten der Deutschen
Ueber's Gebirg. Ihr erinnert Euch wohl noch des treuen Jacobi,
Der im neunzigsten Jahr uralt erst neulich gestorben.
Zwar halb blind war der Mann, gichtbrüchig zugleich, doch bewahrt' er
Unverwüstliche Kraft des Humors und die sprudelndste Laune —
Der hat damals gedient als Läufer und heimlicher Bote;
Zwanzig Stunden im Tag marschirt' er oft ohne zu rasten
Gradenwegs nach Berlin, nach Wien über Thäler und Berge,
Schwamm durch Ströme wie Bäche behend, Nachts schlief er in Höhlen
Oder Ruinen zur Noth — bergauf, bergunter sein Trab ging
Sicherer als ein Roß, ausdauernder selbst als Kosacken;
Aber im Wammse vernäht, oft auch in gedoppelter Sohle
Trug er Depeschen in Chiffern geheim, nicht eine verfehlte
Jemals ihr Ziel, nicht eine gerieth in die Hände des Feindes;
Drum für Zeit seines Lebens genoß er ein reichliches Jahrgeld,
Das ihm der Herzog gewährt. Im Sommer nämlich von Dreizehn,
Als in Dresden Napoleon stand und in Prag seine Gegner,
Damals galt's, einen wichtigen Brief den Unsren zu bringen —
Also was thun? — Zum Glück besann sich der alte Geheimrath,
Goethe mein' ich, der hatte zuvor auf Reisen in Carlsbad
Kennen gelernt einen trefflichen Mann — wer war es? — der Schinder
Selber von Prag, doch ein kundiger Mann in allerlei Wissen
Von des Thiers und des Menschen Natur, das liebte der Alte —
Also zum Schinder von Prag, der einsam und fern von der Stadt wohnt,
Brachte der Bote den Brief, und der ehrliche Mann, er bestellt' ihn. —

*

Mancherlei Listen erheischte die Zeit. Verstellung und Vorsicht
Lernte der redliche Mann; selbst er, der berühmte Geheimrath,

War vorsichtig und stets schweigsam, wie niemals im Leben;
Freilich geht ein Gerücht bei den Zungendreschern des Tages,
Goethe habe kein Herz für die Ehre von Deutschland bewiesen;
Wäre das wahr, so hat er's gebüßt. — Schon am Tage von Jena,
Als mit der sinkenden Nacht der stürmende Feind in die Stadt drang,
Damals — er lag schon zu Bett — da pochte man wild an die Hausthür,
Und mit wüstem Gelärm eindrang ein Haufen Franzosen —
Heischend wie Herren im Haus Quartier und reichliche Pflege.
Gab man ihnen doch gern, um die heilige Ruhe zu wahren,
Alles, was sie verlangt, und was Küche wie Keller vermochten
Einquartiert im Untergeschoß, dort zechten sie lärmend,
Denn der treffliche Rheinwein stieg den Chasseuren zu Kopfe,
Und nicht lange, so stürmten sie wild die Treppen empor schon,
Drangen durch Stuben und Saal mit Geschrei, mit Fluchen und Schimpfen.
Und schon fuhr er empor, der Alte, mag sein, daß er sonst wohl
Sich wie Jupiter hehr mit Donner und Blitzen gerüstet,
Aber man weiß, hier wagt' er es nicht. Wie Tabak und Hunde,
Und wie Glockengeläut', so verhaßt auch waren ihm Trunkne.
Und wer weiß, was im thierischen Rausch von den Feinden verübt wär',
Denn schon nahten sie tobend dem heiligen Raume des Dichters.
Da trat ihnen mit göttlichem Zorn entgegen ein Fraunbild,
Redet die Taumelnden an und straft sie mit flammenden Worten;
Wahrlich, sie wichen zurück, als hätte die Muse des Himmels
Selbst ob ihrem Dichter gewacht und Bacchanten gezüchtigt:
Aber nicht war es ein himmlischer Geist, nicht war es Urania,
Sondern die treffliche war's — Christiane vom Hause der Vulpius,
Welche bisher ihm gedient, die Gefährtin fröhlicher Jahre,
Treu, gehorsam und schön, und erfüllt von blinder Verehrung,
Wie es den Alten erfreut — nun war sie zürnend verwandelt
Und die gebietende Noth, die gewaltige Herrin des Lebens
Hob zur Heldin das Weib, das sonst nur Blumen gepflückt hat.
Also geschieht's bisweilen, daß Zeiten der ehernen Drangsal,
Welche die Hohen gebeugt, schon kleinere Seelen geadelt,
Gleich wie die lodernde Gluth erst Gold aus Schlacken hervorlockt.
Aber der alternde Herr hat solche Prüfung gewürdigt —
Und weil mit tapferstem Muthe getreu seinen Schlummer sie schützte,
Hob er sie auf zur Herrin im Haus, zur ehlichen Gattin.
Also ist es geschehn, was auch Salbader und Stadtklatsch
Damals geschwatzt von Kaisers Befehl und anderer Ursach.
Lang noch hat er sie treu als liebende Gattin besessen,
Und sie hat ihn gepflegt, bis der Tod sie nach Jahren hinwegnahm. —

*

Wahrlich, niemals genug sind die Hände der Frauen gepriesen,
Und ich freue mich stets, am Bahnhof also die Guten
Sorgsam schalten und walten zu sehn für das Wohl der Soldaten,
Drum vergesset mir nichts und füllet von Neuem die Körbe,
Wein und Brod und Tabak, das erquickt den verwundeten Helden
Mehr als jeglicher Trost; das Uebrige bringt den Baracken. —
Ach, schon wiederum zwei, die den schmerzlichen Wunden erlegen;
Ruhmvoll ist's durch die Kugel zu fallen in offener Feldschlacht,
Doch mit tückischer List im Frieden gemordet zu werden,
Wie es dem trefflichen Eckart geschah, ist ein schmähliches Schicksal —

Ruhmlos fand in Laon er den Tod. Nichtswürdige Schurken,
Die nach geschloss'nem Vertrag in die Lüfte sprengten die Festung.

*

Schurken leider es gab auch damals, glaubt mir, in Deutschland,
Wie beim Feind manch trefflicher Mann auch Ehre bewahrt hat.
Immer noch denk' ich der Zeit und der lastenden Tage der Schande,
Da wir im siebenten Jahre bereits im Joche geschmachtet,
Aber es ging wie ein heiliger Geist durch Bürger und Bauern,
Und ein verschwiegener Bund ward ganz im Stillen geschlossen.
Tugend und Treue begründeten ihn, als heilige Vehme
Waltet' er heimlich im Volk, und die Edelsten nannt' er die Seinen.
Schlauheit gebotener List untergrub dem Feinde den Boden,
Spät erst ward es bekannt, wenn die Kisten kamen von Erfurt
Mit den Depeschen des Feinds, dann wurden zuvor sie geöffnet
Hier auf dem Amt. Allwissend so ward die umstrickende Heermacht;
Aber der Franke er sah, daß hohl war der Boden in Deutschland
Und von unheimlicher Stimmung erfüllt selbst Lüfte und Winde.
Damals war es, als hier General von Müffling verweilte,
Anno dreizehn im März. Bei Hof gab's festliche Tafel,
Glänzend waren geschaart die blitzenden Kriegsuniformen,
Heiter wogt das Gespräch, und funkelnd strömten die Weine,
Heiter auch glänzten die Augen, beseelt von verborgener Hoffnung.
Waren in Feindesgewalt zwar immer noch Länder und Städte,
Grüßte doch ahnender Freiheitsruf, wie Lüfte des Frühlings,
Und manch' flüsternder Mund gab wichtige Kunde dem Nachbar.
Plötzlich aber bei Tisch sprach jetzt der Gesandte von Frankreich
Zum General ein bedeutsames Wort, denn es hatte der Edle
Herz und Kopf auf dem richtigen Fleck; unmerkbar und artig
Wußt' er zu warnen den Feind. Wohl war von Müffling betroffen,
Schleunig doch eilt' er nach Haus und schleuniger rief er dem Diener:
Sattle mein Pferd, sag' nichts meiner Frau, dann gehe zum Postamt,
Melde dem Herrn, die Stunde sei da. Dann nahm er noch Kleider,
Waffen und Wäsche zur Hand und packte sie eilig zusammen;
Wenig Minuten darauf, und sie ritten selbander spazieren,
Der Posthalter und er, und als sie glücklich die Thore
Hinter sich hatten, begann über Land ein gewaltiges Reiten,
Vorwärts wie das Gewitter ging's durch Dörfer und Flecken
Rastlos fort bei Tag und bei Nacht, daß das Feuer davon stob,
Ueber den Thüringer Wald auf Altenburg zu, denn es hatte
Blücher daselbst sein Hauptquartier — und sie waren gerettet.
Aber die Flucht that Noth. Am selben Abend noch wurde
Müfflings Wohnung umstellt; Franzosen, ein Bataillon stark,
Kamen plötzlich marschirt, um ihn fortzuführen nach Erfurt.
Dort zu Pulver und Blei war längst sein Urtheil gesprochen —
Heiliger Gott, welch Lärmen erhob sich im friedlichen Hause,
Seine Gattin verging vor Furcht, bis sie Alles erfahren,
Und sie betete lang, bis die Rettung des Gatten vollbracht war;
Aber dem braven Marquis hat es reichliche Früchte getragen.
Zwar verdächtig blieb er seitdem und in heimlicher Aufsicht,
Denn es vermochte sein Herr es ihm nun und nie zu vergessen,
Daß er den Müffling gewarnt, doch anders vergalt's ihm der Himmel,
Denn der gewaltige Gott bringt jeden Tyrannen zu Falle,
Aber er krönt mit herrlichem Lohn Gutthaten des Herzens,

Und der edle Marquis hat's auch in der Folge gesehen.
Denn von Vielen allein entrann er grausem Verderben
Und hat ruhig erlebt noch glückliche Tage des Alters.

*

Damals freilich erhob sich grimmiges Würgen der Völker,
Und nichts halfen dem Feind Spione, noch heimliche Späher.
Bald brach flammend es los, bald krachten die Donner bei Lützen.
Wieder zogen Franzosen herein in wimmelnden Schaaren.
Zahllos leuchteten Nachts am Berge die Feuer des Lagers.
Plötzlich, wer weiß wie es kam, erhob sich ein Kampf in den Straßen,
Knallen und Schreien und Pferdegestampf. Wie vom Boden gewachsen
Kamen Husaren herein und hieben mit Wuth in die Feinde,
Jagten sie all aus der Stadt in verwegener stürmender Hetzjagd,
Aber sie waren zu schwach. Nicht lang, so mußten zurück sie,
Wild in jagender Hast, auch ledige Pferde darunter.
Krieger saßen verwundet zu Roß — auf dem kantigen Pflaster
Stürzten die Pferde zusammen, da galt's uns Rettung zu bringen.
Einzelne flohn. Manch Einer verbarg sich in Häusern der Bürger;
Gleich drauf kamen mit klingendem Spiel Regimenter des Feindes,
Und bei der wirbelnden Trommel Getön ward also verkündet:
Wenn ihr die Feinde verbergt, so wird man euch richten nach Kriegsrecht;
Und nun begann die entsetzliche Jagd. Wohl Manchen der Braven
Zerrte man vor und band ihm die Händ und führt' ihn nach Erfurt;
Dort ist mancher, so heißt's, von französischen Kugeln gefallen.
Doch wem der Himmel Verderben bestimmt, dem schließt er die Augen,
Waffnet als Gegner ihm Wolken und Fels und Greise und Kinder.
Schon als hier die Husaren entflohn, befanden sich viele
Bürger dabei auf geliehenem Roß und im Kleide des Hauses
Unter den Mantel den Säbel geschnallt, als tapfre Recruten,
Unter andern ein Mann mit zweien der Söhne, sie zogen
Als Freiwillige aus, nicht trieb sie die Freude des Kampfes,
Sondern es war wildgährender Grimm und die heilige Rache,
Die vom Herde sie riß, nachdem er von Gräueln entweiht war.
Alt, wohlhabend, geachteten Rufs sonst war die Familie,
Bis man die Fackel des Kriegs in die friedlichen Dächer geschleudert.
Kurz nur lag französisches Volk im behäbigen Gutshof,
Doch nichtswürdiges Volk von den Schaaren Vandammes aus Süden.
Töchter waren im Haus, liebreiche, verständige Mädchen.
Lasset verschweigen mich, was sie erlebt von den schändlichen Buben.
Bald vor Grämen und Leid hinlegte sich siechend die Mutter;
Aber die Söhne verschworen sich hoch beim Grabe der Mutter
Mit dem Vater zugleich, die Noth und die Schande zu rächen.
Keiner von ihnen ist wiedergekehrt, sie kämpften und starben
Fern im französischen Land und sind an der Marne begraben;
Also ist es geschehn. Viel Tausenden ging es nicht besser.
Zorn und heiliger Grimm und die hoffnungslose Verzweiflung
Trieb die Massen zum Kampf. Freiwillige hießen sie damals,
Nicht Freischützen und Franctireurs, wie sie drüben sich nennen.
Unsere waren ein anderes Volk, als Jene, die heimlich
Lauern im Busch und in Schluchten versteckt, um zu plündern und morden.
Anders haben dereinst sich unsere Bauern betragen,

Als sie der Krieg umtobt und die Ställ' und die Scheunen verheerte.
Grund wohl hatten sie auch, den wehrlosen Feind zu erschlagen;
Aber sie thaten es nicht. Hört zu, wie es damals gegangen:

*

War da ein munterer Bursch aus dem Reich, der die darbenden Eltern
Redlich erhielt. Schon lang war er einfacher Schreiber gewesen
Beim französischen Amt, das die Truppen ernährt' und versorgte,
Also dient' er dem Feind; der Arme war schwächlich von klein auf,
Ganz untauglich zum Dienen im Feld, gut deutsch doch im Herzen,
Und so kam er vom Reich, als wieder der Krieg im Beginnen.
Wagencolonnen versorgten das Heer, mit Nahrung beladen.
Fleisch und Mehl, Reis, Rum und hunderte Fässer mit Rothwein,
Lebendes Vieh und gebackenes Brod, das führten sie reichlich.
Also zog der wimmelnde Zug zwei Stunden die Länge,
Eine Feldcarawane mit Lärm und hallendem Wirrwarr,
Pferdegestampf und Halloh, mit Peitschengeknall und Gewieher;
Sorglos ritt die Bedeckung voraus und sorgloser lagen
Ueber die Säcke gespreizt die Franzosen und rauchten die Pfeifen
Lachenden Munds. Nicht waren sie weit von Weimar gekommen,
Da in dem ärmlichen Dorf an der Straße standen die Bauern
Gaffend und flüsternd im Kreis — auch Mancher mit zwinkerndem Auge;
Rieben sich schmunzelnd die Hände geheim und musterten prüfend
Wagen und Zeug und das fahrende Gut, indessen die Pferde
Hielten im Ort. Dort trat auch Einer zu unserm Beamten,
Winkt' ihm leise beiseit in den einsamen Winkel des Hofes,
Sprach drauf: Nichts für ungut, Herr, mir will es erscheinen,
Deutscher seid Ihr und seid mit uns. Nun fahret nur weiter,
Glück auf den Weg und Glück zum Geschäft. Eins laßt Euch gesagt sein,
Vorsicht habet und Acht, wollt Ihr bewahren das Leben,
Denn die Kosacken sind nah, und es geht an den Kragen den Wälschen,
Sprach's und verschwand. „Ich stand wie verdutzt" — so erzählt' er mir selber
Später, als ich ihn kennen gelernt, „doch was war da zu thun jetzt?
Also fuhren wir fort — auch in andern Dörfern gewahrt' ich's,
Daß uns die Bauern mit spöttischem Blicke begafften, sie grinsten
Schadenfrohen Gesichts aus den Fenstern, Thüren und Tennen,
Riefen mit höhnischem Gruß: Glück auf! uns nach für die Reise.
Also kamen wir bald in die Nähe des lieblichen Naumburg,
Wo mit Burgen gekrönt sich waldige Berge hereinziehn.
Plötzlich auf einsamer Höh, scharf gegen den Himmel gezeichnet,
Blitzt es empor und bewegungslos, wie ein Springbock mit dürren
Beinen, flatternden Haars war ein seltsam geformtes Geschöpf dort,
Bald auch blitzt es zur Linken empor in unendlicher Ferne,
Dann verschwand es dem Blick, nichts merkten die stolzen Franzosen;
Sorglos zogen wir weiter dahin. Bei Naumburg geschah es,
Daß wir in dichtem Gewühl zehn Wagen gefangener Preußen
Trafen, ein jugendlich Volk, manch Einer zum Tode verwundet,
Aber mit blitzendem Aug', Officiere und Söhne des Landes;
Einen auch redet' ich an. „Seht," sprach er — „wohl sind wir gefangen,
Aber es nützt ihnen nichts, denn diesmal machen wir Kehraus,
Diesmal hagelt es Tod, und ihr letztes Brod ist gebacken;
Aber sie wissen es auch. Seht her, wie die Schurken uns foltern,
Lassen uns hungern und dürsten aus Haß und verbieten den Bürgern,
Uns zu erquicken, wie sie es gewollt, — die hämischen Teufel."

„Hauptmann," sagt' ich darauf zu dem ehrlichen Führer des Zuges,
„Laßt das nimmer geschehn, das macht bös Blut bei dem Volke,
Gebt den Gefangenen Brod und laßt von den Bürgern sie pflegen."
Endlich nach mancherlei dringendem Wort erlaubt' er die Bitte,
Reichlich wurde dem Zug Brod, Wein und Suppe gespendet —
Dann ging weiter die Fahrt der Marschkarawane gen Osten
In unendlicher Reih', nicht lange doch währte der Frieden.
Plötzlich scholl es von fern wie Pferdegetrappel im Winde,
Und wie vom Teufel gejagt erschienen die schnellen Kosacken,
Auch freiwillige Jäger zu Fuß, da krachten die Büchsen;
Und ein gewaltig Gemetzel entstand, nie sah ich dergleichen,
Zitternd wie Laub im Wind, wachsbleich wie die Leichen des Schlachtfelds
Krochen sie unter die Wagen behend, die geschwinden Franzosen;
Aber die raschen Kosacken erwischten sie doch mit den Lanzen,
Schnitten die Sträng' an den Deichseln entzwei und stürzten die Wagen
Um in den Weg. Da fielen heraus Brodlaibe und Säcke,
Fleisch und Mehl und Fässer voll Wein entrollten zum Graben,
Nicht zu beschreiben war das Gewirr, das Gedräng und der Lärmen.
Jetzt auch liefen die Bauern des Dorfs in fröhlicher Eile
Dicht in Schaaren herbei. — Nehmt — nehmt, so riefen Franzosen,
Riefen Kosacken zugleich, bevor uns die Güter verderben.
Und rips, raps mit hastigem Griff von hunderten Händen
Wurde die Beute gerafft. Mehlsäck' und Fässer des Weins voll,
Fleisch und gebackenes Brod und die ledigen stampfenden Pferde,
Alles führten die Bauern hinweg. Die ganze Colonne
Unsres gewaltigen Zugs verschwand wie ein Nebel im Winde;
Aber ich wurde gefangen, und vorwärts ging es nach Sachsen,
Bis in das Hauptquartier, noch stand es in Altenburg damals,
Und man bracht' mich in Haft bei ehrlichen Bürgern des Städtchens,
Kaufherr war der vortreffliche Mann, mit Kindern gesegnet,
Rosige Mädchen die einen, halbwüchsige Buben die andern,
Die mit Säbel und Helm schon meisterlich spielten Soldaten;
Während die Mutter den Brei für den jüngsten am Feuer besorgte,
Saßen die älteren Schwestern bei Seit und nähten und strickten.
Schüchtern brachten sie Brod und sahen verstohlen den Fremdling
Seitwärts an und mit stockendem Wort entwichen sie hastig,
Aber der Jüngste, der schrie laut auf in der schaukelnden Wiege,
Von Großmutter gepflegt, die lang von erschrecklichen Zeiten
Hüstelnd erzählt und zum Beten ermahnt und sich schaudernd bekreuzte;
Wahrlich den Kleinen beneidet' ich da. Wir darbten und litten.
Aber er träumt' im Bett den glücklichen Zeiten entgegen. —
Wo in so trefflichem Haus so fleißige Kraft sich entfaltet,
Da wohnt, dacht' ich bei mir, auch helfende Christengesinnung.
Und mit frohem Vertraun gewann ich den ehrsamen Hausherrn.
Herr, so redet' ich leis und erzählt' ihm meine Geschichte,
Könnt Ihr zur Flucht mir verhelfen, ich will's Zeitlebens Euch danken.
Und der vortreffliche Mann, gerührt von menschlichem Mitleid,
Bot von den eigenen Kleidern mir dar; als es Abend geworden,
Schlich ich hinaus von dem gastlichen Herd, doch wohin in der Nachtzeit?
Keinem Sterblichen war ich bekannt, fast mußte ich weinen —
Mutterseelenallein auf fremder unwirthlicher Landstraß',
Düster zogen die Wolken herein, und es regnet' in Strömen.
Ach, verlassener nie hab' ich je mich im Leben gefunden.
Bald doch kam es bedenklicher noch, in der Schenke der Vorstadt,



Wo ich mir Obdach erbat, dort fanden sich böhmische Reiter
Kartenspielend beim Bier. Zum Unglück trug ich noch Hosen
Aus französischem Tuch, das hatten die Späher erkannt bald,
Und sie nahmen mich fest, nichts half mir die offenste Wahrheit.
Fort in's Gefängniß führte man mich als Spion der Franzosen,
Wenn nicht ein Wunder vom Himmel geschah, nichts konnte mich retten.
Und wir schritten zum Markt, ich selbst vom Profosse begleitet.
Sieh, da begegneten wir dem Hauptmann der preußischen Jäger,
Einer von denen, die jüngst wir erquickt am Thore von Naumburg;
Später waren sie Alle befreit von den raschen Kosacken. —
Hauptmann, kennt Ihr mich noch? — so sprach ich zum wackeren Kriegsmann.
Denkt Ihr des Tags vor Naumburg noch? — da glänzte sein Auge,
Und er umarmte mich gleich. Ihr seid es, ja wohl, ich erkenn' Euch,
Seid nur getrost, und er führte sofort mich selber zum Rathhaus
Durch das Gedränge die Treppen empor zu den preußischen Richtern.
Dort kam Alles zu Tag, und der Hauptmann leistete Bürgschaft
Vor dem gestrengen Gericht, und weil ich mich menschlich bewiesen,
Ließ man mich frei, auch reichte man mir nothwendige Schriften,
Schutzpapiere für meine Person, auch ein übriges Zehrgeld
Gab man mir auf den Weg, ich aber dankte von Herzen.
Auf den geheimsten Pfaden des Walds und der Thüringer Berge
Schlich ich nun sacht in die Heimat zurück und pries meine Rettung."
Also hat er mir's selber erzählt. Zu Kräften gekommen
Trat er später in's preußische Heer und focht an der Katzbach,
Auch bei Leipzig und Waterloo noch. Mit dem eisernen Kreuze
Kehrt' er zurück und baute sein Haus, ein schönes in Bamberg,
Freite sodann sich ein wackeres Weib, eine Tochter desselben
Kaufherrn war es in Altenburg dort, wo er Rettung gefunden;
Nimmer vergaß er dies Haus und er führte die Gattin nach Bayern.
Oft dort traf ich ihn an, und er lebt noch heute in Ehren
Als Veteran in dem eigenen Haus bei munteren Enkeln,
Hochgeehrt in der Stadt, in blühender fester Gesundheit,
Auch mit mancherlei Aemtern bedacht — ein Orakel für Alle,
Und dem Rathe der Stadt allzeit dienstfertig mit Umsicht. —

*

Lene, nun gib mir die Büchse herab und die silberne Dose.
Haben doch meinen Tabak im Quartier die Reserven verbraucht fast;
Zwar man jammert und klagt, blickt scheel und schmält auf den Stadtrath,
Soll man nur zwei, drei Mann herbergen in eigener Wohnung;
Kinder und Mägde begrüßen sie gern, sie bringen Commißbrod,
Helfen im Haus und erzählen vom Feld die schönsten Geschichten;
Damals war es noch anders — behüt' uns in Gnaden der Himmel!
Zahlreich pochten sie an, und es wurde geflucht und gewettert.
Hühner und Wein, das war ihr Begehr, doch der Braten von Kalbfleisch
Flog zum Fenster hinaus, sammt Kraut und kräftigem Hausbrod.
Viel zu gering war die ehrliche Kost. Nur die silbernen Löffel
Nahmen sie mit. Blutarm längst waren die Eltern geworden,
Und wie zitterten All', wenn nur an die Thüre geklopft ward.
Schlimm nicht hausten Franzosen allein, auch die wilden Kosacken
Trieben es arg und ärger nachher in Dörfern wie Städten.
Mein Großvater, der hat es noch oft mit Thränen erzählt uns.
Pfarrer war er bei Erfurt einst in den Jahren der Schande.
Dreimal hatten sie ganz die freundliche Pfarre verwüstet,

Auch sein Leben bedroht, doch zuletzt, als Kosacken noch kamen,
Barg er sich droben im Thurm und unter dem Stuhle der Glocken.
Wohl drei Nächte verbracht' er in Angst und in Hunger und Kälte,
Aber aus Wuth ward ihm das Pfarrhaus gänzlich verwüstet,
Alles Geflügel stachen sie ab und zerschnitten die Betten,
So daß Daunen wie Schnee schlohweiß aus den Fenstern entflogen.
Freilich entfloh sein ältester Sohn zum Schwager nach Buttstadt,
Zog ihm das Roß aus dem Stall, um zum nächsten Commando zu reiten,
Aber ihn nahm der Kosack im freien Felde gefangen,
Nahm sein muthiges Roß ihm ab, und gebunden mit Stricken
Mußt' er laufen im Staub und ward mißhandelt von Knuten;
Also hauste der Russe bei uns, trotzdem er uns Freund war,
Und nun könnt Ihr Euch denken, wie wild erst gewüthet der Erbfeind.
Dennoch hielt man bereit noch Unterschlupf für so Manchen.
Bunt war die Zeit, manch' Lebensgeschick ging drunter und drüber;
Aber die Allmacht wacht' ob jeglichem einzelnen Haupte,
Und der gewaltige herrliche Gott bringt Alles zu Ende;
Er sei gelobt, kein müssiges Wort ist die Treue der Deutschen,
Immer bewahrt in Noth und Gefahr seit undenklichen Zeiten
Fand sie noch immer den herrlichsten Lohn am Ende der Tage,
Wie bei jenem erfahrenen Mann, der mir eben zu Sinn kommt. —

*

Abend war es, wir saßen am Tisch, wir hungrigen Kinder,
Um das dampfende Abendgericht: Erdäpfel in Schale.
Plötzlich da huscht die Christine herein, die bedächtige Hausmagd.
Heimlich flüstert sie: Herr, es wartet dadraußen ein Fremder,
Möcht' Euch sprechen. — So ruft ihn herein, antwortet der Vater.
Aber das will er ja nicht — sprach ärgerlich wieder Christine.
Nun, dann muß ich hinaus — und wuchtigen Schrittes verschwand er,
Aber ich selbst schlich heimlich ihm nach, von der Neugier getrieben.
Himmel, wer war's — ein verwilderter Mensch in Lappen und Lumpen,
Struppigen Barts und umwickelt den Fuß, so lehnt' er am Pfeiler,
Grau vom Staube und braun von der Luft, ein Gespenst aus der Hölle.
Zitternd streckt' er die Hand dem staunenden Vater entgegen;
Wie, Silvester, bist Du's? ausrief voll Schrecken der Vater,
Und schon lagen sich Beid' in den Armen und Herzen am Herzen.
Aber der Fremdling sprach, und weinerlich bebte die Stimme:
Sage mir, sind noch Franzosen im Haus — dann bin ich des Todes.
Nein, war die Antwort. — Dem Himmel sei Dank, dann lasset mich schlafen,
Obdach gebt mir, zu ruhn, vielleicht nur ein Lager zum Sterben,
Denn drei Wochen nun irr' ich umher, wie ein Hirsch vor der Meute;
Wankend trat er jetzt ein, schlich sachte bis hinter den Ofen,
Ward dann heimlich zu Bette gebracht im hintersten Stübchen.
Keinerlei Warnung bedurft' es. Wir all', Dienstboten wie Kinder,
Waren im Schweigen geübt, Herr Gott, welch wunderbar Schicksal!
Bald nun erfuhren wir Alles. Der Gast war ein Jugendgespiele
Unseres Vaters, wie er aus Hildburghausen gebürtig.
Schon vor Jahren im Reiche gelang's östreichischen Werbern,
Ihn zu fangen im Spiel — so kam er zum Heer nach Italien,
Ueberall focht er seitdem als Tapferster unter den Tapfern,
Bis er — bei Austerlitz war's, mit Vielen der Seinen gefangen.
Aber man brachte sie nicht nach Paris, man schleppte zum Meer sie,
Ueber den Ocean weg zu der glühenden Sonne Cayennes,

Dort erst schienen sie sicher, allein sie erreichten das Ziel nicht.
Denn auf offener See stieß man auf englische Kreuzer;
Klar war der Tag, und donnernd erklang der Gruß der Kanonen
Ueber die schimmernde Fluth, roth wehte die Flagge des Krieges —
Aber der Kampf war kurz, schwach war die Bemannung der Schiffe,
Sämmtliche wurden erstürmt und genommen vom englischen Sieger,
Und die Gefangenen waren nun frei, doch der ehrliche Deutsche
Nahm jetzt englischen Dienst, gar hoch stand damals im Preise
Menschliche Kraft und menschliches Blut, drum war er willkommen.
Gleich drauf loht' es in Spanien auf. Die geknechteten Völker,
Müde des fränkischen Jochs, des verhaßten, erhoben sich trotzig,
Und durch Iberien brach wildrasend die Flamme des Aufruhrs.
Wellington zog, wie ihr wißt, dem ringenden Volke zu Hülfe.
Noch war England allein der Freiheit gesegnete Zuflucht.
Auch der verwegene Freund aus Hildburghausen, der's damals
Schon zum Fähndrich gebracht, war mitgezogen gen Süden,
Schlug sich tapfer und wurde gerühmt in den Schlachtenberichten,
Und schon sollt' ihn dafür die Ernennung zum Lieutenant belohnen.
Lang mit Wechselerfolg war in Westen und Norden gefochten,
Als ein entscheidender Kampf an der Brücke des Stromes bevorstand.
Laut vor der Front jetzt rief man sie auf, freiwillige Schützen,
Auch Silvester trat vor — Glückt's Euch, die Brücke zu decken,
Bis die Bewegung des Heers am andern Ufer vollendet,
Sagte der Führer, dann ist das Patent Euch gewiß, doch die Braven
Wußten, es galt fast sicheren Tod auf verlorenem Pösten,
Und die Entschlossenen kämpften gefaßt, so fielen sie Alle;
Auch der verwegene Freund sank wuchtig getroffen zu Boden,
Doch die Armee war gerettet und mit den Posaunen des Ruhmes
Pries man die Helden in jedem Bericht der britischen Blätter.
Zwar mit dem Leben noch kam er davon, der verwegene Deutsche,
Aber sie schleppten ihn fort nach Bordeaux auf's Neue gefangen,
Wo er mit allerlei Volk nun verblieb in dem strengsten Gewahrsam.
Leichter doch wurde die Haft, als Siege sich häuften auf Siege,
Und so ließ man die Armen auch oft sich am Hafen ergehen.
Schiffe von jeglichem Volk mit hochaufragenden Masten
Ankerten dort, und es wimmelte stets am Strande von Menschen.
Oft wenn die Wogen des Meers aufrauschten zu Füßen des Aermsten,
Faßt' ihn das Sehnen mit Macht zu entkommen hinüber nach England,
Oder nach Haus. Lang blieb es ein Traum, doch endlich gelang es.
Einem schwedischen Schiffscapitän, leutselig und edel,
Klagte der Dulder einmal, wie die nagende Sehnsucht ihn quäle.
Könnt Ihr erreichen mein Schiff, doch ohne Gefahr mir zu bringen,
Sagte der Brave, so will ich Euch gern mitnehmen nach England
Und zudrücken ein Aug', doch wißt nur, Ihr waget das Leben. —
Wirklich in stürmischer Nacht entkam aus der Festung der Deutsche,
Sprang in die wogende See, schwamm hin zu dem schwedischen Schiffe,
Kletterte triefend empor und verbarg sich im untersten Raume
Hinter den Fässern und Ballen, und erst auf der Höhe des Meeres
Kroch er hervor, nach Tagen der Qual zum Gerippe verfallen.
Voller Entsetzen wich Alles zurück vor dem Schatten des Grabes.
Aber da sprach der Schiffscapitän zur versammelten Mannschaft:
Sehet, dies ist ein englischer Mann, der Treue will halten.
Unserem Schutze vertraut er, drum wird ihn auch Keiner verrathen,
Falls Durchsuchung uns droht, — und es gaben ihm Alle das Wort drauf.

Zwar nach England kamen sie nicht, denn Stürme und Nebel
Kreuzten die Fahrt und trieben das Schiff unaufhaltsam nach Norden,
Bis in der Höhe von Christiansstadt sich der Himmel besänftigt.
Nun gen Schweden lenkte das Schiff und im Hafen von Stockholm
Stieg der Deutsche zu Land, hülflos und von Allen verlassen;
Bald brach Armuth und Elend herein auf den muthigen Dulder.
Kaum als Bettler vermocht' er sein jämmerlich Dasein zu fristen;
Endlich auf dänischem Schiff, das nach Hamburg Güter geladen,
Trat er in Dienst als Knecht — wie jubelte heimlich sein Herz auf,
Als er die Thürme begrüßt der gewaltigen, prangenden Reichsstadt.
Aber noch eh' er betrat den geheiligten Boden der Heimat,
Ward er gewarnt, denn Marschall Davoust stand damals in Hamburg,
Und mit spähendem Blick ward jeglicher Fremdling gemustert.
Aber dem Freunde gelang's beim Dunkel das Land zu gewinnen.
Und nun schritt er zu Fuß bei Nacht und Nebel elbaufwärts,
Barg sich in Wäldern bei Tag und wanderte weiter am Abend,
Kämpfte mit Hunger und Frost, und oft in den schlafenden Dörfern
Mußt' er auf Leben und Tod mit den wüthenden Hunden der Höfe
Kämpfen — sie bissen ihn wund und zerfetzten das dürftige Kleid ihm,
Wund auch war ihm geschwollen der Fuß und zerrissen das Schuhwerk.
Wochenlang ging es so fort, bis er endlich erreichte die Saale
Und das gesegnete Thüringerland, da begann er zu weinen.
Aber noch fern war das Ziel, denn Franzosen und wieder Franzosen
Füllten die Straßen des Lands. Gen Leipzig stürmte der Heerzug.
Kaum noch gelang's dem verkümmerten Mann durch die Linien zu schleichen
Und so kam er im Weimar'schen an, todtkrank und verwildert
Und im Gebeine noch Fieber und Furcht; wohl Tage und Wochen
Lag er zu Bett, bis er langsam genas und sich mählig erholte.
Heimlich pflegten wir ihn, denn zahlreich waren die Späher;
Endlich verließ er uns gänzlich geheilt, und er küßte uns Kinder,
Ging dann über den Wald, bis er Hildburghausen erreichte
Und die Seinen begrüßt'. Nicht lang doch hielt's ihn zu Hause,
Denn wie zu Lande nicht findet die Ruh, wer zur See sich getummelt,
So auch behagt nicht Frieden dem Mann, der gekostet vom Kriegsruhm.
Drum nach Monden bereits fortzog er zu Fuße nach Holland;
Aber in stürmischer Zeit lag überall nieder die Schifffahrt.
Dennoch wagt's der verwegene Mensch mit wenig Gefährten,
Und so fuhren auf schwankendem Boot sie muthig hinaus im
Sturm auf's wogende Meer und nach England, der Insel der Freien.
Endlich dacht' er am Ziele zu sein der peinlichen Irrfahrt,
Hoffend, man würde sofort ihn zu Schiff auf's Neue befördern
Zum Regiment, doch er hatte den Kelch nicht zur Neige geleert noch.
Nirgend am wimmelnden Port, noch auch im unendlichen London
Lebt ihm ein Freund. Im Ministerpalast, im staunenden Kriegsrath
Lacht man ihn aus und weist ihm die Thür, denn unmöglich erscheint es,
Daß er dies Alles erlebt. Man hielt es für Märchen und Lügen,
Was er erzählt, und es schalt ihn zuletzt fast Alles Betrüger.
Schweres zu tragen vermag wohl ein Mann in den Stürmen des Schicksals,
Bleibt ihm die Hoffnung getreu; doch Hohn für Treue zu ernten —
Englischen Schimpf für die deutsche Geduld und die deutsche Bewährung,
Das erschöpfte das Maß, nichts blieb mehr übrig als Sterben.
Schon zum Tode gefaßt, so schlich er müde am Strand hin —
Einmal noch himmlisches Licht und die ewigen Sterne zu grüßen,
Einmal noch heimlich zu weinen, gedacht' er der Lieben der Heimat,

Dann ein Sprung in die tosende Fluth, und von Allem der Abschied.
Also war es bestimmt; doch plötzlich, er hatte die Brücke
Kaum noch erreicht, so begegnet ein Mann ihm im Schmucke der Waffen.
Und er erkennt den Major, der in Spanien einst ihn befehligt,
Redet ihn an, und er nennt ihm den eignen, vergessenen Namen.
Sieh' da erschrickt der Major, dann umarmt er ihn heftig und stürmisch,
Ob er in Lumpen auch war, und führte sofort in den Club ihn,
Wo im mächtigen Saal, bei Musik im Glanze der Kerzen,
Offiziere sich ruhend ergehn und Redner des Volkes.
Seht hier, sprach der Major, den tapferen, ehrlichen Deutschen.
Sämmtliche Schlachten im spanischen Krieg hat er rühmlich bestanden,
Hat auch errettet das Heer an jener gefährlichen Brücke.
Sämmtliche fielen, doch er ist lebend und glücklich entronnen,
Und nun kommt er, der Fahne getreu, von Neuem nach England.
Wahrlich, die deutsche Geduld ist selten auf Erden zu finden.
Gott weiß, was er noch sprach, doch Jubel und Beifall erhob sich.
Für den Braven sofort ward im Kreise des Tisches gesammelt.
Drauf am folgenden Tag ward in's Parlament er geführt und
Dorten gebraucht ihn ein Redner als Schild, um beträchtliche Ford'rung
Abzuzwingen dem Haus der Gemeinen, und wiederum hieß es:
Seht ihn Euch an, den Deutschen, der treu sich zur Fahne gehalten,
Männer, wie solcher, sie bürgen uns noch für die Ehre der Menschheit,
Bürgen dafür, daß Helfer uns noch und Freunde geblieben.
Und so setzte die Ford'rung er durch der beträchtlichen Summen.
So ward unseres Landsmanns Ruhm zum Tagesgespräch bald,
Ueberall ward er gefeiert und hoch auf Händen getragen.
Reich an Ehren und Gold, und sofort zum Lieutenant erhoben,
Folgte der Held von Neuem dem Heer zum Kriege und Siege,
Focht bei Waterloo mit, ward belobt von dem eisernen Herzog.
Drauf nach Indien ging er im Dienst des englischen Staates,
Jahrelang schien er verschollen für uns, doch endlich — erwachsen
War ich indessen schon längst und die Haare des Vaters ergrauten —
Da nach fünfzehn Jahren erschien an der Thüre des Gartens,
Wo ich zu schaffen mir machte, ein Herr gar stattlichen Ansehns,
Ordengeschmückt, vornehm und stolz wie ein Lord in der Haltung.
Fremd war ihm mein Gesicht, denn er fragte sogleich nach dem Vater,
Aber ich kannt' ihn sofort an dem tönenden Klange der Stimme,
Unsern Fremdling von einst, den Flüchtling von Hildburghausen,
Und ich führt' ihn hinein, und auf Wochen verweilt' er im Hause.
Seht, so sprach er, nun hab ich mir doch noch die Heimat erobert,
Und mir erworben die Ruh. Er lebte fortan in Hannover,
Reich und geehrt, als Major, von beträchtlichem englischen Jahrgeld;
Oft auch hat er im Laufe der Zeit uns besucht noch in Weimar,
Bis er in Hildburghausen verstarb im achtzigsten Jahre.
Oftmals denk' ich an ihn als das Urbild tüchtigen Deutschthums,
Das sich in Treue bewährt und in Ehren in jeglichem Lande.
Ueberall gilt ja die Kraft, drum wollen wir glücklich ihn preisen;
Jetzt da, vereint zum Reich, germanische Treue und Urkraft,
Künftig bleibet im Land und den eigenen Fahnen nur dienet. —

*

Gestern hab ich den Lieutenant gesehn von den blauen Ulanen.
Welch ein vortrefflicher Mann, gottlob, daß er wieder genesen.
Trauriges Loos, vor dem Feinde im Feld, eh' ein Schuß noch gefallen,

Jäh zu stürzen zugleich mit dem Roß, daß Arme wie Beine
Brachen; kein Mensch hat gemeint, er käme davon mit dem Leben.
Herbst und Winter lag er am Tod, dann fuhr er im Rollstuhl,
Aber nun warf er die Krücken hinweg und sitzet zu Rosse
Wieder wie sonst; zwar verblüht sind ihm die Lorbeern für diesmal,
Aber doch theilt er den Ruhm der gefürchteten, kecken Ulanen,
Die oft kamen wie Wind und wie Wind dann wieder geschwunden,
Stets zum Schrecken des Feinds und bestaunt von den Völkern Europa's.
Damals im herrlichen Jahr hat's auch an Reitern gefehlt nicht —
Mancher verwegene Streich ward gewagt zum Staunen des Feindes,
Denn nur Kühnheit gewinnt so Herzen wie Burgen im Sturme.
Schon im Herbste von Dreizehn war's. Es drängten und schoben
Zahllose Massen von Westen nach Ost — Kanonen und Reiter.
Junge Garden, Pariser Geschlecht, mit klingendem Spiele
Zogen sie ein und vorbei. So ging's längst Tage, wie Wochen;
Rings die Gegend wimmelte bunt von französischen Völkern —
Plötzlich hieß es: der Feind ist da, und wirklich, so war es,
Funfzig Reiter sprengten herein, Kürassiere von Oestreich.
Mutterseelenallein an der Spitze ein hessischer Prinz ritt.
Nichts begehrt er — die Herzogin nur, seine einzige Schwester,
Wollt' er begrüßen, zugleich auch Abschied auf immerdar nehmen.
Und so ritten sie Alle zum Schloß und stiegen vom Pferde,
Aber die tausend Franzosen rings, sie waren erschrocken,
Und verkrochen sich scheu; schon glaubten den Feind sie im Rücken
Und im Marsch das verbündete Heer mit zahllosen Schaaren;
Aber indessen im Schloß ward heiter gezecht und gejubelt,
Und bei frohem Bankett gab's mancherlei Märe zu melden.
Zwar der Hof, er erzitterte bang und man hegte Bedenken,
Solcher verwegene Streich könnt' enden mit blutigem Schrecken,
Aber der tapfere Prinz saß sorglos und lachend bei Tische —
Ei, wir wissen schon, wie's hier bestellt, drum konnten wir's wagen,
Merken soll es der Feind, daß wir frei uns bewegen und regen
Ohne Furcht vor Verrath — bald sind nun die Maschen vollendet
Von dem gewaltigen Netz, in dem sie verstrickt und verloren.
Zwar, wie es endet, das steht bei Gott — es wird ein gewalt'ger
Ringkampf sein — es ist Zeit, zu bestellen sein Leben im voraus.
Aber haltet nur aus — faßt Muth, wir bringen Befreiung!"
Drauf in einer Kalesche des Hofs fortfuhr er nach Jena,
Und die Reiter voran. Niemand versucht ihn zu halten;
Doch als am Abend des Tags der fürstliche Wagen zurückfuhr,
Traf er sechstausend Franzosen im Marsch, um den Prinzen zu fangen;
Längst schon war er davon und sie hatten mit Aerger das Nachsehn.
War ein tapferer Streiter der Prinz, sein leuchtender Name
Zog voran in den Tagen der Noth. So gewaltige Helden
Auch aufstanden im preußischen Heer, ihn achteten Alle.
Zwar, wo Helden zu Tausenden kämpften, verschwindet der Einzle.
Bücher und Sagen verkünden noch heut die gewaltigen Thaten
Von der Verachtung des Tods, von des Feinds hintosendem Ansturm,
Von den verbrennenden Dörfern und Tausenden armen Gefallnen,
Doch verlanget kein Bild. Von greisen Kriegsveteranen
Muß man es hören, was sie erlebt und was sie geduldet. —

*

So ging draußen es zu auf den weiten Feldern von Leipzig,
Doch wie's drinnen bestellt in den volkreich wimmelnden Straßen,
Keine menschliche Zunge vermag das Entsetzen zu schildern.
Eure selige Mutter — ihr wißt — war gebürtig aus Leipzig,
Damals war sie ein Kind von kaum sechs Jahren, doch ewig
Blieben die Bilder ihr tief in das junge Gedächtniß gegraben.
Oftmals hat sie's erzählt — ihr würdiger Vater war Kaufmann;
Aber im Herbst als die Schlachten entbrannt, fern irrt er auf Reisen
Bis nach Prag und nach Wien, um dort beim Kaiser zu klagen.
Denn drei Schiffe zur See, drauf all sein Vermögen verwandt war,
In ausländischem Gut, sie waren von Kreuzern gekapert
Und am Abgrund stand sein Geschäft, drum reist' er zum Kaiser;
Aber die treffliche Frau, die Großmama blieb bei den Kindern
Ohne Beschützer im einsamen Haus in der Straße von Grimma;
Monatelang überfüllten es jetzt Generäle von Frankreich,
Reiche, gewichtige Herrn, die höflich waren und menschlich,
Auch bedauerten oft sie die hilflose Frau und beschenkten
Sie wie die Kinder vom reichlichen Tisch und erließen die Schatzung;
Aber als drohender dann der Verbündeten Völker sich schaarten,
Da ging's drunter und drüber im Haus in den Tagen des Schreckens.
Oft noch hat sie's erzählt. Dumpf dröhnte das Krachen und Donnern
Draußen im grauenden Tag. Am Abend saßen die Garden
Dann vor dem Haus in den Straßen der Stadt, auf dem Pflaster gelagert,
Rings um Feuer geschaart, auch reihenweis hin an den Wänden.
S' war viel jugendlich Volk aus Paris, aus den besseren Ständen,
Aber die heitere Laune war hin. Viel zierliche Burschen
Jammerten leis und beteten still, doch andere tobten,
Laut verwünschend den Krieg und den Kaiser, den Schlächter der Menschen,
Denn sie wußten es wohl, sie waren zur blutigen Schlachtbank
Alle bestimmt, und der kommende Tag bereits konnte sie fällen.
Schon mit dem grauenden Morgen begann die donnernde Feldschlacht.
Plötzlich verstummte der Lärm, und es hieß nun käm' es zum Rückzug.
Doch dann knattert' es wieder von Ost und näher und näher.
Endlich um Mittag war's, da that sich langsam das Thor auf,
Und langhallender Jubel erscholl — jetzt kommen die Preußen!
Weit aufflogen die Fenster, und zahllos sahen die Köpfe
Ueber die ragenden Häuser herab von den Dächern und Erkern.
Aber zuerst kam russisches Volk: Kosacken, Baschkiren
Wild auf winzigem Roß, dann trabende Gardeschwadronen,
Endlich die preußische Infanterie, von Pulver und Staube
Braun die Gesichter, doch fröhlichen Muths im rüstigen Eilschritt.
Jauchzend begann von den Fenstern ein Schwenken der Tücher und Rufen
Weithinhallend die Straßen entlang bis zum brausenden Markte.
Brod und Braten auch flogen herab, Weinflaschen und Würste.
Jeglicher gab, was er sorgend erspart, nun den hungernden Schaaren.
Das war Jubel wie nie — doch ach, nur kurz war die Freude
Für die Meinen im Haus. Kaum waren die Straßen geöffnet,
Sieh, da erscheint aus Wien die schwarzversiegelte Botschaft:
Schon vor Monaten sei der Vater des Hauses gestorben
Draußen fern in der Kaiserstadt am schleichenden Fieber,
Er, der vermögende Mann, verlassen im Armenspitale.
Lang noch weinte die Witwe, verwaist mit den darbenden Kindern;
Aufgewachsen in Reichthum und Pracht, nun in Armuth gesunken,
Zog sie des folgenden Jahrs hierher in ein freundliches Städtchen;

Damals hab ich sie kennen gelernt und die lieblichen Kleinen.
Also verschlingt der zerstörende Krieg das Besitzthum des Bürgers
Nicht blos draußen in mordender Schlacht — ein Jeder empfindet,
Wenn die gewaltige Noth auf friedliche Völker hereinbricht.

*

Schön ist der Kranz, und sauber gestickt ist die Fahne, Charlottchen
Auch das sinnige Transparent mit dem Bilde des Kaisers
Ist dem Gottfried geglückt. Ja, feiert nur Feste des Sieges,
Glücklich seid ihr bewahrt vor Jammer und Gräueln des Krieges
Hier in behaglicher Ruh, da im Feindeslande das Heer steht,
Und die Freude des Siegs ward nicht von Sorgen verkümmert.
Anders jedoch ging's uns. Wir lagen ja mitten im Kriegsfeld,
Selbst die Kunden des Siegs erneuerten tödtliche Schrecken,
Denn wir hatten zu sehn und zu dulden die Flucht und den Rückzug.
Was uns etwa geblieben zur Noth, das fraß die Verheerung,
Raublust, rächender Grimm eines zuchtlos wilden Gesindels;
Also ward uns vergällt selbst reinste, belebendste Freude.
Immer noch weiß ich's, wie heut, am Zwanzigsten war's im October
Jenes gewaltigen Jahrs, da kam die geflügelte Kunde,
Daß ein entsetzlicher Kampf drei Tage bei Leipzig gewüthet,
Aber es sei nun geschlagen der Feind und bereite den Rückzug.
Glücklicher hieß es für uns: bei Eckartsberga vorüber
Zög' im Norden das fränkische Heer; am Markte wie draußen
Standen die Bürger geschaart, da nahm mich der Vater am Arme,
Und wir eilten zum Webicht hinauf bis zum Walde bei Tiefurt.
Herbstlich still war der Tag, auf Meilen hin hüllten die Nebel
Thäler und Höhen, umsonst versucht es die Sonne zu leuchten.
Plötzlich zog es wie Schatten im Duft, und es klirrte und blitzte:
Nahende Mannschaft war es bereits, Regimenter von Oestreich,
Kürassiere wie Artillerie, die gekommen im Eilmarsch;
Hier doch hielten sie still, leer standen am Wald die Kanonen,
Denn man hatte die Pferde geführt hinunter zum flachen
Strande der rauschenden Ilm, da faßten die Bürger ein Herz sich
Und wir drängten uns durch und sprachen mit Diesem und Jenem.
Alle sie blickten mit Ernst. Viel schwiegen in Trauer, und Andre
Schliefen, am Graben zu Boden gestreckt, oder schliffen die Säbel.
Plötzlich ertönt langhallend ein Horn, dann wirbelnde Trommeln —
An die Gewehre stürmte das Volk, doch die Bürger erschrocken
Wichen zur Seite — der Feind! — der Feind! — erhob sich Geschrei rings —
Und nicht lange, so donnert's im Thal, und es donnert im Norden
Jenseit der Stadt — durch Nebel und Glanz hersaust es wie Kugeln —
Welch ein entsetzlich Geschrei, welch wogendes Rennen und Reiten!
Doch die Bürger getrauten sich nicht zur Heimat hinunter.
Immer noch seh ich den grämlichen Schott, ein Schuster von Handwerk,
Und den verwachsenen Pilz, ein Kaufmann war es vom Markte,
Auch war Campe dabei, ein hustender kränklicher Sattler,
Alle so bleich wie die Wand und es schlotterten ihnen die Beine;
Aber indeß sie noch standen im Rath, kam ein Oberst geritten,
Grüßt' und sprach: „Sagt, Kinder, wer kennt hier die sämmtlichen Brücken
Ueber die Ilm?" Wir nannten sie all. „Wer Lust, uns zu führen,
Steige zu Pferd! — Uns scheint's, der Feind will noch einmal sich stellen —
Hier kann's kommen zur Schlacht, noch sichrer drüben bei Erfurt,
Lieber doch wär' es uns hier; bald folgt uns die ganze Armee nach —

Nun, wer zeigt sich bereit?" Wohl erbot sich mein muthiger Vater,
Doch wer sorgte für mich, für den scheuen, verlassenen Knaben? —
Also fand sich der Schuster bereit und setzte zu Pferd sich,
Hielt sich fest an den Hals, weil bäumend immer das Thier stieg.
Und jetzt zog sich der Nebel empor, und sieh es erglänzten,
Thäler und Höhen im funkelnden Licht, und die Fernen im Dufte.
Welche gewaltige Schau — da wogten die Straßen und Hügel
Weit von ziehendem Volk — zehntausend Männer aus Oestreich,
An sechstausend Reiter dazu nebst funfzig Kanonen —
Weitum hallte der Grund von dem dröhnenden Schritt der Colonnen,
Wie vom Pferdegestampf. Mit Schrecken aber ersahn wir,
Daß in der Stadt schon entbrannte der Kampf. Zwar Einzelne liefen
Muthig hinab zu dem Thor und kamen zur Brücke des Sternes,
Die mit eiserner Pforte zur Zeit alltäglich geschlossen,
Jetzt doch rasselt sie auf, und drei sechsspännige Wagen
Jagten hindurch. Gleich hieß es, es flüchte der Hof sich des Herzogs.
Richtig, es saß mit finstrem Gesicht in dem Wagen der Herzog,
Schweigend noch winkt er uns zu. Wir benutzten den glücklichen Zufall,
Und mit ängstlicher Hast eindrangen wir über die Brücke.
Aber die Stadt war still, so still wie zu Nächten ein Friedhof,
Kein Franzose zu sehn, die waren entflohn miteinander —
Leer auch waren die Straßen am Markt, so kamen wir langsam
Endlich nach Haus, kaum hatten wir Zeit voll Angst zu erzählen,
Als ein Traben begann mit hellem Trompetengeschmetter
Und sechstausend Husaren, zugleich Kosacken, Dragoner,
Kamen herab und sprengten hindurch in ganzen Schwadronen —
Herrschaft, niemals gesehn ward solch ein Traben und Jagen!
Stundenlang ging es so fort, und es hallte der Markt und die Straßen
Von dem Gestampf, von dem Siegeshurrah und den schnaubenden Pferden,
Aber das war nur Beginn. So dauert' es Wochen und Monde,
Denn nun folgte die ganze Armee der verbündeten Mächte:
Völker aus Osten und Nord und Reiter aus Asiens Wüsten,
Tschutschen mit Bogen und Pfeil und die schlanken Tungusen im Pelzrock;
Pferde mit wallendem Schweif, langmähnig, doch winzig von Ansehn,
Dann Kürassiere der Mark auf hoch starkknochigen Gäulen,
Bunte Husaren aus ungrischem Land mit Schnüren und Tressen
Leicht auf flüchtigem Roß der Steppe, dann schwedische Reiter —
Doch wie könnt' ich nur all' die herrlichen Schaaren euch schildern
Unser ärmlich Gehöft lag voll von Soldaten und Pferden,
Aber wir Kinder, wir schliefen auf Stroh im hintersten Stübchen.
Manchmal spielten mit uns die rauhen Gesellen des Schlachtfelds —
Meist doch lagen sie still, wie todt, auf den Treppen des Hauses
Schlafend, als wär' es der ewige Schlaf, vom Morgen zum Abend.
Einmal war es bei Nacht, da pocht' es mit Macht an die Hausthür.
Vier Mann wollten noch Unterkunft mit Bedienung und Pferden.
Vier Mann, gütiger Gott — und alle Räume gefüllt schon! —
Wollt Ihr den Stall — sonst nichts — sie waren es schließlich zufrieden,
Und mit flackerndem Licht ging unsere Magd, sie zu führen;
Aber sie kam voll Schrecken zurück zu dem wartenden Vater —
Herr, wen habt Ihr zum Stalle geschickt, das sind Generale!
Lauter gewaltige Herrn mit goldenen Krägen und Orden!
Schleunigst eilte der Vater hinab, nicht wenig erschrocken.
„Edele Herrn, Sie verzeih'n, vielleicht noch schaffen wir Hülfe,
Kommen Sie rasch," und sofort beim Nachbar wollte man läuten,

Aber die Herren erwiderten ihm: „Nein, laßt uns im Stalle,
Jegliches Obdach scheint uns gerecht — vier Tage und Nächte
Lagen wir draußen im offenen Feld im Frost und Moraste,
Eins vor Allem ist Noth, gebt schirmend ein Haus, wo es warm ist,
Sonst nur wollen wir Schlaf, nur Schlaf und zum drittenmal Schlaf nur —."
Aber am anderen Tage begrüßten sie herzlich den Vater
Mit aufrichtigem Dank,. bevor sie weiter gereist sind,
Sprachen: „Wir sind nicht Krieger, wir sind nur Beamte des Heeres,
Doch wenn es uns so ging, dann mögt Ihr bedenken, wie groß erst
Unter den Truppen die Noth — Gott helfe uns weiter zum Siege!" —
Damit fuhren sie ab. Noch einmal kehrten sie wieder.
Schon im folgenden Jahr, da der rühmliche Friede geschlossen,
Kam er selber, der Intendant im prächtigen Wagen,
Mit der Gemahlin zugleich und Beide begrüßten und herzten
All' uns Kinder im Kreis, und also sprach er zur Gattin:
„Siehe, hier ruht' ich mich aus bei den ehrlichen Leuten in Weimar
Nach fünf Tagen der bittersten Noth — nun sollst du sie kennen,
Sollst auch sehen den Stall, wo die Nacht wir in Frieden geschlafen."
Lang noch blieben sie hier und beschenkten uns Alle mit Güte,
Nahmen dann Abschied und fuhren davon und doch kam es noch einmal —
Auch nach Frist eines Jahrs, zum Wiedersehen in Weimar.
Ende Junius war's in der Zeit des reifenden Sommers,
Lang nichts hatte die Welt von den Heeren in Flandern vernommen,
Schwül lag brütende Angst auf allen Gemüthern im Volke.
Plötzlich rollt' es herein in die Windische Gasse — ein Wagen
Hielt vor unserem Haus, und der Intendant war es wieder;
Aber der Wagen war fremd, ein ächt französisches Kunstwerk,
Auch mit Schellen die Pferde behängt von normännischer Race;
Aber der Vater kam eilig herzu von dem obersten Stockwerk.
Grüßend zog er die Kappe vom Kopf und starrte mit Staunen.
„Arnold" — sagte der Intendant — „ich wollte Sie sehen.
Zwei Minuten nur bleiben wir hier — die Pferde vom Posthaus
Bringt man uns her — bis dahin will ich Großes vertraulich Euch künden:
Eine gewaltige Schlacht bei Waterloo wurde geschlagen,
Niedergemäht ist der Feind, und der Kaiser auf immer vernichtet,
Heute gewiß schon in unsrer Gewalt. Lord Wellington stand ihm,
Aber die Preußen entschieden die Schlacht noch am sinkenden Abend,
Und in rasender Flucht zerstob die Armee der Franzosen.
Sehet das schöne Gefährt dort wurde dem Feinde genommen,
Eigenthum ist es gewesen des Marschalls selbst von Bassano,
Doch wir nahmen es weg mit Orden, Papieren und Cassen.
Auch Napoleons Wagen erbeuteten wir im Verfolgen —
Ich, Freund, bin der Courier nach Berlin und der Bote des Sieges,
Lauft und verkündet's der Stadt, noch Niemand weiß von der Kunde.
Meldet dem Volke zu Jubel und Heil: der Krieg ist zu Ende. —
Jetzt lebt wohl!" So fuhr er davon, der gemüthliche Gastfreund;
Aber der Vater verließ das Haus und lief auf den Marktplatz,
Dann in's städtische Amt und dann in die Häuser der Freunde,
Ueberallhin sie mit jubelndem Ruf verkündend, die Botschaft:
Kinder, der Krieg ist aus, und der Kaiser ist endlich gebändigt!
Aber die Bürger verspotteten ihn mit bedenklichen Mienen.
Niemand hat es gewagt, das Ungeheure zu glauben.
Nachmittages zuletzt entbot den Vater der Herzog:
„Arnold, was redest du da und jagst mir die Bürger in Aufruhr?

Wir noch wissen von nichts — wer hat dich zum Narren gehalten?"
Aber der Vater erzählte darauf die ganze Geschichte.
„Nun," sprach lächelnd der Herr, „glaubt nur, denn der Glaube beseligt."
Erst am Abend des Tags kam sichere Kunde mit Briefen
Und auf einmal begann die mächtige Glocke zu läuten
Droben am Thurm vom Schloß, mit gewaltigen herrlichen Tönen
Sieg verkündend dem harrenden Volk und Frieden auf Erden.
Da, da strömten die Bürger zum Markt, so damals wie heute,
Und mit Thränen im Aug' umarmten sich Freunde wie Feinde. —

*

Horch! die Glocken verkünden bereits den dämmernden Morgen.
Geb' es uns Gott, daß sie bald zur Feier des Friedens ertönen.
Frieden, wer weiß wie lang es noch währt, wie Mancher noch draußen
Leben und Wohl hinopfert, wer weiß — auch der brave Johannes,
Unseres Nachbars einziger Sohn. Sei freudig, Charlotte,
Wie es der Braut eines Kriegers geziemt. Sei muthig und standhaft.
Lang schon steht er im Feld, nun ist's schon Wochen und Monde,
Daß kein Brief von ihm kam, doch ich weiß, er ist noch am Leben.
Gestern sagte der Platzadjutant, der nahm mich bei Seite:
Nachricht ist von ihm da — und verwundet ist unser Johannes,
Weinet nur nicht — ich weiß noch mehr, sie bringen ihn heute,
Und er lebt noch und hofft. Wir gehn mit einander zum Bahnhof,
Sechs Uhr kommen sie an, das hab' ich bisher euch verheimlicht,
Hab' euch Anderer Sorgen erzählt, um die eigne zu mindern.
Meuchlerisch trafen sie ihn und wer weiß, wenn den Mörder sie richten,
Sprechen sie ihn noch frei und es jubelt die tobende Menge,
Wie es geschehn zum Entsetzen der Welt — doch wahrlich, ein Volk, das
Meuchelmord gegen den Feind bei nahendem Frieden erlaubt hält:
Solche Nation ist gerichtet vor Gott, und es schweiget das Mitleid,
Geht sie zu Grunde dereinst in Blut und in rauchenden Trümmern,
Wie es schon größeren Völkern geschehn seit Babel und Salem.
Aber nun kommt, denn die Zeit ist nah, wir müssen hinaus jetzt,
Und den Verwundeten gilt's mit freudigem Gruß zu empfangen —
Morgen dann wollen wir gern mitfeiern der Truppen Zurückkunft!

Zu spät.

Skizze von Ada Christen.

In der großen Stube ist es still, kalt und dunkel. Eine Ecke ist schon ganz in Finsterniß gehüllt, und nur den hohen Fenstern gegenüber zeichnen sich helle Vierecke an der Wand und auf die Diele ab. Die glänzende Schneefläche, die vor dem einsamen Gehöfte liegt, wirft das frostige Licht. Auch einen Eichentisch streift der Strahl. Eine verbogene Lampe steht dort neben einer halbleeren großen Weinflasche und querüber liegt ein leichtes Jagdgewehr.

Nur bisweilen unterbricht ein hohler Ton die unheimliche Stille: die tauben Kohlenreste im Kamin fallen kollernd zusammen, und aus dem finstersten Winkel der Stube klingt wie ein Echo dieses Geräusches ein kurzer jäher Seufzer. Es regt sich dort, und gleichsam die Finsterniß mit seinen Armen zertheilend tastet sich ein großer breitschulteriger Mann zu dem Tische. Eine nervige Hand greift zitternd in den Lichtstreifen, faßt die Flasche, — und die Flasche ist beinahe leer als sie die Hand wieder an ihren Platz stellt. Mit schweren unsicheren Schritten nähert sich der einsame Trinker dem Fenster, lehnt sich lässig an den Rahmen und stiert auf die Schneefläche hinaus. Sein verwittertes Gesicht röthet sich, er reibt mit der verkehrten Hand seine Stirne, pfeift durch die Zähne und geht von dem Fenster nach der Thüre, von der Thüre wieder zurück.

Im Kamin summt und flüstert es, draußen aber regen sich sachte die Bäume als wollten sie die schwere Schneelast abwerfen, sie schütteln sich stoßweise und ein furchtsames Zittern irrt durch alle Zweige und Zweiglein. Der Mann öffnet den kurzen dichten Jagdrock über der Brust und schaut mit ironisch-neugierigem Blick hinab auf sein zerfallendes Gehöfte. Das große Thor hat nur noch einen Flügel in der Angel hängen, der andere liegt neben der Mauer am Fahrwege. Wie jetzt der eine Flügel sich unmerklich bewegt und leise ächzt, fast wie ein Mensch! Da lächelt der Mann.

Durch den Schlot pfeift und singt der Wind herein. Kleine Steinchen fliegen rechts und links anschlagend in die Asche und der große schwarze Hund, der neben dem Kamin liegt, knurrt im Traume und zuckt mit den Beinen. Im Vorübergehen tätschelt der Einsame den Kopf des Thieres und zündet gedankenlos die Lampe an. Er tauscht die leere Flasche mit einer vollen um, und als er sie versucht, wird er lustig und singt mit heiserer Stimme ein Studentenlied.

Jetzt aber wird es in dem einsamen Hause lebendig, es schnarrt und pfeift in allen Gängen, es regt sich in allen Winkeln und Ecken. Die großen geschnitzten Schränke

ragen in das flackernde Licht hinein und sie krachen und stöhnen gleich den Dielen. An der Decke flattert ein abgerissenes Stück Tapete hin und her, und ein feiner Sand rieselt aus den Rissen auf den Tisch herab. Die Fensterladen im oberen Stockwerke klappern und an alle Thüren pocht es leise.

Der Hausherr dreht den Docht seiner Lampe höher, steckt die Hände in die Taschen und schaut mit herabgezogenen Mundwinkeln zu der Decke empor. Plötzlich aber schlägt er aufgeschreckt mit der schweren Faust auf den Tisch, denn es flog heulend um das Haus, rüttelte an allen Balken und schleuderte in dem Gemache, das über der großen Stube lag, etwas dröhnend zu Boden. Der Hund drängt sich lauschend an seinen Herrn und knurrt gedämpft. Der Mann aber wirft das Gewehr über die Schulter, nimmt Lampe und Flasche in eine Hand und geht schwankenden Schrittes in jenen finstern Winkel zu jener geschnitzten Wendeltreppe, auf der er früher im Dunkel saß. Seine robuste Gestalt bebt, wie er die erste Stufe betritt, und je höher er hinansteigt, desto trotziger wird sein erst so ausdrucksloses Gesicht, und langsam läßt er immer wieder die Hand durch den wirren Vollbart gleiten. Oben angekommen trinkt er noch einmal und stößt mit einem Ruck die Thüre auf...... Der Sturm treibt ihm weiche seidene Gardinen entgegen, er schiebt sie zur Seite und hält die Lampe über sein Haupt, um zu sehen, was ihn und seinen Hund aus ihren Träumen aufgerüttelt.

„Ah das ist's," murmelt er, und stößt mit dem Fuße die weißen Scherben der Venusstatue fort, die zertrümmert am Boden liegt. Der Sturm hatte die Balkonthüre eingedrückt und die Säule umgestürzt, auf welcher jenes kleine Kunstwerk stand.

Mit halbgeschlossenen Augen geht der einsame Mann durch das kleine kostbare Gemach, und vorsichtig die Pfoten aufziehend, folgt ihm sein Hund. Das Thier schnuppert rechts und links und drängt sich immer wieder an seinen Herrn. Ein Faustschlag auf die Balkonthüre und wieder einer, die Riegel halten; fest und ohne einen Blick auf das üppige Gemach zu werfen, wendet er sich zum Gehen — aber da gleitet der flackernde Lichtschein über den Teppich, sein Auge folgt dem zitternden Strahl, folgt ihm über die kostbaren Möbel, die reizenden Bilder, die feinen Spitzen, dorthin zu dem Spiegel, wo ihm sein eigenes verzerrtes Antlitz entgegenschaut. Hastig stellt er die Lampe fort, läßt das Gewehr von der Schulter fallen, ballt die Hände und schüttelt sich als ob er aufwachen wollte — und wieder sieht er sich um, zuckt die Achseln und betrachtet sich dann mit einem öden Lächeln seine Umgebung.

Behutsam hebt er die Gardine dort und lehnt den schweren Kopf an die Säule, die den Baldachin des weißen Lagers trägt. Mit stumpfsinniger Neugierde beugt er sich nieder, berührt die Stelle, wo ihr Haupt geruht, sinnt und sinnt und kämpft mit alten Erinnerungen und mit Bildern, die ihm seine Trunkenheit zeigt. Jetzt glättet er das weiche Kissen und seine Finger umklammern ein kleines Häubchen, das dort lag, er vergräbt sein Antlitz in die feinen Gewebe ihres Lagers und flüstert mit geschlossenen Augen: „Maria — Maria!"

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Draußen schweigt der Sturm. Nur manchmal trägt ein Windstoß einen zitternden geheimnißvollen Laut aus der Ferne heran, es klingt als ob ein Schlitten über den harten Schnee huschte, oder als ob flüchtige Hufe aufschlügen. Jetzt noch ein Wind-

stoß — ein letzter jetzt — und nun ist es wieder todt und still um das weltferne Gehöfte.

Der Mann aber hat sich erhoben. Die Hände auf die Knie gestützt, den schweren Kopf in die Hände ruhend, so sitzt er am Rand des Lagers und nennt immer und immer wieder den Namen seines Weibes. — Seit sie ihn verließ, hat er dieses Gemach nicht mehr betreten, oh, er hat auch die Tage und Nächte nicht mehr gezählt, die er einsam verlebte, er hat nur — getrunken. — Seine Liebe, seinen Zorn, seine Eifersucht, seinen Haß, Alles — Alles — hat er vertrunken. Seine Diener bestahlen ihn und liefen fort, seine Heerden verendeten, sein Haus verfiel, er — trank, sang, lachte. — Alles war werthlos für ihn, da sie ihn betrogen hatte, da sie ihn verlassen — Alles war vorbei.

Nur seine alte Amme hielt bei ihm aus: „Es ist eine Schande, daß Du selber ein Weib wirst, weil Dir Dein Weib davon lief," sagte sie eines Tages händeringend.

„Magst Recht haben, Alte," erwiederte er, und lud sein Gewehr und legte es neben die Weinflasche.

Jetzt aber, als er dasaß in dem Gemache, wo noch ein Hauch jener Wohlgerüche schwebte, die sie einst so sehr liebte, jetzt kam allmählig der Zorn — da, da glitt sie hin über den Teppich, die Treppe hinab, an seinem Bette vorbei — hinaus — in die Arme des Andern, hinaus in die Welt.

Eine wilde Eifersucht erfaßte ihn bei diesem Gedanken.

Ein kleiner Schuh lag vor ihm, er hob ihn auf — gedachte der kleinen, kleinen Füßchen, und er meinte, sie müsse sich nur versteckt haben; er biß die Zähne übereinander, und lauschte hin in jenen Winkel, wo sie sich oft versteckte. Eine brennende Sehnsucht sie lachen zu hören überkam ihn, er griff in die Luft hinein und flüsterte: „Komm, komm, mein Weib, mein geliebtes Weib." — — — — — — Der Nachtwind bewegte dort an der Thüre die seidene Gardine, daß sie knisterte und rauschte, wie das Gewand einer Frau. Der Hund legte eine Pfote auf die Hand seines Herrn, schaute hin und winselte freudig — die Klinke regte sich leise und geräuschlos öffnete sich die Thüre .....

„Küon, was ist das?" lallte der Mann und starrte auf das lauschende Thier.

Und freudig heult der Hund auf, denn die Thüre öffnet sich weiter, der Mann erhebt sich, taumelt einen Schritt vor, der Luftzug weht ihm jenen wohlbekannten Duft entgegen, der halbverflüchtigt noch in diesem Zimmer schwebt, und dort zwischen Thür und Rahmen ruht auf der Klinke eine schmale millionenmal geküßte Hand. Er sieht nichts als diese Hand, er will hin, seine Füße tragen ihn nicht, er will rufen, die Zunge liegt erstarrt im Munde, seine Brust arbeitet, alles in ihm drängt nach der Thüre, auf deren Schwelle sein heimgekehrtes Weib steht ......

Ein wilder Schrei, wie der eines Raubthiers, gellt durch das Haus — der Bann ist gebrochen, mit einem Sprunge steht er an der Thüre und schleppt das todtblasse zitternde Wesen wie eine Beute in die Mitte des Gemaches. Doch da verläßt ihn die Kraft, er wankt, stößt die Frau von sich und sinkt in einen Stuhl.

Sie kniet entfernt von ihm. Ihre großen traurigen Augen hängen an seinem zerstörten Gesichte, näher und näher schleppt sie sich auf ihren Knieen, die gefalteten Hände strecken sich zu ihm empor und ihr blasses Antlitz fällt auf seine Füße

nieder. Wie dunkle Schlangen rollen ihre Locken über den weißen rosendurchwirkten Teppich, sie liegt stumm vor ihm, und küßt seine Füße.

Er beugt sich zu ihr nieder und betrachtet mit seltsamer Aufmerksamkeit die weiße Linie, die das dunkle Haar theilt, es ist als könnte er an nichts denken, als an diesen Scheitel, aber der Hund neben ihm röchelt und zuckt, und er sieht, daß er sich fest an das Halsband des Thieres hält, so fest, daß er den Hund fast erwürgt hätte. —

Wie sie so vor ihm liegt und ihre gepeinigte Seele stumm zu Gott fleht, daß er sie hier sterben lasse, da fällt ein einziger brennender schwerer Tropfen auf ihren Scheitel, sie schreckt auf, sie umklammert die Knie ihres Gatten, ihre Zähne schlagen krampfhaft aneinander und wie eine Sterbende ächzt sie: „Weine nicht!"

Sie faßt seine eiskalte Hand, sie rüttelt ihn, sie schreit ihm zu: „Um der Barmherzigkeit willen, weine nicht, tödte, zertrete mich, aber weine nicht — rede, rede, Du unglückseliger Mann! — Ich weiß, was ich aus Dir gemacht habe — die Reue, die Verzweiflung, die Sehnsucht trieb mich zu Dir zurück — Reichthum und Liebe ließ ich, um Verachtung und Strafe von Dir zu holen — hab' Erbarmen, — rede!"

Er faßte sie an den Schultern, bohrte sein Auge in das ihre und frug mühsam: „Warum gingst Du von mir?!"

„Nenne es Wahnsinn, Rausch — ich weiß es nicht — ich weiß nur, wie elend es Dich und mich machte" .....

Er hob müde die Hände von ihren Schultern, schüttelte die Frau von sich und wies nach der Treppe.

Noch einmal sah sie verzweifelt flehend zu ihm empor, dann zog sie ihren Mantel zusammen und schritt gegen die Thüre. Wie sie die Hand an die Klinke legte, flammte es auf in seinem Antlitz, mit einem raschen Griff erfaßte er sein Gewehr, legte auf sie an, und warf es im nächsten Augenblick achselzuckend fort. „Geh'," flüsterte er heiser, „geh' für immer, Du kamst zu spät." —

Er trank die Flasche leer und stierte mit rothunterlaufenen Augen hinaus auf die Schneefelder.

Er sah, wie sie mit demuthsvoll geneigtem Haupte dahinschritt durch die bleifarbene Morgendämmerung. Große weiße Schneeflocken wirbelten und tanzten um die dunkle Gestalt. Der schwarze Mantel und ihre langen Locken flogen schwer hinter ihr. Er sah sie den Fahrweg entlang gehen, immer neben den hohen Pappeln, die sich mehr und mehr zusammen zu drängen schienen — nur undeutlich sah er jetzt ihre Umrisse durch den wirbelnden Nebel — dort schlossen sich die Pappeln, sie war verschwunden.

Mit nervösem Zittern richtete sich der Mann jetzt hoch auf, machte in der Luft die Geberde als bräche er etwas Unsichtbares entzwei, dann lehnte er sich in den Stuhl zurück, ließ den Kopf auf die Schulter sinken und flüsterte mit einem schläferigen Lächeln — Zu spät! —

Proben aus Giusti's Gedichten.

Von Robert Hamerling.

1. Strafcodex für Staatsbeamte.

Unser weiser Landesvater
Hat zur Förderung des Staatsrechts
Streng verfügt mit eigenhänd'gem
Hochverehrlichem Erlasse,

Daß fortan auf g'raden Wegen
Wandle jeder Angestellte:
Andernfalls will er bestraft ihn
Nach dem folgenden Gesetze.

Wenn ein königlicher Kämm'rer
Oder Sekretär, ein Schlaukopf,
Stopft in alle Löcher seine
Creaturen, dumme Teufel —

Wenn ein Kanzler sein Profitchen
Sucht in Schuld und Steuersachen,
Mancherlei Begehrlichkeiten
Für's Gemeindewohl entwickelnd —

Wenn ein Polizeiinspector
Hält den Sack — wenn ein Spion,
Um den Sold nicht zu verlieren,
Einen Hochverrath erfindet —

Das sind Dinge, ganz verzeihlich,
Das sind menschlich kleine Schwächen,
Ueber die der Landesvater
Seine Hand nicht streckt zu strafen.

Doch im Fall des Kassendiebstahls
Gilt als Regel: Wer genug stahl,
Um zu leben von der Beute,
Diesen soll man laufen lassen.

Und wer wenig stahl, der finde
Gnad' im Fall, daß constatirt ist,
Daß er stahl um Geld zu setzen
In das königliche Lotto.

Plündert uns ein öffentlicher
Architekt, ein Wegbauführer,
Hat sofort im Land man eine
Neue Steuer auszuschreiben.

Ein Gerichtsvicar, verrufen
Wegen Roheit, wird enthoben
Und befördert anderswo zum
Wirklichen Gerichtsverwalter.

Einen königlichen Rath, der
In der Sitzung gähnt, den hat man,
Weil ansteckend ist das Gähnen,
In den Ruhstand zu versetzen.

Neigt er seiner Wage Zünglein
Dorthin wo die Spende größer,
Gebe man statt der Galeere,
Ihm mit vollem Sold den Abschied.

Ein Minister, der ein Schafskopf,
Soll, weil er mit Fürsten umging,
Den Geheimrathstitel haben
Und das Kreuz pour le mérite.

2. Das Pabstthum des Pater Peter.

Pater Petrus ist ein freundlich-
Schlichter Mann, ein wack'rer, braver,
Welcher lebt und leben läßt.

Anspruchslos, genügsam ist er,
Vom Ertrag des kleinen Gärtchens
Bringt er seine Tage hin.



Kürzlich nun geschah's, da träumt' ich
Von dem wunderlichen Manne,
Daß man ihn zum Pabst erwählt.

Auf dem Stuhle von Sanct Peter
Wurmt' ihn erstlich der Gedanke
An die Schuldenlast des Staats.

Er behielt vom Vaticane
Blos den letzten Stock: die andern
Gab er weg an Miethspartei'n.

Aufhob er die Dateria,*)
Und zur Schenke ließ er machen
Das Castell Sant' Angelo.

Aus dem Quirinale macht' er
Ein Spital für Priester, welche
Leiden an der Wasserscheu.

Die Prälaten decimirt' er;
Sbirren, Schweizer, Zolleinnehmer,
Und Legaten dankt' er ab,

Sammt dem ganzen Dienertrosse,
Der des röm'schen Zwingers Saugschwamm,
Krebsgeschwür und Schandpfuhl ist.

Und er wollt', daß, so geläutert,
Schuldfrei das gemeine Wesen
Wieder fall' an's Volk zurück.

Seinen Cardinälen spielt' er
Hundert Streiche von derselben
Stets originellen Art:

Mit den Ignoranten macht' er
Kehraus, und die andern schickt' er
In die Seelsorg' auf Pfarrei'n.

Jeden Hemmschuh der Gedanken
Schafft' er ab; den Index warf er
In die Glut durch Henkershand.

Und geneigt stets zu verzeihen,
Ließ er über seinen Beichtstuhl
Schreiben: Datur omnibus.

Ueberzeugt daß die Extreme
Lächerlich sind an sich selber
Und sich oft berühren auch,

Wollt' er in der Christenherde
Weder Teufel, weder Engel,
Menschen nur von Fleisch und Bein.

Er verlangte, daß ein jeder
Mann auch sei ein Mann von Ehre,
Alles And're — transeat.

Gleißnern sowie Libertinen
Beiderlei Geschlechtes wies er
An zu strenger Contumaz

Einen abgeleg'nen Stadttheil,
Abgesperrt, der, Scherzes halber,
Christen-Ghetto ward genannt.

Kleinlich eitle Grübeleien
Ueber religiöse Dinge
Straft' er mit dem Kirchenbann.

Allzuvieles Psalmenheulen,
Allzuvieles Glockenläuten
Straft' er mit dem Kirchenbann.

Priester, welche Kirchengüter
Ueber das Bedürfniß häuften,
Straft' er mit dem Kirchenbann.

Solch' seltsames Treiben schauend
In der Wirrniß meines Traumes,
Kam es mir nicht anders vor,

Als säh' in sothanem Pabste
Ich den Fürsten untergehen
Und den Priester auferstehn'n.

Auf die Kniee sinken wollt' ich,
Als den Blick mir abseits lenkte
Einer fremden Stimme Klang.

Da erblickt' in einem Winkel
Ich verschied'ne Kronenhäupter,
Die sich gaben Rendezvous.

Und von diesen Gäuchen einer
Haranguirte die Versammlung
Wie ein Stachelschwein so barsch:

„Nein!“ so rief er, „nicht gewähren
Darf man lassen solch vertrackten
Pabst, der den Apostel spielt;

Der da so in Christi Namen
Mit des Evangeliums Netzen
Fischen will was unser ist.

's ist ein Pabst, bornirt und ehrlich,
Dem es ernst mit seinem Amte:
Geben wir ihm Rattengift!“

*) Die päbstliche Kanzlei.

Romanzen, Legenden, Sagen und Verwandtes.

Von Bauernfeld.

Marien-Sagen.

1. Aus der Wiener Himmelpfortgasse.

Im Kloster zur „Himmelspforte"
Klara, die Pförtnerin,
War treu dem Dienst ergeben
Der Himmelskönigin.

Und vor dem Heiligenbilde
Lag flehend auf den Knieen:
„Ich liebe, Du weißt, den Ritter!
Ach, hast Du mir's verziehen?

„Er will mein Herr und Meister,
Mein treuer Gatte sein;
Ich weis' ihn ab, vernehm' ich
Aus Deinem Munde: „Nein!" —

Sie lauscht. Maria lächelt
In stiller Gloria. —
„Du schweigst? Du nickst? O Heil'ge,
Ich danke Dir für Dein „Ja!" —

„Die Pfortenschlüssel leg' ich
Hier nieder vor dem Altare;
Maria sie empfange,
Statt meiner sie bewahre!" —

Vermält und in der Fremde,
Klara, die Fromme, Milde,
Täglich mit ihrem Gatten
Kniet vor Maria's Bilde.

Doch ward dem muntern Junker
Das Beten schier zu viel;
Er war von leichten Sitten,
Und liebte den Trunk, das Spiel.

Hofirt' auch hübschen Dirnen;
Die Frau, nachsichtig, mild,
Verzieh ihm Manches, kniet er
Nur vor Maria's Bild.

Doch er, erhitzt vom Weine:
„Bin Ritter, frei und edel!
Laß mich zufrieden, sag' ich,
Mit Deinem Heiligentrödel!" —

Und so mit bösen Worten
Taumelt in's Schlafgemach,
Liegt bald in wirren Träumen;
Sie blickt ihm trauernd nach.

Kniet vor dem Heiligenbilde,
Und unter Thränen klagt:
„Dein „Ja", es brachte mir Unheil —
Ach, hätt'st Du „Nein" gesagt!" —

Mit Schmerzen überdenkt sie
Der Ehe kurzes Glück;
Den Fehltritt will sie büßen,
Kehrt flugs in's Kloster zurück.

Und an der „Himmelspforte"
Tritt ihr Maria entgegen:
„Die Schlüssel will ich wieder
In deine Hände legen.

„Nicht ahnen die Klosterleute,
Daß Schwester Klara entwich:
Ich hab' deinen Dienst verrichtet
In deiner Gestalt, für dich.

„Dein eig'nes schwaches Herze
Hat dich in Irre getrieben;
Doch will ich dir verzeihen,
Weil du mir treu geblieben.

„Nicht „nein", noch „ja", das merke,
Sprach ich im Gotteshaus;
Und wenn ich künftig schweige,
So lege dir's klüger aus."

2. Maria und der Maler.

Der Maler malt ein Marienbild,
Das blickt so innig, so hold und mild!
Er malt auch den Teufel daneben,
Recht häßlich, so recht nach dem Leben.

Der Satan im Aerger streckt seine Krallen,
Und will den Maler überfallen;
Maria im Bilde rührt die Hand,
Und droht dem Teufel, der flugs verschwand.

3. Maria und die Mutter.

Eine Mutter betet brünstig
Vor der Statue Maria's,
Die das Jesu-Kindlein hält
Holden Lächelns in den Armen.

„Hast Dein Söhnlein!“ ruft die Mutter —
„Bist auch glücklich, daß du's hast!
Sieh', mein Sohn ist weit von hier,
Ist gefangen, wohl gar todt!

„Lebt er noch, o so befrei' ihn,
Send' ihn mir zurück, du Heil'ge!
Bis dahin nehm' ich Dein Kind
Mir als Pfand und trag's nach Hause.“ —

So geschah's. Der kleine Jesus
Ward auf einen Purpurteppich
Hingestellt. Die besten Speisen
Setzte ihm die Mutter vor. —

Nächsten Morgen kam der Sohn
Wohlbehalten aus dem Feldzug.
„Dich hat mir die Mutter Gottes
Neu geschenkt! Sie sei gepriesen!“ —

Und die Erdenmutter stellt ihr
Flugs das Jesulein zurück.
„Nimm nicht übel meine Unart —
Weißt ja, wie wir Mütter sind!“

Die neue Magdalena.

Die schöne Gräfin trauert
Um ihren geliebten Gatten —
„Die Welt ist für mich abgethan,
Seit er im Reich der Schatten!“ —

Die fromme Gräfin Beate
Legt ein Gelübde ab,
Im härenen Gewande
Pilgert zum heiligen Grab.

Mit treuen Kreuzesbrüdern
Singt sie die Litanei;
Bei Askalon gerathen
Sie alle in Sklaverei.

Ach, im Harem die Dame!
Die treuen Brüder indessen
Bei harter Arbeit bekommen
Mehr Schläge als zu essen.

Die überfromme Gräfin
Kasteit' ihren schönen Leib;
Den wilden Saracenen
Gefiel doch das liebliche Weib.

Und mancher Scheik vergnügte
Sich an Beate's Reizen;
Was blieb der Armen übrig?
Zu dulden und sich zu bekreuzen! —

Das Lösegeld kam endlich,
Die Gräfin war befreit,
Verließ die Heidenländer,
Versäumte keine Zeit!

Doch eh' sie kehrt zur Heimat,
Lenkt sie den Schritt nach Rom,
Wirft vor dem Papst sich nieder
In Petri heiligem Dom.

Und unter Thränen beichtet,
Was sie erleiden müssen;
Die unfreiwilligen Sünden,
Sie sehnt sich, sie abzubüßen.

Doch aus des Papstes Munde
Ward ihr das Wort verkündigt:
„Du hast ja nicht, du Reine,
An dir nur ward gesündigt!

„Absolvo te.“ — Er reicht ihr
Zugleich die Tugendrose. —
Beate trocknet die Thränen,
Zufrieden mit ihrem Loose.

Bald saß sie nun zu Hause,
Im stillen deutschen Franken,
Bei ihren blöden Mägden,
Und hatte ihre Gedanken.

Das Schloß war kahl und einsam,
Kein Wechseln und kein Wandern,
Der Schloßhund selber gähnte,
Es glich ein Tag dem andern.

Ein plumper schwäbischer Junker
Warb um der Wittwe Hand,
Er hatte sehr viele Ahnen,
Und wenigsten Verstand.

Die Gräfin seufzte und bangte,
Wußt' nicht, wie ihr geschah,
Und sagte in der Zerstreuung
Zu seinem Werben: Ja.

Doch bald faßt bittere Reue
Der Gräfin zart Gemüth —
Es naht der Polterabend,
Die Braut erschrickt und — flieht!

Sie zieht durch Städte und Länder,
Zieht bis zum brausenden Meer —
Da klingt's ihr aus schäumenden Wogen,
Der Busen wird ihr so schwer!

Delphine plätschern und springen
Im flüssigen Element;
Die Luft geschwängert mit Düften —
Wohl aus dem Orient!

Die Myrrhen- und Ambragerüche
Sie wehen aus Morgenland,
Erzählen so süße Märchen,
Und duften so penetrant.

Auch an die Datteln und Feigen
Mahnt es die flüchtige Braut —
In Deutschland reifen nur Aepfel,
Und Rüben und Sauerkraut.

Da hält sich Beate nicht länger,
Es rauschen und locken die Wogen,
Und nach dem gelobten Lande
Ist sie auf's Neue gezogen.

„Lebt wohl, Ihr Mägde und Junker,
Leb' wohl, mein schläfriges Franken!
Nach dem glühenden Oriente,
Dahin steh'n meine Gedanken!

„Wo Jesus Christ geschritten,
Wo seine Spuren haften,
Wo er gelitten, im Lande
Der Leiden und Leidenschaften.

„Wo Jakob gefreit die Rahel,
Wo Wunder wurden verrichtet,
Wo das hohe Lied der Liebe
König Salomo gedichtet!

„Wo Maria mit dem Kindlein,
Und die mit der büßenden Thräne,
Die viel geliebt, der viel auch
Vergeben — Magdalene!" — — —

Die süßen Wasser rieseln,
Die Meereswogen rollen —
In Deutschland die fromme Gräfin
Vergessen und verschollen.

Die süßen Wasser rieseln
Am Bosporus in den Gärten —
D'rin wandelt eine Schöne
Mit dem stattlichen Gefährten.

Der Türke schmaucht behaglich
Die duftige Narkose —
Es schmückte seinen Turban
Die päpstliche Tugendrose.

Der Herzensschlüssel.

Lustspiel in einem Aufzuge von Hieronymus Lorm.

(Zum ersten Male aufgeführt im Hofburgtheater am 21. Mai 1851.)

Personen.

Herr von Wohlmann, Gutsbesitzer.	Baron Dorsan.
Mariette, seine Tochter.	Balthasar Mühlinger.
Claudine, ihre Gesellschafterin.	Ein Diener.

Die Handlung spielt auf dem Gute Wohlmann's.

Scene: Ein Pavillon; rückwärts geöffnete Glasthüren, die den Garten erblicken lassen. Blumengestelle rechts und links im Hintergrunde. Im Vordergrunde rechts vom Zuschauer ein Tischchen, um welches mehrere elegante Gartensessel stehen. Links ein Tischchen, worauf Albums und ein Zeichnenbrett.

Erster Auftritt.

Mariette (links im Hintergrunde, seitwärts, an einer Tapetenthür mit Auf- und Zuschließen beschäftigt). **Claudine** (rechts am Tische sitzend, eine Tapisserie in Händen).

Claudine. Was machen Sie denn, Mariette? Ich höre Sie nun schon eine halbe Stunde den Schlüssel in dieser curiosen Thüre hin- und herdrehen und das ewige Knarren ist die einzige Antwort, die ich bekomme.

Mariette. Ach, Claudine, wenn Sie das Knarren dieses Schlüssels verstünden! — Es ist ein schwärmerischer Gesang!

Claudine. Alle Achtung vor dem Talent Ihres Schlüssels — aber er ist keine Jenny Lind; mir braus't der Kopf!

Mariette. Und mir das Herz!

Claudine. Setzen Sie sich zu mir, kleine Sphynx! (Es geschieht.) Und nun lassen Sie meine profanen Ohren in gewöhnlicher Menschensprache hören, was in Ihnen vorgeht. Sie sind schon während des ganzen Vormittags in einer Bewegung, wie Sie es nicht an Ihrem Verlobungstage waren. Seitdem sind schon sechs Monate, also Zeit genug, sich zu fassen!

Mariette. Ja wohl, aber wer kann für neue Ereignisse stehn?

Claudine. Für eine Braut darf es gar keine neuen Ereignisse mehr geben.

Mariette. Und doch, Claudine, könnte ich Ihnen eines mittheilen, — aber es ist ein Geheimniß, so merkwürdig, wie noch nie eins verschwiegen wurde.

Claudine. Eine Braut darf auch gar keine Geheimnisse mehr haben.

Mariette (aufstehend). Immer und ewig „Braut"! So oft ich diese Kette klirren höre, erfaßt mich doppelte Lust, sie zu sprengen.

Claudine (aufstehend). Was höre ich? Mariette? Ich weiß, Sie lieben den Baron, woher auf einmal dieser Wankelmuth?

Mariette. Wankelmuth? Ich bin kein weiblicher Ritter Toggenburg, der auf zwei Meilen Entfernung geduldig harrt, das Antlitz nach der Stadt gewendet, bis es dem Lieblichen gefällt, sich zu zeigen. Wissen Sie, daß es nun schon vier Wochen sind, daß ihm dies nicht gefallen hat? Ja, Sie Glückliche, Sie brauchen nicht wie ich die Tage der Vernachlässigung zu zählen.

Claudine. Sie zählen die Tage bis er kömmt, — nun Gottlob! dann hat es noch keine Gefahr.

Mariette. O, Sie schreiben dies auf Rechnung meiner Empfindung, Sie haben Unrecht, Claudine, es ist blos meine Empfindlichkeit, die zählt.

Claudine. Sie wird schwinden.

Mariette. Und der letzte Rest von Gefühl mit ihr.

Claudine. Der Baron wird heute, längstens morgen kommen.

Mariette. Es ist zu spät.

Claudine. Ein garstiges Wort, das selbst in der Weltgeschichte nicht mehr beliebt ist. Es kann Ihr Ernst nicht sein, Mariette.

Mariette. Ich hoffe, Sie davon zu überzeugen. Sie wissen, es war der heißeste Wunsch meines guten, lieben Vaters, daß ich mich dem Baron verlobe, es war auch sein heißester Wunsch, wie er mir oft betheuerte und — (mit unterdrückter Empfindung) vielleicht auch der meine. So geschah es denn, aber es war ein Unrecht von mir, Claudine, — mich band ein früheres Verhältniß.

Claudine. Es ist nicht möglich. Lassen Sie sehen, Sie sind erst achtzehn Jahr alt. Seit Jahren sind Sie nicht von diesem Gute gekommen und ich nicht von Ihrer Seite. Nun, ich müßte doch etwas bemerkt haben, wenn sich außer Ihrem Vater und dem Baron Dorsan noch Jemand um Sie bewegt hätte.

Mariette. Es war früher, ehe ich die Ehre Ihrer Gesellschaft hatte, Claudine.

Claudine. Da hatten Sie ja noch eine Gouvernante.

Mariette (schüchtern). Trotzdem.

Claudine. Da waren Sie ja noch ein Kind.

Mariette (wie oben). Das schadet nicht.

Claudine. Ich erstaune! Erzählen Sie!

Mariette. Nun gut, ich will Ihnen vertrauen, Sie müssen mir aber auch eine gleichgestimmte Seele zeigen, Claudine, und mich in Allem unterstützen.

Claudine. Was Sie wollen; sprechen Sie nur!

Mariette. Nun, es kam eines Tages ein sehr liebenswürdiger junger Mann zum Besuch hieher —

Claudine. Wie alt, Mariette? Ungefähr?

Mariette. Das ist gleichgiltig; — wenigstens sechzehn Jahre!

Claudine. Ein respektables Alter! Nun weiter!

Mariette. Nun, er forderte mich auf, mit ihm zu spielen —

Claudine. Piquet oder Ecarté?

Mariette (verlegen). Nein.

Claudine. Also Clavier?

Mariette (wie oben). Nein, er war ein so großer Jugendfreund, er wollte mir durchaus zeigen, wie die jungen Leute in der Stadt sich unterhalten, wenn die Collegiumsstunden vorbei sind.

Claudine. Fahren Sie fort!

Mariette. Wir trieben es eigentlich nur als ein pädagogisches Studium; ich war sehr eifrig, ich lief in das Bibliothekzimmer und da war es meine Aufgabe hinter einer spanischen Wand versteckt so lange zu warten, bis er mich zufällig finden wird. Ich wartete auch sehr fleißig und aufmerksam, es dauerte aber sehr lange, und da ich um keinen Preis so nachlässig hätte sein mögen mein Versteck zu verlassen, so nahm ich ein Buch auf, das vor mir aufgeschlagen war und in dem die Brille meiner damaligen Gouvernante als Lesezeichen lag. Ich hatte sie oft über dem Buche weinen sehen und las sehr neugierig dort weiter, wo sie aufgehört hatte. Es war ein Roman von Lafontaine und als mein Balthasar mich endlich fand —

Claudine. Balthasar heißt der junge Mann?

Mariette. Ja, und als er kam, sah er mich in Thränen gebadet; wir saßen bis zum Abend, weinend über das Schicksal der beiden Liebenden, und als es dann so dunkel wurde, daß wir nicht mehr lesen konnten, gelobten wir einander so treu zu sein, wie Ottomar und Euphrosine (so glaub ich, hießen sie) und schwuren uns eine so ewige Liebe als nur möglich ist.

Claudine. Allerliebst! Und die Anwendung auf heute?

Mariette. Ich bin noch nicht zu Ende, Claudine. Als wir das Bibliothekzimmer verließen, war es zum Glück Mondschein, wie im Roman. So wandelten wir denn auch wie jene Liebenden im Garten schmachtend auf und nieder, langsam und wehmuthsvoll. Denn ach! auch wir mußten uns trennen, Balthasar mußte mit seiner Mutter wieder nach Hause. Da erinnerte ich mich, daß ich ja auch wie Euphrosine eine geheime Thüre weiß, durch welche der Geliebte bis zu mir dringen kann. Sehen Sie, Claudine, das ist die Thüre dort zum Pavillon, von der Sie selbst erst heute erfahren haben. Ich erbettelte mir vom alten Kammerdiener, der mir nichts versagen kann, sogleich den Schlüssel und erklärte Balthasar, daß wenn er jemals wieder zu mir kommen wolle, das nicht auf gewöhnlichem Wege sein darf, sondern er muß über die hohe Gartenmauer springen und dann an diese Thüre pochen.

Claudine. Von der Mauer herabspringen! Da zerschlägt er sich ja die Nase!

Mariette. Ein Liebender zerschlägt sich niemals die Nase! Sie sind sehr prosaisch, Claudine. Auch wollte Balthasar sogleich den Versuch machen, er fand so großes Gefallen an der Idee mit dem Schlüssel; ich hatte aber auch

eine solche Freude daran, daß ich ihn nicht hergeben mochte. Wir hätten uns bald gestritten, ganz gegen allen Brauch in Lafontaine, wenn ich ihn nicht am Ende durch einen heiligen Eid beschwichtigt und getröstet hätte.

Claudine. Und wie lautet dieses feierliche Gelöbniß?

Mariette. Ich versprach ihm und mir, daß ich den Schlüssel nie ohne mein Herz, mein Herz nie ohne den Schlüssel wegschenken werde.

Claudine. „Falschheit, dein Name ist Weib!" sagt irgendwo ein verrückter Schauspieler, aber er hat Recht! der arme Balthasar!

Mariette. Sagen Sie der arme Baron!

Claudine. Wie?

Mariette. Er hat weder mein Herz noch (den Schlüssel zeigend) den Schlüssel dazu. Sehn Sie, (ein Etui aus der Schürzentasche ziehend und den Schlüssel hineinlegend) ich bewahre ihn sorgfältig auf, er ist noch nicht verschenkt. Als ich mich dem Baron verlobt hatte, konnte ich mich nicht überwinden meinem Bräutigam zu geben, was eigentlich einem Andern versprochen war, und jetzt freut es mich, daß ich den Schlüssel noch habe, daß ich mich damit noch nicht für ewig mit dem Undankbaren zusammengesperrt habe.

Claudine (nach einer Pause). Sagen Sie mir doch, Mariette, Hand auf's Herz, hat Balthasar Sie wieder besucht, seit Sie den schlechten Roman mit ihm gelesen und den noch schlechtern gespielt haben?

Mariette. Der arme junge Mensch! Er ist vorerst in die weite Welt gegangen, ganz wie Ottomar, und ich habe mir ihn oft gedacht, wie er auf einer einsamen Insel im Weltmeer sitzt, voll Treue und Unglück.

Claudine. Auf einer einsamen Insel ist es keine Kunst treu und unglücklich zu sein. Das ist übrigens gut; soll der Roman vollständig sein, so muß es am Ende heißen: „man hat nie wieder etwas von ihm gehört."

Mariette. Man hat allerdings wieder etwas von ihm gehört, Claudine. Ich weiß sehr genau, daß er zuletzt wieder nach der Stadt zurückgekehrt ist, aber da war ich schon Braut und sein gekränktes Gemüth erlaubte ihm natürlich nicht, mich zu besuchen. Er hat Recht, ich verdiene es nicht.

Claudine. Aber warum sind Sie denn eben heute mit der Thüre und dem Schlüssel so lebhaft beschäftigt?

Mariette. Das ist eben das unergründlich tiefe Geheimniß!

Claudine. Noch ein Geheimniß?

Mariette. Es wird bald keines mehr sein und darum will ich es Ihnen sagen (vertraulich und eifrig:) Ich habe an meine ehemalige Gouvernante geschrieben, sie soll den Sohn ihrer Freundin heute zu mir senden, ich erwarte ihn noch diesen Vormittag; er wird über die Mauer springen, an die Thüre pochen und ich werde sie ihm öffnen.

Claudine. Was soll daraus werden?

Mariette. Was der Himmel will! Ich werde ihm sagen, daß mich seine jahrelange treue, stumme Liebe gerührt hat, die nie etwas von sich hören ließ; daß ich ihm meines Schwures eingedenk nun den Schlüssel und somit mein Herz überreiche.

Claudine. Vergessen Sie', daß Sie Braut sind?

Mariette. Ich werde suchen zu vergessen, daß ich es gewesen bin. Ja, ich warte nur, daß mein Vater von seinem Gang zum Förster zurückkehrt, ihm will ich erklären, (mit thränenverrathender Stimme) daß ich mit dem Baron, der mich seit Wochen keines Besuches, keines Briefes, keines Wortes gewürdigt hat, für immer brechen will, meine Verbindung ist gelöst.

Claudine. Ich sehe den Herrn von Wohlmann kommen und denke, er wird Ihr Tollköpfchen zurecht setzen, trotz seiner übertriebenen Zärtlichkeit für Sie. Ich lasse Sie allein mit ihm, Mariette, und hoffe, Sie vernünftiger wieder zu treffen. (Ab, im Garten nach links sich wendend, von rechts durch den Garten erscheint:)

Zweiter Auftritt.

Herr von Wohlmann. Mariette.

Wohlmann (Mariette, die ihm entgegenging, umarmend). Guten Morgen, Töchterchen! Die Försterslente lassen Dir ihren Respect vermelden und Du möchtest bald zu ihnen hinauskommen. Der kleine Junge ist auch wieder ganz wohl und springt mit dem Hund um die Wette auf allen Vieren.

Mariette. Sie sind wohl recht ermüdet, Papa?

Wohlmann. Nicht im mindesten, mein Kind; ich war zu Pferde. Willst Du in den Wald?

Mariette. Nein, ich möchte nur wissen, ob Sie nicht vielleicht heute noch nach der Stadt fahren?

Wohlmann. Gott bewahre! Ich war erst vor einem Monat dort und habe sie noch ganz gut in Erinnerung und zu mehr taugt sie mir nicht als zu wissen, wie sie aussieht, damit ich mich recht freuen kann, nicht drin zu sein. — Aber hast Du irgend einen Wunsch?

Mariette (verlegen). Nicht so eigentlich, ich...

Wohlmann. Aha, ich errathe; man schwärmt, man sehnt sich, man ist bange, man hat dem Bräutigam ein böses Wort gegeben, drauf ist er lange nicht gekommen; nun bereut man, nun soll der Papa die lebendige Reue vorstellen, soll mit zärtlichem Geflöte den Vogel zu den Füßen des stolzen Täubchens locken. Alle Wetter, Kind! was machst Du aus mir? Sehe ich aus wie der Liebesgott? Du mußt Dir schon selber helfen!

Mariette. Gewiß, Papa, das will ich; so weit es in meiner Macht steht. Aber diesmal ist der Fall so ernsthaft, Vater, daß meine Kraft allein nicht ausreicht. Darum wende ich mich an Sie, meinen liebsten, meinen einzigen Vertrauten, meinen Engelspapa, der sein Kind nicht unglücklich machen will.

Wohlmann. Wie tragisch, Mariettchen! Nun laß hören! Du machst mir Angst!

Mariette. Glauben Sie ja nicht, mein theurer Vater, daß es sich hier um Launen, einen kindischen Verdruß zwischen zwei Verlobten handelt. Ich bin tief gekränkt worden und Ihre Ehre fordert es wie die meine, daß ich mir volle Genugthuung schaffe, Genugthuung vom Baron Dorsan.

Wohlmann. Das klingt ja fürchterlich! Ich glaube, Du willst Dich schlagen, Du bist eine emanzipirte Frau geworden. Nun, ich lasse Dir meinen größten Säbel laden und meine besten Pistolen schleifen. Gib nur Acht, daß Du Dir nicht weh thust!

Mariette. Sie spotten, Vater, und hören nicht den Schmerz, der aus mir spricht. (Weinend.) Ach, ich bin sehr unglücklich!

Wohlmann. Um Gotteswillen, Kind, was hast Du? Alles was Du willst! Soll ich Dein Cartelträger sein, soll ich den Baron fordern?

Mariette. Ja, Sie sollen fordern, daß er Ihnen meinen Verlobungsring zurückstelle, Sie sollen nach der Stadt und ihm erklären, daß ich nichts mehr von ihm wissen will, daß wir für ewig geschieden!

Wohlmann (bestürzt). Du bist von Sinnen, mein Kind, was ist Dir, was hat Dir der Baron gethan?

Mariette. Als wir das letzte Mal schieden, war er traurig und beklommen, kalt und unfreundlich. Ich fragte um die Ursache, er gab keine Antwort und ging. Seitdem war er nicht mehr hier und hat sein Ausbleiben mit keiner Sylbe entschuldigt. Die zärtliche Zuneigung, die ich ihm ausdrückte, schien ihn ungerührt gelassen zu haben, mein Zorn regte ihn zu keiner Rechtfertigung an und was noch schlimmer ist, die Kälte und Gleichgiltigkeit, die ich endlich in meine Zeilen legte, kümmerte ihn nicht. Er schwieg hartnäckig. Sie sehn wohl, Vater, er ahnt voraus, er wünscht, daß geschehe, was ich von Ihnen verlange.

Wohlmann. Also er hat Dir nicht geschrieben, das ist sein ganzes Verbrechen! Ihr Frauen seid sonderbare Spekulanten was die Liebe betrifft; Ihr wollt sie nicht in baarer Münze, als That und Leben sichtbar ausgeprägt, Ihr wollt sie vor allem andern in Papieren, in Briefpapieren. Je höher die Masse Eurer Papiere steigt, desto gesicherter glaubt Ihr Euren Reichthum an Liebesglück. Mein armes Kind, mein briefarmes Kind, Du wirst den echten Werth der Liebe erst kennen lernen, denn die Seele Dorsan's ist spiegelklares Silber und sein Herz ist treu wie Gold.

Mariette. Mir hat er keine Probe davon gegeben. Ich liebe ihn nicht mehr.

Wohlmann. Du wirst ihn wieder lieben lernen nach der Hochzeit.

Mariette. Davon kann gar nicht mehr die Rede sein. Wollen Sie Ihr Kind als ein Opfer an den Altar schleppen?

Wohlmann. Ein so schrecklicher Tyrann denke ich wirklich zu sein; ich bestelle mir einen rothen Mantel dazu wie der Bösewicht im Trauerspiel.

Mariette. Und wenn ich mich nach der Trauung in gränzenloser Verzweiflung vom Kirchthurm herunter stürze?

Wohlmann. So lass' ich unten Stroh breiten, damit Dir nichts geschieht.

Mariette. So muß ich Ihnen denn ein Geständniß machen, Vater, ich muß Ihnen endlich sagen, was ich bisher sorgsam in meiner Brust verschloß, um Ihr Glück nicht zu trüben. Sie glauben, daß ich mich leichten, freudigen Herzens mit dem Baron verlobt habe, ich habe Sie getäuscht, um Ihretwillen getäuscht, denn schon hatte ich einem Andern Liebe geschworen, dem mein Herz früher gehörte.

Wohlmann (ernst). Und das konntest Du mir verschweigen, Deinem Vater, der Dir nie ein ernstes Verlangen versagte, der Dein Vertrauen verdient hätte?

Mariette. Ich glaubte Sie so glücklich zu machen durch meine Einwilligung. Der Kummer, den mir Dorsan jetzt bereitet, hat mich zum Bewußtsein meines Verrathes gebracht. Ich liebe einen Andern; werden Sie noch so grausam sein, Vater, mich zu zwingen?

Wohlmann. Und wer ist — —

Mariette. Davon später, ein andermal. Erst muß zwischen mir und dem Baron entschieden sein.

Wohlmann (sehr ernst). Du hast sehr Unrecht gethan, Mariette, mir zu schweigen und Dich dem Baron zu verloben, wenn er nicht, wie ich dachte, Deine erste Liebe ist. Ich bin Dir zu gut, um Dich zu einem Schritte zu zwingen, den Du Dir nie vergeben könntest, ich bin Dorsan zu gut, um ihm zu einem Weib zu verhelfen, das nicht mehr ganz sein ist. So sei denn mein liebster Traum geopfert!

Mariette (gerührt ihn umschlingend). Mein theurer Papa!

Wohlmann. Leb' wohl. Ich fahre nach der Stadt, ich will den Baron sprechen, vielleicht weiß er trotzdem Dich noch einmal zu gewinnen. Jedenfalls soll sich Alles sanft und freundschaftlich lösen.

Dritter Auftritt.

Ein Diener. Die Vorigen.

Diener. Der Herr Baron Dorsan sind soeben aus der Stadt gekommen und lassen sich melden.

Wohlmann. Wie gerufen! Führe ihn sogleich hieher!

Mariette (für sich). Mir pocht das Herz!

(Diener ab.)

Vierter Auftritt.

Wohlmann. Mariette.

Wohlmann. Das ist Gottes Schickung, die Dorsan in diesem Augenblicke zu Dir führt. Du sollst Dich noch einmal mit ihm verständigen, ich lasse Dich allein mit ihm. Erwäge die Verhältnisse, prüfe Dich genau, damit Du nicht am Ende den Baron und mich und vielleicht auch Dich wegen einer Grille unglücklich machst; ich kehre bald zurück und beharrst Du dann auf Deinem Entschluß, so geschehe denn Dein Wille (durch die Glasthüre, im Garten nach links, ab).

Mariette. So förmlich hat er sich erst anmelden lassen, — das war sonst nicht der Fall. Ohne Zweifel, es ist eine Schickung, daß er jetzt kam, seine Erscheinung wird mich lehren, ob ich Recht habe, ihn aufzugeben.

Fünfter Auftritt.

Baron Dorsan (durch den Garten von rechts kommend, in Trauer gekleidet, sehr ernst und gemessen). **Mariette.**

Dorsan (nach einer Verbeugung). Es ist lange, mein Fräulein, daß ich diesen Augenblick nicht genoß, ich empfinde in diesem Augenblicke ganz, wie viel ich entbehrte.

Mariette. Gewiß, Herr Baron, Sie haben mich überzeugt, daß Sie es nicht früher empfunden haben. (Sie winkt ihm, sich zu setzen; er nimmt am Tischchen rechts Platz, sie setzt sich an das Tischchen links und beginnt zu zeichnen.)

Dorsan. Sie zeichnen, mein Fräulein, es gibt keine lieblichere Beschäftigung für Frauen in einsamen Stunden, und die Stunden sind nirgends einsamer als an dem Orte, wo man glücklich — gewesen ist.

Mariette. Gewesen? Ich bin es noch, ja ich glaube, ich war nie glücklicher als — seit sich Niemand um mein Glück gekümmert hat.

Dorsan (halb für sich). Um so besser!

Mariette (für sich, schmerzlich wiederholend). Um so besser?

Dorsan. Wer in sich selbst so viel Genügsamkeit findet, über den hat das Schicksal keine Macht, womit es auch immer bedrohen mag.

Mariette. Gewiß, Herr Baron, ich habe auf Alles verzichten gelernt, auf Alles. Ich genüge mir allein. (Nach einer Pause, gezwungen munter:) Doch das will nicht sagen, daß ich ganz ohne Neugierde wäre für das, was andere Menschen interessirt. Ich bin ein unerfahrenes Landmädchen, erzählen Sie mir, wie man in der Stadt lebt, z. B. wie man dort liebt.

Dorsan. In der Stadt? Dort liebt man gar nicht, man heirathet blos.

Mariette. Da ist es bei uns Einfältigen auf dem Lande ganz anders; hier liebt man auch nicht — aber — man heirathet auch nicht.

Dorsan. Dürfte ich Ihnen übrigens davon sprechen, nicht wie man in der Stadt liebt, sondern wie ich liebe —

Mariette. Nein, Herr Baron, das weiß ich bereits vollkommen gut. Davon nichts mehr!

Dorsan (aufstehend, lebhaft). Nein, Mariette, das wissen Sie nicht, Sie beurtheilen mich falsch. Aber Sie werden mich noch heute kennen lernen und mich mindestens bedauern.

Mariette (aufstehend). Sie spielen die Prinzessin Turandot allerliebst; ich fürchte nur, ich werde nicht so glücklich sein, den Preis der Räthsellösung zu erhalten.

Dorsan. Ich bin gekommen selbst alle Räthsel zu lösen. Wo ist Herr von Wohlmann?

Mariette. Ich zweifle nicht, daß Sie zu meinem Vater gekommen, warum wären Sie auch sonst erschienen? Wollen Sie nur einen Augenblick Geduld fassen!

Dorsan. Bevor ich mit Ihrem Vater spreche,

Mariette, vernehmen Sie noch einmal ein Geständniß, welches ich hier oft in seliger Lust abgelegt, das ich jetzt tief traurig wiederhole: (mit Feuer) ich liebe Sie, innig, herzlich, unendlich! Es gibt, außer meiner Ehre nichts in der Welt, das ich höher anschlüge als das Glück Ihres Besitzes. Wie gerecht Ihnen auch Ihr Zorn scheinen mag, Alles, was ich that und unterließ, geschah aus Liebe und aus Liebe allein. (Zärtlich:) Glauben Sie mir?

Mariette. Sie haben mich auf eine Weise vernachlässigt, daß es schwer ist zu glauben. Nicht durch Worte werden Sie mich zurückgewinnen, die Sie durch Ihre Handlungen verloren haben.

Dorsan. Darf ich mich dem süßen Gedanken hingeben, Mariette, daß Ihre Kälte, Ihr Widerstand, Ihr schroffes Wesen nur eine Folge Ihrer verwundeten Liebe sind, ein, wenn auch schmerzlicher Beweis, daß ich geliebt bin?

Mariette. Liebe? Sie irren, Herr Baron, ich kenne Sie jetzt. Auch bin ich nicht schroff; meine Gedanken sind nach einem andern Ziele gewendet.

Dorsan. Ist das wirklich der Fall, Mariette? Ich will annehmen, daß ich Unrecht habe, daß ich arg gegen Sie gesündigt, aber was verzeiht Liebe nicht? — Sie lieben mich nicht mehr?

Mariette. Liebe verzeiht Alles, was — Liebe sündigt. Ihr Vergehen war nicht das der Liebe und des Vertrauens, so sind denn auch meine Liebe und mein Vertrauen dahin und — zierliche Reden werden sie nicht wieder herbeischaffen.

Dorsan (im schmerzlichsten Tone, wie zu sich selbst). Sie lieben mich nicht mehr?

Mariette. Ich denke Sie zu überzeugen. (Sie zieht das Schlüsseletui aus der Tasche und öffnet es.) Betrachten Sie dies; es ist ein kindisches Wort, das ich Ihnen jetzt sagen werde, aber mein Herz ist auch kindisch und es liegt in diesem Worte: der Schlüssel öffnet eine geheime Thüre, von der nur ich weiß. Ich habe geschworen, daß nur derjenige ihn bekommen soll, den ich wirklich liebe, daß ich mein Herz nie ohne diesen Schlüssel verschenken werde. Sie sehn, ich habe ihn noch und — (ihn in die Tasche schiebend) behalte ihn noch.

Dorsan (mit erzwungener Kälte). In diesem Falle, mein Fräulein, kann ich Sie nur beglückwünschen, Sie nehmen mir einen Theil der Schmerzen ab, mit denen ich hieher kam. Ich werde der einzige Unglückliche sein. Ich freue mich mit der Ueberzeugung, die Sie mir in diesem Augenblicke gegeben, es thut mir um Ihretwillen wohl, daß Sie mich nicht mehr lieben.

Mariette (einige Schritte von ihm weg in den Vordergrund tretend, für sich heftig). Was ist das? verhöhnt er mich? Es ist klar, er will brechen, er hat nur nach einem Vorwand gesucht; es gilt jetzt nur ihm zuvorzukommen. (zurücktretend, laut:) Herr Baron, Sie haben mir genug gesagt, ich verstehe endlich, was Ihr heutiges Kommen bedeutet, nämlich die Fortsetzung Ihres Ausbleibens Dieses letztere, ich muß gestehn, würde mir jetzt minder beleidigend scheinen. (Verbeugung. Sie will abgehn.)

Dorsan. Mein Fräulein, Sie mißdeuten jedes meiner Worte und ich sehe ein, daß dem nicht anders sein kann, so lange ich nicht Alles ausgesprochen. Warten Sie auf Ihren Vater!

Mariette. Ach ja, der Vater! ich will — — hier ist er schon!

Sechster Auftritt.

Wohlmann. Die Vorigen.

Wohlmann (schüttelt Dorsan die Hand). Guten Morgen, Baron! Sehr erfreut Sie zu sehn! Tausendmal willkommen! (Er wendet sich, während Dorsan die am Tische liegende Zeichnung zu betrachten scheint, zu Mariette, im Vordergrunde. Kurzes, leises Sprechen:) Seid Ihr einig?

Mariette. Ja — zur Trennung! Er liebt mich so wenig, wie ich ihn. Noch ein Wort von Ihnen, Vater, und es ist entzwei!

Wohlmann. Du willst — Du bist entschlossen?

Mariette. Unwiderruflich!

Wohlmann. Weiß er's?

Mariette. Halb und halb! Nichts ausgesprochen!

Wohlmann (zurücktretend, laut). Herr Baron — — (er hustet verlegen) Alle Wetter, Dorsan, wir sind alte gute Freunde, wie jung (scherzend) und schlecht Sie auch sind — zwischen uns bedarf es keiner langen Reden. Also die Sache steht so: — —

Dorsan. Entschuldigen Sie, Herr von Wohlmann, mein theurer Freund, wenn ich Sie unterbreche, allein jedes Wort, das hier noch gesprochen würde, könnte nur zu fernern Mißverständnissen führen, wenn ich nicht Allem eine nothwendige Erklärung voraussende. Erlauben Sie mir daher (sich an Beide richtend) Ihre Aufmerksamkeit einen Moment in Anspruch zu nehmen. (Wohlmann winkt ihm sich zu setzen. Er und Mariette nehmen ihre frühern Plätze ein, rechts und links, Wohlmann in der Mitte zwischen beiden, etwas mehr rückwärts.)

Dorsan. Sie haben mir, mein verehrter Freund, stets ein zuvorkommendes, ein unverdientes

Wohlwollen gewidmet und keinem andern Grunde schreibe ich es zu, wenn unter den Vielen, die danach trachteten, Ihnen die ausschließliche Liebe eines holden blühenden Wesens zu entziehen, den Zauber, den sie in Ihr Leben wirft, mit Ihnen zu theilen, ich der Einzige war, dem Sie diesen Raub zu verzeihen schienen. Dennoch weiß ich — und dies ehrt Ihre väterliche Sorgfalt — an Ihrer Duldung für mich hatte auch der Umstand Antheil, daß Sie mich im Besitz der Mittel wußten, einem innerlich so reich ausgestatteten Frauenleben den entsprechenden äußern Glanz zu verleihen. Sie wollten, daß dieses Auge von jeder Sekunde des Daseins nur Wonne empfange, wie es selbst nur Wonne hervorbringt. Dieser Macht mir bewußt konnte ich den Versuch wagen, ob mir eine noch beneidenswerthere zu Gebote stünde, nicht nur ein Leben mit weltlichen Freuden, auch ein Herz mit wahrhafter Liebe zu erfüllen. (Zu Mariette gewendet.) Ich war eine kurze Zeit so glücklich, daran glauben zu können.

(Pause.)

Mein Bruder starb. Sie sahen mich seinen Tod beweinen, obgleich ich auch sein Leben zu beweinen gehabt hatte. Denn in sinnloser Genußsucht taumelnd, genoß er das Leben nicht, er wurde von ihm verschlungen; ich sah ihn dem Abgrund zustürzen, ohne ihn aufhalten zu können, — endlich hat ein rascher Tod ihn vor einer langen Reue bewahrt. (Zu Mariette.) Wie lieblich wurde ich oft von diesen Lippen getröstet, Sie wußten nicht, daß mich das Mißgeschick zwingen könnte, sogar auf diesen Trost zu verzichten, wofür es keinen mehr gibt. Vor einigen Wochen theilte mir die Wittwe meines Bruders, die er im Moment einer excentrischen Laune geheirathet hatte und die ihm redlich geholfen, jede Tollheit durch eine noch ärgere gut zu machen, die Nachricht mit, daß die Gläubiger seinen Nachlaß mit Beschlag belegt und daß dieser nicht ausreicht, sie zu befriedigen. Es konnte mir nicht in den Sinn kommen, die Ehre meines Namens preiszugeben, — ich bezahlte. Es war der kleinste Theil, neue Gläubiger erschienen, noch hatte ich Hoffnung mich mit ihnen abzufinden, ohne mich gänzlich zu opfern. Bis dies entschieden, sollte kein Wort, keine Erwiderung von mir die Liebe eines Mädchens nähren, auf das ich verzichten zu müssen fürchtete. Das beleidigte, das kaltgewordene Herz der Geliebten sollte ihr die nothwendige Trennung zu keinem Unglück mehr machen. Noch hoffte ich — aber es kamen Schriften vor — — (zögernd) deren Vernichtung den Verlust eines Vermögens aufwiegt, — ich vernichtete sie und fühle mich reich — nur ein Bettler zu sein.

(Pause.)

Pflicht und Ehre gebieten mir ein Verhältniß zu lösen, jetzt, da nicht mehr die Bedingungen vorhanden sind, unter welchen es geschlossen worden, unter welchen es einzig zu einem Ihrer würdigen, zu einem segensreichen Bunde hätte werden können. (Zu Mariette) Eine Lichtgestalt des Lebens, sollen Sie nicht seinen Nachtseiten nahe kommen, blos um das Dunkel derselben sichtbar zu machen. — Ihnen, mein theurer Freund, gebe ich das Wort zurück, das mich zu Ihrem Sohne hätte machen sollen, ohne deshalb die Gefühle eines solchen hinzugeben. (Er erhebt sich; die Andern ebenfalls.) Sie, mein Fräulein, haben mir dargethan, daß ich nicht ohne Erfolg gesucht, Sie mir zu entfremden, daß Ihr Herz zum Glück unter dem Schlag nicht allzusehr leiden wird, der das meine vernichtet. Leben Sie wohl.

Wohlmann (mit Würde). Bleiben Sie! Mariette, hier hat Niemand mehr zu sprechen als Du. Du bist meine Tochter, denke ich.

Mariette. Herr Baron, können Sie die Albernheit eines Kindes vergessen und vergeben? Ich stand nie dem Ernst des Lebens gegenüber und so wußte ich nichts von wichtigern Beweggründen, ich glaubte mich berechtigt über Ihre lange Abwesenheit zu grollen. Wenn dies Strafe verdient, so ist sie mir schon hinlänglich dadurch zu Theil geworden, daß Sie mich nicht für würdig halten, mit der Ungunst der Verhältnisse zu rivalisiren. Beschenken Sie mich ein zweites Mal mit ihrer Hand und ich werde glauben, daß ich dadurch Ihrer Liebe doppelt gewiß bin. (Sie reicht ihm die Hand, die er einen Augenblick entzückt an seine Lippen drückt, dann wie von einem plötzlichen Gedanken betroffen sich abwendet und in sich versunken steht.)

Wohlmann (leise zu Mariette). Du hast Dich der Ehre wie eine Heldin geopfert; ich danke Dir! (Er wendet sich zu Dorsan und schüttelt ihm die Hand:) Es bleibt beim Alten! (Er geht ab, man merkt, um eine innere Bewegung zu verbergen.)

Siebenter Auftritt.

Mariette. Dorsan. (Mariette macht einige Schritte nach dem Tischchen links und steht dann gesenkten Hauptes. Dorsan hat den Kopf nach ihr gewendet und betrachtet sie aufmerksam.)

Dorsan. Mein Fräulein!

Mariette (auffschreckend). Warum so fremd? Hab ich keinen bessern Namen als „Fräulein"?

Dorsan. Es wird mir schwer an mein Glück zu glauben, Mariette, wenn ich Sie, die Verkörperung all meines Glückes nicht heiter sehe.

Mariette (mit erzwungener Munterkeit). Bin ich es nicht, Dorsan? Sie wären der Erste, der dies fände. Papa und Claudine behaupten, ich wäre immer heiter, ich wäre schon lachend auf die Welt gekommen.

Dorsan (mit Beziehung). In diesem Augenblick, Mariette, sind Sie so heiter wie man es — — nach einer guten Handlung ist. Das Bewußtsein —

Mariette. Gute Handlung? Und ich soll doch erst eine üben; ich soll in das Dorf hinunter, nach meinen Kranken sehn. Wollen Sie mit, Dorsan?

Dorsan. Theuerste Mariette, ich weiß, daß Sie in Ihrem weiblichen, poetischen Sinne auf den Besitz materieller Güter nie eine unedle Rücksicht nahmen, aber wer bürgt mir dafür, daß Sie nicht auf den Verlust eine allzuedle nehmen? Ich ertrüge es nicht.

Mariette. Streichen wir dies Kapitel aus unsern Unterredungen, ich bitte, Dorsan; ich will nichts mehr davon wissen.

Dorsan. Und ich nur so viel, ob es die Liebe allein war, die Sie mir wieder geschenkt hat.

Mariette. Gewiß, Dorsan, ich bin Ihnen von Herzen gut.

Dorsan. Sie sagten heute, Mariette, Sie lieben mich nicht mehr, der Gedanke daran will mir den Himmel verschließen, in den ich schon einzuziehen glaubte.

Mariette. Wenn Sie ein zweifelnder Ketzer sind, wie soll ich Ihnen den Himmel aufsperren?

Dorsan. Sie haben den Schlüssel dazu.

Mariette (betroffen, halb für sich). Den Schlüssel!

Dorsan. Ja, Mariette; ich verlange keinen neuen Schwur, ein schon geleisteter kann mir beweisen, ob ich geliebt bin. Sie selbst erzählten mir, daß Sie Ihr Herz nie ohne den Schlüssel verschenken werden und wenn ich wirklich Ihr Herz habe, Mariette, (sich auf ein Knie niederlassend, halb komisch, halb ernsthaft) meine Königin, wenn ich wirklich der Herr Ihrer Herzenskammern bin, so verweigern Sie mir den Kammerherrnschlüssel nicht, die sichtbare Probe Ihrer Gunst. Dann will ich mich dem Glauben an Ihre Liebe überlassen, dann will ich kein zweifelnder Ketzer mehr sein, sondern fromm wie der heilige Schlüsselbesitzer St. Peter.

Mariette (verlegen). Wie kindisch, daß Sie ein albernes Mädchengeschwätz so ernst nehmen!

Dorsan (dringend). Den Schlüssel, Mariette!

Mariette. Kann ich Ihnen eine bessere Probe meiner Gunst geben, als meine Hand?

Dorsan. Lassen Sie mich nicht glauben, daß mein Mißgeschick der Schlüssel zu Ihrer Hand war, während ich den zu Ihrem Herzen nicht finden konnte.

Mariette (mit steigender Verwirrung). Aber was liegt daran! Ich bin — — ich will — — Dorsan, stehn Sie auf!

Dorsan. Den Schlüssel, Mariette!

Mariette (gefaßter). Denken Sie denn nicht daran, daß wir noch eine ganze Ewigkeit zusammenleben werden? Es ist also noch Zeit. Ich will eine kluge Frau sein und Ihrer Liebe immer noch etwas zu erobern übrig lassen. Das wird einen guten Ehemann geben.

Dorsan. Zu viel Politik für ein liebendes Herz. Haben Sie keinen bessern Grund, den Schlüssel nicht jetzt zu geben?

Mariette (mit komischem Ernste). Einen sehr wichtigen: Ich will nicht.

Dorsan. Noch einmal, Mariette, den Schlüssel!

Mariette (fest). Nein!

Dorsan (aufspringend). So weiß ich, was ich davon zu halten habe. (Er will ab.)

Mariette (ihn fassend). Um Gotteswillen, wohin?

Dorsan (ihr prüfend in die Augen sehend, die sie dann verlegen niederschlägt, nach einer Pause, innig). Mariette, ich konnte früher nicht an mein Glück glauben, es würde mir schwer, so bald an mein Unglück zu glauben. Ich gebe Ihnen einige Zeit sich zu besinnen, ich gehe indeß Ihren Vater sprechen. (Ab.)

Achter Auftritt.

Mariette (sie sieht dem Abgehenden nach, dann zieht sie das Etui heraus, öffnet und betrachtet es). Den Schlüssel? — (sie schließt es und indem sie es mit entschlossener Miene wieder in die Tasche schiebt:) Nein! Es ist wahr, ich bin ihm sehr gut, er ist so edel und liebenswürdig und dennoch, wer weiß? — Wäre er nicht heute mit seinem Geständniß gekommen, hätte es nicht die Ehre erfordert, ihn nicht in dem Augenblicke aufzugeben, wo ihm seine schlimme Lage ein treues Ausharren um so wünschenswerther macht — wer weiß, ob ich noch seine Braut wäre! Er ist gewiß sehr ritterlich und angenehm, aber er reicht nicht an das Ideal meiner Jugend, an die Leidenschaften meiner frühesten Kindheit! Balthasar! Süße Kindheit! (Sie macht einige Schritte.) Und Alles sollte ich dem Manne opfern, an den mich das Schicksal bindet, sogar meinen

Schwur? Nimmermehr! — (Nach einer Pause, plötzlich, lebhaft:) Aber wo bleibt denn Balthasar! Ich habe ihn ja für heute bestellt und er könnte längst hier sein. Jetzt wäre der passendste Moment zu kommen, (sie sieht sich nach allen Seiten um) ich bin allein; ich will doch lauschen, ob er nicht schon über die Mauer klettert. (Sie geht zur Tapetenthüre und lauscht, halblaut rufend:) Balthasar! (Einige Schritte weggehend.) Mir zittert das Herz! Wenn die prosaische Claudine doch recht hatte, mit ihrem abscheulichen Nasenzerschlagen! (Sie lauscht wieder, stärker rufend:) Balthasar! (wieder weggehend) Es ist doch gut, daß ich den Schlüssel noch habe, wenn ich ihn dem Baron gegeben und er käme nun und pochte an die Thüre und ich könnte nicht öffnen, die ganze Romantik der Liebe ginge dabei zu Grunde. Balthasar soll den Schlüssel bekommen, damit er sieht, daß ihm mein Herz treuer ist als mein Schicksal. Dann lasse ich die Thüre sogleich vermauern, das ist Entsagung und Vorsicht zugleich. Aber wo bleibt er? (Wie vorhin lauschend und wieder weggehend.) Wie er nur aussehn mag nach so langen Jahren! Ich stelle mir ihn vor: groß, ernst, bleich, in Trauer gekleidet um sein Schicksal, edel, schön, beinahe wie (in sich versinkend, träumerisch) — wie — (halbbewußtlos, leise vor sich hinsagend) wie den — Baron. — (Sie schrickt plötzlich auf, zur Thüre springend.) Höre ich nicht etwas? (In lebhaftester Bewegung den Schlüssel hervorziehend, ihn in die Thüre steckend und lauschend:) Um Gotteswillen, das ist er! Balthasar, gib Acht! Komme lieber auf dem geraden Wege, ich liebe Dich dennoch! Ich bitte Dich, Balthasar!

Neunter Auftritt.

Balthasar. Mariette.

(Balthasar ist durch den Garten von rechts kommend eingetreten und bleibt an der Schwelle der Glasthüre stehn. Er ist modisch geckenhaft bunt gekleidet, unter den beiden Armen trägt er eine Menge Packete von blauem Papier und über einem Arm noch besonders einen Frauenshawl.)

Mariette (noch ganz an die Wand gedrückt lauschend, wieder rufend). Balthasar!

Balthasar. Hier, mein Fräulein!

Mariette (wendet sich lebhaft erschreckt um, sieht ihn einen Augenblick an, geht einige Schritte mit entgegengestreckter Hand auf ihn zu, bleibt stehn, läßt die Hand sinken und sieht ihn wieder aufmerksam an).

Balthasar. O, ich dachte es wohl, daß ich mit offenen Armen empfangen werde, in jedem Haus, wo junge Damen sind! Meine Mutter sagte mir, daß Sie nach mir geschickt haben, Fräulein, und da ich weiß, daß Sie Braut sind, Fräulein, so habe ich gleich die besten Musterstoffe mitgebracht, Fräulein.

Mariette. Sie sind Baltha — — Sie sind Herr Mühlinger?

Balthasar. Balthasar Mühlinger, Fräulein; zweiter verantwortlicher Com — wie sagt man es? Geschäftsleiter der Modewaarenhandlung Lampe & Comp. hat für jede Saison die vorzüglichsten Artikel auf dem Lager, als da sind: Barège, toile du nord — (er unterbricht sich) aber Sie erlauben, Fräulein, daß ich hier ablege, ich habe die Arme so voll und ganz respektwidrig den Hut noch auf dem Kopf. (Er geht in den Vordergrund und legt die Packete auf den Tisch und Sessel rechts ab. Dann nimmt er den Hut ab und macht dabei ein höfliches Compliment.)

Mariette (die während er sprach ganz verwirrt hin und her ging und dann stehn blieb, ihm zusehend, wie er die Packete ablegt, macht jetzt, sein Compliment erwiedernd, mit consternirter Miene einen Knix. Gegenseitiges Ansehen. Pause.)

Balthasar. Sollten Fräulein etwas besonders Vorzügliches wünschen, bitte nur geneigtest auszusprechen. Ich schmeichle mir zwar Fräulein Geschmack errathen zu haben und (die Packete schnell aufbindend) bin überzeugt, Fräulein Erwartung vollkommen zu befriedigen.

Mariette. Ich wollte nur wissen (sie stockt) —

Balthasar (einen Stoff ausbreitend). Hier dieser etwas kühle Herbststoff für Abende auf dem Lande jedenfalls zuträglich für Fräulein Gesundheit. (Faltet ihn, hält ihn vor sich, ihn betrachtend). So um den Leib genommen, wirft er Falten bis zu Fräulein Fuß. (Wirft ihn auf den Sessel. Andere Stoffe aufnehmend.) Taffetas glacé, creppe de Chine, mousseline des Indes — —

Mariette (gefaßter). Sagen Sie mir doch, Herr Mühlinger, — ich glaube gehört zu haben — von Ihren Verwandten — daß Sie einige Zeit auf Reisen gewesen, — sogar in überseeischen Ländern — vielleicht auf einer einsamen Insel —

Balthasar. Insel? Wie können Fräulein so etwas von mir glauben! Ich war allerdings auf Reisen, aber einige Stunden von der Stadt im sogenannten — Stolpersdorf, in einer sehr (wegwerfend) billigen Materialwaarenhandlung, wegen Vorbereitungswissenschaften. Das war aber keine Insel und ich habe mich sonst nur in den besten Kreisen der Residenz bewegt.

Mariette. Ich meine, ob gar keine Erinnerung, gar keine, Herr Mühlinger, vielleicht an eine schönere Zeit in Ihnen lebendig.

Balthasar (sehr verlegen, mit der Miene des Nichtverstehens nachstotternd). Lebendig?

Mariette (etwas bitter). Wie muß Ihnen denn zu Muthe sein, wenn Sie die Gegenwart an der Vergangenheit abmessen?

Balthasar (blöde lächelnd). Ich verstehe Fräulein nicht! (Zieht langsam die Elle aus der rückwärtigen Tasche und hält sie schüchtern hin:) Abmessen?

Mariette (wendet sich unwillig ab und macht einige Schritte nach dem Tischchen links, während er, die Elle in der Hand, mit der Miene der Verwunderung stehen bleibt, nach einer Pause, gleichgiltig hingeworfen). Sind Sie nie früher hier gewesen, Herr Mühlinger?

Balthasar (lebhaft). O ja, ja! ich erinnere mich! Mit meiner Mutter bin ich vor vielen Jahren oft in die Gegend gekommen; ich war dazumal noch ein hoffnungsvolles Kind. Ich weiß nur nicht, war es hier oder in der Nachbarschaft. Meine Mutter sagte, ich wäre damals sehr dumm gewesen — nun, man entwickelt sich erst mit den Jahren. Sollte ich damals etwas angestellt haben, so bitte ich noch nachträglich zehntausendmal um Verzeihung. Um jedoch das Gespräch von diesem lieblosen Gegenstand — ich will sagen, unliebsamen, — abzuwenden, erlaube ich mir neuerdings (er geht wieder zum Tischchen rechts und nimmt die Packete auf) den Gesprächsstoff mit diesem Stoff zu vertauschen. Ha! ha! (er lacht).

(Während dieser Rede hat sich Mariette mit dem Ausdruck tiefer Niedergeschlagenheit an das Tischchen links gesetzt, ohne mehr auf ihn hinzusehen. Bei seinen letzten Worten tritt Claudine von links ein.)

Zehnter Auftritt.

Claudine. Die Vorigen.

Claudine. (Sie bleibt Balthasar betrachtend, der ihr eine tiefe Verbeugung macht, einen Augenblick verwundert stehen, dann zu Mariette vortretend, lebhaft:) Was sehe ich, Mariette, Sie haben sich ja ein ganzes Modemagazin herbeigezaubert. Nun, Sie verstehen es schon, Dame von Welt zu sein. Das freut mich.

Mariette (ohne ihre Stellung zu verändern, verlegen). Zufall, Claudine, — ich meinte, daß Ihnen vielleicht auch willkommen wäre —

Claudine. Allerdings. (Zu Balthasar.) Aus welcher Handlung sind Sie? (Sie geht ihm näher und betrachtet die Stoffe.)

Balthasar (stolz). Lampe & Compagnie!

Claudine. Nun, das ist hübsch! — (Halb zu Mariette gewendet:) Es muß ein guter Engel sein, der Sie in unsere Einöde herausgeschickt hat.

Balthasar. Kein guter Engel, sondern eine alte Gouvernante.

Mariette (von ihrem Sitz aus). Ach, lassen Sie doch das unnütze Gerede, Claudine, der Herr wird beschäftigt sein —

Balthasar (mit einer verbindlichen Verbeugung zu Mariette). Bitte sehr, Fräulein, keineswegs! (Zu Claudine:) Eine Freundin meiner Mutter, an die Fräulein geschrieben hat, daß ich mich heute hier einfinden soll, wo man (auf die Packete zeigend) das Allertheuerste empfangen wird, was es gibt.

Mariette (wirft bei diesen Worten ihren Schlüssel verächtlich auf den Tisch, an dem sie sitzt).

Claudine (gedehnt). So? — — (Nach einigem Nachsinnen:) Wie heißen Sie denn, mein Herr?

Mariette (aufspringend, lebhaft, rasch, zu Claudine). Dieser Herr heißt Herr Mühlinger!

Balthasar (sehr freundlich). Ganz richtig, Fräulein, Balthasar Mühlinger, zweiter verantwortlicher —

Mariette (kehrt auf ihren Sitz zurück).

Claudine (ihn unterbrechend). Es ist gut. (Sie macht einige Schritte und beobachtet Mariette, die nicht darauf achtet. Zu Balthasar:) Nehmen Sie gefälligst die Stoffe indessen nur wieder mit. Wir werden morgen selbst nach der Stadt kommen und das Beste auswählen.

Balthasar. Wie Sie befehlen. (Er nimmt die Packete wieder auf.) Bitte nur nach mir zu fragen in der Handlung, es ist wegen der Manier der Bedienung.

Claudine. Schon recht. Lassen Sie sich doch einige Erfrischungen im Hause reichen, Sie haben sich so weit heraus bemüht, Sie werden fatiguirt sein.

Balthasar (verbindlich). Es ist mir ein Vergnügen, fatiguirt zu sein und werde von den Erfrischungen gefälligst Gebräuche machen. Ich muß übrigens um fünf Uhr wieder in der Stadt sein.

Claudine (sich von ihm abwendend, gedankenlos). Um fünf Uhr.

Balthasar (wichtig). Unabänderlich! Wie ein festgesetzter Preis! (Er hat sich die Packete aufgeladen und macht Verbeugungen nach allen Seiten, worauf nur Claudine wiedergrüßt.) Empfehle mich zu Gnaden allerseits! (Ab.)

Elfter Auftritt.

Claudine. Mariette.

(Claudine setzt sich an das Tischchen rechts, nimmt ihre Tapisserie auf und stickt schweigend. Mariette hebt schüchtern den Blick zu ihr auf, was Claudine nicht zu bemerken scheint.)

Mariette (plötzlich aufspringend, mit großen Schritten umhergehend). O, ich bin das unglücklichste Geschöpf, auf das die Sonne scheint!



Claudine (gleichmüthig, fortstickend). Warum denn?

Mariette (in der Aufregung ihr Taschentuch zwischen den Händen drehend). Enttäuscht, verrathen, betrogen, verloren, vernichtet! auf ewig!

Claudine (wie früher). Das wäre ja Schade! Aber wieso denn?

Mariette. O es schlägt kein Herz in Ihrer Brust, wenn Sie das nicht begreifen.

Claudine (ruhig). Erklären Sie mir es, damit es zu schlagen anfängt.

Mariette (weich). Wie, Sie wollten mich glauben machen, daß Sie nicht errathen, wer hier von uns ging? Ich ehre Ihr Zartgefühl — aber Sie müssen sich doch erinnern, Claudine, daß wir heute schon von diesem Herrn Mühlinger gesprochen haben.

Claudine. Nun und was folgt daraus?

Mariette. Sie verstehn noch nicht? Haben Sie denn nicht bemerkt, daß er ein Ungeheuer, ein Cannibale, ein Chinese, die Lächerlichkeit selbst geworden ist?

Claudine. Sie müssen ihn ja nicht heirathen.

Mariette (mit naivem Ernste). Das ist es ja eben! Statt mich in Sehnsuchtsqualen nach ihm zu verzehren und ein Opfer schmerzlicher Entsagung zu sein, muß ich nun in aller Geschwindigkeit trachten, daß mir der abgeschmackte Mensch nur aus dem Sinne kömmt!

Claudine. Das ist ja gut.

Mariette. Abscheulich ist es! Wie ist es nur möglich, daß aus einem so liebenswürdigen Knaben eine so lächerliche Person werden kann?

Claudine. Er ist vielleicht nicht schlimmer als viele Andere. Aber das Ideal, von welchem Sie träumen, wird nicht leicht Jemand erreichen.

Mariette (lebhaft, freudig). O, es existirt leibhaftig!

Zwölfter Auftritt.

Wohlmann. Die Vorigen.

Wohlmann. Alle Wetter, Kind! Du hast wieder verdorben, was Du gut gemacht hattest! Der Baron ist von neuem halb außer sich!

Mariette. Der Baron? Was gibt es denn?

Wohlmann. Er hat mir seine Sachen en détail auseinandergesetzt, sie stehn gar nicht so schlimm. Als ich ihm meine Freude darüber ausdrückte, war er ganz beklommen und meinte, es wäre nur deshalb gut, weil Du nun nicht mehr großmüthig zu sein brauchest, er wolle kein Opfer, Du liebest ihn nicht mehr.

Claudine. Was diesen letztern Punkt betrifft, Herr von Wohlmann, kann ich Sie vollkommen beruhigen, nicht wahr, Mariette?

Wohlmann. Sprich aufrichtig, Kind; es kann mir nicht einfallen Dich für Dein ganzes Leben unglücklich machen zu lassen, wenn man es mit Ehre ändern kann.

Mariette. Machen Sie mich immerhin so unglücklich, Papa!

Wohlmann (neckend). Soll ich Dich als ein blutiges Opfer an den Altar schleppen?

Mariette. Sie haben sich ja schon einen rothen Mantel dazu bestellt!

Wohlmann. Aber wenn Du Dich nach der Trauung vom Kirchthurme herunterstürzest?

Mariette. Das macht nichts, Papa! Sie lassen ja Stroh breiten!

Wohlmann. Und Deine frühere Liebe?

Mariette. O still, Papa, das hab' ich nur geträumt!

Dreizehnter Auftritt.

Dorsan. Mariette. Wohlmann. Claudine.

Mariette (Dorsan entgegengehend und ihn in den Vordergrund führend). Dorsan! Mein geliebter Eduard!

Dorsan. Das ist Ihre wahre Stimme, Mariette! Sie lieben mich, Du liebst mich!

Claudine (die den Schlüssel vom Tisch genommen, auf welchen ihn Mariette geworfen; auf den Baron zeigend). Darf ich, Mariette?

Wohlmann. Was sperrt dieser Schlüssel?

Mariette. Er sperrt eine Vergangenheit zu, in der die Fantasie allein mächtig war.

Claudine. Und wenn ich ihn dem Baron übergebe?

Mariette (den Schlüssel aus Claudinens Hand nehmend, schalkhaft). Wenn er ihn noch nimmt — (freudig) dann sperrt er eine Zukunft auf, in der die Liebe waltet.

Dorsan (stürmisch). Er erschließt mir ein Paradies! (Umarmung.)

(Der Vorhang fällt.)

Am Posilip.

Von Karl Woermann.

Nicht in Neapel, dem schwülen: am Strande des rauschenden Meeres
 Wohnten der Maler und ich, draußen am Fuße der Höh'.
Aber mein Freund ging täglich, um Skizzen zu malen, in's Freie,
 Während, an Bücher gebannt, einsam im Zimmer ich blieb.
Doch mich verführte der Blick. Von den Rädern der stolzen Karossen
 Wirbelte Goldstaub auf; leuchtendes Gold in der Glut,
Welche die sinkende Sonne von Ischia sandte herüber,
 Neidischer Staub, der dem Blick reizende Schönen verhüllt.
Hinter der Straße das Meer, noch wallend vom gestrigen Sturme,
 Zackig und schroff von Sorrents purpurnen Felsen begrenzt!
Blau ist das Meer, es ist feucht: Dem Feuchten im Aug' Aphroditens
 Gleicht es; es packt mein Herz plötzlich mit Schauern der Lust.
Thor ich, noch immer im Zimmer und über den Büchern zu brüten,
 Welche die griechische Welt grau nur mir malen in grau!
Ach! und mein herrisches Herz heischt blühendes, glühendes Leben!
 Ach! und das ewige Meer lächelt so feucht doch und blau . . .
Siehe, da bin ich! es netzt der zerrinnende Schaum mir die Sohlen,
 Während der schimmernde Sand leicht durch die Finger mir perlt
Und mit dem nordischen Blond, das lockig die Schläfen mir kränzet,
 Kühlend ein Lufthauch spielt, feucht von der Nähe der Flut.
Lufthauch, Rauschen der Wellen und Fülle von leuchtenden Farben
 Lösen des grübelnden Hirns feine Gespinnste gemach.
Nenn' ich es Schlummer? die Farben, die glühenden, schwinden dem Auge,
 Nur durch's Ohr noch vernehm' dumpf ich das Rauschen des Meers.
Welch ein Gesicht! urplötzlich umleuchtet mich seltener Lichtglanz,
 Der, wie den Wolken der Mond, dunkelen Wogen entsteigt.
Heller und heller erscheint er; mich faßt unendliches Sehnen:
 Aber die Sehnsucht wird schnell mir und göttlich erfüllt.
Denn in dem Lichtglanz seh' ich ein Weib sich den Wellen entheben,
 Blendenden Leibes ein Weib, herrlich und hoch von Gestalt.
„Ha! ich erkenne dich, Weib! du heißest, du bist Aphrodite;
 Tochter des wogenden Meers, Mutter der Liebe zugleich!
Sei mir gnädig, o Göttin, verzeih' den Gedanken, in denen
 Bleich dein Bild mir bisher, bleich und verkümmert gelebt!
Konnt' ich es ahnen nach Allem, was eisiger Marmor und Bücher
 Lehrten von dir, wie schön, Göttin, wie herrlich du seist?"
Halbmitleidig und halb wie zum Spotte die Lippen verzogen
 Sah sie mich an. In's Mark drang mir ihr leuchtender Blitz.



„Wahrlich, du sagst es," so sprach sie und sprach kein weiteres Wort mehr;
Aber sie lächelte doch wieder versöhnlich mich an;
Und sie verschwand nicht gleich: sie ließ mich im Anschaun schwelgen
Bis sie verschwand und ich wach lag in dem Sande des Strands.
Nacht nun war es; doch daß ein Nachen dem Ufer sich nahte,
Hört' ich am Ruderertakt, sah ich am Leuchten des Meers.
Bald an der Stimm' auch erkannt ich den fleißigen Fischer, der landwärts
Steuernd den hellen Gesang: „Santa Lucia" begann.
Auf den Gesang hin kam die Geliebte des Burschen gesprungen;
Neben mir stand sie am Strand dunkel in dunkeler Nacht.
Doch ich erkannte den Schatten, erkannt' es am reizenden Umriß,
Daß ihr die Chariten all' weihend die Stirne geküßt.
Lieblich entspann sich melodischer Ruf und ein Reden und Lachen,
Bis mit der Woge der Kahn leicht an dem Sande sich stieß,
Bis er, an's Ufer gesprungen, mit Kuß sie begrüßt und Umarmung,
Netz' und Geräthe sodann sorglich in Ordnung gebracht,
Und sie fortzog, um in der Hütte mit ihr zu verschwinden,
Deren geöffneter Thür winkendes Feuer entschien.
Einsam lag ich, bis laut ich des Freundes, des nordischen Malers,
Rufende Stimme vernahm und ich erwidert den Ruf.
„Find' ich dich endlich!" so rief er: „Es harret im Zimmer die Lampe,
Mühsam gesammelter Stoff harret des ordnenden Geist's!"
Nichts zu erwidern vermocht' ich; ich dachte nur Dieses und Jenes,
Während der Freund mich zurück führte zum Staub des Berufs.
Schweigend wandelten wir; die Nacht war köstlich; der Vollmond
Hub sich im Osten empor hinter dem Rauch des Vesuvs.
Mächtig und breit goß über das Meer sich der silberne Lichtglanz
Und mit dem Mondlicht sank heilige Stille herab;
Ja, so leis nur rauschte das Meer noch, daß wir das Brausen
Hörten der nächtigen Luft, welche Neapel bewegt.

Sprüche.

1. Von Theodor Aufrecht.

Gönnst Raum du einem Feind,
Zum Schaden wird er leicht;
Der Docht verbrennt das Oel,
Das Nahrung ihm gereicht.

Zwar faßt auf schwarzer That
Nirwana strafend ihn; —
Doch — schone keinen Feind! —
Das Oel, das Oel ist hin.

„Geschmack ist eine Phrase
In Zweifel stets und Kampf."
Dem Götzen ohne Nase
Behagt kein Opferdampf.

Gehörte den Moralisten die Schur,
Sie stutzten mit gleicher Scheere
Die Schafe zu, wo Mutter Natur
Versäumet Zucht und Lehre.

Steif aufgepflanzt in Reih' und Glied,
Wie in dem Zaune die Stöcke,
Einstimmig blökten ein frommes Lied
Glückselige Lämmer und Böcke.

Der Riese soll, so gut es geht,
Im kurzen Bett sich bequemen,
Denn Individualität
Ist feindlich den Systemen.

2. Von Theodor Vatke.

Die Glocke wär' um ihren Ruhm betrogen,
Hätten Freunde sie nicht in die Höhe gezogen.

Der reinste Schnee wird trübes Wasser geben;
Der Schein erfreut mehr, als der Kern im Leben.

Ein Stein, der eingepflastert werden litt,
Beklag' sich nicht, wenn Jeder nun ihn tritt.

Die Uhren gleich zu gehn sich nie bekehren:
Warum? Es will sich jede schlagen hören.

3. Von Richard Hamel.

Beim ersten Hauch, der dich beseelt,
Und bei des Herzens erstem Pochen
Bist du dem Tode schon vermählt.
Das Leben sind die Flitterwochen.

4. Von Agnes Kayser-Langerhanns.

Du willst auf Rosen wandeln?
Streu' keine Nesseln aus:
Nur edelmüthig Handeln
Zieht Frieden dir in's Haus.

Wenn Adam und Eva noch weilten
Auf Erden und wären sich hold —
Den Apfel, in den sie sich theilten,
Nähm' Adam nur, wenn er von Gold.



5. Von O. S. Seemann.

Erwarte nicht dein ganzes Heil
Von einem Ding, von einem Tag;
Erfüllter Wunsch ruft neue wach,
Der Fäden viele braucht das Seil.

Wie dein Thun was Rechtes tauge?
Was du sollst, empfinde stündlich,
Was du willst, behalt' im Auge,
Was du kannst, erwäge gründlich.

Jeder, der mehr will als er kann,
Quält sich umsonst und ist übel dran.
Kann er mehr als er leisten will,
Muß er sich halten mäuschenstill;
Merkt' es die Welt, so wird sie ihn fassen,
Wird ihm nicht Rast nicht Ruhe lassen.
Nur wo Wollen und Können gleich,
Gibt es auf Erden ein Himmelreich.

„Du bist ein entsetzlicher Egoist."
Auf meine Besserung dürft Ihr hoffen,
Sobald ich — laßt mir die kurze Frist —
Einen Tuisten angetroffen.

Was maltraitirt Ihr unsre Zeit,
Und wiederholet lang und breit,
Daß dies Jahrhundert nicht gescheit,
Ihr argen Schwätzer?
Es gab von je, und gibt auch heut'
So Wein, wie Krätzer.

Die Löwen in der Eselshaut,
Mit denen läßt sich's wagen;
Die Esel in der Löwenhaut
Sind schlimmer zu ertragen.

Bedenk' es wohl: Dein Echo tönt die Welt,
Sie spiegelt nur dein liebes Ich getreulich;
Zufried'ner Sinn erblickt, was ihm gefällt,
Verdross'ne Laune sieht die Welt abscheulich.

Mögen sie denken, mögen sie reden,
Ist doch einmal die Erde nicht Eden.
Läßt du dich jeden Narren verdrießen,
Wirst du für seine Thorheit büßen.

Bürger's politische Ansichten.

Nach ungedruckten Briefen, Gedichten und Aufsätzen seines literarischen Nachlasses.

Von Adolf Strodtmann.

Der Fluch nationaler Zersplitterung und politischer Ohnmacht, welcher seit dem dreißigjährigen Bruderkriege auf Deutschland lag, spiegelt sich noch während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts in dem geringen Maß von Theilnahme, das die Mehrzahl unserer hervorragenden Schriftsteller den wichtigsten Weltereignissen ihrer Zeit und der Entwicklung des staatlichen Lebens ihrer Nation zuwandte. Selbst der nordamerikanische Freiheitskampf, welcher in Frankreich den durch Voltaire's und Rousseau's Schriften genährten Zündstoff revolutionairer Ideen nach wenigen Jahren zur hellen Flamme emporschlagen ließ, vermochte in deutschen Seelen kaum hie und da ein Fünkchen aufwallenden Zornes über die Schmach der heimischen Zustände zu wecken. Wir wüßten in der That, außer der Erzählung des Kammerdieners in „Kabale und Liebe", kaum ein Zeugniß dafür beizubringen, daß sich ein deutscher Schriftsteller jener Zeit zu einem Schrei der Entrüstung über den Verkauf deutscher Landeskinder nach Amerika bewogen gefühlt hätte; nicht einmal Seume, der doch selbst eins der unglücklichen Opfer dieses Seelenschachers war, nicht er einmal fand in seinem Schicksal einen berechtigten Grund, die Zustände, welche ihn und Tausende seiner Brüder in eine so traurige Lage versetzt hatten, als eine Ausgeburt frevler Despotenwillkür zu verdammen. Es ist lehrreich und bedeutungsvoll, daß das erste Aufkeimen einer politisch freien Gesinnung in unserer Literatur genau mit dem ersten Erwachen eines starken Nationalgefühles zusammen fällt. Mögen wir heut zu Tag immerhin die schwülstige Bardensprache in Klopstock's Hermannsdramen belächeln, wie sie schon vor hundert Jahren von Manchem belächelt ward: aber vergessen wir nicht, daß an diesen Dramen und an den schwungvollen patriotischen Oden ihres Verfassers sich jener Tyrannenhaß und jene Freiheitsbegeisterung der Dichterjünglinge des Göttinger Hainbundes entzündeten, welche in den Liedern von Voß, Hahn und den Grafen Stolberg eine Saat ausstreuten, die zuvor nicht auf deutschen Boden gefallen war. Zu dem Kreise dieser Jünglinge, wenngleich nicht direct zu den Mitgliedern ihres Bundes, gehörte auch **Bürger**, und seine mir vorliegenden Nachlaßpapiere liefern den unzweideutigen Beweis, daß er die Jämmerlichkeit der politischen Zustände seiner Zeit aufs tiefste empfand, und seinen Freiheitsidealen bis an sein Lebensende die unverbrüchlichste Treue bewahrte. Ich will dies an der Hand einiger bisher unveröffentlichter Documente zeigen, unter welchen die mir erst kürzlich bekannt gewordene Sammlung der Briefe Bürger's an Goeckingk von besonderem Interesse ist.

Die Freundschaft dieser beiden Dichter, deren Geburtsstätten wenige Meilen von einander entfernt lagen, stammte bereits von der Schulbank her, und wurde, mit einer einzigen längeren Unterbrechung, durch einen regen brieflichen Verkehr bis zum Tode Bürger's von beiden Seiten in stets sich gleich bleibender Wärme unterhalten. Bei aller Verschiedenheit der Charactere und der späteren Schicksale, hatten Beide doch



manchen Geisteszug und manches schwere Herzeleid mit einander gemein. Wie Bürger, fühlte auch Goeckingk sich lange Jahre hindurch gedrückt und unbefriedigt in den kleinlichen Amtsverhältnissen eines abgelegenen Harzstädtchens, und suchte in der Poesie Trost und Erholung von der langweiligen Monotonie seiner Berufsarbeiten; aber er besaß sittlichen Stolz und Pflichtgefühl genug, letztere darum nicht, wie Bürger, unmuthig zu vernachlässigen, sondern seinen hoffärthigen Vorgesetzten und Collegen durch sein Beispiel zu beweisen, daß seine dichterischen Bestrebungen ihn nicht hinderten, ein eben so tüchtiger und practischer Beamter, wie irgend Einer von ihnen, zu sein. Es war ihm, wie er einmal an Bürger schreibt, ein Vergnügen, „solche Menschen, die da wähnen, aller Welt Wissen und Können bestehe in dem, was *sie* wissen und können, zu überzeugen, daß er den Dienst so gut verstehe als sie selbst, die Schäkers, die Jedem, der einmal ein Paar Bogen Verse hat drucken lassen, kein Körnchen ihrer allwissenden Weisheit zutrauen." Wie Bürger, strebte auch Goeckingk in seinen Liedern und Episteln nach volksthümlicher Einfachheit und Allgemeinverständlichkeit des Ausdrucks, freilich ohne sich mit so künstlerischem Tacte, wie Jener, vor der Klippe platter Trivialität zu bewahren; wie Bürger, entnahm auch er den Stoff seiner Gedichte mit Vorliebe wirklichen Herzenserlebnissen und subjectivsten Empfindungen, — die „Lieder zweier Liebenden" sind geradezu der versificirte Liebesroman, den er mit seiner nachmaligen ersten Gattin vor der Hochzeit durchgespielt; — ja, es fehlte wenig, so hätte sich auch bei ihm das tragische Schicksal Bürger's wiederholt, durch die im täglichen Verkehr einer gemeinsamen Häuslichkeit aufkeimende Liebe zur jüngeren Schwester seiner Frau in die qualvollsten Conflicte gestürzt zu werden, — eine Gefahr, welcher er vielleicht nur durch ein größeres Maß von Selbstbeherrschung und Gewissenhaftigkeit seines minder leidenschaftlichen Temperamentes entging. Wie Bürger, heirathete er dann nach dem frühen Tode seiner ersten Frau deren Schwester, mit welcher er bis an ihr Lebensende mehr als dreißig Jahre einer glückvollen Ehe verlebte. Zu all' diesen Berührungspunkten umschlang die beiden Freunde noch das Band einer gleich freien politischen Gesinnung, welche an den großen Weltereignissen den lebhaftesten Antheil nahm, und Jeden von Ihnen in seinem Kreise nach Kräften für den Sieg seiner humanen Ideen von Volkswohl und Fortschritt der Menschheit wirken und streben hieß.

Ein glühender Haß gegen Fürstenwillkür, Adelsübermuth, Archonten-Nepotismus und politische Barbarei zieht sich durch den ganzen Briefwechsel Bürger's und Goeckingk's, wie er sich auch in ihren Gedichten oft genug Luft macht. Bürger's Zornlied des Bauers „an seinen durchlauchtigen Tyrannen", dies an Kraft und Kühnheit unübertroffene Vorbild unserer späteren social-politischen Dichtung, entstand lange vor der französischen Revolution. Von noch ingrimmigerer Bitterkeit ist Goeckingk's verwandtes Tableau „Die Parforce-Jagd", das fast um dieselbe Zeit veröffentlicht ward, und dem eine Reihe eben so satirischer Hohn- und Spottgedichte wider jene Despoten- und Adelswirthschaft folgte, gegen welche sich schon mancher Stachel seiner ältesten Epigramme gerichtet. Schon in den „Liedern zweier Liebenden" antwortet er der Geliebten, welche ihn vor seinem Hang zur Satire, vor „dem Spott, der leis und laut nicht Ordensband, nicht Zepter schonet", gewarnt hatte:

> O, weiches Nantchen! alles Blut
> Muß mit der Gall' ein Herz durchwühlen,
> Wenn Fürstengroll und Uebermuth
> Mit Menschen, wie mit Fliegen spielen."

Und in einem Sinngedichte auf Aretin heißt es bezeichnend:

> Daß er den Muth besaß, den Großen Spott zu singen,
> Trug eine goldne Kett' ihm ein.
> Zur Kette könnt' auch ich's wohl bringen,
> Nur möchte sie von Eisen sein.

Erinnern wir uns an das Schicksal, welches den unglücklichen Dichter Schubart wenige Jahre später ereilte, so liegt allerdings der Gedanke nahe, daß auch Goeckingk als Lohn für seine freie Sprache leicht sein Hohenasperg hätte finden mögen, wenn er nicht im Staate jenes großen Monarchen gelebt hätte, der das ihn selbst verhöhnende Pasquill niedriger zu hängen befahl, und der seinem Volke ein unbeschränkteres Maß von Denk- und Preßfreiheit gestattete, als irgend ein Regent seiner Zeit. Das begriff auch Goeckingk sehr wohl, als er, welcher schon auf der Schulbank des Hallenser Pädagogiums ein trotziger Tyrannenhasser war, in einer Epistel an seinen einstmaligen Lehrer, den Magister Schrader, schrieb:

> Noch schallt dein Spruch in meinen Ohren,
> Den über mich dein Mund einst that:
> „In keiner Republik geboren,
> Wärst du in jedem andern Staat,
> Als diesem, den dein Fuß betrat,
> Nicht glücklich, wo nicht gar verloren!“

Bereits seine älteste Epistel (an den aufgeklärten Pfarrer Goldhagen) führt den Gedanken aus: „Dient nicht dem Fürsten, dient dem Staat!“ und diesen Gedanken hat Goeckingk zur Richtschnur seines ganzen Lebens gemacht. Wenn er später auf der Stufenleiter des Beamtenthums dennoch fast die höchste Staffel erstieg, so hatte er seine glänzende Carrière wahrlich keiner demüthigen Kriecherei, sondern lediglich dem höheren Orts erkannten Verdienste seiner ungewöhnlichen Pflichttreue und Tüchtigkeit zu verdanken. Er vermied den Umgang mit den Großen der Erde, statt denselben aufzusuchen, er antwortete einer Dame, die ihm die Reize des Hoflebens geschildert, daß ihm die unabhängige Einsamkeit seines Landhauses um keine Fürstengunst feil sei:

> Hier schleudr' ich oft, ein echter Sohn des Teut,
> Auf das Tyrannenvolk, das barsch vom Thron gebeut,
> Und wähnt, der Rest der Menschen sei nichts nütze,
> Als Sklav zu sein von seiner Herrlichkeit,
> Der Wahrheit Donner und des Spottes Blitze ....
> Was geht denn Euer Fürst mich an?
> So lang' ich Brot und Wasser haben kann,
> Bedarf ich keines stolzen Fürsten Gnade.
> Und wenn er nicht zu mir herab sich lassen kann?
> Gut! Mein sei immerhin der Schade!
> Ich krieche nicht zu ihm hinan.

Und seinem alten Lehrer gibt er die Versicherung:

> Dies weiß ich, daß dein Freund noch liebt,
> Was damals er als Jüngling liebte,
> Und über das sich noch betrübt,
> Was ihn als Knabe schon betrübte.
> Die wackern Helden des Homer
> Lieb' ich, o Freund, noch jetzt so sehr,
> Als in dem siebenzehnten Jahre;
> Doch, tritt ein Nero nur hervor,
> So heben jetzt noch meine Haare
> Die Nachtmütz' auf dem Kopf empor.
> Wie damals ich dem schwarzen Brette
> Und Carcer (denn mein Ehrgefühl
> Ging willig) Trotz geboten hätte,
> So acht' ich meinen Kopf so viel
> Noch jetzt, als einen Pappenstiel,
> Gilt's für der Menschheit erste Rechte.
> O Schande Rom's, daß Nero kühl
> Das Blut der Bürger zapft' und zechte,
> O Schand', daß er so spät erst fiel!
> Allein, wann setzten je die Knechte
> Der Wollust ihren Kopf aufs Spiel?

Goeckingk dürfte wohl der einzige deutsche Schriftsteller gewesen sein, der, wie Mirabeau in seinem „Rath an die Hessen und die übrigen von ihren Fürsten an England verkauften Völker Deutschlands“, in seinem „Kriegslied eines Provinzialen“ die deutschen Truppen geradezu auffoderte, mit den amerikanischen Rebellen, die sie mit offenen Armen aufnehmen würden, gemeinschaftliche Sache zu machen. Zu den beredtesten Zeugnissen der politischen Gesinnung dieses edlen, mit Unrecht fast ganz in Vergessenheit gesunkenen Dichters gehört ferner noch ein, „Golddurst“ betiteltes, Straflied an die Deutschen, das, wie alle vorhin mitgetheilten Verse, geraume Zeit

vor dem Ausbruche der französischen Revolution geschrieben ist, und in dessen ernsten Vorwürfen gewiß ein heilsamerer Patriotismus lag, als in allem großprahlerischen Bardengebrüll. Und eben so selbstbewußt, wie Schiller zwanzig Jahre später „die deutsche Muse" preist, die „ihre Blume nicht am Strahl der Fürstengunst entfaltete", singt Goeckingk schon in der Epistel an den Herrn P. W.:

In Frankreich suchte sonst der Schmeichler und der Duns
Nur Goldsand in der Hippokrene.
Wir hatten nie Auguste und Mäcene,
Das, was wir sind, sind wir allein durch uns.
Ein wahres Glück! Denn es ist mit der Kunst
Wie mit der Tugend; wer nicht beide
Um ihrer willen liebt, nur liebt um Fürstengunst,
Der fühlt ihr Aeußres nur, nicht ihre innre Freude.
Ein wahres Glück! Weil das, was tief vergraben
Im Schutte der Barbaren lag,
Der Menschheit ältesten Vertrag,
Wir dadurch bloß hervorgezogen haben . . . .

Auf ferner denn zum allgemeinen Krieg
Um Wahrheit! Nicht um Gold, um Titel und um Bänder!
Wir haben keine Jahrgeldspender,
Doch unser war am öftersten der Sieg!

Das also war der Mann, mit welchem Bürger so viele Jahre hindurch seine Ideen und Gesinnungen austauschte, und bei welchem er sicher war, für seine Klagen und Hoffnungen stets die wärmste Theilnahme zu finden. Bürger, der sich bekanntlich im Sommer 1782 mit der Bitte um Anstellung im preußischen Staatsdienste direct an Friedrich den Großen wandte, war schon lange vorher bemüht, dem erstickenden Druck seiner kleinstaatlichen Verhältnisse zu entrinnen. „Geben Sie mir nur an die Hand, auf welche Art ich zu guten Connexionen im Preußischen gelange," schrieb er den 29. Juni 1775 an Goeckingk. „In diesem fatalen aristokratischen Lande ekelt's mich, das liebe Leben, das ohnehin so kurz ist, zu verschwenden." — Goeckingk aber war mit den Zuständen in Preußen, trotz der relativen Freiheit unter dem Regimente Friedrich's II., eben so wenig zufrieden. Im April 1776 übersandte er Bürger einen, wie es scheint, humoristischen Aufsatz, den „Versuch eines deutschen Wörterbuchs". „Bei meinem Wörterbuche," klagt er in den Begleitzeilen, „hab' ich manchen Seufzer ausgestoßen, daß man auch im Preußischen noch nicht frei genug schreiben darf, wenn man nicht ein Privatmann ist, der sich um alle Excellenzen nichts schiert. Doch das wollen wir beide auch schon noch werden, und dann sei der Himmel den Narren gnädig!" — Im Frühling 1777 verweilte Bürger einige Wochen bei seinem Freunde, dem Stabssecretair Boie, in Hannover, und wurde dort von den einflußreichen Mitgliedern des königlichen Regierungscollegiums sehr freundlich aufgenommen. Er erstattete Goeckingk über diese Reise einen scherzhaften Bericht: „Übrigens dienet zu wissen, daß die hohen und niedern Potentaten Hannovers sich ziemlich beflissen haben, uns hier, da und dort ein- oder zweimal satt zu futtern, wofür wir denn freilich auch baß genothsacht wurden, gemeiniglich die letzte Komödie zu recensiren, oder über unsern Homer und übrige poetische Arbeiten Red' und Antwort zu ertheilen." — Goeckingk hatte in derselben Zeit eine Reise nach Braunschweig und Wolfenbüttel gemacht, und war als Dichter in ähnlicher Weise mit Gastgelagen fetirt worden. Er hatte es abgelehnt, sich dem Herzoge von Braunschweig vorstellen zu lassen, wie auch sein Gedicht an Herrn von S. in B. erwähnt:

Nein, Freund! ich mag nicht vorgestellt
Bei deinem Fürsten sein,
Weil er's für große Gnade hält,
In hohen Augenschein,
Gleich einem Thier der neuen Welt,
Von ihm genommen sein.
— — — — — — — —
Denn siehst du, eitel bin ich nicht,
Doch stolz in hohem Grad.

Und an Bürger antwortete er: „Mir ist's ungefähr in Wolfenbüttel und Braunschweig so gegangen, wie Ihm. 's ist mein Seel' doch schnurrig, daß Leute, die unser Einen wie [Benjamin] Michaelis verhungern ließen, ehe sie einen Dukaten beitrügen, uns ins Hospital zu kaufen, 30 Thlr. an ein Souper wenden, uns zu begaffen.

Diese verdammte Bemerkung hatte mir den Kopf so verrückt, daß ich mich bei dem hohen Adel beider Städte in schönen Credit gesetzt haben werde. Ich sollte auch die Gnade haben, dem Herzoge von Braunschweig den Rockschooß zu küssen, allein dafür ist mir des Herrn Gevatters Bart lieber, ob er gleich wohl nicht so weich sein mag."

Wenige Wochen nachher starb Bürger's Schwiegervater, der Amtmann Leonhart auf Niedeck, und Bürger bewarb sich um die erledigte Stelle. „Nun wollen wir mal sehen," schrieb er an Goeckingk, „ob die Magnaten so fertig sind, einem armen Poeten reellement zu helfen, als ihn zu einem Souper einzuladen .... Die Soupers geben uns die Großen, weil wir Verse machen können, sehr geschwind; aber sehr langsam, wiederum weil wir die leidigen Verse machen können, geben sie uns Ämter. Wenn ich durchdringe, Herr Gevatter, so kann Er das in der That für einen der glänzendsten Siege halten, welche jemals die Musen erfochten haben." Wie man weiß, erfochten die Musen nicht den Sieg — nachdem Bürger mit größter Anstrengung den Wirrwarr der vielfach vernachlässigten Amtsgeschäfte in Ordnung gebracht, erhielt ein bevorzugter adliger Bewerber die Stelle.

Goeckingk hatte seinerseits ähnliche Erfahrungen zu machen. Auf seine Gedichte pränumerirten freilich die Fürsten und der Adel sehr bereitwillig, was ihn jedoch nicht abhielt, ihnen die Wahrheit eben so derb zu sagen — „denn sie hätten meinethalb ihre Thaler sonst behalten können;" — aber in Berlin hielt man ihn mit leeren Beförderungsaussichten viele Jahre lang hin, ohne ihm Wort zu halten. Schon Anfangs 1779 schrieb er an Bürger, als die angestrengte Arbeit ihn aufs Krankenlager geworfen hatte: „Neun ganzer Wochen hatt' ich gesessen, Prosa und Reime zusammengeschrieben, um einen Theil der nach Berlin, für ein gnädiges Versprechen, bei einer der ersten Gelegenheiten als Rath placirt zu werden, verreiseten Gelder wieder zu verdienen; länger wollt's aber nicht gehen, 2c. 2c." Und vier Jahre später klagte er: „Auch ich, mein Lieber, bin meines Lebens satt, müde und überdrüssig in dem verfluchten Ellrich. Zwar hab' ich nur noch Einen zu einer Kriegsrath-Stelle in dem Departement des Ministers Schulenburg vor mir; aber selbst diese Aussicht macht mir keine Freude, da ich mit den Jahren immer unfähiger werde, Subaltern von Schurken und Dummköpfen zu sein, gegen die kein Remedium stattfindet, als ihre Schurkenstreiche und Dummheiten bei dem Minister zu denunciren. Das ist aber ein trauriger, mir verhaßter Behelf." Aus Mißmuth und Liebe zur Unabhängigkeit war er damals schon entschlossen, den Staatsdienst zu verlassen und mit einem Freunde eine Erziehungsanstalt auf dem Schlosse zu Grüningen zu errichten. Doch scheiterte dieser Plan an dem Widerstande der Regierung, ihm das Schloß für den angedeuteten Zweck zu vermiethen. Erst nach sechzehnjährigem Ausharren auf seinem verlorenen Posten wurde er als Domainenrath nach Magdeburg und zwei Jahre später als Kriegs- und Steuerrath nach Wernigerode versetzt; aber er blieb aufs bitterste verstimmt gegen die Leiden der Beamtencarrière selbst in den preußischen Staaten, und hielt es für eine Gewissenspflicht, seine Söhne vor derselben zu bewahren und sie lieber dem Militairdienste zu widmen. „Alle Stipendien in unsrer Familie," schrieb er an Bürger, „haben mich nicht bestimmen können, einen meiner Söhne den Studien zu widmen. Das härteste Brot in unserm Lande ißt man im Civildienst .... Und siehe! es ist ein elendes jämmerliches Ding um den ganzen Civildienst, wenn man zum Stehlen zu ehrlich ist .... Es ist mir völlig unbegreiflich, wie ich in Deutschland habe bleiben können, ob ich gleich noch in einem der erträglichsten Länder lebe." Und als er im Sommer 1789, zur Abfindung für die mühevollen Dienste, welche er fast zwei Jahre hindurch der Prinzessin Friederike durch Ordnung verwickelter Geschäftsaffairen erwiesen hatte, in den Adelstand erhoben ward, schrieb er in demselben Sinne: „Den Adelsbrief habe ich unsrer Prinzessin Friederike zu danken, deren Angelegenheiten als Pröbstin zu Quedlinburg ich bisher besorgt habe. Sie hat sich dadurch ein Geschenk für meine Mühe erspart. Mir selbst hilft es — gerade Nichts! Denn auf Stellen, die nur Edelleuten gegeben werden, mache ich keine Ansprüche. Meinen beiden Jungen aber, wovon der eine schon Soldat ist und der andere es

werden soll, sobald er das 11te Jahr erreicht hat, können die, allein von Narren beneidete, 3 Buchstaben gut zu statten kommen. Um keinen Preis möchte ich einen von meinen Söhnen dem traurigen preußischen Civildienst bestimmen, dessen Hauptcharacteristik Pferde-Arbeit und Zeischen-Futter ist." Den gleichen Rath ertheilt er Bürger in Betreff seines eigenen, ihm von der geliebten Molly hinterlassenen Sohnes: „Wozu ist er bestimmt? Laßt ihn Alles in der Welt werden, nur laßt ihn nicht studieren. Gebt ihn bei ein Bergwerk, bei einem Forstbedienten, einen Markscheider, einen Baumeister, Kaufmann, Salzwerk, oder wohin Ihr sonst wollet, nur, wenn Ihr den Jungen lieb und seine liebliche Mutter noch nicht vergessen habt, so laßt ihn nicht studieren." — „Ich bin nur noch da, mich für Andre zu placken," heißt es am Schlusse desselben Briefes. „Sollte ich es für mich selbst auf diese Art thun, so würde ich lieber nach Pennsylvanien gehen und irgend eine Bergspitze mit einer schönen Aussicht urbar machen. Ich umarme Euch von ganzem Herzen und wünsche mir weiter Nichts als das Glück, Euch hier in meinen verschwiegenen vier Wänden an meine Brust zu drücken. Das allein könnte mich auf eine geraume Zeit mit meinem Sklavenleben aussöhnen, und vergessen machen, daß ich saurer Brot esse, als der Taglöhner in meinem Stalle."

Bürger sowohl wie Goeckingk waren jederzeit mit Freuden bereit, ihre poetischen Interessen gegenüber den großen Weltereignissen in die Schanze zu schlagen. „Wohin es auch sei," schrieb Goeckingk bei Gelegenheit des bairischen Erbfolgekrieges im Frühjahr 1778, „dahin folg' ich meinem Schicksale mit frohem Herzen. Ruhe und Dichten ist zwar gut zu seiner Zeit; wenn Einem aber jene zu einförmig, dieses zum Ekel wird, so macht man wohl einmal so Eins mit." Und Bürger schrieb um dieselbe Zeit an Boie, den Herausgeber des „Deutschen Museums": „Das Kriegsgeschrei, das von allen Seiten her erschallt, ist mir blos des Museums wegen unangenehm. Sonst wackelt mir das Herz dabei für Freude. Der Friedenssumpf muß mal wieder ein wenig umgerührt werden."

Es versteht sich von selbst, daß Bürger sowohl wie Goeckingk bei ihren demokratischen Gesinnungen den Ausbruch der französischen Revolution mit nicht minderem Jubel begrüßten, als Klopstock, der schon im December 1788 seine bekannte Ode „Les Etats Généraux" im „Neuen deutschen Museum" veröffentlicht hatte, und bald andere schwungvolle politische Hymnen auf die junge französische Freiheit folgen ließ. Der alte Gleim, dem jede respektswidrige Auflehnung gegen die gottbegnadete Allmacht und Weisheit der Fürsten ein Greuel war, beschwor seinen theuren Bürger, sich von diesen revolutionairen Bestrebungen fern zu halten: „Um Gotteswillen, stimmen Sie in Klopstock's Lärmtrommel nicht ein, und wehren Sie (denn ich habe nicht daran gedacht, darüber ihm Etwas zu sagen) unserm noch feurigen Herrn Bouterwek, daß auch er nicht einstimmt!" Aber er predigte tauben Ohren. Schon im Frühling 1790 muß Bürger seinem Schwager Georg Leonhart, welcher als Fähndrich bei den Münster'schen Truppen den Feldzug gegen die belgischen Patrioten mitmachte, derb genug seine Mißbilligung dieses Eingreifens der deutschen Reichstruppen in einen ihnen ganz fremden Rechtshandel erklärt haben; denn der junge Landsknecht antwortet ihm: „Du schändlicher Prophet! Wenn ich wüßte, daß Deine ruchlose Wahrsagung oder gar Dein hämischer Wunsch Schuld dran sein könnte, daß es uns so niederträchtig ergangen ist, siehe, ich wollte alle Fürsten und Potentaten anrufen, Dich, wo sie Deiner habhaft werden könnten, aufzuraffen und am höchsten Galgen zu knüpfen; ich wollte dann mit kaltem Blute zusehen und, wenn's Noth thäte, selbst Hand mit an's Werk legen." Auch der „aristokratische Hund" F. L. W. Meyer, wie Bürger diesen alten Göttinger Freund in einem Briefe an Goeckingk titulirt, schüttelt mit vornehmem Cynismus den Kopf über den republikanischen Feuereifer des Dichters, der selbst nach der Uebergabe von Mainz an die Franzosen immer noch der Revolution das Wort redete. Meyer schreibt ihm am 9. Juli 1793: „Geliebter Herrscherlingsschreck, keinem Herrscher furchtbar! Über Politik und Metaphysik werden wir beiden uns nie vereinigen. Ihr verlangt und ordnet immer Alles a priori, und

ich kenne Nichts, was meine nie zu besiegenden Zweifel einigermaßen bestimmen kann, als Erfahrung. Wenn indessen alle Demagogen Euch glichen, so möchte ich mir wohl gefallen lassen, sie am Ruder zu sehn. Denkt aber, daß so elende Bursche als George Böhmer und Wedekind Mainz mit eiserner Ruthe beherrschen, und fragt Euch selbst, wie Euch die Collegenschaft derselben gefallen würde? Doch verehr' ich im Voraus die Träume, die Ihr, will's der Himmel und die heilige Guillotine, einmal wahr machen werdet, nur behüte mich der Himmel, Augenzeuge davon zu werden. Vielleicht reinigt ein Gewitter die Luft, aber ich mag mich nicht an den Ableiter binden. Gehabt Euch wohl! Und laßt Euch den Berg, die Bergleute, Berggesinnungen und Bergtyrannei gut bekommen. Es sind doch keine vornehmen Leute. Das ist immer ein großer Trost. Vive la Constitution! Tout ce qui commence par Con, finit par être foutu." — Aus dem Ende Januar desselben Jahres stammt Bürger's politische Weissagung: „Wofern die aristokratischen Despoten Großbritanniens sich nicht noch zu rechter Zeit besinnen, und den Frieden mit Frankreich dem ungerechten Kriege vorziehen, so werden sie sich eine fürchterliche demokratische Ruthe vor ihre üppigen aristokratischen Ärse binden. Der stolze übermüthige Pitt wird seine Rolle als verachteter Sch—kerl endigen. Die Göttin der Freiheit und Gleichheit verleihe dazu ihren Segen." — Ein paar Monate später antwortet er auf einen Brief Goeckingk's, der ihm einige poetische Beiträge für den Musenalmanach gesandt hatte: „Was ich auf Verse zu sagen weiß, wenn sie auch gleich von dem Engel Gabriel, ja, was das Höchste ist, von mir selbst wären, das ist so viel, als sich allenfalls übersehen und von einer faulen Hand bestreiten läßt. Wer hätte das vor diesem gedacht, daß es mit einem poetischen Christenmenschen so weit kommen könnte? Ich kann nicht begreifen, wie Andere, z. E. Gleim, das Verswesen bis ins höchste Alter hinein noch so con amore treiben können. Wenn es nicht Noth halber geschähe, so sähe ich keine poetische Zeile, nicht einmal von mir selbst, noch an. Wundert Euch also nur nicht, wenn mir Eure letzte Sendung nur insofern willkommen ist, als ich dadurch mehrere Seiten des künftigen Musenalmanachs auf eine honorige Art anfüllen und der Sammlung vor dem verslustigen Publikum ein stattlicheres Ansehn verschaffen kann. Mich selbst interessirt es unendlich mehr, was Ihr mir in ehrlicher Hausmannsprosa von Euren täglichen Lebensbegegnissen aus Eures Herzens Schrein mitzutheilen habt. Lieber G., woher kömmt das? Kömmt es daher, weil ich alt werde? Das denke ich bisweilen, und es wandelt mich eine kleine Unruhe deswegen an. Gleichwohl fühle ich mich in vielem Betracht oft noch so jugendlich, als vor 30 Jahren, und wenn ich nicht durch meine Kinder eines Andern belehrt würde, so würde ich mir bisweilen einbilden, ich hätte so eben meinen ersten Ausflug gethan, und hätte die ganze Lebensbahn noch vor mir. Ich bin daher fast mehr geneigt, diese Umstimmung dem politischen Zeitlaufe zuzuschreiben, der mich unwiderstehlich mit sich fortreißt. Wahrlich, kein Liebesabenteuer hat je mein ganzes Wesen so sehr in sich hinein verstrickt, als das gegenwärtige große Weltabenteuer, von welchem ich keinen Ausgang sehe, ja nicht einmal zu ahnden im Stande bin. Ihr werdet es nunmehr schon aus dem Geruche abnehmen, wo der Hund bei mir begraben liegt. Das ganze Cadaver will ich Euch nicht wieder aufdecken, da wir in Zeiten leben, in welchen Einen so gern Alles, was eine Nase hat, anschnüffelt, und die Ketzerei gar oft auf eine eben so gründliche Weise herausgebracht wird, als die Kinder es mittelst des Reimes: Allhier auf dieser Bank, ist ein großer Gestank 2c. 2c. herausbringen, wer von ihnen etwas hat streichen lassen."

Goeckingk erwidert in Uebereinstimmung mit diesen Gesinnungen: „Euer Geständniß, lieber Bürger, in puncto der Versmacherei ist mir hundertmal lieber als wenn Ihr meine Verslein noch so schön gereimt gefunden hättet. Warum wir keinen Geschmack mehr an der leidigen Poesie finden, das erklärt sich so leicht! Dagegen sollte es mich sehr wundern, wenn Voß z. B. jemals aufhören sollte, in Versen und was dem anhängig ist, zu leben, zu weben und zu sein. Eine einzige Depesche von Dumouriez interessirt mich mehr, als Vossens schönste Hexameter oder Ramlers pomphafteste

Ode." Im Uebrigen hatte Goeckingk durch den Krieg gegen Frankreich Mancherlei zu leiden. Sein ältester Sohn machte den Feldzug von 1792 mit und wohnte den Gefechten von la Lune und Valmy bei, und der Vater hatte daheim als Kriegsrath alle Hände voll zu thun. „So entfernt auch der Schauplatz des Krieges von uns ist," schrieb er am 7. Januar 1793 an Bürger, „so viel macht der Krieg selbst mir dennoch zu schaffen. Bald muß Fourage für die Durchmärsche zusammen gebracht, bald sollen Fuhrleute für die neuen Montirungsstücke geschafft, bald Marquetender engagirt, bald Subjekte zu Unterbedienten für das Proviantamt ausfindig gemacht werden; kurz es vergeht kein Tag ohne solche Schererei, und alle übrige Geschäfte haben dabei immer ihren Fortgang. Mein Vater muß an diesem verdammten Metier mehr Freude gefunden haben als ich. Hätte ich auch zehn Jungen, so würde ich doch zu gewissenhaft sein, um Einen dazu zu erziehen. Es ist eine traurige Aussicht, daß ich mich bis an den letzten Tag meines Lebens so werde fortquälen müssen, ohne jemals die Süßigkeit des Privatstandes geschmeckt zu haben. Ehemals fühlte ich das so nicht. Meiner Geschäfte waren weniger, und die Zeit, die mir übrig blieb, widmete ich der Literatur, darüber vergaß ich das Übrige. Auch waren meine Arbeiten von der Art, daß höchstens dem Kopfe dafür ekelte, jetzt aber leider auch dem Herzen. Rekruten, Packknechte, Artilleriepferde auszuheben, dabei leide ich selbst so viel, als der, dem der Sohn oder das Pferd genommen wird." Gewiß zeugen diese Worte von einem edlen Charakter, und gewiß war es für Goeckingk eine doppelte Pein, sich alle diese Lasten um eines Krieges willen aufgebürdet zu sehen, der auf die Niederwerfung der Freiheit eines fremden Volkes gerichtet war. „Ist es denn wirklich wahr," frug er verwundert, „daß Chur-Hannover seine Truppen gegen die Franken marschiren lassen will? Das ist mir sehr unerwartet. Ich brachte auf meiner Rückreise [von Coblenz] einige Tage in Gesellschaft der Gesandtin v. Ompteda zu, und nach Allem, was ich von ihr hörte, schien es mir unglaublich, daß Hannover jemals einen weitern offensiven Antheil, als höchstens durch sein Reichs-Contingent, nehmen könne.... Wie viel, liebster Bürger, gäbe ich für Einen Abend, den wir hier an meinem Windofen bei einer Schale Punsch verplaudern könnten. Ich dächte Euch doch Manches zu sagen, das Euch sehr interessiren würde, und ihr dort schwerlich erfahrt, da Niemand gern seinen Briefen Alles anvertraut."

Der anfängliche Rückzug der Revolutionsarmee und die ersten Niederlagen derselben im Jahre 1792 hatten Bürger so überrascht und empört, daß er einen Augenblick fast in dem Glauben an die französische Republik irre ward, und sein entrüstetes „Straflied beim schlechten Kriegsanfange der Gallier" dichtete, das er mit dem verwandten Epigramm „Unmuth" im Musenalmanache auf das Jahr 1793 drucken ließ. Letzteres lautete:

> Der Henker hole sie, die schönen Seifenblasen
> Von euerm Freiheitsmuth und seiner Riesenkraft,
> Wenn beides schon im ersten Kampf erschlafft!
> Mit Fäusten schlagt den Feind und nicht mit Rednerphrasen!

Wie sehr Goeckingk auch in diesem Punkt die Stimmung seines Freundes theilte, sagt uns die Bemerkung in dem eben erwähnten Briefe: „Euer Unmuth hat trefflich gewirkt. Aber nun dürfet Ihr vielleicht es nicht einmal gut wagen, den braven Leuten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen."

Außer den genannten und anderen, meist epigrammatischen Gedichten über die politischen Zeitereignisse, welche Bürger in den Musenalmanachen veröffentlichte („Die Tode", „Vorschlag zur Güte", „An einen Zeitschriftsteller", „Freiheit", „Entsagung der Politik"), finden sich in seinem handschriftlichen Nachlasse mehrere bisher ungedruckte Sinnsprüche und Fragmente unvollendeter Lieder, welche der französischen Revolution ihre Entstehung verdanken, und hier folgen mögen:

Franken und Franzosen. [August 1791.]

Die Edlen, die nicht mehr an alter Seuche kranken,
Nennt nicht Franzosen mehr! Sie heißen edler Franken!
Begriff und Wort Franzos ist nur für das geprägt,
Was noch in Mund und Schooß die alte Seuche hegt.

[1792.]

Die Könige, ihr Herrn des heimlichen Gerichts,
Verschulden wenig oder nichts.
Die Stümper schont mit euren Rächerklingen:
Laßt die Minister drüber springen!

[Ende 1792.]

Uns, die wir nicht, wie ihr, vom Recht zu herrschen denken,
Uns, Gott sei Dank! zwar nicht an Herz und an Verstand,]
Doch mindestens an Auge, Mund und Hand
Durch Knebel, Bind' und Strick bestmöglichst zu beschränken,
Steht euch, so lang' es geht mit euren Herrscherränken,
Für euer hohes Wohl — ihr nennt es Vaterland,
Ihr schlauen Herrn — mit nichten zu verdenken.
Doch wendet sich, wie man Exempel hat,
Trotz Fr—— H.g und Z[immermann] das Blatt,
So wird's uns hoffentlich auch R[ehber]g nicht verdenken,
Wenn wir zu unserm Wohl — sonst hat dies schwerlich Statt —
Euch an den Strick, den ihr uns dreht, ein wenig — henken.

[Fragment. Ende 1792.]

Der Freiheit droht mit Blei und Eisen
Der stolzen Unterdrücker Wuth.
Ich aber will sie dennoch preisen,
Und will's mit unerschrocknem Muth.
Denn seit der Schöpfung allen Weisen
Galt Freiheit für ein edles Gut.

[Anfang 1793.]

Zum bösen Spiel gewisser Kraten
Schweigt billig selbst ein edler Mann,
Wenn er durch seine Wort' und Thaten
In sein Verderben zwar gerathen,
Allein das Spiel nicht bessern kann.
Doch wer die Menschheit diesen Kraten
Durch Lob und Beifall kann verrathen,
Den speie mir der Schinder an!

[Fragment. Sommer 1793.]

Für Wen, du gutes deutsches Volk
Behängt man dich mit Waffen?
Für Wen läßt du von Weib und Kind
Und Heerd hinweg dich raffen?
Für Fürsten- und für Adelsbrut,
Und für's Geschmeiß der Pfaffen.

War's nicht genug, ihr Sklavenjoch
Mit stillem Sinn zu tragen?
Für sie im Schweiß des Angesichts
Mit Frohnen dich zu plagen?
Für ihre Geißel sollst du nun
Auch Blut und Leben wagen?

Sie nennen's Streit fürs Vaterland,
In welchen sie dich treiben.
O Volk, wie lange wirst du blind
Beim Spiel der Gaukler bleiben?
Sie selber sind das Vaterland,
Und wollen gern bekleiben.

Was ging uns Frankreichs Wesen an,
Die wir in Deutschland wohnen?
Es mochte dort nun ein Bourbon,
Ein Ohnehose thronen.
— — — — — — —
— — — — — — —



Schade, daß Bürger dies unvergleichlich kräftige Zornlied nicht vollendet hat! Aber auch in seiner fragmentarischen Gestalt bleibt es eins der herrlichsten Dokumente deutscher Revolutionspoesie.

Noch ein anderes bedeutungsvolles Zeugniß für die freie politische Gesinnung des Dichters mag sich hier anschließen. Bürger hatte sich im Jahre 1775 in die Freimaurerloge zum Goldnen Cirkel in Göttingen aufnehmen lassen, welche zu der heute noch bestehenden „Großen Landesloge" in Berlin gehörte. Er war ein eifriges Mitglied dieser Verbindung und wurde in den achtziger Jahren zum „Bruder Redner" ernannt. Dies Amt bekleidete er noch zu Anfang des Jahres 1793, als die Göttinger Loge, wie alle geheimen Verbindungen, auf Befehl der hannövrischen Regierung einstweilen aufgehoben ward. Zwei seiner Freimaurer-Reden („Ueber die Zufriedenheit" und „Ueber den moralischen Muth") sind aus der Gesammtausgabe seiner Schriften bekannt; weit interessanter ist eine dritte, welche er am 1. Februar 1790, ein halbes Jahr nach Erstürmung der Bastille bei der Stiftungsfeier der Loge hielt. Wir sehen daraus, wie ernstlich Bürger es sich angelegen sein ließ, seinen freien Gesinnungen Anhänger selbst in einem Kreise zu werben, der statutengemäß eigentlich alle politischen und religiösen Debatten bei seinen Versammlungen ausschloß. Die Rede lautete:

Ermunterung zur Freiheit.

Wir führen den edlen und inhaltsvollen Namen freier Maurer. Bei welcher Veranlassung unsre Vorfahren denselben empfangen haben, und was für einem Inhalt er ursprünglich zum Symbol dienen sollen, das kann und will ich gegenwärtig nicht aus der Geschichte des Ordens darthun. Möge indessen sein Ursprung, möge sein eigentlicher Inhalt sein, welcher er wolle: so soll mich dies nicht hindern, eine Anwendung dieses Namens aus der Fülle meines Herzens zu schöpfen, welche würdig ist der Feier des heutigen uns heiligen Tages, und des herrlichen, goldenen Zeitalters, in welchem wir das Glück haben zu leben.

Zahlreicher, als gewöhnlich, haben wir uns heute hier versammelt, um uns der mehrjährigen segenreichen Dauer eines Institutes zu freuen, dessen erhabenster Zweck Beförderung der Glückseligkeit unter den Menschen ist. Hoffentlich sind wir auch alle mit einer mehr als gewöhnlichen Lebhaftigkeit des Geistes und des Herzens eingetreten, und werden also empfänglicher sein, als zu jeder andern Zeit, für den Samen großer und starker Gesinnungen, welche der Redner in die Herzen seiner Brüder bei feierlichen Gelegenheiten auszustreuen beflissen sein soll.

Zu welchem herrlichern Gewächs aber könnte ich wohl den Samen ausstreuen, als zu demjenigen Sinne für Freiheit, den kein Mensch verleugnen sollte, weil er, wie ein edler Fruchtbaum, seine Zweige über das Gebiet der Weisheit, der Schönheit und der Stärke verbreitet, und dieselben mit seinem Segen überschüttet? Alles Wahre, alles Schöne, alles Gute, Edle und Große, dessen der Mensch in Gedanken, Gesinnungen und Handlungen fähig ist, empfängt von diesem Baume des Lebens seinen Ursprung und seine Nahrung.

Wollten wir wohl, uneingedenk des herrlichen Namens, unser ganzes Geschäft nur das sein lassen, uns von Zeit zu Zeit allhier zu versammeln, mit Gleichgültigkeit Formulare herzusagen oder anzuhören, todte Ceremonien und Zeichen zu beobachten, uns zur Tafel zu setzen, und nach dem sinnlichen Genusse gedanken- und empfindungslos zur Ruhe von hinnen zu scheiden? Hören wir nicht, was für ein edler gewaltiger Geist jetzt draußen seine Flügel regt? Soll dieser Flügelschwung nur die Außenwände unserer Freiheitshallen umbrausen? Soll er nur unsere Ohren berühren, nicht aber auch unsere Herzen durchschauern? Soll er nicht stärker auf uns wirken, als ein eitles Märchen, in müßigen Abendstunden am Kamin hergeplaudert, wenn wir vernehmen, wie der nach allen Seiten hin sich ausdehnende Geist der Menschheit die Bande zersprenget, welche Vorurtheil und Aberglauben siebenfach um ihn herumgelegt hatten? Wenn wir vernehmen, wie kühn und unerschrocken er in das Heiligthum der Wahrheit dringet, und der furchtbaren Göttin gerade ins Antlitz blicket, unbekümmert, was ihm erscheinen werde, wenn nur sie selbst, die Wahrheit, es ist, was ihm erscheinet? Wollen wir's träge und schläfrig anhören, wie er seine Himmelsfackel über lange verdunkelten Rechten der Menschheit erhebet, damit die unvertilgbaren Worte der ewigen Gesetztafeln deutlich, laut und öffentlich gelesen

werden mögen? Wie davon die Herzen zu Hunderttausenden erwärmet und erweitert werden, wie Millionen Arme gestärkt und gestählt sich erheben, die Greuel des alten Unrechts hinwegzuschaffen, und die Schmach der Knechtschaft zu rächen, welche Jahrhunderte lang auf der Menschheit mit der Last ganzer Gebirge ruhete? Soll uns die heilige Lohe nicht mit ergreifen, welche in tausend und tausend edlen Brittenherzen für die in ihren schwarzen amerikanischen Brüdern niedergeschmetterte Menschheit lodert? Soll ewig unerweckt und unaufgeregt die von dem großen Urheber der Natur auch in uns gelegte Kraft ihren Todtenschlaf halten, die Kraft, welche in Gallien den furchtbaren Thron in einem Nu zertrümmerte, an welchem der Despotismus mit seinen Millionen Dienern Jahrhunderte lang gebauet hatte, und welcher wie ein unerschütterliches Gebirge dastand? Denken wir, fühlen wir gar nichts dabei, wenn eine Handvoll Belgen es nicht einmal erträgt, daß eine mit Millionen Schwertern bewaffnete Regierung auch nur ein Haarbreit an dem Rechte ihrer Verträge schmälere? Soll kein einziges unserer Herzen bei allen solchen seelenerhebenden Erscheinungen höher und lauter schlagen? O meine Brüder, das sei ferne von uns, ferne von uns, die wir uns des Namens freier Männer anmaßen!

Aber was will ich denn wohl? Will ich etwa die Herzen meiner Brüder mit den Blitzen der Beredtsamkeit entzünden, daß sie ihre Arme mit Lanzen und Schwertern bewaffnen, hinauszustürzen in den allgemeinen Aufruhr, der unsere Hallen draußen rings umtobet? Ja, ja, das möcht' ich! Für Menschenrecht und Freiheit möchte ich einen jeden von Ihnen bewaffnen — aber nicht mit Lanzen und Schwertern, welche der Waffenschmied schmiedet: sondern mit Waffen, welche mächtiger sind, als diese, Waffen, unter deren Schlägen selbst die ehernen Lanzen und Schwerter der Ungerechtigkeit und Tyrannei wie Glas zersplittern, vor denen die donnernden Rachen ihrer Geschütze verstummen, Mauern und Wälle ihrer Vesten zertrümmert wie Kartenhäuser umfallen.

Sie dürfen fragen, meine Brüder, welches ist die Freiheit, darob wir kämpfen sollen? Ist sie mehr, als leerer Wortschall und Name? Dürfen wir ihr noch huldigen, wie der unabhängige Sohn der Natur, welcher in den Wäldern umher streift? Haben wir ihren Vorrechten nicht auf ewig entsagt, nachdem wir in den Kreis der bürgerlichen Gesellschaft eingetreten sind? — Und wenn ja von ihren Gerechtsamen uns noch etwas übrig geblieben ist, wo nehmen wir Vermögen und Kraft her, die Hand der Gewalt, umgeben von immer bewaffneten Heerscharen, diese eiserne Hand aufzubrechen, welche uns das Unsrige vorenthält?

O meine Brüder, wenn ich Ihnen alle diese und mehr Fragen, welche Sie mir entgegensetzen könnten, zu voller Gnüge beantworten wollte, so dürfte uns leicht die Morgenröthe des künftigen Tages über dieser Rede beschleichen. Nur Weniges und im Allgemeinen kann ich für heute darauf antworten. Mein Thema ist aber so reich, so herrlich und so erhaben, daß es mich in Stunden der Gesundheit des Geistes und des Leibes noch öfter zu Betrachtungen anreizen wird, welche Ihnen an dieser Stelle mitzutheilen, ich mir zur angenehmsten Pflicht machen werde.

Freiheit, meine Brüder, wird nie zum Schatten, nie zum leeren Namen werden, wir mögen auch noch so enge in bürgerliche Gesellschaften zusammen rücken. Weit gefehlt, daß wir den höchsten und ewigsten Vorrechten der Freiheit entsagten, so treten wir nur darum in Gesellschaften zusammen, unterwerfen uns nur darum bestimmten Gesetzen und Handhabern dieser Gesetze, daß wir uns der edelsten Kleinode desto fester versichern. Nie, nie haben weder wir, noch unsere Vorfahren, bis zum ersten Stammvater unseres Geschlechtes hinauf, denjenigen göttlichen und segensreichen Ausflüssen der Freiheit entsagt, welche uns als denkenden und empfindenden Geschöpfen unentbehrlich sind, zu physischer sowohl als moralischer Vollkommenheit und Glückseligkeit, sowohl in diesem irdischen Leben, als auch in demjenigen, welches wir noch erwarten, hinanzustreben. Hätten aber wir, oder unsere Väter es dennoch mit Wissen und Willen gethan, so wären wir Frevler an uns selbst, in uns Frevler an der Menschenwürde, und in der Menschenwürde Frevler an der Erhabenheit Gottes gewesen; und wir müßten eilen, uns des Verbrechens der beleidigten Menschheit und Gottheit zu entledigen. Wäre es nicht mit einem auf gründliche Einsicht sich stützenden Willen geschehen, wer sieht nicht, wie nichtsgeltend eine solche Entsagung sein und ewig bleiben müsse? Wäre sie uns vollends von der Uebergewalt der Tyrannei und des Despotismus abgedrungen, wer könnte zweifeln, daß der erhabene Proceß zur Wiedererlangung des Verlustes nicht jede Stunde mit Lebhaftigkeit erhoben, und mit Kraft, Nachdruck und unerschütterlicher Beharrlichkeit bis zum siegreichen Endurthel hinausgeführt

werden dürfe? Kein menschliches Gesetz kann uns verbinden, als dasjenige, welches wir uns selbst, oder so gut als selbst, durch diejenigen auferlegt haben, denen wir unser Recht dazu freiwillig übertrugen. Aber auch kein solchergestalt zu Stande gebrachtes Gesetz kann und darf uns verbinden, wenn es uns an unsern Fortschritten zu leiblicher und geistiger Vollkommenheit und Glückseligkeit hindert. Wer sich solche Gesetze gutwillig gefallen, wer sie sich ohne Widerstand aufdringen läßt, wer nicht sein ganzes Vermögen aufbietet, sie zu zertrümmern, oder, wenn das sein Arm nicht mit gutem Erfolg vermag, sich ihnen, durch Verlassung einer so ungedeihlichen Verbindung, zu entziehen, der ist ein Beleidiger, ein Verräther an der Würde der Menschheit, und um so verächtlicher und abscheulicher, je mehr er sich als feigen, niederträchtigen, knechtischen Schwächling darstellet.

Ich kann und will diesmal nicht meine Blicke auf die mannigfaltigen Eingriffe in die heiligen und unveräußerlichen Rechte der Menschheit richten, welche von egoistischer Ehr- und Habsucht geschehen sind, und die wiederherstellenden Hände der Weisheit und Stärke erwarten. Es ist mir genug, einen allgemeinen und hoffentlich echten Prüfstein dargeboten zu haben, woran sich erkennen lassen mag, was in dieser Rücksicht für Recht oder Unrecht gehalten sein möchte. Jede Schmälerung unserer Denk- und Rede- und Schreibfreiheit sowohl in geistlichen als weltlichen Sachen, jede Hemmung unserer Herzensergießungen, jeder Raub an unserm sowohl physischen als moralischen Eigenthum, welcher Aufklärung des Menschengeistes für Recht und Wahrheit, Veredlung des Gemüthes zu tugendhaften und großen Gesinnungen, Stärkung der geistigen und körperlichen Natur zu Thaten verhindert und vereitelt, welche die Bahn zur Vollkommenheit und Glückseligkeit ebnen, streitet wider die Gerechtsame der heiligen Freiheit, die uns gehören und ewig gehören werden. Gott und Natur gebieten uns, sie zu vertheidigen, so lange wir sie besitzen; Gott und Natur gebieten uns, sie mit Aufwand aller unserer Kräfte wieder zu erobern, wenn wir sie mit, oder ohne unsere Schuld verloren haben. — —

Aber mit welchen Waffen? — Dies ist die zweite Frage, auf welche ich noch mit Wenigem zu antworten habe. In dieser Antwort wünschte ich mich vorzüglich mit Einsicht und mit Wahrheit auszubreiten, wenn meiner heutigen Rede nicht ein kürzeres Ziel gesteckt sein müßte, als hierzu erforderlich ist. Besonders möchte ich wünschen, daß mir die ganze Kraft der tiefdringendsten Beredtsamkeit hier zu Gebote stünde, weil nicht leicht eine andere maurerische Versammlung sein kann, welcher die unmittelbare gedeihliche Anwendung meiner Antwort so nahe liegt, als diese. Nicht sowohl Waffen des Leibes, als vielmehr Waffen des Geistes sind es, welche für Freiheit, Menschenrecht und Menschenwürde die glorreichsten Thaten verrichten. Jene richten wenigstens oft nur blutigen Unfug, ohne gedeihlichen Erfolg an; machen übel nur ärger, wenn sie nicht von diesen, welche Weisheit, Schönheit und Stärke herleihen, begleitet und angeführt werden. Der größte Theil unserer Versammlung besteht aus edlen jungen Männern, welche aus allen Himmelsgegenden her in dieser Stadt zusammen gekommen sind, ihren Geist für Menschenwohl auszubilden, und mit heilsamen Kenntnissen auszurüsten. Kann ich etwas Würdigeres thun, als das Feuer, das gewiß schon in eines Jeglichen Busen brennet, zur höchsten Flamme anfachen, damit sie im Sturme unaufhaltsamer Eroberung jener geistigen Waffen mit ganzem Vermögen sich bemächtigen, sie festhalten, mit ihnen wachen und schlafen, und durch unablässige Uebung in den Künsten sie wirksam zu führen sich immer vollkommener machen? Ich nenne unter diesen Waffen und Künsten des Geistes jetzt nur die wichtigsten: Philosophie, Geschichte, Rechtskunde, und die Kunst, mit Fertigkeit zweckmäßig zu reden und zu schreiben. Ein gründliches Studium der Philosophie und der Rechtskunde eröffnet uns die Tempel der Wahrheit und Gerechtigkeit, und läßt uns die heiligen Göttinnen in ihrem vollen Glanze erscheinen. Die Bücher der Geschichte unterrichten uns von dem, was auszuführen möglich und nicht möglich war, und was wir zu thun oder zu lassen haben, wenn wir uns eines gewissen Erfolgs versichern wollen. Die Geschichte muß durch ihre großen und glänzenden Beispiele unsern Muth zu Unternehmungen erheben, und unsere Standhaftigkeit, unsern edlen Trotz im Kampfe mit Schwierigkeiten, Widerwärtigkeiten und Gefahren aufrecht erhalten. Die Bücher der Geschichte werden es fernen Nationen und Jahrhunderten, zum Trost und zur Ermunterung aller Bedrängten, in Galliens Beispiele verkünden, was für Ueberkraft in Bürger- und Volksarmen selbst über die zahllosen, geharnischten, waffengeübten Legionen des Despotismus verborgen ruhe, und was sie auszurichten vermöge, wenn sie sich nur anstrengen will. Nächst diesen

Studien, meine edlen jungen Brüder, versäumen Sie nicht, die Waffen mit Fertigkeit führen zu lernen, welche die schönen Schreib- und Redekünste Ihnen darbieten. Ihre Kraft gleichet der Kraft des goldenen Zweiges, mit welchem Aeneas sich selbst mitten unter die Ungeheuer des Tartarus wagen durfte. Schon das ferne Herfunkeln desselben verscheuchte sie, wie der Wind die Spreu, von den Pfaden des durch die Schrecknisse der Nacht nach Elysium wandernden Helden.

O meine Brüder, dürfte ich mir schmeicheln, daß meine heutigen Worte, so wenig ihrer auch sind, dennoch als Stacheln in Ihren Busen zurück bleiben, deren Gefühl Sie Ihr ganzes künftiges Lebenlang Tag für Tag erinnerte, durch die erwähnten Wissenschaften und Künste die Augen Ihres Geistes aufzuklären, Ihre Herzen zu erweitern, und mit großen, starken Gesinnungen zu erfüllen, die in Tapferthaten für das wichtigste aller menschlichen Besitzthümer, für Freiheit, und auf diesem heiligen gesegneten Boden, für Vollkommenheit und Glückseligkeit des Menschengeschlechts ausströmen! — Ha! dürfte ich mir dessen schmeicheln, so würde ich glauben, keine einzige Stunde meines ganzen Lebens rühmlicher angewendet zu haben, als diese.

Lassen Sie sich in diesen Gesinnungen, in diesem Bestreben nie durch die kleinmüthigen Zweifel eines erschlafften, engbrüstigen, feigen Sklavensinnes irre machen! Wahrlich, wahrlich, ich sage Ihnen, es ist, im Ganzen genommen, Niemand ein Sklav, als der es sein will, oder der da glaubt, er müsse es sein. Kein Despotenfuß vermag festen und sichern Trittes auf einen Nacken zu treten, als nur auf denjenigen, der sich selbst unter ihm in den Staub auf eine Menschen unwürdige Weise hinabdrückt. Siegreich und triumphirend wird meistens derjenige seine geistigen und leiblichen Sklavenfesseln zersprengen, der sich fest und unerschütterlich vornimmt: Ich will sie zersprengen O Kraft des großen gewaltigen Wortes: Ich will! weiche du nie aus dem Herzen irgend eines edlen Menschen, besonders nie aus den Herzen unserer freigesinnten Brüder! Großes, gewaltiges heiliges Wort: Ich will, ich will, was **meiner** Würde, und der Würde der **Menschheit** geziemet! laß dich nimmer weder durch Feuer noch Schwert des Unterdrückers vertilgen! — Süß ist es und ehrenvoll, für das Vaterland zu sterben, sang einst ein edler Römer, und die erhabenen Töne hallten eine lange Reihe von Jahrhunderten entzückend bis zu unsern Ohren herunter: aber wahrlich unendlich süßer und ehrenvoller ist es, für Freiheit und Recht der Menschheit entweder zu siegen, oder in dem glorreichsten aller Kämpfe zu sinken. Und heißt denn das etwa zu viel gefodert, wenn es Hunderttausende gibt, die sich von der Laune eines einzigen Despoten für armseligen Sold hinwürgen lassen? — —

Gesegnet, dreimal gesegnet, meine Brüder, sei Ihnen nach dieser herzlichen Ermunterung die Feier des heutigen Tages und die Stunden der geselligen Freude, denen Sie nunmehr entgegen gehen! — — —

Trotz des etwas pomphaften, akademischen Tones, dünkt uns diese Rede ein wahres Meisterstück politischer Beredtsamkeit, das in jeder Mustersammlung klassischer deutscher Prosa einen Ehrenplatz verdiente. Zugleich beweisen diese edlen, eben so begeisterten wie klar durchdachten Entwicklungen, daß Bürger, trotz aller unglimpflichen Vernachlässigung, die ihm von Seiten des Universitäts-Curatoriums der hannövrischen Regierung widerfahren war, keineswegs aus persönlicher Verstimmung sich zu den Umsturzgelüsten „catilinarischer Existenzen“ verlocken ließ, sondern in Folge einer ernstlichen historischen und philosophischen Erkenntniß aufs tiefste von den Freiheits- und Gleichheitsideen der französischen Revolution ergriffen war. Als er im Jahre 1793 für Girtanner's „Politische Annalen“ eine Geschichte der englischen Republik zu schreiben begann, wünschte er durch diese Arbeit ebenfalls in erster Linie das Verständniß der großen Weltbewegung in Frankreich zu fördern. Er sprach sich darüber offen und deutlich in der Einleitung aus: „Die großen und ungemeinen Erfahrungen der jüngst durchlebten Zeiten; die gänzliche Umwälzung eines uralten monarchischen Staates; die Entthronung und Gefangennehmung eines vor kurzem noch so hochgebietenden Königs; die Muth- und Kraftäußerungen einer kaum geborenen Republik, mitten in ermüdenden Factionsstürmen; der hochdrohende und vielversprechende Eindrang zahlreicher, alttapferer, waffengeübter Kriegsheere, unter

Führern ohne Furcht und Tadel, in das Gebiet der Neugeborenen, gegen angeblich zusammengelaufene, zucht=, übungs= und führerlose Haufen; gleichwohl ein unerwartet früher Rückzug jener, ein unerwartet rascher Nachdrang und Einfall dieser in mehrere feindliche Länder, begleitet von sieg= und glorreichen Hauptschlachten und Eroberungen: alle diese und mehrere Erfahrungen erinnern an den kurzen, aber höchst merkwürdigen Zeitraum der britischen Geschichte, da England eine Republik war, und Großthaten, wie weder vor, noch nachher, vollbrachte. Es sei uns erlaubt, hiervon ein Gemälde, jedoch nur nach seinen Hauptzügen, zu entwerfen, ohne irgend einen andern Zwang, als den uns Vernunft und Geschmack auflegen; ein Gemälde zu reifem und heilsamem Nachdenken für Jedermann, sonderlich diejenigen, die mit Schwert oder Feder an den neuesten Begebenheiten Theil nehmen." Bei Alledem weigerte sich Bürger, seinen Namen dieser Arbeit vorzusetzen, weil er mit der Leitung des Girtanner'schen Journals in manchen Punkten nicht einverstanden war und der politischen Fähigkeit des Herausgebers mißtraute. Er schrieb an Goeckingk: „Seit Anfang dieses Jahres habe ich mich in eine politische Kannengießerbude mit verdungen, die mir jährlich ungefähr 600 Thlr. einbringt. Das Profitchen schmeckt sehr gut; allein meinen ehrlichen Namen mag ich dabei nicht compromittiren, weil ich mit der Einrichtung des Wesens, worüber ich nicht Gewalt genug habe, eben nicht sehr zufrieden bin. Daher bleibt dies unter uns, und wenn Ihr gleichwohl hören solltet, Bürger arbeitet an den — — [Politischen Annalen] mit, so seid so gut und sagt: Das glaube ich nicht. Stieße Euch indessen ein jagdbarer Hirsch oder Bär in Polen auf, so schießt ihn, und laßt ihn mir gegen willige Erlegung der Spesen zukommen. Es versteht sich, daß es für Euch ohne alle Gefahr abgehen müsse. Ich denke, daß Ihr mir zu Manchem weit früher verhelfen könnt, als man doch am Ende auf andern Wegen dazu gelangt. Ihr wißt ja wohl, die politischen Gerichte läßt sich das Publikum gern brühsiedendheiß auftischen, und alsdann frißt das Biest sie mit convulsivischem Entzücken, wenn es auch gleich Dreck wäre." — Goeckingk antwortete: „Es gefällt mir, trotz den 600 Thlrn., eben nicht, daß Ihr an einem politischen Journal Theil nehmet, denn ich fürchte, entweder es möchte Euch Händel zuziehen und Eure Gemüthsruhe bestürmen, die nach so vielen Donnerwettern keine Windhosen mehr ertragen kann; oder Ihr möchtet früh oder spät bei einer nicht gleichgültigen Partei Euren literarischen Ruhm, oder gar Eure kosmopolitische Denkart compromittiren. Denn darauf rechnet doch nur nicht, daß das Ding lange vor dem Publikum verschwiegen bleiben sollte. Aber noch weniger rechnet auf Beiträge dazu von mir. Ich will Euch lieber 10 Gedichte als den kleinsten statistischen oder politischen Artikel schicken, und meine Ruhe dabei aufs Spiel setzen. Ich habe übrigens mein System ganz in der Stille für mich und ein Paar alte Freunde."

Die letzte Bemerkung erklärt sich zur Genüge, wenn wir erwähnen, daß Goeckingk inzwischen zu einer hohen Stellung im preußischen Staatsdienste berufen worden war. Wie wenig er sich dadurch zu einer Verleugnung und Aenderung seiner echt humanen politischen Grundsätze bestimmen ließ, mögen seine Briefe uns sagen. Am 19. April 1793 schrieb er an Bürger: „In 8 Tagen muß ich nach Posen abgehen, um dort die neuen Finanz=Einrichtungen auf preußischen Fuß machen zu helfen. Von Berlin aus begleite ich den Minister Voß. . . . Daß ich zu einer solchen Commission nicht die entfernteste Veranlassung gegeben habe, könnet Ihr leicht denken. Trotz meiner 24jährigen Dienstzeit ist mein moralisches Gefühl noch unverändert das nämliche, mit dem ich hinein trat, ja mir kömmt es vor, als wenn es sich noch eher verfeinert hätte. Ungern gehe ich hin, wo ich (das kann ich wohl denken) ungern werde gesehen werden. Aber zwei Gründe haben mich bestimmt, diesen Auftrag nicht abzulehnen. Einmal halte ich es für verdienstlich, wenn ich bei dieser Gelegenheit mehr Gutes zu wirken suche, als ein Anderer vielleicht Lust oder Kraft haben möchte, und im Anfange läßt sich vielen Dingen vorbeugen; ist die Sache aber einmal im Zuschnitt verdorben, so hält es sehr schwer, sie hinterher abzuändern, wenigstens in unserer Verfassung. Ueberdies mußte ich fürchten, daß man mich hier ewig hätte sitzen lassen, wenn ich

mich diesem eben so wichtigen als mühsamen Geschäft nicht hätte unterziehen wollen. Und doch möchte ich mein Leben lieber auf einer der Südsee-Inseln als hier in Wernigerode beschließen. Seid übrigens nicht bange, daß ich in Polen (oder Süd-Preußen, wie es künftig heißen wird) bleiben möchte. Es müßte mir außerordentlich gut geboten werden und Posen, seine Menschen und Gegend, wenigstens mir nicht mißfallen, wenn ich mich entschließen sollte, so weit umzuziehen. Doch hoffe ich auf alle Fälle, mir durch diesen Auftrag eine andere und bessere Stelle zu verdienen. O daß ich Euch doch noch einmal an mich heranziehen könnte, damit wir unsre alten Tage mit einander verplauderten, bis uns der Mund mit Erde gestopft wird.... Adieu, liebster Bürger! Denkt zuweilen an mich, wenn ich unter den Polacken sitze und in ihren Gesichtern die heimliche Begierde lese, daß sie mich möchten rein ausschmieren dürfen. O wie viel Stoff zum Denken und zum Empfinden gibt unsre Zeit! Doch gottlob! ich bin mit einem Freiheitsgefühl geboren, das mich überall frei sein läßt. Daß ich ums Geld Akten zusammenschreiben muß, ist ja nicht meine Schuld. Für die 20, höchstens 30 Jahre, die ich noch meine kleine Rolle (Gott sei Dank, daß sie unter solchen Umständen nicht größer ist!) zu spielen habe, ist's nicht der Mühe werth, weit aussehende Plane zu machen. Ein Freund und (wenn's sein könnte) eine Freundin in der Nähe, ist Alles, was ich mir noch wünsche."

Wenige Monate später war Goeckingk zum Geheimen Finanzrath in Berlin mit 2000 Thlr. Gehalt ernannt. Unterm 12. Juli berichtet er: „Vorgestern ward ich vereidet, in das General-Directorium eingeführt, und erhielt mein Patent. In 14 Tagen reiset der Minister v. Voß wieder nach Südpreußen, und ich werde ihn abermals begleiten. Die Reise wird 6 Wochen dauern, weil sie rund an der ganzen Grenze herum, durch Thorn, und 4 Meilen von Warschau vorbei, gehen soll... Ich bin hier schon in voller Arbeit, und in den ersten 2 Jahren werde ich wohl selten oder nie einen ganzen Tag für mich haben. Es ist ungeheuer viel in der neuen Provinz einzurichten, denn es war bisher das Land der Unordnung. Der Boden ist indeß sehr fruchtbar, die Menschen sind von Natur nicht dumm, die Lage zum Handel ist vortheilhaft, sobald nur die Wartha und Prosna recht schiffbar gemacht sein werden. Kurz, es ist ein großer Schauplatz, auf dem man seine Thätigkeit üben kann, und von den 1,100,000 Einwohnern, die Südpreußen haben soll, freuen sich über eine Million auf die neue Ordnung der Dinge."

Schon bei der Rückkunft von seiner ersten Reise nach Polen meldete Goeckingk dem Freunde in einem leider verloren gegangenen Briefe aus Berlin seine glänzende Beförderungsaussicht. Die Antwort Bürger's vom 18. Juni 1793 scheint zugleich sein letzter Brief an Goeckingk gewesen zu sein; denn bald darauf befiel ihn die tödtliche Krankheit, von welcher er nicht wieder erstand. Der Anfang dieses rührenden Ergusses einer uneigennützigen, bis an den Tod getreuen Freundschaft möge den Abschluß unsrer diesmaligen Mittheilungen aus dem Bürger-Goeckingk'schen Nachlasse bilden:

„Manche, manche Freude, lieber G., habt Ihr mir zwar schon in meinem Leben durch Eure Briefe gemacht; aber kaum jemals eine lebhaftere, als durch Euren letzten. Meine Freude war so außerordentlich, daß sie mir selbst auffiel, und ich mich fragte: Aber warum freuest du dich denn gerade jetzt mehr, als beinahe jemals? Ich kann es mir nicht anders erklären, als auf folgende Weise. Das Andenken an jeden süßen Genuß, den mir Eure Freundschaft in längst verflossenen Jahren gewährte, war theils durch Eure persönliche Anwesenheit vorigen Sommer, theils durch Eure Briefe wieder aufgefrischt worden; ich war so herzlich dazu gestimmet, das alte traute Lied mit seinen hundert und neunundneunzig Strophen mit Euch wieder a capite ad calcem durchzuleiern, und, so Gott wollte, noch hundert und neunundneunzig Strophen dazu zu machen, als so unerwartet Euer Brief mit der Nachricht ankam: In 8 Tagen gehe ich nach Polen, und wer weiß, ob ich nicht dort bleibe. —

„O gute Nacht denn, Goeckingk!" seufzte ich aus schmerzlich beklommenem Herzen. Wie kann man einander so weit noch abrufen? — Lieber, es war mir zu Muthe

nicht anders, als ob Ihr mir plötzlich abgestorben wäret, da ich Euch doch so gern vorher noch einmal hätte sprechen mögen. Ich setzte mich hin, um Euch noch mit einem Briefe einzuholen; allein plötzlich fiel mir ein: Wer weiß, in wie vielen Monaten, wer weiß, ob er ihn jemals erhält, und wenn er ihn erhält, ob er jemals wieder darauf antworten kann. Alle diese und noch mehr fatale. Wer weiß? lähmten mir Geist, Herz und Hand. Ich ließ die Feder fallen und seufzte: Gute Nacht, Goeckingk! Zu diesem Seufzer ist die ganze Zeit her mein Herz gestimmt gewesen. Wenn Ihr dies mit mir erwäget, so wird es Euch, wie mir, begreiflich werden, warum ich mich so ausnehmend über den letzten Brief freute. Opposita juxta se posita magis elucescunt. Denn nun krähet mein Herz wieder: Guten Tag, lieber Goeckingk! Gottlob, daß Ihr wieder da seid! Nach Berlin läuft ein Brief leicht so bald, als nach Wernigerode, und gesetzt Ihr wäret auch in Posen, so kommt mir doch in meiner jetzigen Freude der Weg von Göttingen bis nach Posen ebenfalls nur wie ein Katzensprung vor. Und der Berg Eurer neuen Geschäfte, der mir vorher noch so wolkenhoch vorkam, daß Ihr schwerlich noch darüber hinweg und nach Eurem alten Schulkameraden sehen könntet, kommt mir jetzt nicht höher, als das Geländer auf dem Rathhause zu Ellrich, vor, auf welchem ich einst während der Vorstellung von Minna von Barnhelm saß und den Esel zu Grabe läutete, als der selige Herr — wie hieß er doch? — ehrfurchtsvoll vor mir mit seiner Nasenspitze die Spitze meines baumelnden Fußes berührte. —

So steht denn also nun meine Hoffnung, das alte trauliche Verkehr wieder anzufangen und fortzusetzen bis ans Grab, wieder in ihrer schönsten Blüthe? Ja! Euer Brief ist mir deß ein desto zuverlässigerer Bürge, je weniger ich in Eurer gegenwärtigen Lage schon so bald auf einen mit Billigkeit Anspruch machen konnte. Mehr, als aus Allem, erkenne ich aus diesem Briefe, daß Euch das Herz dränget, daß Ihr mich von Herzen lieb habt. Denn sonst hättet Ihr noch nicht so bald geschrieben.

Eure sehr wahrscheinlichen nähern sowohl als entferntern Aussichten zur Beförderung freuen mich um Euret- und um meinetwillen. Um Euretwillen, weil Ihr, den ich liebe, ein stattlicher Herr dadurch werdet. Denn seid Ihr erst Geh. Finanzrath, so sehe ich gar nicht ein, warum Ihr nicht auch eben so leicht noch Minister werden solltet. Um meinetwillen aber freue ich mich, weil ich — nicht etwa durch Eure Gönnerschaft und Vielvermögenheit alsdann noch auch etwas zu werden hoffe; denn ich weiß, daß ich zum Heller geschlagen bin und in meinem Leben kein Dukaten werde, — sondern weil ich alsdann Besitzer eines moralischen Kabinetsstücks werde, das, wo nicht ganz einzig, doch höchst selten in seiner Art ist. Diese Seltenheit ist ein alter trauter Schulkumpan, der Minister wird, und gleichwohl mit Leib und Seele mein alter trauter Schulkumpan in Schimpf und Ernst bleibt, bis an sein seliges Ende. Ihr, lieber G., seid der Einzige, von dem ich mir's nun mit Zuverlässigkeit verspreche, daß er sich in diesem Stücke koscher bewähren werde. Mehrere Beispiele, selbst aus meiner eigenen Erfahrung, ließen mich endlich sogar an der Möglichkeit bisher zweifeln. Fritz Stolberg war weiland auch ein Kumpan; nun, ich kann zwar eben nicht sagen, daß die nachmaligen honores die mores auffallend verändert hätten; allein was gleich nicht so dick ist, um sich sagen zu lassen, das ist doch leicht dick genug, um wenigstens leise gefühlt zu werden. Hardenberg in Anspach war zwar nur mein Universitätsbekannter; indessen hat er mich doch nachher zu manchem Landgericht eingeladen, wo es gar sehr auf den Fuß der Freiheit und Gleichheit sowohl am Eß- und Schenk- als am Pharaotische herging. Auch von ihm kann ich eben nicht sagen, daß er mich nachher, da ich mich in einigen Angelegenheiten an ihn zu wenden hatte, als hannöverscher Minister behandelt hätte. Allein daß er ein Minister war, das sah und fühlt' ich denn doch. Nun vollends Goethe — ach! habe ich Euch wohl einmal erzählt, wie es mir mit Goethen ergangen ist?*) — Hab' ich's noch nicht, so sagt

*) Vergl. Briefe von und an G. A. Bürger. Band III, S. 70 f. und Band IV, S. 270 f.

mir's, damit ich Euch ein Beispiel von dem honores mutant mores aufstelle, das freilich für ein non plus ultra gelten kann." — Goeckingk erwiderte: „Herzlichen Dank, liebster Bürger, für Eure Theilnahme. Bei Andern nimmt die Freundschaft mit den Jahren ab, bei uns nimmt sie mit der Zeit noch zu. Doch ist das wohl nur ein optischer Betrug. Mich dünkt, wir haben uns wohl immer gleich sehr geliebt, aber es uns nur nicht gleich oft gesagt. Eure und meine Lage waren oft ja auch so beschaffen, daß Einem die Lust wohl verging, die Klaglieder Jeremiä in Briefe zu verwandeln. . . . Es würde wahrlich ein Hochverrath der Freundschaft an meinem Herzen sein, liebster B., wenn Ihr es für fähig hieltet, sich um äußrer Zufälligkeiten willen ändern zu können. Von Goethe wundert mich das nicht. Thut mir den Gefallen, und erzählt mir, wie er mit Euch umgegangen ist. Ich habe schon Mehrere über ihn klagen gehört. Es ist übrigens nicht Verlust, sondern Gewinn, wenn man ein Herz einbüßt, das nicht einmal auf dem Probiersteine der Eitelkeit Strich hält . . . . Ich umarme Euch von ganzem Herzen, ganzer Seele und ganzem Gemüth. Alles bleibe so, wie es ist, bis an unsern Tod. Euer treuer Goeckingk."

Daß Goeckingk, der mit seiner eminenten Geschäftstüchtigkeit bei unverändert humaner Gesinnung später noch höhere Ehrenstufen im Staatsdienste erklomm, es übrigens nicht bei freundschaftlichen Gefühlen für Bürger bewenden ließ, sondern aufs thatkräftigste, wenn auch leider erfolglos, bemüht war, ihn durch Berufung an eine preußische Universität oder in das Rathscollegium zu Aschersleben seiner traurigen Lage in Göttingen zu entreißen, mag hier nur noch beiläufig erwähnt sein.

Literarischer Winterfrost.

Betrachtungen eines Ofenhockers.

Zwei junge Männer saßen am Kamin, die Cigarre im Munde, und starrten nachdenklich in die Kohlen.

„Ich habe in diesem Winter fünfundsiebenzig Sonette gedichtet," hob endlich der Eine zu sprechen an. Seufzend wandte sich der Andere ab und sagte, in seine Hände blasend: „Ein strenger Winter."

Ja, wüßte man von Allem, was in langen, langen Winternächten geschrieben wird, man würde den eis- und schneereichen Winter, der jetzt dem Frühlingsanfang des Kalenders entgegen geht, für noch viel strenger halten, als er in Wirklichkeit war. In dieser Zeit will es Einem ohnehin bedünken, daß der Winter immer härter und länger und der Frühling immer illusorischer werde. — In kleinen deutschen Städten zündet man des Nachts nicht die Straßenlaternen an, wenn die Blätter des Kalenders hell im Vollmondschein erglänzen. Schon mancher Lyriker hat bei diesem blos gedruckten Licht des Vollmonds geschwärmt. Seit Jahren scheint es nun darauf angelegt zu sein, daß wir auch an einen Frühling glauben sollen, der blos im Kalender die Knospen springen läßt. Im vorigen Jahre habe ich Mitte Juni geheizt und arbeite noch heute an der Ausgleichung dieser unmöglich zu ahnen gewesenen Belastung meines Jahresbudgets. Aber soviel ist gewiß: es muß doch im Kalender Frühling werden, und das deutsche Gemüth glaubt gar so gerne, was ihm vorgeschrieben ist, besonders wenn es irgendwie ein amtliches Gesicht schneidet.

Vorläufig sitzen wir noch beim warmen Ofen, an der richtigen Stelle, um zu meditiren und zu medisiren. Man meditirt mit brüderlicher Liebe über die Welt, die uns ferne liegt, mit der wir uns nur in Gedanken zu beschäftigen haben; man medisirt mit kaffeeschwesterlichem Eifer über die Welt, die uns die nächste ist und unser tägliches Leben ausfüllt. Und da wir gerade von einer Eigenthümlichkeit des deutschen Gemüths sprachen, das doch zu unsern nächsten Angelegenheiten gehört, so halten wir gleich diesen Gegenstand als den geeignetsten fest für vergnügliche Tadelsucht am warmen Ofen.

Zu den herrlichsten Eigenschaften, die eine schreckliche Kehrseite haben, gehört im deutschen Gemüthe die Anhänglichkeit an traditionellen Ruhm. Sie wurzelt in der schon erwähnten leidenschaftlichen Gläubigkeit, in dem Hang, auch was blos weltliche Wirkung und Bedeutung hat, zu einem Glaubensartikel, zu einer Religion, zu einem Götzen zu erheben.

Wenn nach Schlegel der Mensch im Allgemeinen eine ernsthafte, so ist der Deutsche insbesondere eine anbetungssüchtige Bestie. Kopf und Herz genügen ihm nicht zur Verehrung dessen, was er einmal auf den Altar gestellt hat, es müssen auch die Kniee dabei sein, er muß davor im Staube rutschen können. Wenn er dadurch nicht zum Gelächter anderer Nationen wird, so hat er dies nur dem Umstand zu verdanken, daß sich diese nicht so genau, wie er selbst, um fremde Sitten und Literaturen kümmern.



Der größte Sohn Frankfurts hat an diesem wie an manchem anderen Orte sein Denkmal und aller Orten sind seine Werke verbreitet. Dazu gibt es Commentare zu jedem einzelnen Worte, dessen sich der große Mann bediente, Ergänzungen in Gestalt alter Briefe und sonstiger Aufzeichnungen, die er zu seinem Privatgebrauch abfaßte, bis zu den Wäschzetteln herab, so daß es nicht hyperbolisch ist, zu behaupten: die Goethe-Literatur, wenn auch von jedem dahingehörenden Werke nur ein einziges Exemplar aufgestellt würde, erreicht bereits den Umfang der Alexandrinischen Bibliothek. Fast möchte man ihr zu dem gleichen Umfang auch das gleiche Schicksal wünschen. Mindestens aber sollte in der Sache jetzt schon genug geschehen sein.

Denn im Grunde handelt es sich doch nur um einen Dichter! Diese scheinbare Geringschätzung, als ob es sich mit einem Dichter nicht um das Beste in der Welt handelte, klingt frevelhaft im Munde eines Schriftstellers. Ich beeile mich zu erklären, wie ich es meine. Im wörtlichsten Sinne handelt es sich nur um einen Dichter. Nicht dieser selbst ist dabei die Hauptsache, sondern der Handel, zunächst im gemeinen Sinne, um an dem Dichter zu verdienen, sodann auch in dem höhern Sinne, sich um den Dichter verdient zu machen. Diese letztere Absicht glaubt die Goethe-Literatur dadurch zu erreichen, daß sie ununterbrochen Werthe producirt, für welche das Verständniß der Dichterwerke erst einzutauschen, einzukaufen sei. Wenn man aber auf diesen Handel einginge, so käme man vor lauter Mitteln zum Genusse niemals zu diesem selbst. Es geht uns in der unabsehbaren Goethe-Literatur wie es dem arabischen Wanderer erging, der seinen Pfad verlor und in die Wüste gerieth. Er glaubte vor Hunger umkommen zu müssen, als er plötzlich einen Sack fand, der ihm Nüsse zu enthalten schien. Wie dachte er sich zu sättigen! Vergnügt schnitt er ihn auf und verzweiflungsvoll warf er ihn von sich mit dem Ausruf: „Ach, es sind ja nur Diamanten!"

Gewiß, die Goethe-Literatur enthält sehr kostbare Sachen, die an sich mitunter von großem kritischem und wissenschaftlichem Werthe sein mögen. Allein wir hungern in der Wüste dieses Lebens nach der unmittelbaren Frucht der Poesie, nach der weichen, süßen Kost unseres Gemüthes, nach der Stärkung aller unserer Seelenkräfte. Müssen wir da nicht den Stein von uns werfen, den man uns statt des Brodes reicht, und wäre er selbst ein Edelstein? Und ach, er ist nicht immer ein Edelstein, wie ich sogleich beweisen werde.

Zunächst aber frage ich, ist ein Dichter, je größer er ist, nicht um so mehr berechtigter, unmittelbar zum Kopf und zum Herzen jedes natürlichen Menschen zu sprechen, selbst, ungestört und ohne Dollmetscher? Der Dichter ist ein Liebender, der seine heißen Gefühle in den Busen der Menschheit auszuschütten strebt, und welcher Liebende würde es sich gerne gefallen lassen, der Geliebten nur aus weiter Ferne durch ein langes, plumpes Sprachrohr verständlich zu werden? Ist es nicht, als ob die Nation taub wäre, die zarte Sprache des Dichters nicht unmittelbar vernehmen könnte und nun warten müßte, bis die Commentatoren das schon Ausgesprochene wieder sagen, die hohlen Hände an den Mund legend, um den Schall zu verstärken, und all die süßen Reden und sinnigen Gedanken der Nation laut in die Ohren schreiend? Was würde Goethe selbst zu seinen Commentatoren sagen?

Man könnte den übertriebenen Cultus für verstorbene Dichter, die leidenschaftliche Beschäftigung, nicht mit ihnen selbst, sondern mit den Nebenbedeutungen ihrer Werke und den Nebenumständen ihres Lebens aus der vorzugsweisen Neigung der Deutschen für poetische und literarische Interessen ableiten. Zwei Thatsachen jedoch verhindern diese schmeichelhafte Conclusion. Zuerst widerspricht ihr die völlig erschreckende Scheu vor dem Bücherkaufen, wie sie eben nur bei der deutschen Nation herrschend ist. Sodann aber läßt die Vitzliputzli-Anbetung des todten Dichters, wie sie sich in der Begünstigung der unversiegbaren Goethe-Literatur ausspricht, schon deshalb keinen Schluß auf thatsächliches und fortwirkendes Verständniß des Meisters zu, weil man sowohl in den Sitten und der Lebensführung der Nation, als in

ihrer kritischen und ästhetischen Tagesschriftstellerei blutwenig davon merkt, daß Goethe allgemein gelesen und in Blut und Fleisch seines Volkes übergegangen sei.

Somit leben die niemals verstummenden Commentatoren nur von der unausrottbaren Sucht der Deutschen, auf den Knieen zu rutschen und Götzendienst zu treiben. Diese Art Dichter-Verehrung ist eben sehr bequem. Man braucht dabei, um sich den Anschein von Verständniß und Begeisterung zu geben, weder den Kopf noch das Herz zu bemühen, das Nachbeten feststehender Dogmen thut es auch und in hinreichendem Grade.

Darum kann davon nicht genug geliefert werden. Wer aber die Sache selbstdenkend betrachtet, der wird über einen strengen Winter seufzen, wenn Heinrich Düntzer wieder, wie jetzt, eines seiner Bücher versendet, der große Handelsmann in Nachlaß-Waare, der besonders ein wohleingerichtetes Goethe-Verehrungs-Geschäft betreibt.

„Charlotte von Stein, Goethe's Freundin. Ein Lebensbild, mit Benützung der Familienpapiere entworfen von Heinrich Düntzer. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta, 1874." So betitelt sich der literarische Frost dieses Winters. Doch, um gerecht zu sein, das Buch bringt zum Winter nicht blos schüttelnden Frost hinzu, auch die Veranlassung zum schüttelnden Lachen, die winterliche Narrenspoſſe, den Carneval. Denn was uns bei den Chinesen und Japanesen mit Schauder erfüllt, wird hier zur reinen Komik chinesischer Lebensauffassung, freilich ohne dabei von der ursprünglichen Barbarei etwas aufzugeben. Wenn in China und Japan ein Verbrechen geschieht, so straft man nicht blos den Thäter, sondern auch seine nächsten Freunde, seine Verwandten bis in das dritte und vierte Glied. Und wenn in Deutschland ein Dichter unsterblich wird, so preisen Diejenigen, die eine specielle Literatur aus ihm machen, nicht nur den Dichter selbst, sondern seine auch ihm so entfernten Freunde und Verwandten durch minutiöse Ausforschung jedes einzelnen ihrer Lebenstage und wie sie geschlafen und was sie gegessen haben.

Eine Biographie der Frau von Stein zum Zweck einer Beleuchtung ihres Verhältnisses mit Goethe mag immerhin dankenswerth sein, obgleich kein kluger Mann, kein Kenner des Lebens und der Menschen voraussetzen wird, daß das Wesentliche und eigentlich Entscheidende in dieser Verbindung in Familienpapieren und sonstigen Aufzeichnungen niedergelegt sei und nicht vielmehr im unmittelbaren Verkehr beider Menschen geheim und Andern unerkennbar verlaufen wäre. Allein es bleibt der Neu- und Wißbegier immerhin interessant, neue Lichter auf bedeutende Charactere fallen zu sehen, neue Anhaltspunkte für plausible Schlußfolgerungen zu empfangen. Nun sehen wir einmal, was Heinrich Düntzer zu diesem Zwecke leistet, wobei ich noch bemerken will, daß ich die bezüglichen Stellen nicht etwa mühsam aus dem Gehaltvollen herausklaube, daß vielmehr solcher Inhalt unzählige Seiten füllt und allein es ist, was sie zu dicken Büchern anschwellen macht.

„An der fürstlichen Tafel (17. Oct. 1775) befanden sich außer dem Herzoge, dessen Mutter und Bruder, dem Obermarschall von Witzleben nebst Frau, dem Oberhofmeister Grafen von Putbus nebst Frau und Charlotten, der mit dem herzoglichen Hofe eng befreundete Statthalter von Erfurt, Karl von Dalberg, der bereits vor drei Jahren als einundzwanzigjähriger Mann zu dieser Würde gelangt war, auch bei Charlotten wegen seiner, bei einem katholischen Geistlichen seltenen feinen Bildung und seines sinnigen Ernstes sehr beliebt, die schon vor einigen Tagen angekommene Oberhofmeisterin der Herzogin, die Gräfin Wilhelmine Elisabeth Eleonore von Gianini, Stiftsdame des fürstlichen Frauenstiftes zu Herforden, eine heitere, lebenslustige aber streng auf Anstand haltende Dame, und vier Hofdamen, die zwei von der Herzogin gewählten, Fräulein Marianne Henriette von Wöllwarth und Luise Adelaide von Waldner-Freundstein."

So geht es weiter in infinitum, nur mit der holden Abwechslung, daß wenn Frau von Stein nicht an der Hoftafel erscheint, wir von der Malice ihres Schnupfens

genaue Kunde erhalten, so daß wir zuletzt geneigt sind, eine strafbare Lücke darin zu sehen, nicht hinreichend von der Zahl der Taschentücher unterrichtet zu werden, welche Frau von Stein während ihres Schnupfens verbrauchte.

Nun kann selbst ein so geübter und untrüglicher Hoftafel-Kopfweh- und Schnupfen-Erforscher wie Heinrich Düntzer unmöglich von jeder Secunde des weiblichen Götzen authentischen Aufschluß beibringen und doch wird man nicht verkennen, daß jeder einzelne Hustenanfall einer Frau, welche mit Goethe in Verbindung stand, von unendlicher psychologischer und literarischer Wichtigkeit ist. Klang der Husten wie ein Bellen oder nur wie ein Räuspern? Da die sträflich leichtsinnigen Familienpapiere nichts Gewisses darüber sagen, so wird es wohl keinem Anstand unterliegen, daß der Katarrh-Interpret gegründete Vermuthungen an die Stelle setze. Ist doch die ernste Wissenschaft gerade in ihrer höchsten Entwickelung längst schon genöthigt, wo sie die Empirie im Stiche läßt, mit Hypothesen zu arbeiten. So erhalten wir denn sehr scharfsinnige Wahrscheinlichkeits-Berechnungen, was Frau von Stein an diesem oder jenem Tage gethan oder gelitten haben könnte, dürfte, möchte. Sie wird wohl zu Hause geblieben sein, oder es läßt sich annehmen, daß sie den Besuch erwartete. Zum richtigen Verständniß der sämmtlichen Werke Goethe's ist damit keine Kleinigkeit geleistet.

„Auch die Bekanntschaft vieler fürstlichen und vornehmen Personen wird Frau von Stein damals in Pyrmont gemacht haben. In Weimar nahm sie wohl an de rFeier des siebzehnten Geburtstags des Erbprinzen Theil."

Solche Conjekturen füllen wieder unzählige Seiten. Unwillkürlich muß ich noch einmal fragen: was würde Goethe zu seinen Commentatoren sagen? Wen unter ihnen würde er als seinen wahren Besitzer und Kenner erklären? Im weisen Orient gibt es für manche unlösbare Frage eine mythische Einkleidung, welche beinahe die Antwort ersetzt. Im Orient erzählt man, daß ein edler und reicher Mann einen vorzüglichen arabischen Hengst besaß, auf dem er einst nach einer großen Stadt ritt, in der sich ein wegen seiner Salomonischen Richtersprüche vielberühmter Kadi befand. Auf dem Wege sah der Reiter einen lahmen Bettler liegen, der nicht weiter konnte, aber doch zum Arzt in derselben Stadt gelangen wollte. Der Reiter stieg ab, half dem Bettler in den Sattel und ging selbst, sein Pferd am Zügel führend, zu Fuße. In der Stadt angekommen, behauptete der undankbare und betrügerische Bettler, das edle Thier wäre sein Eigenthum. Der wahre Eigenthümer rief den Kadi. Dieser hörte die Reden Beider, ließ das Pferd besorgen und befahl den Streitenden, sich nächsten Tags wieder einzufinden. Da führte er den wahren Eigenthümer in den Stall und gebot ihm, aus den vielen vorhandenen Thieren sein Pferd sogleich herauszufinden. Dies leistete auch der Besitzer. Allein der Bettler, mit dem dieselbe Probe vorgenommen wurde, kannte das Thier ebenfalls sogleich. Dennoch ließ ihn der Kadi in's Gefängniß werfen und sprach dem Andern sein rechtmäßiges Eigenthum zu. Denn bei der Annäherung seines wahren Herrn hatte das Pferd freudig gewiehert, bei der des Bettlers mit den Hinterfüßen wüthend ausgeschlagen. Die Manen Goethe's werden uns den Vergleich mit dem edlen Araber verzeihen. Würde Goethe nicht gegen die Annäherung eines solchen Buches sich wehren? Aber ach! wie schon Heine sagte: „Goethe ist todt und Eckermann ist noch am Leben". Und solche Ueberlebende vermehren die Goethe-Literatur. „Ein strenger Winter."

Kritische Rundblicke.

Drama.

Ein Signal für die Theater-Kritik.

In den Culturen aller Zeiten und Völker findet zwischen Kunst und Handwerk ein beständiger Wechselaustausch statt. Was heute noch im Handwerk steckt, kann sich nach hundert Jahren zur Kunst entwickelt haben, und was vor hundert Jahren Kunst gewesen, geht vielleicht heute durch die Hände Aller und ist Handwerk. Nehme ich nur die Druckerei, die mein Manuscript drucken wird, zu meinem nächstliegenden Beispiel! Welch' einen hohen und fast zauberhaften Rang nahm der Buchdruck in seinem ersten Jahrhundert ein! Inhaber von Officinen waren nicht selten große Gelehrte und classisch gebildete Philologen, welche ihre Textkritik sich selbst besorgten und Ausgaben von unsterblichem Werthe in die Welt sendeten. Auch die Setzer und Drucker müssen wir uns als Männer von jenem künstlerischen Range denken, wie er heute etwa den Photographen und Chromolithographen zukommen mag. In einer Reihe von geistigen Operationen hatten sie fortwährend Erfindungen und Entdeckungen zu machen, bis das Gemachte, bei der Vollkommenheit angelangt, eine erlernbare Handfertigkeit, ein Handwerk werden konnte.

Künste werden Handwerke und Handwerke werden Künste. Logisch ausgedrückt heißt das: Bald steigt ein Mittel zum Rang eines Zweckes auf, bald sinkt ein Zweck zum bloßen Mittel eines anderen Zweckes herab. Ich verhehle mir nicht, daß die Ausdrücke aufsteigen und herabsinken parteiische Ausdrücke sind, die ich für meine Person gerne vermeiden würde, weil man die großen Weltprocesse überhaupt mit der stimmungslosen Unparteilichkeit eines Naturforschers ansehen soll. Aber die Menge drängt sie uns auf. Da die Menge bekanntlich optimistisch gestimmt ist, so liebt sie es leidenschaftlich, das ewig wechselnde Spiel der Veränderungen mit schmeichelhaft stärkster Einseitigkeit als Fortschritt aufzufassen, und thut das so lange, bis die Unwahrheit dieser Anschauungsform mit Händen zu greifen und das bittere Wort Decadence nicht mehr zu verschweigen ist. Ein Parteiwort gegen ein anderes! Es ist nur das natürliche Gleichgewicht. Aber das letztere Wort fällt dann uns zu, die wir Pessimisten heißen, bloß weil wir unparteiisch sind, was der parteiischen Menge allein schon dämonisch vorkommt.

Also mit einer anderen Wendung: Mittel werden Zwecke und Zwecke werden Mittel. Und nichts Anderes ist die Decadence und die üble Seite aller Geschichtsentwicklung, ja das wirkliche in der Weltgeschichte vorhandene Uebel, als daß jedes Mittel die verhängnißvolle Fähigkeit hat, sich an die Stelle des Zweckes zu setzen. Religionen gehen zu Grunde, weil die Kirchen, die ihre Mittel sind, sich zum Selbstzwecke aufwerfen; blühende Staaten verschwinden, weil der Soldat, das Schutzmittel der bürgerlich friedlichen Arbeit, den Krieg als Selbstzweck verfolgt, und den Staat als Militärstaat in Militärverschwörungen verpufft. Dieses Uebel stellt sich als letztes Resultat aller historischen Wandlungsprocesse ein, ist unentrinnbar und unüberwindlich. Daß Vernunft Unsinn und Wohlthat Plage wird, geschieht einzig durch diese Mittel- und Zweckverschiebung. Und zwar im Größten wie im Kleinsten. In ganzen Culturen und in jedem einzelnen Bruchtheil einer Cultur, — z. B. im Theater. Von diesem letzteren sprechen wir jetzt*).

*) In den nun folgenden Betrachtungen hat der Autor seine trotzigen Verneinungen muthwillig verallgemeinert und mit absichtlich übertreibender Bitterkeit ausgedehnt. Er will eindringlich züchtigen, wen's angeht, und eindringlich warnen, wen's nicht angeht. Man wird den Ernst in diesem Scherz und den Scherz in diesem Ernst verständnißvoll abzuwägen haben. Sei dies ein Wegweiser.

D. Red.

Alte Leute erinnern sich noch, daß das Dichten eines Theaterstücks, welches heute eine Mache und ein Handwerk ist, noch vor einem halben Jahrhundert eine Kunst war. Der große dramatische Dicht-Künstler, Schiller, ist erst siebzig Jahre lang todt, und sein Einfluß war groß genug, um auch nach seinem Tode eine Weile noch fortzuwirken. Ja, vielleicht wäre das dramatische Dicht-Handwerk sogar heute noch eine Kunst, wenn nicht entscheidende Umstände die Wirkung jenes Einflusses abgekürzt hätten. Die großen Dichter in Schiller's nächster Zeitnähe, Kleist und Körner, schieden frühzeitig aus dem Leben, und das zweitnächste, vielleicht noch größere Dichterpaar, Grabbe und Werner, entwegte sich auf so abenteuerlich verworrene Bahnen, daß just sie es verursacht haben könnten, wenn durch die Sehnsucht nach Zucht der Umwandlungsproceß der dramatischen Dichtkunst in ein Handwerk mit rapid zunehmender Fallkraft sich beschleunigte. Sofort stellten sich nun die hochgeschätzten dramatischen Dicht-Handwerker Töpfer, Raupach, Birchpfeiffer, Halm u. A. ein, Namen, welche als Dichternamen bloß symbolisch sind und unter welchen wir uns eigentlich Schauspieler und Schauspielerinnen zu denken haben, wie z. B. unter dem Namen Halm die Namen Löwe und Rettich. So sind auf den Namen Wolter ein halb Dutzend heutiger Dicht-Handwerker zurückzuführen, deren eigene Namen, gestalt- und unterschiedslos, in jenem Frauennamen enthalten sind. Der Umlauf des Rades ist vollendet, von der ersten bis zur letzten Felge die Drehung rundum gegangen: der Schauspieler ist Zweck, der Schauspieldichter sein Mittel und als solches — Handwerker geworden.

Im Handwerk seiner Zeitgenossen Iffland und Kotzebue steht sogar schon die majestätische Heroengestalt Schillers und das Handwerk wuchert ihm hoch bis über die Knie herauf. Die Jäger, der Spieler, Menschenhaß und Reue, Johanna von Montfaucon dürfen sich mit entschiedenster Rivalität in ein Repertoir einlagern, welches ein gestirnter Himmel mit Sternen wie Wallenstein, Tell, Maria Stuart ist. Aber noch galt die Uridee des dramatischen Kunstwesens. Der Zweck war noch Zweck und das Mittel noch Mittel. Noch war der Grundstein unverrückt, auf welchem ein Schiller stehen, noch war die Möglichkeit da, daß er überhaupt werden, noch war der Raum frei, in den er hineinwachsen konnte. Schiller bildet gleichsam ein momentan-großes Hinderniß im natürlichen Verlauf der Mittel- und Zweckverschiebung. Dieses Hinderniß hat der Zahn der Zeit nunmehr überwunden, und heute sagt das Drama nicht mehr zum Theater: Ich will meinem Volke Großes und Hohes verkündigen, leihe mir deine Tuba dazu; sondern das Theater sagt zum Drama: Ich will einer sinnlichen Menge durch eine dramatische Abendunterhaltung möglichst viel Geld abnehmen, leihe mir deine Dienste dazu. Die Dienstleistung ist ein Libretto, welches die Schauspielkunst in ihre Musik setzt. Form, Farbe und Schnitt dieses Lieferungsstückes wird von dem Dienstherrn oft aufs peinlichste vorgeschrieben und die Vorschrift mit peinlichstem Gehorsam vollzogen. Die Einführung der Tantième wußte sich zu diesem Gehorsame blindergebene Sclaven zu erkaufen und seitdem ist der Dienstherr vollends sattelfest geworden. Daß das Drama einst Selbstzweck war, hat der heutige Dramatiker bei Buchdrama-Todesstrafe zu vergessen, so gut wie der Römer der Kaiserzeit, daß Rom einst Republik war.

Die Geschichte des Theaters ist nichts als die Geschichte dieser Mittel- und Zweckverschiebung. Das Theater war immer gut, wenn der Dichter herrschte und der Schauspieler diente; es war und ist immer schlecht, wenn der Schauspieler herrscht und der Dichter dient. Heute ist es eine Städte-bewegende Frage, ob das Hoftheater in X oder in Y die bessere Julie „gewinnen" wird und im Bulletinstyl unterhält uns die ganze Journalistik über den Stand dieser brennenden Lebensfrage, zahlt telegraphische Depeschen und berichtet von Stunde zu Stunde, ob der Contract gelingt, ob er seinem Abschlusse nahe, ob er perfect ist. Aber die Ur-Julie aller Julien, Shakespeare's Julie? Siehe da, das war weder die gefeierte Seebach, noch die gefeierte Janauscheck, noch die gefeierte Ziegler, noch die gefeierte Wolter, noch die gefeierte Lila Bulyowsky, ja sie war überhaupt kein Weib, sie war nicht einmal Julie, sondern Julius, nämlich ein bartloser Knabe. Dafür war Shakespeare — Shakespeare! Man hat oft bewundert, welche Schauspieler Shakespeare gehabt haben müsse, weil er solche Rollen schreiben konnte. Just auf das Gegentheil ist zu schließen. Ueber die Köpfe der Schauspieler hinweg, der armen sündigen Menschlein, müssen seine ungeheuren Ideal-Bilder durch Dichterwort und Zuschauer-Phantasie unmittelbar realisirt worden sein. Ein Heldenspieler wie der Christus, ein Charakterspieler wie der Judas im Oberammergauer Passionsspiel, das und nichts Entwickelteres

war ohne Zweifel sein Schauspieler-Material. Hören wir ihn doch selbst! was verlangt er denn vom Schauspieler? Etwa die allerneuesten Delikatessen: originelle Auffassung — geistige Durchdringung — psychologische Vertiefung — fein nuancirte Schattirung — Intentionen, Conceptionen, Interpretationen, und wie sie sonst noch heißen all' diese — Hallucinationen? Nichts weniger! Schlicht und altmodisch verlangt er bloß das Elementare: „daß die Miene zur Gebärde, die Gebärde zum Worte passe!" Der reinste Oberammergau! Daran ungefähr hielten sich die Bauern des Passionsspieles auch. Mit Einem Worte, Shakespeare's berühmte Schauspielerlehre läuft eigentlich auf einen bloß negativen Sinn hinaus: — macht nur nicht dummes Zeug, das gescheidte Zeug macht schon der Dichter!

In diesem Geiste, ja mit den nämlichen Worten hatte ich eines Tags Gelegenheit, an einen deutschen Theater-Intendanten zu schreiben und die Redaction der „Münchener Propyläen", einer Wochenschrift von kurzer Dauer, welche Einsicht von dem Briefe gewann, hat die letzteren Theile desselben abgedruckt. Das war im Jahre 1869. Jetzt, nämlich im Jahre 1875, beginnt und endet Ludwig Speidel, der anerkannt erste Theater-Kritiker Wiens, seine Kritik über Arria und Messalina in völliger Uebereinstimmung mit diesem Standpunkte. Er schreibt auf der ersten Spalte:

„Das Stück spielt nur die Rolle einer Gelegenheitsursache, indem es der ersten tragischen Darstellerin des Burgtheaters Veranlassung gab, in ein paar Stunden ihre bestechendsten Eigenschaften zu entwickeln. Statt von der Messalina müßte eigentlich gleich von Charlotte Wolter die Rede sein, wäre es nicht hergebrachte Sitte, dem Poeten den Vortritt zu lassen und die Darstellung an der Dichtung zu messen."

Er schreibt auf der sechsten und letzten Spalte:

„Messalina bin ich, kann die Wolter sagen, und Wilbrandt hat mir nur ein bischen Text dazu geliefert."

Man sieht also, der Gedanke liegt nicht mehr bloß in der Luft; er liegt schon in den Köpfen und auf den Zungen. Er verfügt über mehr als eine Schriftsteller-Feder. Der Eine sprach ihn gestern aus, der Andere thut es heute, der Dritte wird es morgen thun. Der Gedanke fängt an Gemeingut zu werden: das Drama ist ein Libretto der Schauspieler geworden.

Ist es aber an dem, so möchte ich nicht dabei stehen bleiben. Mir wenigstens hat ein Gedanke immer nur Werth als Vater und Erzeuger eines anderen Gedankens. Erst der Gedankenproceß macht das Geschehende zur Geschichte.

Hat das Drama die Wendung von der Freiheit zur Dienstbarkeit, von der freien Kunst zum dienenden Handwerk durchgemacht, so kann und muß mir nichts so sehr auffallen, als wie die Theaterkritik diese Wandlung kennt, ausspricht — und doch wieder nicht kennt! Dächte sie ihren Gedanken zu Ende, so müßte sie sich ja fragen: was habe dann ich noch zu thun, ich, die dramatische Kunstkritik, welcher kein Kunstobject mehr zu Grunde liegt? Warum ziehe ich Menschen vor mein Tribunal, indem ich ihnen ausdrücklich bezeuge, daß sie vor dieses Tribunal gar nicht gehören? Warum beurtheile ich als Kunst, was ich in Einem Athemzug ein Handwerk nenne?

Weil es hergebrachte Sitte ist, antwortet Speidel. Aber am Hergebrachten und am Schlendrian zu haften, ist doch sonst nicht die schwache Seite der Presse und am wenigsten ihres Feuilletons und der Feuilletonkritik. Dem bureaukratischen Schlendrian setzt sich die Journalistik ja ausdrücklich entgegen; jener, der eine consolidirte schwer bewegliche Masse ist, bleibt naturgemäß hinter der Zeit ein wenig zurück, diese aber will mit der Zeit gleichen Schritt halten, ja wo möglich der Zeit ein wenig voraus eilen. Wie kommt sie dann dazu, „hergebrachte Sitten" mitzumachen und Reaction zu treiben? Ist denn die Theaterkritik nicht ein reactionäres und längst überlebtes Institut, sie, die noch immer als Kunst in Anspruch nimmt, was zu Großmutters Zeiten Kunst war, was aber jetzt die Faiseurs und die Handwerker treiben? Hat sie die letzten fünfzig Jahre verschlafen? Bleibt dieser Schlendrian noch auf dem Laufenden mit dem modernsten Zeitgeiste?

Aber wäre es doch nur Reaction, Zopf, Schlendrian, Hangen am Alten, kurz „hergebrachte Sitte"! Dem Autor gegenüber wird es bedenklich mehr, nämlich eine Härte und eine Ungerechtigkeit, die man fühlen sollte. Ich wenigstens habe sie lebhaft gefühlt und in Nr. 1 dieser Hefte versprochen, mein Gefühl zum Ausdruck zu bringen, was ich hiemit thue. Mit einer Art sittlicher Nothwendigkeit kam ich bei der Frage an: Und wenn sich das Alles nun so verhält, welches ist dann überhaupt noch die Berechtigung der dramatischen Kunstkritik? Ist

es erlaubt, von einem Handwerke auf einem Kunststandpunkte zu sprechen? Wäre es erlaubt, die Salzfässer der Klempner, Weiß-, Roth- und Gelbgießer an dem Salzfasse zu messen, welches von Benvenuto Cellini in der Wiener Ambraser Sammlung steht? Ein braver Mann will ein Bühnen- und Wolterstück schreiben, geht mit Fleiß und Talent seinem Handwerke nach und du chikanirst ihn mit veralteten Kunstforderungen, denen dieses sein Handwerk entwachsen ist! Mit welchem Rechte thust du das?

Mit dem Rechte der Satyre, welche bessern will, könnte ich mir antworten; aber ich verzichte darauf, denn ich glaube es selbst nicht, daß die Satyre bessert, bessern kann, oder je gebessert hat. Und dann — wir sprechen ja vom Theater und wie Vieles ist da im Laufe der Zeiten wirklich und ganz enorm besser geworden! Adrienne Lecouvreur sollte nicht einmal ehrlich begraben werden, aber heute weiß jeder Zeitgenosse ein Dutzend Adriennen zu nennen, welche über Grafen- und Fürstenkronen verfügen! Ist das nichts? Zu Otways Zeiten sind Dichter verhungert, in den unsrigen aber — verhungern sie auch, dagegen florirt doch das Handwerk, und ein Mannsfakt wie „Die Grille" konnte am Wiener Burgtheater allein 10,000 Fl. Tantième erzielen. Ist das nichts? Der eine Eimer füllt sich und der andere leert sich. Welcher Vernünftige steht denn am Ziehbrunnen und will es so gut und gebessert haben, daß beide Eimer zugleich voll heraufkommen? Jetzt ist die Reihe der Leere am Drama. Das ist eine historische Thatsache, aber kein kunstkritisches Object.

Eher noch ein national-ökonomisches. Da steht ein Theaterpalast für fünf Millionen, mit einem Inventar von einer halben Million, mit einem Gagenetat von einer Viertel-Million, also ein vollgefüllter Eimer der materiellen Entwicklung, aber die Zeitgenossen ringen die Hände — über den Verfall des Theaters! Was verfällt denn? Weiter nichts als der Geist. Aber muß er denn nicht, wenn die Materie florirt? Wozu der Lärm? O über die Fortschrittspfaffen und ihren Aberglauben des absoluten Fortschritts, der doch allwegs nur ein relativer sein kann, ein voller Eimer gegen einen leeren! Muß man denn die Doctrin vom Capital und Proletariat auf jedem Gebiete von neuem dociren, z. B. dem des Theatergewerbes? Das Theater sagt zum Drama: Ich habe für fünf Millionen ein Haus, für eine halbe Million Costumes, Decorationen, Lampen und Instrumente, für eine Viertel-Million Gagencontracte, und du hast nichts — als einen Bogen Papier. Diene! — Natürlich dient der Bogen Papier.

Das Theater, wie es aus dem Fundament bis unter's Dach aufgemauert, wie es in all seinen Räumen erfüllt und ausgestattet aus Menschenhänden hervorgeht, stellt sich in Saft und Blut als ein Product der Gewerbe und der Handwerke dar. In diesen Riesenmagen eine Rolle Papier, ein poetisches Bühnenmanuscript hineingeworfen, — sollte der Riesenmagen nicht die Kraft haben, den winzigen Bissen in seinen eigenen Stoff sich zu assimiliren, in ein Product des Gewerbs und des Handwerks? Es müßte mit Wundern zugehen!

Goethe schreibt einmal an Heinrich v. Kleist — um aus dem Gedächtnisse zu citiren — ungefähr Folgendes: Das müßte mir ein schlechter Dichter sein, der nicht auf jedem Schauplatze, wo man über zwei Fässer ein Brett legen kann, ein gutes Drama aufzuführen wüßte. Im gegenwärtigen Gedankengang lautete das getrost: Ueberhaupt nur auf solchen und ähnlichen Schauplätzen ist das gute Drama eine Möglichkeit. Die zwei Fässer und das Brett können sich nicht mausig machen, da ist der Dichter noch Alleinherr. Sind aber die zwei Fässer und das Brett ein Fünf-Millionen-Theater geworden, so reden sie dem Dichter so lange drein, bis die dichterische Freiheit aufhört. Ist Shakespeare's Julie ein unbärtiger Gymnasiast, so leistet die Schauspielkunst nichts und der ganze Theatergenuß concentrirt sich auf die dichterische Leistung. Ihr kömmt Alles zu Gute und alles Gute geht von ihr aus. Liegt aber der Theatergenuß beim Ristori-Virtuosenthum und seinen erhöhten Preisen, geräumten Orchestern und ausverkauften Häusern, so ist es gänzlich gleichgiltig, welcher Küchenjunge den Text, den Streuzucker auf diese Torte, streut, wie denn ja die stumme Fenella allein schon der Tortengenuß sein kann und oft auch gewesen ist. So ist das Theater immer gut — in der Nähe der zwei Fässer und des Bretts, z. B. bei Äschylus, Shakespeare, bis zu Goethe und Schiller herab, deren Theaterchen in Weimar, Jena, Lauchstädt ꝛc. von den zwei Fässern und dem Brett nicht allzuweit noch entfernt waren.

Ich kann die Kräfte des Instituts nicht an einen zweifelhaften Erfolg wenden, sagt heute der Fünf-Millionen-Director. Natürlich: wenn die zwei Fässer „ein Institut" geworden sind, dann ist's mit dem flotten, frischen Kunsttreiben

vorbei! Dann heißt es nicht, Kunst-Director sein, sondern Steuer-Director sein und Finanz-Bureaukratie treiben. Das „Institut" kostet mehr und mehr Geld, dazu brauchen wir mehr und mehr Publicum — und die Mehrheit ist der Unsinn, hat der letzte Theater-Dichter gesagt, dem die — Handwerker nachfolgten! „Zweifelhaft" ist jeder Erfolg, der es durch Geist und Bildung sein will; zu „verbürgen" wagt eine steuerkundige Regie nur denjenigen, der zu seiner Voraussetzung die Schwächen, Leidenschaften, Liebhabereien und wohl auch Gemeinheiten der sinnlichen Masse hat. Daher das Drama, als es noch eine Kunst war, „rührende" Wirkungen suchte, seit es aber ein Handwerk geworden, auf „packende" und „schlagende" Wirkungen ausgeht. Packen und Schlagen sind sinnliche, sogar grobsinnliche Ausdrücke, und als solche ein ungemein richtiges Selbstportrait des heutigen Theaterjargons, welcher im Musentempel nur noch Ausdrücke brauchen kann — vom Metzgerhandwerk. —

Bessern kann die Kritik an Alledem nichts, aber — schweigen kann sie. Und das sollte sie denn! Was Sie, Herr Speidel, über Arria und Messalina heute geschrieben, — nicht wahr, verehrter Freund, das lese ich schon seit fünfundzwanzig Jahren von Ihnen? Freilich kann das Publicum nur gewinnen, wenn ein gedanken- und grazienreicher Kopf ein Vierteljahrhundert lang sich wiederholt; um so mehr sorgt er für die Neuheit der Wendung. Aber er selbst, der Kopf, hat doch einen schlechten Spaß davon. Es streift ja an's indische Büßen, jung zu sein und alt zu werden und immer die nämliche Sylbe „Om" auszusprechen, und über jede erste Aufführung dieselbe Kritik zu schreiben, — daß das „Cassastück" kein Kunstwerk und die neueste Novität die längstbekannte Antiquität der längstergrauten Theaterschablone!

Ich habe von der Ungerechtigkeit gesprochen, einen Handwerker als Künstler zu richten, von der Grausamkeit, die man dem Autor anthut. Sie wird vielleicht nur noch überboten von der Grausamkeit, welche der Kritiker sich selbst anthut. Aber wenn der stahlherzige Mann schon Beides erträgt: daß er erschießt und erschossen wird auf seinem Posten; kann er es ertragen, daß er — auf seinem Posten überhaupt gar nicht steht? Oder ist es ein Posten, den Faiseurs zu beweisen, daß sie nicht Künstler sind? Wird das Publicum, und wenn man es mit Engelzungen belehrte, nicht dadurch allein schon irre geführt, daß man vom Handwerk als einer Kunst, von der Mache als der Poesie spricht? und ist es nicht ein Widerspruch, auf einem falschen Standpunkte das Wahre zu sagen?

Der Standpunkt ist falsch geworden und der muß aufgegeben werden. Ist das Textmachen für Schauspieler ein Handwerk, was hat es in der Rubrik „Kunstkritik" zu thun? Hinaus damit!

Soll aber dramatische Kunstkritik schon eine Nothwendigkeit sein, — obwohl ich sie nicht einsehe, — warum dann nicht frisch und fröhlich die Wendung des selbsterkannten Wendepunkts vollzogen und von den Schauspielern zuerst, von den Textmachern zuletzt gesprochen? „Hergebrachte Sitte!" Es waren schon andere Neuerungen möglich!

Eigentlich möchte ich zu Speidels Antrag noch ein Amendement stellen, sagt mein Freund Valdek, — einst Speidels ebenbürtiger Consul-Collega in der Theaterkritik, deren innere Todigkeit er aber nicht so lang aushielt, — ich möchte so sagen, meint Valdek: Zuerst und Allen voran soll die Kritik vom Theaterschneider und Decorationsmaler sprechen; den zweiten Rang könnten billig die Schauspieler und Schauspielerinnen einnehmen; ganz zuletzt endlich müßte man freilich auch ein paar Worte über die Textmacher verlieren, so lange wenigstens, bis man dem lesenden Publicum diese schlechte Gewohnheit allmälig abgewöhnt hat.*)

Ich muß gestehen, ich stimme für Speidels Antrag, aber mit dem Amendement Valdek.

Beide will ich hiemit in's hohe Haus eingebracht haben, in die Oeffentlichkeit, oder, wie man sie im vorigen Jahrhundert nannte, „die literarische Republik". Möge sich im Plenum eine weitere Debatte daran knüpfen, aber die endliche Abstimmung auch wirklich ein wenig republikanisch ausfallen, denn schon allzulang herrscht die „hergebrachte Sitte", nämlich die Reaction und der Zopf.

Ferdinand Kürnberger.

---

*) Dieses ironische Recept hat der Herausgeber d. Bl., ohne es zu kennen, schon 1873 verwirklicht. Ueber eine Leipziger Prunkaufführung ließ er folgende Kritik drucken: „Unter dem nicht anfangen wollenden Beifall eines überfüllten Hauses wurde gestern ein funkelnagelneuer gelbseidener Krönungsmantel in Scene gesetzt Dies höchst werthvolle Stück ist nach einem vorhandenen Stoff vom Garderobier M. bearbeitet worden, der auch für eine passende — Besetzung gesorgt hat. Träger des Ganzen war Herr Friedrich Haase, und es dürfte wohl wenige Direktoren geben, die zu solchen Inscenirungen das Zeug besitzen . . . . . Dazu wurde übrigens „Richard III." von Shakespeare gegeben.

D. Red.

Dramaturgische Aphorismen.

Bei Beurtheilung von Bühnendichtungen hinsichtlich ihrer Verwendung für die Bühne gleichen die meisten Aesthetiker, Kunstliebhabern, die im Genuß, welchen ihnen der Anblick einer schönen Palastfaçade gewährt, darüber hinweggehen, wenn dem Gebäude vielleicht Dach und Treppe fehlt. Der Schauspieler (ersten Ranges) sieht dabei gewöhnlich nur sich in seiner Rolle, von der Dichtung wird er nicht mehr gewahr als von einem Gruppenbild, welches man bis auf eine Figur verdecken könnte. Die Schauspielerin zieht auch ihre Toilette in Betracht und . . die Rolle der Rivalin. Scheint ihr diese schwächer, so kann sie sich vielleicht mit dem Stück befreunden. Der gewiegteste Dramaturg gleicht in Vorherberechnung der scenischen Wirkung einem Architekten, der die Akustik in einem Saal nach allen Regeln erwarten darf: Sie kann sich dennoch als ungenügend erweisen. —

*

Messinggeräthe, noch mehr aber thönernes Geschirr dienen zum täglichen Gebrauch; sie finden deßhalb leichter und häufiger Absatz als Goldgeräthe. Die letzteren bewahrt man für die außerordentlichen Gelegenheiten; sie gewinnen an Werth wenn sie Antiquität geworden sind. So erging und ergeht es den Bühnendichtungen. —

*

Die französische Bühne huldigt auf allen Gebieten dem Realismus, auch in der scenischen Ausstattung. Wie dieser „Realismus" bei uns verstanden wird, das hat das Beispiel manches namhaften Bühnenleiters dargethan. Costüme im Schnitt des fünften Jahrhunderts hoben sich von Decorationen im Schnörkelstyl ab, Möbel aus der Epoche Louis XIV. prunkten in den Gemächern der Reformationsepoche, die Recken der Sagenzeit tummelten sich in seidenen Mantelkleidern umher; dazwischen Cordelia im modernsten Négligée. Auf einen stimmungsvollen Totaleindruck war es gar nicht abgesehen. Ein Gemach der Neuzeit muthete uns an als ob eben die Pfändung statt gefunden hätte, denn nur der eine verwaiste Stuhl wurde darin geduldet, auf den sich Jemand setzen mußte. Kurz, die gesammte äußere Inscene erhob die unbescheidensten Ansprüche an unser Idealitäts-, an unser Ergänzungsvermögen. Wie verträgt sich dieser Begriff von Inscenirung mit dem realistischen Kunstdogma?

*

Effect um jeden Preis! Man geht heutzutage weit in dieser Losung. Die Leidenschaft wird durch den Ausdruck der Sinnlichkeit ersetzt, die Sinnlichkeit mit dem Pfeffer der Lüsternheit gewürzt. Wenn nur ein Effect erzielt wird und sei es auch blos auf die Nerven des gemüthsarmen und gedankenbaren Haufens.

*

Die Franzosen, einseitig und beschränkt in den Grundstoffen, sind äußerst erfinderisch in ihrer Verwerthung. Die Deutschen haben wenig Erfindungsgeschick, ihre Stärke liegt in der Vertiefung. Freilich laufen sie leicht Gefahr, darin zu versinken. —

Manches Bühnenstück verdankt seinen Erfolg den Stücken und Aufführungen, die ihm vorhergingen. Im richtigen Augenblick erscheinen, das ist wichtig für den Erfolg. —

Es ist kein unverdächtiges Lob, wenn an einem Drama die schöne wohlklingende Sprache gepriesen wird. Es ist wie wenn man an einem Bilde nur die glänzenden Farben lobte. Die Sprache darf blos Mittel sein. —

Murad Effendi.

Epos.

Eine Römerfahrt. Epische Dichtung von Johannes Nordmann. Erster Gesang: Der Bauernkrieg in Oberösterreich. Wien 1875. Im Verlage von Leopold Rosner.

Nicht ohne einige Befangenheit unterziehe ich mich der kritischen Würdigung dieses Gedichts. Tagtäglich durch mehr als fünf Stunden sitze ich mit Johannes Nordmann unter dem nämlichen Dache; ich höre ihn, wenn er mit festen großen Schritten nachdenklich sein Arbeitszimmer durchmißt oder mit rauher Stimme ein paar Kernflüche über die leichtfertige Jugend vor sich hinpoltert; seine hohe, markige Gestalt bleibt oft genug vor meinem Pulte stehen und das wettergebräunte, von einem grauen Vollbarte umrahmte Antlitz ist mir nicht selten mit gutmüthigem Wohlwollen zugewendet; kurz und gut, der schneidige Alte, der aber beiweitem jünger ist als das Silber seines Haupthaares glauben macht, hat als Mensch und Berufsgenosse meine Sympathien in so ausgedehntem Maße, daß ich fürchten muß, seinem poetischen Schaffen nicht mit der erforderlichen Objectivität gerecht werden zu können. Indessen beruhigt mich die Erwägung, daß auch ein absolut

Fremder sich zu Nordmann's literarischen Productionen nicht übelwollend verhalten könnte, und zwar deshalb, weil sie, wie ihr Autor selbst, schon einen tüchtigen kritischen Stoß vertragen. Es sind keine Nippsachen, die man hübsch leise mit den Fingerspitzen anfassen müßte, sondern gesunde, kräftige Realien, für resolute Mannsseelen gemacht und nicht für zimperliche Frauenherzen.

Wenn ich meinen Freund Nordmann nach dem üblichen literarhistorischen Schachtelsystem als Poeten classificiren sollte, so würde, besorge ich, die hellste Rathlosigkeit sich meiner bemächtigen. Ein Mann, der immer er selbst ist und niemals an einem fremden Stecken einherwandelt, versagt sich der schubfächerlichen Nomenclatur, welche alle psychologischen Untiefen erschöpft zu haben wähnt, wenn sie Diesen als einen braven und Jenen als einen problematischen Gesellen etikettirt. In ähnlicher Weise spottet ein echter Dichter jegliches Versuches, ihn nach Schule, Temperament oder sprachlichen Merkmalen in einer bestimmten Sippe unterzubringen. Man spricht zum Exempel von einer österreichischen Dichterschule und quartiert in dieselbe malgré bongré die verschiedensten poetischen Individualitäten hinein; von Anastasius Grün bis Hermann Rollett, von Karl Beck bis Hans Grasberger, von Nicolaus Lenau bis Joseph Weilen muß sich Alles über Einen Kamm scheeren und als „Mitglied der österreichischen Dichterschule" kennzeichnen lassen. Wie bequem diese Art, Literaturgeschichte zu machen, ist, das brauche ich wohl nicht erst zu demonstriren, und wenn es mir nur darum zu thun wäre, an ein paar poetischen Phrasen, etlichen üppigen Bildern und diversen sentimentalen Ergießungen die Verwandtschaft Nordmann's mit allen seit vier Jahrzehnten aufgetauchten Apollonssöhnen Oesterreichs nachzuweisen, so wäre meine Aufgabe bald vollbracht. Denn es ist ja nichts natürlicher, als daß in Dichtungen, welche nicht blos der gleichen politischen und literarischen Zone, sondern der nämlichen ethnographischen Atmosphäre ihr Dasein verdanken, auch eine verwandte Luft weht. „Wer den Dichter will verstehn, muß in Dichters Lande gehn." Wenn dies wahr ist, so ist ohne Zweifel auch die Folgerung wahr, daß, wer in Dichters Lande geht, nicht blos den Dichter, sondern auch alle seine Nebenbuhler und Liedergenossen verstehen wird, so weit eben die allgemeinen Bedingungen die Individualität zu überwinden und einzuschränken vermögen. In diesem Sinne gehört Johannes Nordmann freilich so bestimmt an die Ufer der Donau, wie Wolfgang Müller niemals ohne den Rheinstrand hätte gedacht werden können. Aber über diese Grenze hinaus ist er so originell und selbständig, daß man sozusagen ein „zweites Gesicht" haben müßte, um an seiner Muse entlehnte oder angewöhnte Merkmale zu entdecken. Ja, er ist sogar originell genug, heutzutage, angesichts der glotzäugigsten Gleichgiltigkeit, eine große epische Composition zu Stande zu bringen, welche nicht mehr und nicht weniger bezweckt, als eine poetische Verherrlichung sämmtlicher Großthaten, welche seit dem Tridentinischen Concil in dem Kampfe wider das römische Papstthum zum Ruhme, wenn auch nicht immer zum Vortheile der ringenden Menschheit vollbracht wurden. Ich sage, das ist eine Originalität inmitten eines Tendenzwirrwarrs, in dem man vor dem Rufe „Hie Welf, Hie Waibling" kaum zu sich selber und zur Benutzung seiner fünf gesunden Sinne kommen kann, und ich gewärtige dabei den Einwand, daß es im Gegentheile den offenbarsten Mangel an Originalität bekunde, wenn ein Dichter seine Schwimmkraft auf dem breiten Strome versuche, auf dem heutzutage jede Mittelmäßigkeit mit vielem Behagen und ohne Gefahr dahingleitet. Alles brüllt: „Los von Rom!" oder „Gegen Rom!" — da heißt es am Ende nur Chorus machen, wenn man in so und so viel Gesängen die Sünden, welche das Papstthum und die Jesuiten an der Menschheit begingen, vor das dichterische Strafgericht citirt. Es ist doch ein gewaltiger Unterschied. Ein paar zorngeschwellte lyrische Strophen, in denen „Tiare" und „Bahre" auf einander reimen, oder ein paar Feuilletons, darin von Gregor VII. bis Pius IX. der „Allmachtstraum der Kirche" an drastischen Beispielen vergegenwärtigt wird, sind schnell gemacht; der Zorn gegen Rom liegt heutzutage in der Luft, und die Lectüre etlicher beschwingter kirchenpolitischer Leitartikel schwellt auch eine trockene Menschenseele mit einem starken Hauche robusten Jesuitenhasses. Aber in den Rahmen dreier Jahrhunderte die Gestalten und Geschicke plastisch hineinzustellen, welche der große Gewissenskampf der Menschheit abwechselnd reifte und zerstörte, bald die Figur Stefan Fadingers, des Bauerngenerals, und bald diejenige Paolo Sarpi's, des idealen Mönches, mit poetischer Intuition zu beleben, dann wieder den lustigen Wolkensteiner aufzuerwecken oder die Salzburger „Exulanten" auf ihrem tapferen Leidenszuge zu begleiten, das ist doch wohl mehr als bestellte Tendenzarbeit, die

ihre Nahrung aus dem wilden Geschrei des Tages und dem Kriegsgeheul der fluctuirenden Parteien schöpft.

Im Uebrigen thut man wohl daran, das Wort „Tendenz" mit einiger Vorsicht zu gebrauchen. Mephisto's Kernsprüchlein wider Pfaffenthum und Kirche sind gewiß auch tendenziös, aber es wird Niemandem einfallen, sie aus dem „Faust" hinwegzuwünschen, so wenig, als ich die Gedichtsperle Hermanns v. Gilm mit ihrer wunderbaren Anfangsstrophe:

> Es geht ein finstres Wesen um,
> Das nennet sich Jesuit;
> Es lächelt nicht, ist still und stumm
> Und schleichend ist sein Tritt —

in dem deutschen Liederschatze der Gegenwart missen möchte. In dem besseren Sinne des Wortes ist auch Nordmann tendenziös, und er ist in seiner biederen Offenherzigkeit weit davon entfernt, hierüber eine Täuschung in seinen Lesern platzgreifen zu lassen. An einer Stelle des Vorwortes sagt er ganz unumwunden: „Die Marschroute, mit der ich mich freiwillig band, war eine „Römerfahrt"; ich folgte dabei dem magnetischen Zauber, der für alle historischen Römerfahrten seine Anziehungskraft übte, und der noch heute für alle friedlichen Reisen nach dem Süden wirksam ist. Der Volksmund spricht, daß alle Wege nach Rom führen, und er bezeichnet damit unwillkürlich die von dieser Region ausgehende Attraction und den Brennpunkt, in dem sich alle Strahlen sammeln. Ich suche mit meinem Helden die ewige Roma, auf meinen Wegen dahin aber auch die Leidensstationen und Martersteige auf, welche im Namen des neuen Vatican-Jupiter für die „Armen im Geiste" und für die im Glauben blind Ersterbenden errichtet wurden; und ich schildere die blutigen Kämpfe, die im Widerstreite des Glaubens und des Geistes an diesen Stationen geschlagen wurden. Die Sünden des Papstthums gegen die Menschheit, die sich wider die Bedrängnisse seiner Helfershelfer auflehnte, will ich durch die Vorführung historischer Scenen stigmatisiren und brandmarken; und diese Scenen werden gleichsam die Knotenpunkte in den Fädenringen des Netzes bilden, welches die Kreuzspinne in Rom für ihr weltherrschaftliches Gelüste weithin gespannt hat, das nunmehr aber an mancher Stelle durchrissen ist. Dieses Netz ist wie das Fischernetz Petri im Laufe der Zeiten morsch und brüchig geworden, in dem sich nur mehr fangen, die im Finstern und nicht im Lichte der Wissenschaft ziehen wollen."

Mit diesen Sätzen ist der Geist der Dichtung hinreichend charakterisirt. Die Frage ist nun, ob die poetische Kraft Nordmanns auslangt, um ihn zu plastischen Gestalten zu krystallisiren und durch Schilderungen, wie sie die epische Form erfordert, lebendig zu veranschaulichen. Ich meine, daß man hierüber auch schon aus dem ersten Gesange, welcher den Bauernkrieg in Oberösterreich umfaßt, völlig ins Klare kommen kann, und erachte es kaum für nöthig, das kritische Urtheil von dem Vorbehalte abhängig zu machen, daß auch die folgenden Gesänge, deren noch sechs verheißen werden, des gegenwärtigen Maßstabes sich werth zu zeigen haben.

Es ist ganz gewiß ein großartiger Wurf, in einem universalen Bilde, das räumlich und gedanklich einen festen Punkt, „die ewige Roma" zu seinem Mittelpunkte hat, während die Staffage je nach den historischen Fluctuationen wechselt, die Ideen zu verkörpern, welche durch drei Jahrhunderte unter der Parole „Hie Rom! hie Freiheit!" einander bekämpften. Und doppelt verdienstlich erscheint uns das kühne Unterfangen des Poeten angesichts seiner Fähigkeit, seinen Stoff auf Schritt und Tritt in lebendigem Contacte mit dem geschichtlichen Inhalte der Gegenwart zu behandeln. Die Gegenreformation in Oberösterreich, welche von dem schamlosesten unter den gekrönten Zöglingen des Jesuitenordens, von Ferdinand dem Zweiten, mit Feuer und Blut bewerkstelligt wurde, ist an und für sich blos von localem Interesse; der Bauernführer Stefan Fadinger und der „Herbestorff," Baierns Alba, welcher wie ein Raubthier unter dem Landvolke der „vier Viertel" wüthet, nehmen in den Annalen der Universalgeschichte kaum einen entlegenen Winkel ein, dahin ihnen höchstens der forschende Blick des Specialhistorikers zu folgen Anlaß hat. Allein die Sache des Poeten ist es, sie uns leibhaftig nahe zu rücken, und Nordmann hat dieses Kunststück unzweifelhaft fertig gebracht.

Aber andererseits ist es mir durchaus problematisch, mit welchem Rechte der Dichter seine „Römerfahrt", die sich von Haus aus trotzig gegen die Einheit des Raumes und der Zeit auflehnt, eine „epische Dichtung" genannt hat. Die gesammte Anlage widerstrebt dieser Classification, die noch dazu sehr überflüssig ist, weil auch ohne sie kein verständiger Leser schwanken wird, in welchem Prädicate — wenn durchaus ein solches unentbehrlich ist — er das Wesen dieser Dichtung zusammenzufassen habe. Die epische Form ist ein spanischer Stiefel; sie ver-

langt ein Geschichtsereigniß in seiner Entfaltung vom Ursprunge bis zum Ziele, wobei sie allerdings Unterbrechungen und Retardirungen zuläßt, die aber nicht abseits von der historisch gegebenen Linie auf Nebenwege führen dürfen. Die Idee der Nordmann'schen Dichtung mag in philosophischem Sinne dieser Definition genügen, denn sie ist nur Eine, ob sie nun in Tirol oder in Salzburg, in Constanz oder Trient die Geister bewege. Aber sie schafft sich in jedem Jahrhundert neue Formen, in jedem Lande neue Träger und Vorkämpfer, und das ist es, was ihr den epischen Charakter unter allen Umständen abstreift. Es sind vielmehr dichterische Geschichtstableau's, welche Nordmann mit dem Tiefblicke und dem Tacte eines begnadeten Poeten arrangirt, und es wäre thöricht, ihn der Formlosigkeit zu zeihen, weil er einen von den gewöhnlichen Pfaden abweichenden Weg eingeschlagen und sich sozusagen mit beiden Ellnbogen Luft geschafft hat, um nicht jede Nasenlänge an eine morsche Schranke der Poetik anzustoßen. Nur hätte er nicht selbst durch eine falsche Nomenclatur zu mißverständlichen Urtheilen Anlaß geben sollen. Es existiren ja Pedanten genug, welche es dem Epiker als Todsünde auslegen, wenn er anstatt des Hexameters Trochäen oder anstatt des Distichons die Ottaverime handhabt. Um wieviel mehr sind solche verknöcherte Zeloten geneigt, dem Dichter einen Vorwurf daraus zu machen, daß er die geheiligten Gattungsbegriffe der Poetik vermischt und eine „epische Dichtung" nennt, was seiner Natur nach den epischen Rahmen sprengt.

Mir scheint's überhaupt ein Vorzug dieser „Römerfahrt" zu sein, daß der Dichter bei dem schärfsten Bewußtsein seiner Aufgabe sich allüberall die vollste Freiheit der Form gewahrt hat. Seine Ottaverime klingen sehr sonor, obzwar sie sich beispielsweise den Teufel um die mathematisch genaue Wiederkehr von weiblichen und männlichen Reimen scheeren. Leute von dem Kaliber des berufenen Johannes Minckwitz werden darin einen nicht zu sühnenden Frevel erblicken, aber was thut's? Ich denke, daß Nordmann sehr wohl daran gethan hat, der bezopften Splitterrichterei zu trotzen; daß er sich über die Gefahren, in welche er sich begab, keinerlei Illusionen machte, das beweist unter Anderem nachstehende Strophe:

> Doch wag' ich es, wie auch die Sprache schneidig
> Und derb in ihrer Kraft, mit dieser Waffe
> Mich durchzukämpfen schlecht und recht und leidig;
> Wie spröd' das Instrument sei, schließlich schaffe
> Damit ich meinen Stoff noch mild geschmeidig,
> Und putze ihn heraus mit der Agraffe
> Von reichen Reimen, daß der Schmuck ihm zieme,
> Das Schwerste wählend, die Ottaverime.

Wenn ich schließlich den Eindruck resumire, welchen dieser erste Gesang der „Römerfahrt" in mir hervorrief, so muß ich sagen, daß nicht leicht ein Gedicht der letzten Jahre meine Aufmerksamkeit in höherem Grade gefesselt hat. Dabei übersah ich keineswegs, daß manche Trivialität theils satyrischer und theils raisonnirender Natur dem Dichter unter die Feder gekommen ist und daß insbesondere auch der Reim hie und da in wunderlichen Verrenkungen sich zum Dasein ringt. Es ist gewiß nahezu burlesk, zu sagen:

> Idol für jeden Theresianer-Lehrling,
> Du Kraftgenie der Warte-Politik,
> Die uns entfliegen ließ den fetten Sperling
> Für eine magre Taube, weit im Blick,
> Du ewig-junger greiser Toni Schmerling.

Ein so geschmackvoller und feingebildeter Geist, wie ihn Nordmann besitzt, sollte sich selbst der keckſten satyrischen Wirkung halber solche Banalitäten nicht gestatten. Wenn man jedoch bedenkt, daß dieser erste Gesang allein schon dreihunderteinunddreißig achtzeilige Strophen umfaßt, welche je dreimal gereimt sind, so wird man über derlei Excesse mindestens nachsichtig urtheilen. Sie werden überdies reichlich aufgewogen durch eine stellenweise bewältigende Kraft der Sprache. Und, was am Ende immer die Hauptsache bleibt — der Dichter ist ein ganzer Mann, den die Musen schon um deshalb lieb haben müssen, weil er nicht nach dem gewöhnlichen Complimentirbuche, sondern mit würdevollem Stolze und mit gedankenreicher Rede um ihre Gunst minnt.

Wilhelm Goldbaum.

Novellen.

Dunkle Geschichten von Hans Blum. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel. 1875.

Der Kritiker ist bisweilen in der Lage, die Damen um ihr Lesetalent zu beneiden. Die klugen Frauen verstehen sich darauf, einen Roman mit Hinweglassung alles Ueberflüssigen zu lesen, ja, manche unter ihnen sind so geschickt, daß sie ein umfangreiches Novellenbuch nur zu überfliegen brauchen, um den ganzen Inhalt zu wissen. Wie langsam gewinnt da-

gegen der ordentliche Recensent die Kenntniß eines solchen Buches! Als verpflichteter Untersuchungsrichter darf er nicht einmal das Bestreben haben, die weibliche Schnelllesekunst zu erlernen und hat nur die Wahl, entweder ein Buch gar nicht oder von Anfang bis zu Ende durchzulesen. Das Letztere ist aber nirgends so schwierig, wie gerade bei den Roman- und Novellenbüchern, deren Verfasser meistens der Devise: „Je länger, je lieber" huldigen. Auch die talentvolleren Autoren gerathen leicht in ein zu ausführliches Beschreiben und bedenken nicht dabei, wie derjenige nichts beschreibt, der zu viel beschreibt.

Die „Dunklen Geschichten" von Hans Blum, zu deren Lectüre mich eine gewisse Vorliebe für alles Unaufgehellte veranlaßte, bestehen in drei Erzählungen aus dem wirklichen Leben; die beiden längeren besitzen trotz mancher Breiten einen hinlänglichen Spannungsreiz, die kleinere dagegen ist ungewöhnlich gewöhnlich. Ueber die Berechtigung ihres allgemeinen Taufnamens hat sich Blum eingehender ausgesprochen, doch trägt nur die erste Erzählung den vorherrschenden Charakter des Dunklen. Blum sagt:

„Das Recht ist die Sonne, die den Völkern leuchtet . . . . . die Verdunkelung und der Niedergang dieser Sonne hat jedesmal die schwersten Leiden oder den Untergang derjenigen Völker und Individuen zur Folge gehabt, die von dem milden Licht dieses Gestirns verlassen waren. (Wie kann die Sonne für den noch untergehen, der schon von ihrem Lichte verlassen ist?) Noch heute versucht Jeder, welcher der allgemeinen Rechtsordnung widerstrebt, an seinem Theile, uns Alle in die lichtverlassene Nacht rechtloser Barbarei zu stürzen (wenn ich also beispielsweise auf verbotnen Feldwegen gehe und damit der allgemeinen Rechtsordnung widerstrebe, so versuche ich demnach an meinem Theile Alle in die lichtlose Nacht der Barbarei zu stürzen!); und solchem Versuche gegenüber können wir vorgeschrittenen Culturmenschen auch nichts anders thun, als die alten Römer oder unsere Ur-Urahnen in den Wäldern Germaniens, indem wir die Freiheit mit der Rechtsfähigkeit der Einzelnen identificiren, und Freiheit und Selbstständigkeit demjenigen nehmen, dessen Seele und That sich vor dem Sonnenlicht des Rechtes verschlossen hält. Da die nachfolgenden Erzählungen auf diesem Felde spielen, so war ich mithin wohl berechtigt, sie „Dunkle Geschichten" zu nennen."

Mir scheint, als hätte sich Blum über das Feld seiner Erzählungen weniger allgemein und umständlich verbreiten können. Er wollte sich offenbar „besonders" ausdrücken und in diesem Bestreben ging ihm die Ungezwungenheit und die klare Bestimmtheit des Stils verloren. Die Einleitung bietet noch mehrere derartige Beispiele. Es ist ein Glück, daß der Verfasser in den Geschichten selbst weit natürlicher schreibt.

Die erste „Auf falscher Fährte" ist eine sehr werthvolle Criminalgeschichte aus den Akten, indem sie nicht nur stofflich, sondern auch geistig anregend wirkt. Die Begebenheit ist interessant verwickelt, und die Dorfpersonen unterscheiden sich vortheilhaft von den üblichen Dorfgeschichtsfiguren, wie sie uns so oft vorgeführt werden. Dabei erscheint die Geschichte insofern lehrreich als ein vollkommen schuldloser Mensch von den Geschworenen zu vieljähriger Zuchthausstrafe verurtheilt wird. Derjenige aber, „dessen Seele sich vor dem Sonnenlichte des Rechtes verschlossen hält", ist in Wahrheit ein Teufelskerl der sich schließlich selbst den Gerichten ausliefert um die Geschicklichkeit zu zeigen, womit er sich den Armen der Gerechtigkeit wieder zu entwinden weiß. Derlei Figuren können nicht erfunden werden; der Romandichter würde schon im Hinblick auf die sogenannte poetische Gerechtigkeit gar nicht den Muth zu einer derartigen Schöpfung gehabt haben; und hätte er auch den Muth dazu, so besäße er schwerlich die Gabe, ihr gerade so viel Unwahrscheinlichkeiten zu verleihen, als zum Glauben an das Teufelsglück dieses Verbrechers nöthig ist. Das Gleiche gilt in entgegengesetzter Beziehung von dem unschuldig Verurtheilten, der unmittelbar nach der endlichen Wiedererlangung seiner Freiheit von neuen Unsternen verfolgt wird, deren schauerlich glänzendes Licht eine ganz andere Wirkung hervorbringt, als die erfundenen Schauereffecte der meisten Romane. Einen wahrhaft angenehmen Eindruck macht der Bauer Carlsen; seine Natürlichkeit ist weder eine ungeschlachte noch eine verfeinerte, dieser Dorfschulz ist in der That ein Mann aus eignem Holze. Die Wirklichkeit hat dem Verfasser allerdings die deutliche Vorzeichnung dafür gegeben, aber gleichwohl ist immer noch die Kunst der Nachzeichnung anzuerkennen.

Die zweite Geschichte „Das erste Geschäft" bereichert die Unzahl der Alltagsgeschichten; hier ist ebenso wenig von einer materiellen wie einer geistigen Spannung die Rede. Ein junger Kaufmann hat bei dem ersten größern Geschäft das Unglück, betrogen zu werden; doch ist er

dabei wieder so glücklich, daß man die Spitzbuben gleich erwischt. Der Sohn Mercurs wird auf diese Weise um eine heilsame Erfahrung reicher, die ihm lediglich einige Angsttropfen gekostet hat. Je erfreulicher die rasche und gute Lösung eines unangenehmen Vorfalls im gewöhnlichen Leben ist, desto weniger befriedigt sie uns im Spiegel einer Geschichte, für welche wir uns interessiren sollen. Von abschreckender Wahrheit ist in dieser Erzählung die Zeichnung der beiden Schacherjuden. Wen soll die Nachahmung einer ordinären Judensprache ergötzen? In einer Erzählung wie auf der Bühne wirkt die nackte Alltäglichkeit noch abstoßender als im Leben; hier zeigt sie sich wenigstens unbewußt und verletzt ohne Absicht, dort ist sie aber eine schaale absichtsvolle Reproduction, die für etwas gelten will. Damit sie nicht als solche erscheint, muß ihr der Künstler gewissermaßen einen leichten Schleier umhängen, um die Aehnlichkeit mit dem gemeinen Leben nur durchblicken zu lassen.

Die dritte Geschichte „Die schwarzen Diamanten" erreicht zwar nicht den Werth der ersten, fesselt aber durch die geschilderten Vorgänge und deren lebendige Darstellung, die nur in einzelnen Abschnitten durch eine übermäßige Breite gelähmt wird. Die Novellenschreiber haben fast alle die Gewohnheit, völlig unbedeutende Dinge mit polizeilicher Genauigkeit zu beschreiben. So bringt im Anfang der Blum'schen Erzählung eine junge Dame ein Schmuckkästchen zu einem Juwelier. Es wird uns dabei mitgetheilt, daß das Kästchen in zwei verschiedene Papiere eingewickelt war. Das eine stammte aus neuerer Zeit, das zweite war ein weit älteres Papier: dem Druck und Papier nach etwa aus den dreißiger oder vierziger Jahren unseres Jahrhunderts. Es hatte schon sehr lange als Umhüllung gedient, was wohl zur poetischen Entschuldigung einiger Flecke gesagt wird. Das Kästchen selbst hält der Autor einer näheren Beschreibung werth. Es rührt etwa aus demselben Decennium her, wie das weit ältere Papier; dabei ist es klein, unförmig, viereckig, von rothbraunem Lederüberzug und mit den seiner Zeit üblichen steifen Goldverzierungen in den vier Ecken des Deckels. Der Verschluß ist durch Federdruck, doch nein, ich irre, er ist nur durch zwei primitive Haken hergestellt. Sollte die Eigenthümerin das Kästchen je verlieren, so kann es wenigstens nach diesen Angaben gleich erkannt werden. In der Erzählung hat es ungefähr ebenso viel Bedeutung, als die denkwürdige Papierhülle. Zu den unerbaulichen Partien der Geschichte zählen die längeren Gespräche zwischen dem Medicinalrath Dr. Harras und seiner „Mieze". Auch der Wurstfabrikant Querbolz mit seinem ewigen: „Da haben wir den Salat" oder: „man ginge ja rein in die Käse" leidet theilweise an dem sogenannten sächsischen Kaffeehumor, für den ich eine besondere Unempfänglichkeit habe. In der bildlichen Ausdrucksweise ist Blum nicht immer glücklich. So ärgert sich der Commis von Edward Bauer darüber, daß Helene Moser „das glänzende Funkeln der grauen Edelsteine, die er im Kopfe zu tragen meinte, neben den andern Juwelen so gänzlich unbeachtet ließ". Auf Seite 301 heißt es von Helene: „Es war ihr, als stünde sie auf einem hohen Gebirge und könnte weit hinausschauen über alle Lande. Doch statt des Landes unter ihr läge das Meer der Zeit, die sie durchlebt hatte." Ich will indeß auf diese Mängel kein größeres Gewicht legen, da die Geschichte immerhin so viel anziehende Seiten hat, daß sie sich um ein Bedeutendes über die zahlreichen Eintagsnovellen erhebt. Wenn auch die geistigen Reize nicht stark genug sind, um zu wiederholter Lectüre anzuregen, so kann man die Erzählung doch wegen der ungewöhnlichen Verschlingung der Geschichtsfäden und der oft eigenthümlich fesselnden Zeichnung der Figuren sehr gut einmal lesen. Wer Unterhaltung sucht, hat hier Gelegenheit, sie zu finden.

Wilhelm Buchholz.

Lyrik.

Daß die Lyra das Sinnbild der Lyrik ist, scheinen die Herausgeber neuer Gedichtsammlungen nicht zu wissen. Sie begnügen sich leider niemals mit nur vier Saiten!

Dieser grausame und unorthographische Scherz ist mir sylbenweise durch mehrere Gedichtbücher abgefoltert worden, die sich seit längerer Zeit auf meinem Redactionstisch angesiedelt haben. Obschon von früher her an die stärksten lyrischen Ladungen gewöhnt, bin ich gleichwohl durch die neu Emporgeschossenen immer noch überrascht worden. Es ist nicht zu glauben, welche ungesalzenen Selbstverständlichkeiten von diesen Versmachern herausgestöhnt werden. Bei einem der Neuesten lese ich folgenden Spruch:

Klug zu handeln und zu leben
Ist des — Weisen stetes Streben.
Denn für Thorheit aller Orten
Sorgen — Narren und Consorten.

Wer vier Zeilen, wie diese, drucken lassen kann, hat es offenbar im Dilettantismus bis zur Classicität gebracht.

Oder hören wir die nachstehende Gnome aus demselben Buch:

Wem seine Jugend nicht gelehrt,
Zu schaffen, zu entbehren,
Dem wird es späterhin erschwert,
Sich selber zu ernähren!

Unglaublicher, als diese schalen Nichtigkeiten, ist nur noch die Thatsache, daß sich Kritiker fanden, die den Verfasser belobträufelten. Im „Hamburgischen Correspondenten" wird Otto E. Ehlers — so nennt sich der Jüngling — ob seines „harmonischen Wesens" hochgepriesen. Von den Sprüchen heißt es: „Der Einfluß Bodenstedts ist hier unverkennbar .... der Ausdruck ist bei aller Knappheit immer zutreffend ... die Gedanken zeugen von selbstständiger und ursprünglicher Auffassung der Welt und des Lebens ... sie sind sinnig und gehaltvoll ..." u. s. w. Die Zeit ist in der That nah, von der Grabbe prophezeit hat: „Die Wörter genial, sinnig, gemüthlich, trefflich werden so ungeheuer gemißbraucht, daß ich schon die Zeit sehe, wo man, um einen entsprungenen, über jeden Begriff erbärmlichen Zuchthauscandidaten vor dem ganzen Lande auf das Unauslöschlichste zu infamiren, an den Galgen schlägt: N. N. ist sinnig, gemüthlich, trefflich und genial!" ..... Sicherlich wird Derjenige, der einem Otto E. Ehlers solche Worte des Lobes spendet, sich einem Geibel oder Paul Heyse gegenüber, wenn er seine Ehrfurchtsbeweise angemessen steigern will, zum japanesischen Bauchrutschen entschließen müssen.

Als eine Wunderfügung glücklicher Gestirne ist es zu betrachten, wenn es einer echten Poetenstimme gelingt, das dilettantische Zetermordio sieghaft zu durchtönen und sich die treue Aufmerksamkeit des Publicums zu gewinnen. Zweite Auflagen von lyrischen Sammlungen sind anstaunenswerthe Seltenheiten.

Unlängst hat Karl Zettel eine zweite Auflage seiner Dichtungen herausgegeben. (Stuttgart, Krüll'sche Buchhandlung.) Eine Schöpfung ersten Ranges ist nicht darunter, aber doch manche annehmbare und erfreuliche Gabe. Zettels Lyrik hat einen festen männlichen Zug und verduftet nicht in gefühlsschwärmerische Subtilitäten. Daß er auch Witz und Humor hat, beweise folgendes Epigramm:

Als einst Sokrates die Kunde
Von des Phöbus Spruch gewann,
Auf dem ganzen Erdenrunde
Sei nur er ein weiser Mann,

Wollt' er zwar sich selbst nicht loben,
Doch das stumpfe Näslein schwoll:
„Und der weiseste dort oben,"
Sprach er lächelnd — „ist Apoll."

Noch erfreulicher ist die zweite Auflage der Gedichte von Theodor Fontane (Berlin, Wilhelm Hertz). Fontane ist der erste Balladendichter der Gegenwart und als Solcher auch hinlänglich anerkannt. Es ist überflüssig, Proben anzuführen. An Gestaltungskraft und Farbenreichthum unübertroffen, in jeder Zeile klar und markig, stimmunggesättigt und lebensvoll, überrascht Fontane noch in einzelnen Gedichten durch die volksthümliche Einfachheit seiner Stoffe und die schmucklose Wahrheit ihrer Darstellung. Ein rührenderes Gedicht, als „Treu Lischen" (S. 147) habe ich niemals gelesen, und wie erschütternd in seinem Alltagskleid ist das folgende Lebensbild:

Die Mutter spricht: „lieb Else mein,
Wozu dies Grämen, Härmen?
Man lebt sich in einander ein
Auch ohne viel zu schwärmen;
Manch eine nahm schon ihren Mann,
Daß sie nicht sitzen bliebe,
Und dünkte sich im Himmel dann
Und — alles ohne Liebe."

Jung-Else hörts; sie schloß das Band,
Das ew'ge, am Altare,
Und, lächelnd, nahm des Gatten Han
Den Kranz aus ihrem Haare;
Ihr war's, als ob ein glühend Roth
Sich auf die Stirn ihr schriebe,
Sie gab ihr Alles, nach Gebot,
Und — alles ohne Liebe.

Der Mann ist schlecht; er liebt das Spiel
Und guten Trunk nicht minder,
Sein Weib zu Hause weint zu viel
Und ewig schrei'n die Kinder;
Spät kommt er heim; er kost, er schlägt,
Nachgiebig jedem Triebe,
Sie trägt's wie nur die Liebe trägt
Und — alles ohne Liebe.

Sie wünscht sich oft, es wär vorbei,
Wenn nicht die Kinder wären,
So aber sucht sie immer neu
Zum Guten es zu kehren,
Sie schmeichelt ihm und ob er dann
Auch kalt bei Seit sie schiebe,
Sie nennt ihn „ihren liebsten Mann"
Und — alles ohne Liebe.

Auch anmuthige schalkhafte Töne klingen von des Dichters Leier, wie sein reizendes Lied: „Der erste Schnee" (S. 11) beweist. — Daß Fontane in leidenschaftsvollen Schilderungen mitunter aus den Grenzen des guten Geschmacks hinaus schreitet, wollen wir nicht vertheidigen, aber wir erkennen auch darin nur ein Zeichen seiner vollsaftigen Individualität. Die Durchschnittslyriker haben uns mit ihrer reinlichen glattgefalzten Regelrichtigkeit nachgerade so überfüttert, daß es wahrhaft erfrischend wirkt, wenn gelegentlich eine kräftig rauhe Geschmacklosigkeit dazwischenfährt.

Oscar Blumenthal.

Zur Kritik der Kritik.

Die erste Nummer des „Antikritikers" liegt uns nun vor. Das Interessanteste daran ist das — Vorwort. Es enthält eine zwar nicht phrasenfreie, aber im Ganzen doch sachlich gehaltene Untersuchung über die preßgesetzlichen Grundlagen des Berichtigungswesens und gipfelt in der folgenden beachtenswerthen Antithese:

„Wenn Jemand im gewöhnlichen Leben eine Aeußerung eines Andern dergestalt entstellt weiter verbreitet, daß der Andere dadurch verächtlich gemacht oder in der öffentlichen Meinung herabgewürdigt wird, so wird er wegen Beleidigung mit Geldstrafe bis zu zweihundert Thalern oder mit Haft oder mit Gefängniß bis zu einem Jahre, und wenn die Beleidigung öffentlich begangen ist, mit Geldstrafe bis zu fünfhundert Thalern oder mit Gefängniß bis zu zwei Jahren bestraft; geschieht dies wider besseres Wissen, so wird die Strafe noch verschärft. Entstellt dagegen ein Kritiker den Inhalt der von ihm kritisirten Schrift, so referirt er nach dem Gesetz nur über Ansichten und Meinungen, nicht über Thatsachen und ist straffrei; nicht einmal eine thatsächliche Berichtigung steht dem verleumdeten Autor zu, denn, was er geschrieben, sind eben Meinungen und keine concreten Thatsachen, für die allein das Gesetz eine factische Berichtigung decretirt."

Der Mißstand ist unleugbar, und wir könnten aus eigenen Erlebnissen Beispiele anführen, die drastisch genug sind. — Die Antikritiken selbst bieten keinen Reiz. Die umfangreichste beschäftigt sich mit der Bekämpfung der — Cholera. Sollte „Der Antikritiker" Befürchtungen haben?

Miscellen.

Unter dem Titel: „Die unwürdigen Literaturzustände im neuen deutschen Reich und die Mittel, durch welche Deutschland auch ein geistiges Uebergewicht erringen könnte," hat S. Gaetschenberger eine Brochüre veröffentlicht (London 1874, F. Wohlauer), deren Lectüre so Manchen zu dem Ausrufe Valentins erhitzen dürfte:

> Und möcht' ich ihn zusammenschmeißen,
> Könnt' ich ihn doch nicht Lügner heißen!

Leider läßt sich der Verfasser zu viel nachweisbare Ungerechtigkeiten und Gehässigkeiten entschlüpfen. Den Schriftstellern, die kein Geld haben, wirft er vor, daß sie Handlangerdienste für Buchhändler thun; denen, die Geld haben, sagt er nach, daß sie „aus Eitelkeit" schreiben. Geibel's Gedichte nennt er „Süßholzraspeleien" und Bodenstedt's Lieder des Mirza-Schaffy „hausbackene Gnomen". In der Vorrede sagt er: „Auch das heutige Deutschland zählt gehaltvolle Dichter und Denker, aber entziehen sie sich nicht, wie Arthur Müller, durch den Tod der Misère unserer Zustände 2c." Als wäre der Selbstmord bereits eine in der Schriftstellerwelt allgemein gewordene Usance! — Und geradezu komisch wirkt es, wenn er auf S. 10 in seliger Erinnerung an Hans Sachs ausruft: „Wo sind heute die deutschen Schuster, die mit wahrhaft aufopfernder Liebe thätig sind, neue Lehrlinge in der Dichtkunst heranzubilden?" — Trotz alledem ist Manches, was Gaetschenberger über den würdelosen Ungeschmack des Publikums sagt, über gewisse unlautere Handwerkskniffe der Schriftsteller, über die geringe Berücksichtigung der Literatur durch die Staatsbehörden, recht beherzigenswerth. Naiv sind nur die Mittel, die er zur Abhülfe vorschlägt. Die Gründung eines „Morgenblatts" für die Lyriker — Ausschreiben von Preisen für die Dramatiker — das ist recht hübsch, aber wird Wenig nützen. Und nun vollends die Idee, in Leipzig eine Art literarisches Oberhandelsgericht niederzusetzen! „Könnten nicht alle Verleger Leipzigs", so fragt der Verfasser, „einen Areopagus wählen, bestehend aus drei (!) Gelehrten, die ... ihr Urtheil (über einlaufende Manuscripte) einfach mit den Worten „vorzüglich",

„gut“ oder „nicht geeignet“ abzugeben hätten“? .... Das sind in der That recht kindliche Reformgedanken; aber freilich — wer weiß etwas Besseres?

*

Friedrich Bodenstedt feierte am 10. Februar seine silberne Hochzeit. Obwohl der Dichter die Absicht hatte, in der geräuschlosesten Zurückgezogenheit den Freudentag zu begehen, hat doch die liebenswürdige Indiscretion eines Freundes nach Nah und Fern die Kunde weitergetragen, und so fehlte es denn auch nicht an sinnvollen dichterischen Beglückwünschungen. Man wird einige davon mit Interesse hören. So ging aus Hannover vom Intendanten des Hoftheaters und seiner Gattin das folgende Sonett ein, das durch die frisch zugreifende Entschlossenheit der Reimworte launig überrascht:

Zum 10. Februar.

Zu feiern im begeisterten Sonette
Den Tag, an dem Edlitam einst die Wunde
Mirza Schaffy's geheilt, zum schönsten Bunde
Ihn fesselnd mit der Liebe Rosenkette;
Den Tag, an dem Ihr Beid' an heil'ger Stätte
Getauscht der Treue Schwur von Mund zu Munde,
Und der heut wiederkehrt, als ob die Stunde
Des Wonnerausches nie geendet hätte:
Das ziemt fürwahr nur auserwählten Dichtern,
Denn was wir etwa dichten, das geschieht am
Zweckmäßigsten verborgen, still und schüchtern.
So wünschen wir, Mirza Schaffy, Edlitam,
Von Herzen Euch, wenn auch prosaisch nüchtern,
Amorem, vinum, cantum, longam vitam.

Hans und Ingeborg von Bronsart.

Otto Braun, der Chefredacteur der Augsburger Allgemeinen Zeitung, sandte ein fröhliches Telegramm:

Nach Meiningen, dem Musensitze,
Send' ich von meiner Zeitungsspitze
Edlitam und dem Mirza Fritze
Glückwünschend Telegraphenblitze.
Noch fünfzig Jahre so wie heute
Seid reichbeglückte Eheleute!
Ihr bliebt, blieb ich so lang lebendig,
In meinem Herzen Bodenständig.

Die Dresdener Dichterin Agnes Kayser-Langerhanns endlich begleitete ein Jubelfäßchen Sicilianerwein mit dem folgenden brausenden Festgesang:

Der Du immer das Große wolltest,
Das Gute und Schöne kräftig beschütztest,
Mehr oft thatest, als Du solltest,
Falsches tadelnd, dem Rechten nütztest,
Du, dessen starker Geist und Mund
Den Weisen Weiseres gab kund:
Mirza Schaffy, Du sitzest beim Feste,
Von allen Festen vielleicht das beste,
Ludest die fernen Freunde nicht ein,
Denkst ohne sie froh und lustig zu sein.

Aber, was Du im Busen verbargest,
Den Deinen als strenger Ordner verwehrtest,
Ob Du es Wolken und Winden verargest,
Wenn sie verriethen, was Du verkehrtest
In tiefes Geheimniß? Sie haben's erlauscht,
Den Lüften und Landen ihr Wissen gerauscht:
„Mirza Schaffy, der Sänger größter,
Der Zeitenkenner, der Menschentröster,
Feiert ein Fest, er lud uns nicht ein,
Denkt ohne uns froh und lustig zu sein.“

Duftende Blumen, die Du besangest,
Freundschaft und Liebe, die Du erhobest,
Feinde, die Du männlich bezwangest,
Frauen, die Du mit Licht umwobest,
Alle hätten Dir gern gezeigt,
Wie ihre Herzen Dir zugeneigt:
Mirza Schaffy, Du sinniger Dichter,
Rathertheiler und milder Richter,
Ludest alle, alle nicht ein, —
Denkst ohne sie froh und lustig zu sein.

Doch in der Nacht, als Du süß noch schliefest,
Tönte im Hause ein Klirren und Pochen,
Es war als ob Du selber riefest,
Doch hatte kein menschlicher Mund gesprochen.
Ich forschte im Keller, beim Lichterschein,
Da brauste mein Sicilianerwein:
„Mirza Schaffy, dem Meister der Meister,
Send' uns feurig vulkanische Geister.
Gute Gesellen läßt er hinein,
Mirza Schaffy lud selber uns ein.“

Die Leser der „Neuen Monatshefte“ werden sich nicht beschweren, wenn wir in ihrer Aller Namen einen verspäteten, aber begeisterungsvollen Glückwunsch an Edlitam und Mirza-Schaffy hinzufügen.

Aus unserer Briefmappe.

Noch einmal Felix Dahn.

Mein lieber Freund! Ich muß heute Ihre „Briefmappe" mit einer Kleinigkeit beschweren, zu welcher Felix Dahn die Veranlassung gegeben hat. Auf eine tadelnde Bemerkung, die Ludwig Noiré gegen einen bildlichen Ausdruck des genannten Poeten richtete, erwiderte der letztere im vorigen Heft Ihrer Zeitschrift: „Warum es eine schlechte Figur sein soll, daß das Wort oder Lied, welches Flügel hat — das wird wohl als gute Figur gelten bleiben — also Flügel an den Schultern oder am Haupt, Flügel an den Sohlen habe, wie ein merkurisch rascher Genius, vermag ich nicht einzusehen. Indeß, ich verzichte darauf, in Geschmackssachen mit Herrn N. übereinstimmen zu müssen."

Anstatt dem Poeten zu der gewünschten Einsicht zu verhelfen, hat Ludwig Noiré es einfach vorgezogen, die Verschiedenheit des Geschmacks zwischen ihm und Herrn D. auch seinerseits zu beglaubigen.

Unter diesen Umständen erlauben Sie mir wohl, dem Dichter gefällig zu sein.

Es wird zweifellos jederzeit für eine richtige Figur gelten, dem Worte oder Liede — Flügel zu verleihen. Ebenso zweifellos wird es dagegen für eine schlechte Figur gelten, wenn uns der Dichter besonders darauf aufmerksam macht, wo die betreffenden Flügel sitzen: ob an den Schultern oder am Haupte oder an den Sohlen. Es kann bekanntlich ein Bild an sich angemessen sein, aber durch die nähere Ausführung unangemessen werden. Bei der Heranziehung einer bestimmten Einzelheit merken wir sofort die Verschiedenheit zwischen Wort und Bild, deren Verschmelzung die gute Figur ausmacht. Es giebt „geflügelte Worte", während Worte „auf geflügelten Sohlen" blos in der Vorstellung von Felix Dahn existiren können; andernfalls müßte es folgerecht nach Dahn auch gestattet sein, von Worten mit beschwingtem Haupte oder beschwingten Schultern zu reden.

In der Zuversicht, daß Sie diese ganze „Geschmacks-Frage" für eine sicher zu entscheidende und bereits — entschiedene halten, bleibe ich Ihr

Leipzig, 7. März 1875. **Wilhelm Buchholz.**

Noch einmal Heinrich Düntzer.

Die Leser erinnern sich eines Epigramms, das der Herausgeber d. Bl. „an Heinrich Düntzer" gerichtet hat (Heft I. S. 90). Der gekränkte Exeget unserer Classiker bittet nun um die Aufnahme der folgenden Gegenstrophe:

Antwort an Oscar Blumenthal, von Heinrich Düntzer.

„In Dunkelheit verloren"
Sieht mich Dein Blick so weit.
Drum hast Du auserkoren
Mich zur Unsterblichkeit
Durch Deiner Muse Stich.
Wer bist Du selbst denn, sprich!
O Spötter Gänserich!

Da haben wir nun die neueste „Erklärung" Düntzers. Ob sie besser ist, als seine bisher veröffentlichten?



An Gottfried Keller.

Herr Redacteur! Für Ihre „Monatshefte für Dichtkunst und Kritik“ theile ich Ihnen hier einen Beitrag mit, der Dichtkunst und Kritik zugleich ist oder doch sein will. Kommt dabei die Kritik selbst vielleicht weniger zur Geltung, so ist zu bedenken, daß es schwer fällt, einem Werk gegenüber, wie Keller's „Leute von Seldwyla“, nicht Panegyriker zu werden:

Ich las dein Buch: „Die Leute von Seldwyl'“,
Das liebe Buch mit schlichtem Sinn und Stil,
Das liebe Buch, so frisch und männlich derb,
So fröhlich da und dort so ernst und herb.
Wie weißt du mit der Dichterbrust Empfinden
Die Stimmung, die zum Herzen wieder geht,
Hier still und weihevoll, wie ein Gebet,
Dort jubelnd laut, wie Lerchensang, zu finden.
Wie weißt du diese schweizer Kerngestalten
Mit sparsam sichern Zügen festzuhalten.

Ein lustig Buch, „Die Leute von Seldwyl'“!
Wie Jungfer Bünzlin trieb ihr grausam Spiel
Mit drei Gerechten, die um sie gefreit,
Ihr Vorschlag um zu enden diesen Streit, —
Und wie der Dritte, ein gerieb'ner Schwabe,
Der, kühn gemacht durch den kredenzten Trank,
Statt wettzulaufen ihr zu Füßen sank,
Indeß die andern Zwei im tollen Trabe,
Schon nah' dem Thor', ins Handgemeng gerìethen,
Gehetzt, bespöttelt von Seldwyl's — Falliten.

Ein ernstes Buch, „Die Leute von Seldwyl'“!
Wohl eine Thräne mir vom Auge fiel,
Las ich, wie von dem heubelad'nen Kahn
Zwei schlafende Gestalten fest umfahn
Hinunter glitten in die kalten Fluthen:
Sali und Vrenchen . . . las ich, wie zuletzt,
Als ihn umsonst der Wettlauf müd' gehetzt,
Kammmacher Jobst in Abendsonnengluthen
Sich dort erhängte, wo vor wenig Stunden
Er der Geliebten scharfen Geist empfunden.

Ein lehrreich Buch, „Die Leute von Seldwyl'“!
Der Jüngling lernt vom Schmoll-Pankrazius viel,
Und streicht, wenn er die Deutungsgabe hat,
Das Fell dem Zauberkätzchen spiegelglatt;
Daß die Erziehung greife frisch ins Leben,
Den Eltern lehrt's die brave Frau Amrain;
Als warnend Beispiel ist dem Mägdelein
Der Jungfer Züs Geschichte hier gegeben,
Die um des Gültbriefs Gulden siebenhundert
Von — Kammmachern umschwärmt wird und bewundert.

Ein köstlich Buch, „Die Leute von Seldwyl'“,
Gesund und wahrhaft vom Beginn zum Ziel!
Doch von dem bäuerlichen Liebespaar,
Dem geist'gen Schauen sichtbar ganz und gar,
Von ihm erzählt sein herrlichstes Capitel.
So ist das Volk in seiner Leidenschaft,
In seiner Sinnlichkeit, in seiner Kraft,
Der ungezähmte Eigensinn im Kittel;
So denkt's und lebt's in unsern kalten Tagen
Und eher stirbt's, als jemals zu entsagen.

O der du schriebst „Die Leute von Seldwyl'“,
Nicht nur vom Volk der Limmat und der Sihl,
Nein von dem ganzen deutschen Bauernstand
Gabst du der Zeit das Abbild in die Hand.
Und unsern herzlos halben Käuflichkeiten
Hast gegenüber du das Volk gestellt,
Das Recht der Leidenschaft in dieser Welt,
Im Gut' und Bösen ganz zu allen Zeiten.
Vergönn', daß ich dafür zu deinen Füßen
Leg' dieses Lied als Dank und innig Grüßen.

Berlin, 15. Februar 1875.

Gottlieb Ritter.

☞ **Zur Nachricht.** Sendungen und Zuschriften für die **Redaction der „Neuen Monatshefte“** sind vom 1. April a. c. an Herrn **Oscar Blumenthal, Berlin S. W.,** 32 Hallesches Ufer zu richten.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in Berlin.



Lieder des Schī-king.

Aus dem Chinesischen übersetzt von Victor von Strauß.

Vorbemerkung.

Das Schī-kīng oder kanonische Liederbuch der Chinesen, durch Khùng-fū-tsè um 500 v. Chr. zusammengestellt, umfaßt 309 Gedichte sehr mannigfaltigen Inhalts, deren nur wenige älter sind als das zwölfte, keins jünger ist als das siebente Jahrhundert v. Chr. In Versen und Reimen, unter Anlehnung an ihre ursprüngliche Gestalt, sind sie unmittelbar aus dem Chinesischen in eine andre Sprache noch nicht übersetzt.

Eine genaue Nachbildung ihrer Form ist im Deutschen unmöglich. Die chinesische Sprache besteht bekanntlich aus unveränderlichen, stets einsilbigen Wörtern, deren vier in der Regel einen Vers bilden, und hierin läßt sich unsre Sprache jenem Idiom nicht anähnlichen. Dagegen erhält man den Eindruck des Originals am reinsten, wenn jedes chinesische Wort durch einen Versfuß vertreten, hierin streng verfahren, und sowol die Stellung als die Anzahl der Reime beibehalten wird. Hiernach ist bei den nachfolgenden Liedern verfahren, welche Vers für Vers größtentheils wörtlich, immer aber sinngetreu wiedergeben.

Sind uns nun auch Geschichte, Lebensanschauungen, Sitten und Gebräuche der alten Chinesen, dazu die Natur ihres Landes, so fremd, daß immerhin noch einige Erläuterungen das volle Verständniß vermitteln müssen, so wird doch kein Einsichtiger den dichterischen Werth dieser uralten Zeugnisse einer höchst eigenthümlichen Cultur verkennen.

Trauer über des Gatten Entfernung.

Mein Held, welch kriegesfester, oh!
Des Landes Allerbester, oh!
Mein Held, der führt den langen Speer,
Und vor dem König jagt er her.

Seitdem mein Held gen Osten strich,
Mein Haupt dem Wollenkraute glich.
An Salben fehlt es mir ja nicht,
Doch wem zu Liebe schmückt' ich mich?

So regn' es nur! so regn' es nur!
Hell kommt daraus der Sonnenschein.
Nach meinem Helden sehn' ich mich;
Süß ist für's Herz des Hauptes Pein.

Ja, hätt' ich des Vergessens Kraut,
Wol hinterm Hause pflanzt' ich's ein,
Doch meines Helden dächt' ich stets,
Mög' auch mein Herz voll Wehe sein.

Abwesenheit.

An des Osterthors Gebreite
Blüht der Krapp dem Wall zur Seite.
Ach das Haus, da ist es nah,
Doch sein Herr ist in der Weite.

Bei des Thor's Kastanien drauß'
Stehn gereihet Haus an Haus.
Wie gedächt' ich da nicht deiner?
Doch du trittst mir nicht heraus.

Mädchenbitte.

Ich bitte, Tschúng-tsè, höre mich!
Steig' nicht in unser Dörfchen her,
Zerbrich nicht unsre Weidenpflanzen mehr!
Wie wagt' ich es und liebte dich?
Vor meinen Eltern fürcht' ich mich.
Du, Tschúng, kannst mir im Sinne sein,
Doch vor der beiden Eltern Reden
Muß ich der Furcht wol inne sein.

Ich bitte, Tschúng-tsè, höre mich!
Steig' über unsern Wall nicht wieder,
Brich nicht die Maulbeerpflanzen nieder!
Wie wagt' ich es und liebte dich?
Ich fürchte meine ältern Brüder.
Du, Tschúng, kannst mir im Sinne sein,
Doch vor der ältern Brüder Reden
Muß ich der Furcht wol inne sein.

Ich bitte, Tschúng-tsè, höre mich!
Steig' nicht durch unsern Gartenzaun,
Brich nicht die Sandelpflanzen, die wir bau'n!
Wie wagt' ich es und liebte dich?
Der Leute Reden fürcht' ich, die es schau'n.
Du, Tschúng, kannst mir im Sinne sein;
Doch vor der Leute vielem Reden
Muß ich der Furcht wol inne sein.

Berückt, entführt und betrogen.

Ein roher hergelauf'ner Fant,
Der Seid' eintauschte für Gewand,
Kamst du, nicht als der Seid' erstand,
Nein kamst, daß mich dein Antrag band,
Mit über'n Khi an deiner Hand
Zu gehn bis nach Tün-khieu in's Land. [1])
Nicht ich war's, die die Zeit verkannt; [2])
Für dich warb Keine, die's verstand.
Ich bat dich, nicht erzürnt zu sein,
Und hatt' als Zeit den Herbst erkannt.

Da stieg ich Mauertrümmern an,
Um auszublicken nach Fü-kuân. [3])
Als ich nichts sahe von Fü-kuân,
Da brach ein Thränenstrom sich Bahn;
Doch als ich dich sah von Fü-kuân,
Da lacht' ich auf, da hub ich an:
„Dein Zeichen, dein erfragtes Loos, — [4])
Ihr Ausspruch ist nicht schlimm gethan.
Mit deinem Wagen komm herbei;
Mit meinem Gut kam ich heran.“ —

Eh' sich der Maulbeerbaum entlaubt,
Wie saftig glänzt sein Blätterhaupt!
O weh dir, Lachetaube, weh,
Iß von den Beeren nicht, den süßen! [5])
O weh dir jungem Weibe, ach,
Geh' nicht zum Mann, die Lust zu büßen!
Der Mann, der seine Lust gebüßt,
Vermag es wieder gutzumachen:
Das Weib, das seine Lust gebüßt,
Vermag es nimmer gutzumachen.

Wenn sich der Maulbeerbaum entlaubt,
Vergilbt er und entblättert sich.
Von meinem Weggang an mit dir,
Drei Jahre speist' ich kümmerlich.
Nun mag der Khi geschwollen sein, —
Die Wagentücher tauch' ich drein. [6])
Das Weib ging keine Wandlung ein:
Der Mann macht' seinen Weg zu zwei'n;
Der Mann war's, der kein Ziel besaß,
Und zweifach, dreifach Tugendmaß.

Drei Jahre lang war ich dein Weib,
Und nie ward mir das Haus zur Last;
Früh stand ich auf, spät schlief ich ein,
Und hielt am Morgen keine Rast.
Geheißenes ward treu erfüllt,
Bis daß du mich mißhandelt hast.
Die Brüder wissen nichts davon,
Verlachten mich wol höhnisch fast.
Stillschweigend denk' ich drüber nach,
Von Mitleid mit mir selbst erfaßt.

Ich sollte altern neben dir, —
Nun macht mich alt mein Jammerstand.
Der Khî, er hat doch seinen Strand,
Die Ebne hat doch ihren Rand.
Als ich noch froh mir Locken wand,
Uns Red' und Lächeln süß verband,
Dein Treugelübd' im Frühroth stand,
Fiel mir nicht ein, daß je sich's wandt',
Daß so sich's wandt', fiel mir nicht ein, —
Und das, ach, muß das Ende sein!

[1]) Tün-khiĕu ist der Name einer Landschaft, an deren Grenze der Khî fließt. — [2]) Sie wollte die Heirath nicht zur herkömmlich unpassenden Zeit schließen, was ihm eine erfahrene Freiwerberin vorher gesagt haben würde. — [3]) Im Herbst macht sie sich auf den Weg nach Fü-kuân, dem Wohnorte des Mannes. — [4]) „Zeichen", pü, aus den Sprüngen einer gerösteten Schildkrötenschale; „Loos", schi, aus gerupftem Schi-Kraute. — [5]) Die hier bezeichnete Taube soll mit Begierde Maulbeeren fressen, sich damit aber vergiften. — [6]) Nach drei Jahren davonzufahren, hält auch das Hochwasser des Khî sie nicht ab, obwol die Tücher des Frauenwagens davon naß werden.

Wittwentrauer und Wittwentreue.

Das Kŏ wächst über'n Strauch herein,
Die Winde schlingt sich fort im Frei'n.[1])
Mein Vielgeliebter ist nicht mehr;
Wer ist noch mein?
Ich steh' allein.

Das Kŏ im Dorn wächst kräftiglich,
Die Winde schlingt um Gräber sich.[1])
Mein Vielgeliebter ist nicht mehr;
Wer ist noch mein?
Allein steh' ich.

Der Pfühl für's Haupt, so schön und fein!
So reich der Decke Stickerei'n!
Mein Vielgeliebter ist nicht mehr;
Wer ist noch mein?
Mir tagt's allein.

Nach manchem Sommertag,
Nach mancher Winternacht,
Wol hundert Jahre hinterdrein,[2])
Geh' ich, wo Er nun Wohnung macht.[3])

Nach mancher Winternacht,
Nach manchem Sommertag,
Wol hundert Jahre hinterdrein,[2])
Geh' ich zu Ihm in sein Gemach.[3])

[1]) Das schwanke rankende Kŏ gedeiht nur kräftig, wenn es den Strauch, den Dornbusch als Stütze findet; die Winde, im freien Felde ohne Stütze, kriecht am Boden hin, höchstens um Gräber. — [2]) So lange dünkt ihr die Zeit bis zur Wiedervereinigung mit dem Geliebten. — [3]) In seiner Gruft wird sie wie eine Neuvermählte ihre Heimath finden.

Abschiedslied der Auswandrer an ihren Oberbeamten.

Große Maus! große Maus!
Unsre Hirsen nicht verschmaus'!
Drei Jahr' hielten wir dich aus,
Kümmerten dich keinen Daus;
Wandern nun von dir hinaus,
Freu'n uns jenes schönen Gau's,
Schönen Gau's, schönen Gau's,
Wo wir finden Hof und Haus.

Große Maus! große Maus!
Friß nicht unsern Weizenstand!
Drei Jahr' hielten wir dich aus,
Nie hast Guts uns zugewandt;
Wandern nun von dir hinaus,
Ziehn in jenes schöne Land,
Schöne Land, schöne Land,
Wo uns Recht wird zuerkannt.

Große Maus! große Maus!
Friß nicht unsern jungen Reiß!
Drei Jahr' hielten wir dich aus,
Fragtest nichts nach unserm Schweiß;
Wandern nun von dir hinaus,
Ziehn in jenen schönen Kreis,
Schönen Kreis, schönen Kreis.
Wer ist da voll Klaggeschrei's?

Schamloses Treiben im Innern des Palastes.

Die Mauer hat Gedörn,
Das gar nicht wegzubrechen ist;
Und in den Kammern treiben sie,
Was gar nicht auszusprechen ist,
Weil, was noch auszusprechen ist,
Nur Rede für den Frechen ist.

Die Mauer hat Gedörn,
Das gar nicht auszureuten ist;
Und in den Kammern treiben sie,
Was gar nicht anzudeuten ist,
Weil, was noch anzudeuten ist,
Zu arg schon allen Leuten ist.

Die Mauer hat Gedörn,
Das gar nicht wegzuschälen ist;
Und in den Kammern treiben sie,
Was gar nicht zu erzählen ist,
Weil, was noch zu erzählen ist,
Als Rede schon zu schmählen ist.

Weibliche Ueppigkeit.

Die bei dem hohen Gatten altert,
Nur mit sechs Nadeln schmückt ihr Haar,
Die tritt gar schön und stattlich dar,
Ist wie der Berg, ist wie der Fluß,
Ihr Staatsgewand, wie es sein muß.
Doch die sich nicht weiß zu bescheiden,
Was sagt man wol von der zum Schluß?

Wie glänzend, oh, wie glänzend, oh,
Tritt die im Festgewand herein!
Die schwarzen Haare sind wie Wolken,
Die Locken unächt obendrein;
Voll Edelstein die Ohrgebimmel,
Die Kämme nur von Elfenbein;
Und oh die hohe Stirn, wie weiß und fein!
Ach ja, sie muß ja völlig gleich dem Himmel,
Muß völlig gleich dem höchsten HErren sein.[1])

Wie prächtig, oh, wie prächtig, oh,
Ist die in ihren Hofgewändern!
Da hüllen Gaz' und Flor sie ein,
Die aufgebunden sind mit Bändern.
Die Stirn, die Augen strahlen ihr —
O welche Pracht an ihrer Stirne Rändern!
Ha offenbar ist ja ein Weib, wie die,
Die Allerschönst' in allen Ländern.

[1]) Ti, sonst auch Schang-ti, der höchste HErr, ist die Gottheit; Thian, der Himmel, wird identisch damit gebraucht.

Aufforderung.

O dürres Laub, o dürres Laub,
Wie du dahinwehst in den Winden!
O lieber Herr, o lieber Freund,
Geh zu, du wirst mich willig finden.

O dürres Laub, o dürres Laub,
Wie dich dahin die Winde wehen!
O lieber Herr, o lieber Freund,
Geh zu, so werd' ich mit dir gehen.



Verfehltes Zusammenkommen.

Ein sauberes Mädchen, so schmuck und fein,
Das harrt an der Ecke der Mauer wol mein.
Ich liebe sie, aber ich sehe sie nicht;
Ich kraue den Kopf, steh' betreten allein.

Das saubere Mädchen, so lieblich im Flor,
Das schenkte mir ein rothglänzendes Rohr.
Doch schimmert das röthliche Rohr auch sehr,
Die Schönheit des Mädchens erfreuet mich mehr.

Sie hatte mir Knospen vom Felde bescheert,
Und traun, die sind schön und bewund'rungswerth.
Und doch — ihr selber, ihr seid nicht schön,
Ihr seid's nur, weil euch mir die Schöne verehrt.

Der versprengte Krieger.

Sie schlugen die Trommel und die erklang,
Wir sprangen empor, die Waffen zu führen;
Man baute das Land, man ummauerte Tsáo;[1]
Wir mußten allein nach Süden marschiren.

Gefolget sind wir dem Sün Tsè-tschúng,[2]
Bis er Frieden gemacht mit Tsch'hin und Súng;[3]
Mich hat er nicht wieder zurückgeführt,
Mein traurig Herz ist bekümmert genung.

Da ich rastete, da ich der Ruhe genoß,
Da ist mir abhanden gekommen das Roß;
Ich bin gegangen und hab' es gesucht,
Bis daß mich die Tiefe des Waldes umschloß.

Auf Tod und Leben, getrennt noch so weit,
Hab' ich Ihr mich verbunden mit festem Eid,
Und habe darauf ihre Hand genommen,
Mit ihr zusammen in's Alter zu kommen.

Und ach, so fern in den Weiten, oh,
Soll mir das Leben entgleiten, oh!
Und ach, so getreu ihr eigen, oh,
Nicht kann ich es ihr bezeigen, oh!

[1]) Tsáo oder Ts'háo war eine Stadt des Fürstenthums Wéi. — [2]) Tsè-tschúng aus dem Stamme Sün war derzeitiger Heerführer. — [3]) Der Fürst Tschēu-hiü von Wéi verbündete sich 718 v. Chr. mit Tsch'hin und Súng zu einem Kriege gegen Tsch'hing.

Des fernen hohen Kriegshelden wird von seiner Gemahlin gedacht.

Der Kriegeswagen leicht und enge,
Am Deichselbaum fünf Schmuckgehänge,
Gleitriemen in dem Brustgespänge,[1])
Am Vorbrett goldberingte Stränge,
Das Tigerfell, der Achsen Länge,
Vorn unsrer glatten Weißfüß' Gänge —
Ich denk' an meinen hohen Herrn,
Der, freundlich wie ein Edelstein,
Nun dort sein Bretterhaus nimmt ein;[2])
In's tiefste Herz greift mir's hinein.

Vier Hengste gehn in stolzer Pracht,
Sechs Zügel sind zur Hand gebracht;[3])
Inmitten sind die glatten Schecken,
Die Apfelschimmel an den Ecken;
Hoch stehn die Drachenschild-Zwillinge,[4])
Vergoldet sind die Schnallenringe —
Ich denk' an meinen hohen Herrn,
Wie freundlich er die Studt durchginge.
Wann kommt die Zeit der Wiederkehr?
O wie gedenk' ich sein so sehr!

Die Roß' im Panzer, gleich an Kraft,
Des Dreizackspeers vergold'ter Schaft,
Die bunten Schilder, musterhaft,
Der Bogenschrein, beschlagen schön,

Darein zumal zwei Bogen gehn
Mit Bambuszug und Schnur versehn —[5])
Ich denk' an meinen hohen Herrn
Beim Aufstehn und beim Schlafengehn.
Der Edle ist so mild und fest;
Sein Tugendruhm wird stets bestehn.

[1]) Die vier Pferde waren neben einander gespannt und Gleitriemen für die Zügel der beiden Außenpferde liefen durch das Brustgespänge der Deichselpferde. — [2]) Nehmlich im fernen Westen, wo die Leute in Bretterhäusern wohnen. — [3]) D. h. in die Hand des Wagenlenkers. Die Deichselpferde hatten vier Zügel, die Außenpferde je nur einen. — [4]) Zwei ganz gleiche Schilder mit den kaiserlichen Emblemen des Drachen waren aufgerichtet an der Vorderseite des Wagens befestigt. — [5]) Bambuszug, tschŭ pí, ein Instrument zum Anspannen des Bogens.

Heimkehr der Truppen von des Tschēu-Fürsten Feldzuge gegen die Empörer.[1])

Wir zogen nach des Ostens Bergen,
Lang', lange sonder Wiederkehr.
Da wir vom Osten kamen wieder,
Da fiel der Regen strömend nieder. —
Als man im Osten rief zur Kehr,
Schmerzt' uns das Herz nach Westen sehr.
Wir stellten Röck' und Kleider her;
Kein Dienst erzwang die Reihen mehr.
Ein Wimmeln war's, wie Raupen machten,
Wo sich ein Maulbeerfeld erstreckt.
Dann gab's ein still und einsam Nachten,
Nur von den Wagen überdeckt.

Wir zogen nach des Ostens Bergen,
Lang', lange sonder Wiederkehr.
Da wir vom Osten kamen wieder,
Da fiel der Regen strömend nieder. —
„Des wilden Kürbis Früchte klammern
Sich wol an unser Dach empor;
Die Asseln sind in unsern Kammern
Und Spinneweben in dem Thor;
Die Hirsche weiden auf den Wiesen
Glühwürmer schimmern über diesen" —
Wol konnte Furcht uns kränken so,
Es war ja wol zu denken so.

Wir zogen nach des Ostens Bergen,
Lang', lange sonder Wiederkehr.
Da wir vom Osten kamen wieder,
Da fiel der Regen strömend nieder. —
Vom Ameisberg der Kranich schrie;[2])
Die Frau, im Hause seufzte sie,
Wusch, fegte, stopfte jede Fuge;
Da kehrten wir von unserm Zuge:
Die Bitterkürbiss' hingen voll,
Die in Kastanienästen waren,
Von unsern Augen nicht erblickt
Bis diesen Tag seit dreien Jahren.

Wir zogen nach des Ostens Bergen,
Lang', lange sonder Wiederkehr.
Da wir vom Osten kamen wieder,
Da fiel der Regen strömend nieder. —
Nun fliegt das gelbe Vögelein
Und schimmernd glänzen seine Flügel.
Die Jungfrau zieht zur Hochzeit ein,
Und Füchs' und Schecken lenkt der Zügel.
Die Mutter band die Schärp' ihr an,[3])
Neun-, zehnfach ist ihr Schmuck gethan.
Das Frische lockt gar lieblich an;[4])
Das Alte — was reicht da hinan?

[1]) Als König Wù, Wên's Sohn, nach kurzer aber ruhmvoller Regierung 1114 v. Chr. gestorben und sein Nachfolger Tsching noch minderjährig war, wurde Wù's Bruder, der Tschēu-Fürst (Tschēu-kūng) genannt, Vormund und Regent. Er machte den siegreichen Zug gegen die Empörer in dem gebirgigen Osten des damaligen Reiches und soll dann selbst bei der Heimkehr dieses Lied für seine Truppen und im Geiste derselben gedichtet haben. — [2]) Tschū-hī sagt: „Will es regnen, so wissen das die höhlenbewohnenden (Thiere) vorher, drum gehen die Ameisen aus dem Hügel, und der weiße Kranich frißt sie sofort; darnach schreiet er auf demselben." — [3]) Ein Brautgürtel, den die Mütter den Töchtern am Hochzeittage umbinden. — [4]) „Das Frische" sind die jungen Bräute heimgekehrter Krieger; „das Alte" ist der bereits gegründete Hausstand mit Weib, Kindern und Eltern.

Gesang der Krieger. Erwiederung auf das vorstehende Lied.

Unsre Aexte sind zerbrochen,
Unsre Beile sind zerfetzt;
Denn der Tschëu-Fürst kriegt' im Osten,
Alles Land ist recht besetzt.
Doch sein Mitleid für uns Leute
Zeigt sich über Allem jetzt.

Unsre Aexte sind zerbrochen,
Unsre Eisen sind zerkracht;[1])
Denn der Tschëu-Fürst kriegt' im Osten,
Alles Land ist heimgebracht.
Doch sein Mitleid für uns Leute
Zeigt sich jetzt in vollster Pracht.

Unsre Aexte sind zerbrochen,
Unsre Keulen sind zerschellt;
Denn der Tschëu-Fürst kriegt' im Osten,
Alles Land ist fest bestellt.
Doch sein Mitleid für uns Leute
Ist das schönste von der Welt.

[1]) „Eisen"; chinesisch khi (alt, im Reime, khô) heißt jetzt „Meißel". Es muß eine alte sehr einfache Waffe gewesen sein.

Trotz.

Bist du in Liebe meiner gedenk,
Will ich mich schürzen, den Tsîn zu durchwaten.[1])
Wärest du nicht mehr meiner gedenk,
Braucht' eines Anderen ich zu entrathen?
O du thörichtster aller thörichten Burschen, oh!

Bist du in Liebe meiner gedenk,
Will ich mich schürzen, den Wèi zu durchwandern.[1])
Wärest du nicht mehr meiner gedenk,
Fänd' ich da nicht bald Einen der Andern?
O du thörichtster aller thörichten Burschen, oh!

[1]) Tsîn und Wèi zwei Flüsse des ehemaligen Fürstenthums Tsch'hing.

Die einfache Einzige.

Da draußen vor dem Osterthor
Sind Mädchen wie ein Wolkenzug;
Doch ob sie wie ein Wolkenzug,
Mein Sinn nimmt nicht dahin den Flug.
Ein weißes Kleid, ein buntes Tuch,
O sie erfreu'n mich allgenug.

Da draußen vor dem Mauerthor
Sind Mädchen wie ein Blumenflor;
Doch ob sie wie ein Blumenflor,
Mein Sinn ist nicht bei ihrem Chor;
Ein weißes Kleid, ein rother Flor,
Sie gehn mir allen Freuden vor.

Jägerkomplimente und Prahlerei.

Wie ist der Herr so vielgewandt!
Im Nâogebirg war's, wo ich mich mit ihm zusammenfand.
Wir beide sind zugleich zwei'n Ebern nachgerannt;
Da hat er sich verneigt und mich geschickt genannt.

Wie ist der Herr stark und gesetzt!
Im Nâogebirge hab' ich ihn am Weg getroffen letzt.
Wir beide haben dort zwei Stücke Wild gehetzt;
Da hat er sich verneigt und tüchtig mich geschätzt.

Wie ist der Herr so unverzagt!
Im Nâogebirge traf ich ihn, wo das gen Süden ragt.
Wir beide haben dort zwei'n Wölfen nachgejagt;
Da hat er sich verneigt und ich sei brav gesagt.

Der schöne Jäger.

Getödtet liegt das Wild im Hain
Und Riedgras überspreizet es.
Lenzfreuden sinnt das Mägdelein,
Ein schöner Jüngling reizet es.

Dicht stehn im Wald die Bäumelein,
Getödtet liegt der Hirsch im Hain
Und Riedgras hüllet dicht ihn ein.
Das Mägdlein gleicht dem Edelstein.

„Gelassen nur! und sachte, sachte, oh!
Mein Tuch nicht zu berühren trachte, oh!
Und mache ja nicht, daß mein Hündlein — belle!"

Zur Vermählung des Königs Wên.[1])

Ein Entenpaar ruft Wechsellaut,[2])
Am Holm des Stromes hat's gebaut.
Still, züchtig ist die reine Maid,
Des hohen Herrn erles'ne Braut.

Seerosen schwimmen mannigfalt,
Und links und rechts durchfährt man sie.
Still, züchtig ist die reine Maid;
Wach und im Schlaf begehrt' er sie.
Und fand er nicht, die sein Begehr,
Wach und im Schlaf gedacht' er der,
Ach wie so sehr, ach wie so sehr!
Und wälzt' im Bett sich hin und her.

Seerosen schwimmen mannigfalt,
Und links und rechts wir knicken sie.
Still, züchtig ist die reine Maid,
Und Laut' und Harf' erquicken sie.
Seerosen schwimmen mannigfalt,
Und links und rechts wir pflücken sie.
Still, züchtig ist die reine Maid,
Und Glock' und Pauk' entzücken sie.

[1]) König Wên (Wên wâng) war der große Stifter der Tschēu-Dynastie und Ahnherr von fünfunddreißig Kaisern. Er starb 1135 v. Chr. ohne selbst Kaiser geworden zu sein, was erst sein Sohn Wù wurde. — [2]) „Entenpaar" = thsiū kiēu, sind nach Tschū-hī entenartige Wasservögel, die sich paarweise unzertrennlich halten.

Bildlich ausgedrückter Glückwunsch zu großer Nachkommenschaft.[1])

Zartbeschwingte Grillen,[2])
Dicht Gedränge, oh;
Euch gebühren Kinder, Enkel,
Welche Menge, oh!

Zartbeschwingte Grillen,
Flügelsausend, oh;
Euch gebühren Kinder, Enkel,
Wie viel Tausend, oh!

Zartbeschwingte Grillen,
Dicht Getümmel, oh;
Euch gebühren Kinder, Enkel,
Welch Gewimmel, oh!

[1]) Die Ausleger beziehen auch dieses Lied auf König Wên's Gemahlin T'hái-ssè. — [2]) Diese Art Grillen (Tschūng-ssē) soll 99 Junge auf einmal hervorbringen.

Abschied der verwittweten Fürstin Tschuāng-kiāng von der geliebten Nebenfrau Tái-kuēi.[1])

Schwalb' an Schwalbe fliegen aus,
Ungleich in den Flügelschlägen.
Die Geliebte zog nach Haus,
Weit mit ging ich auf den Wegen;
Schau' mich um, seh' sie nicht mehr,
Weine Thränen gleich dem Regen.

Schwalb' an Schwalbe fliegen aus,
Aufwärts, abwärts in die Weite.
Die Geliebte zog nach Haus,
Weithin schritt ich ihr zur Seite;
Schau' mich um, seh' sie nicht mehr,
Stehe lang' und weine sehr.

Schwalb' an Schwalbe fliegen aus,
Zwitschern droben und danieden.
Die Geliebte zog nach Haus,
Weithin ging ich mit gen Süden;
Schau' mich um, seh' sie nicht mehr,
Fühle Gram im Herzen sieden.

O die edle Tschúng war redlich,[2]
Und ihr Herz war tief und treu.
Immer war sie sanft und freundlich,
Lauter und voll edler Scheu.
Des verstorbnen Herrn Gedächtniß
Rief sie stets mir Armen neu.

[1]) Tschū-hi sagt: „Tschuāng-kiāng hatte keinen Sohn, da nahm sie Huân, den Sohn der Tái-kuĕi aus Tsch'hin, als ihren Sohn an. Als der Fürst Tschuāng starb, folgte ihm Huân in der Würde. Tschĕu-hiü, der Sohn einer niedriggeborenen Favoritin, tödtete ihn, darum kehrte Tái-kuĕi nach Tsch'hin zurück und Tschuāng-kiāng gab ihr das Geleite. Da machte sie dieses Lied." — [2]) Tschúng heißt eigentlich „die zweite Schwester". Es war unterscheidender Beiname der Tái-kuĕi geworden.

Leidenschaftliche Verfrühung der Vermählung gehindert.[1])

Der Kürbis hat Blätter voll Bitterkeiten,
Die Furth hat Tiefen für's Durchschreiten.
Ist sie tief, so entblößt man sich weit;
Ist sie seicht, so lüpft man das Kleid.

Da ist nun die Furth voll Wasserschwall,
Und es ruft der Fasanin lockender Schall.
Die Fülle der Furth spült nicht blos Achsen an,
Und der Ruf der Fasanin suchet ihren Fasan.

Die wilden Gänse, sie schreien im Chor,
Die Sonne geht auf, bringt den Morgen hervor;
Und wenn ein Jüngling ein Weib will frei'n,
So wartet er nicht bis das Eis sich verlor.

Nach vielem Winken der Fährmann rief:
„Ein Anderer setze über, nicht ich!
Ein Anderer setze über, nicht ich!
Denn meinen Freund erwarte ich."

[1]) Eheschließung vor der herkömmlichen Zeit galt für unsittlich.

Unverdiente Zurücksetzung und Kränkung.

Da schwimmet der Cypressenkahn,
Und schwimmet seine Fluthenbahn.
So treibt mich's ohne Rast und Schlaf,
Wie wen da nagt des Schmerzes Zahn.
Nicht weil mir Wein wär' abgethan,
Wandl' ich und schweif' ich auf dem Plan.

Kein bloßer Spiegel ist mein Herz,
Nicht kann es Eingang nur verleih'n.
Und hab' ich wol der Brüder auch,
Sie können mir nicht Stütze sein.
Komm' ich und klage meine Pein,
So fährt ihr Zorn auf mich herein.

Mein Herz ist nicht ein Stein der Flur,
Den hin und her man trollen kann;
Mein Herz ist keine Matte nur,
Die auf und zu man rollen kann;
Stets übt' ich Ehrbarkeit und Zucht,
Nichts, dem man Tadel zollen kann.

Nur Grams ist sich mein Herz bewußt,
Mich haßt die Schaar voll niedrer Lust;
Daß ich schon viel der Kränkung sehn,
Der Schmach nicht wenig tragen mußt'.
Stillschweigend sinn' ich drüber nach,
Wach' auf — und schlag' an meine Brust.

O Sonne du, und du o Mond,
Habt ihr gewechselt eu'r Entschweben?
Ach meines Herzens Herzeleid
Ist ungewaschnen Kleidern eben.
Stillschweigend sinn' ich drüber nach,
Und — Flügel kann ich nicht erheben.

Der Tänzer, der zu Besserem tauglich wäre.

Leicht und gewandt, leicht und gewandt
Tritt er zu jeglichem Tanze heran.
Stehet die Sonn' in der Mitte des Tags,
Zeigt er sich auf dem erhöheten Plan.

Groß ist der Mann und von hoher Gestalt,
Tausendfach tanzt er im Fürstensaal bald.
Kräfte besitzt er von Tigersgewalt,
Führet den Zaum, als ob Fäden er halt'.

Hält mit der Linken die schallende Flöte,
Weiß mit der Rechten die Federn zu schwingen;
Strahlet er aber von Schweiß und von Röthe,
Heißet der Fürst, daß man Becher ihm böte, —

Auf Bergen wachsen die Haseln,
Das Süßholz wächst in dem Thal.
Wessen ich aber im Herzen gedenke?
Herrlicher Männer im westlichen Land.
O welch herrliche Männer das sind!
O die Männer im westlichen Land![1])

[1]) Im Westen lag Tschëu. Er gedenkt in diesen reimlosen Schlußversen der Könige von Tschëu, die ihn besser würden zu brauchen wissen, als nur zum Tänzer.

Der überbürdete und dabei Noth leidende Staatsbeamte.

Durch's Nordthor bin ich fort gerannt
Von Gram im Herzen übermannt;
In Noth und Elend stets gebannt,
Und Keinem ist mein Leid bekannt.
Genug davon! denn oh,
Des Himmels Fügung macht' es so;
Was ist davon zu sagen, oh?

Des Königs Dienste schicken mich,
Die Staatsdienst' all' auf mich gehäuft ersticken mich;
Und kehr' ich dann von Außen heim,
Stehn meine Hausgenossen rings und zwicken mich.
Genug davon! denn oh,
Des Himmels Fügung macht' es so;
Was ist davon zu sagen, oh?

Des Königs Dienste jagen mich,
Die Staatsdienst' all' auf mich gehäuft zerschlagen mich;
Und kehr' ich dann von Außen heim,
Stehn meine Hausgenossen rings und plagen mich.
Genug davon! denn oh,
Des Himmels Fügung macht' es so;
Was ist davon zu sagen, oh?

Der schwelgerische und habsüchtige Müssiggänger im hohen Amte.

Wer unter Stöhnen Sandelholz gefällt
Und an dem Uferrand des Flusses aufgestellt,
Dem strömt das Flußgewässer klar und sanftgewellt.
Du säest nicht, du erntest nicht;
Wie kriegst du denn die Früchte von dreihundert Hufen Feld?
Du jagest nicht, du pirschest nicht;
Wie sehn wir denn die Dachse da gehängt an deines Saals Gezelt? —
O was ist der ein weiser Mann,
Der nicht in Trägheit Mahle hält!

Wer unter Stöhnen Speichenholz gemacht
Und an dem Ufersaum des Flusses aufgefacht,
Dem strömt das Flußgewässer klar und blinket sacht.
Du säest nicht, du erntest nicht;
Was hat dir denn die drei Millionen Büschel Frucht gebracht?
Du jagest nicht, du pirschest nicht;
Was sehn wir denn in deinem Saal da hängen von der Eberjagd? —
O was ist der ein weiser Mann,
Der nicht in Trägheit Mittag macht!



Wer unter Stöhnen Felgenholz gespleißt
Und aufgebaut am Strand, wo sich der Fluß ergeußt,
Dem strömt das Flußgewässer klar und leichtgekräust.
Du säest nicht, du erntest nicht;
Wie kriegst du denn die Frucht, die du dreihundert Speichern leih'st?
Du jagest nicht, du pirschest nicht;
Wie sehen wir die Wachteln denn, die aufgehängt dein Saal uns weist? —
O was ist der ein weiser Mann,
Der nicht in Müssiggange speist!

Lied der Gäste beim reichlichen Mahle.

Fische gehn in Reusen ein,
Salm und Schlei'.
Unser hoher Herr hat Wein,
Gut und überlei.

Fische gehn in Reusen ein,
Barsch und Butt.
Unser hoher Herr hat Wein,
Ueberlei und gut.

Fische gehn in Reusen ein,
Karpf' und Brasse.
Unser hoher Herr hat Wein,
Guten und in Masse.

Wie die Dinge reichlich sind![1]
Wie sie unvergleichlich sind!

Wie die Ding' erquicklich sind!
Zu einander schicklich sind!

Wie die Ding' in Masse sind,
Ganz der Zeit zu passe sind!

[1] „Die Dinge" sind die, welche die Gäste vor sich haben, also die verschiedenen Speisen.

Festlied zur Bewirthung von Befreundeten.

Man fället Holz mit lautem Klang;
Das Vöglein singt gar süßen Sang;
Es fliegt aus tiefen Thales Raum
Und schwingt sich auf den höchsten Baum,
Und seiner Stimme süßer Sang
Lockt die Genossen mit dem Klang.
O sehen wir das Vögelein
Genossen locken mit dem Klang,
Um wieviel mehr denn lockt der Mensch
Nicht Freunde her mit sanftem Zwang!
Wie das zum Ohr der Geister drang,
Ziehn Einigkeit und Fried' entlang.

Man fället Holz und stöhnet drein.
Hell ist mein abgeklärter Wein,
Bereit ein fettes Lämmelein,
Drauf lud ich all' die Öhme ein.
Und kämen sie auch etwa nicht,
Nicht ich darf unbereitet sein.
Frisch ist gescheuert und gefegt,
Acht Schüsseln voll sind vorgelegt,
Bereit ein Widder, wolgepflegt;
Ich lud, was Schwäher's Namen trägt.
Und kämen sie auch etwa nicht,
Nicht ich darf's sein, den Tadel schlägt.

Man fället Holz am Bergesfuß.
An klarem Wein ist Ueberfluß,
Die Schüsseln stehn, wo jede muß,
Kein Bruder fehlet beim Genuß.
Nur Volk, das nichts von Güte weiß,
Erregt bei trocknem Mahl Verdruß.
Ich habe Wein, den kläret' ich,
Gekauften sonst bescheeret' ich;
Den Schall der Pauken nähret' ich,
Den Schritt zum Tanze kehret' ich.
Und da uns nun gewähret ist,
So trinket, was gekläret ist.

Die Sphinx.

Eine Charakterstudie von Albert Lindner.

1. In der Mooshütte.

Wie eine Perle in der Muschel, so liegt das Städtchen Rodach in einem vollständigen Thalkessel, den dichtbewaldete Berge, alle von ziemlich gleicher Höhe, bilden. Dieser Kessel hat nur zwei Oeffnungen für den menschlichen Verkehr: da, wo die Chaussée auf einer Seite hineintritt, und wo sie auf der andern zwischen Felsenwänden wieder in's Freie bricht. Der landschaftliche Reiz des Ortes ist aber auch der einzige Grund, weshalb er von den Sommertouristen aller Länder aufgesucht wird. Zwar giebt's auch Kaltwasser- und Fichtennadelbäder, aber wohl nur deshalb, damit das Kind einen Namen habe, denn von den Reisenden lassen sich wenige um der Bäder willen auf Wochen fesseln.

Den Ueberblick über das Thal zu erleichtern, hat man an einer Stelle des Kesselrandes den Wald durchbrochen und eine Mooshütte zum Auslug hingesetzt. Steht man im Eingang derselben, so erscheint das Städtchen wie ein bezauberndes Oelgemälde, dessen Rahmen die Balken der Mooshütte bilden. Die Schönheiten machen fast den Eindruck des Raffinirten. Denn auf einem kleinen Hügelsattel, der bis in die Mitte des Ortes hineinreicht, liegt das fürstliche Jagdschlößchen; die Häuser schmiegen sich rund um den Hügel her wie das Hofgesind um die Herrin. Und nicht genug dieser scheinbar beabsichtigten Anordnung der Natur, windet sich um diesen Hügel, der wie ein Schildbuckel im Centrum des Thales ragt, der tosende Bergbach in weitem Bogen, gerade da aus- und eintretend, wo auch die Chaussée ihre Oeffnungen gefunden.

Es ist im Jahr 1870.

Am rohen Tische der Mooshütte sitzt ein junger Mann, der scheinbar von Naturgenüssen schon genug hat, denn er hat seine Brieftasche vor sich und schreibt. Wenn er nur wenigstens seiner Begeisterung über die Schönheiten Rodachs einen schriftlichen Ausdruck gäbe! Ist er ein Schriftsteller, der mit Artikel über ein nie erlebtes Abenteuer oder die kleinstaatlichen Thorheiten des fürstlichen Ländchens für 2 Tage die Reisekosten herausschlagen will? Gott sei Dank, nein! „Anapa — Kuban — Tscherkessen — der Elbrus" — macht er ein Gedicht oder ein Reisewerk? Jedenfalls ist er ein unabhängiger Autor, dessen Mittel ihm große Reisen erlauben. Er hat Kleinasien besucht, ist auf der Pyramide des Cheops gestanden, in den Ruinen

der Alhambra herumgestiegen, er kennt den Trolhättafall und den Aetnakrater, von Paris und London gar nicht zu reden. Max von R. ist ein gewandter Plauderer in den Feuilletons der allerersten Zeitungen; ein hochgeschätzter Referent in Kriegszeiten, wo er einem Generalstabe sich anschließt, und Verfasser einiger Romane, in denen er gern problematische Frauencharaktere behandelt.

In diesem Augenblicke stört ihn das sich nähernde Geklapper eines beladenen Präsentirbretes. In der Nähe der Mooshütte liegt nämlich das Försterhaus, wo die Touristen zu jeder Tageszeit eine Erfrischung finden. Das Frühstück hatte sich Max nach der Hütte bestellt, weil die sonnige Frische des Julimorgens dort behaglicher that als die um die neunte Stunde noch feuchte Düsterkeit des Platzes am Försterhaus.

„Stellen Sie das Frühstück nur her, Fräulein, ich habe erst noch etwas zu schreiben," sagte Max, ohne aufzusehen.

„Nur nicht zu lange, mein Herr," ließ sich das Mädchen vernehmen. „Sie dürfen die Forelle nicht kalt werden lassen. Es ist eine schwarze Steinforelle, die ich ohne Wissen meines Vaters für Sie abgesotten. Die müssen Sie warm essen." —

Max warf einen Blick auf den köstlichen Fisch, der nur an den brausendsten Stellen des Waldbachs und nur an solchen, die in ewigem Schatten liegen, um so schwerer gefangen wird, weil er an den Steinblock, dessen Farbe der seinen gleicht, wie festgeschmiedet im Strudel liegt, solang er nach Atzung jagt. Sein Fleisch ist zarter und weißer als das der gewöhnlichen rothpunktirten Forelle, welches abgekocht in die röthliche Farbe des Lachses schimmert. Touristen bekommen diese Steinforelle fast nie zu sehen. — Daneben stand ein Weck frischer fast goldgelber Butter, und ein Seidel Bier.

„Ich danke Ihnen, mein Kind," sagte Max. „Wie kommt es, daß ich zu diesem seltenen Genusse einer Steinforelle in diesem Gebirg' gelange?" —

„„Der Fürst fährt in einer Stunde hier vorüber auf die Saujagd und hat sich Frühstück bestellt,"" antwortete ihm das Mädchen.

Max blickte auf und die Sprecherin zum ersten Male an. Er hatte von gewissen kleinen Liebhabereien dieses Fürsten bereits gehört. Man hatte ihm schon unten in Rodach erzählt, daß die fürstlichen Geliebten im ganzen Ländchen zerstreut seien, mochten es die Töchter seiner Förster oder die Frauen seiner Schloßkastellane sein. Er brauchte seinen Harem nicht mitzunehmen, er fand seinen Bedarf überall, wo er hinkam. Den biedern Unterthanen kam das auch weiter nicht spanisch vor; sie wußten es seit Urväterzeiten nicht anders. Dafür war er der — Landesvater. Und wenn die betreffenden Väter oder Gatten brav avancirten, so war ja Alles in schönster Ordnung. Solche ausgediente Freundinnen galten für die besten Partien.

Die wunderhübsche Försterstochter hielt Maxens prüfenden Blick ruhig aus, als er weiter frug: „So läßt er sich auch wohl keine andere Bedienung als die Ihrige gefallen?" —

„„Gewiß — war die Antwort — er ist das so gewöhnt. Und damit ich sicher zu Hause bin, läßt er sich den Tag vorher durch einen reitenden Diener melden."" —

„Nicht übel!" brummte Max lächelnd vor sich hin, und begann die Forelle zu zerlegen. — „Wo ist dieses Bier gebraut?" —

„„Es ist Rodacher, mein Herr."" —

Er hob das Glas gegen die Sonne. Es funkelte wie geschmolzenes Gold. Der milchige Schaum stand stät auf der Oberfläche, obgleich es schon seit 5 Minuten eingegossen war. Das Mädchen war wieder in's Haus gegangen. Max wischte sich die Milch von seinem Schnurrbarte und sann einen Augenblick lächelnd vor sich hin.

Er erinnerte sich, wie oft er unter der Dorflinde, wohin die Einwohner des Abends zum Bier gingen, nun schon die wichtige Frage, ob das Rodacher oder das Neuendorfer den Vorzug verdiene, hatte erörtern hören. Die Bierfrage stand im Kreise dieser abgeschlossenen Menschen obenan, und fast wirkungslos brausten die Gerüchte weltbewegender Thaten und Kämpfe über diese Philisterköpfe dahin. Der Amtsschreiber, der Postsecretär, der Bürgermeister waren weit und breit die angesehendsten Cerevisiologen, und alle Tische wurden still, wenn Einer von ihnen sein Votum über ein angestecktes Fäßchen abgab.

Max biß so eben in das Mittelstück seiner Steinforelle, als sich seine Tafel beschattete. Er sah empor und eine weibliche Figur im Ausguckrahmen der Mooshütte das Thal betrachten.

Es war offenbar eine Fremde. Nach Allem, was ihre Haltung und Toilette verrieth, gehörte sie der aristokratischen Jugend an. Das Auffallendste an ihr waren die mächtigen schwarzen Locken, die wie ein Bündel Nattern über den Nacken fielen, denn sie trug den Sommerhut in der linken, ein feines Battisttaschentuch, womit sie sich eben über das Gesicht gefahren war, in der rechten Hand. Die Dame mußte, ohne sich weiter an seine Anwesenheit zu kehren, mit der Ungenirtheit einer Engländerin hinten um seinen Stuhl herum gegangen sein. Dem jungen Manne blieb über diese Dreistigkeit der Bissen im Munde stecken. Jetzt wandte sie sich um. Zwei kohlschwarze Augen hefteten sich auf Max, der, von dem Schlangenzauber dieses eisigen Feuers wie elektrisirt, aufstand und mit einer Bewegung unwillkürlich den Stuhl zurückschob.

Die Dame stand vor ihm und ihr Auge ließ ihn nicht los. Die überirdische Schönheit des Gesichts erhielt etwas Unheimliches durch eine marmorartige Bläſſe, wie man sich die Vampyre denkt.

Max stand wie gelähmt, gleich dem Vogel, den die Boa in's Auge faßt und regungslos auf den Zweig bannt, bis sie mit dem Rachen hinzufährt.

Da tropfte es von ihren Lippen, klingend wie Metall, kalt wie der Mauerschweiß, der in der Höhle zu Boden fällt, um die Kröte zu tränken. Nur 6 Worte!

„Beliebt es, mir Raum zu geben?"

Max machte Platz, sie schritt hinaus und verlor sich zwischen den Stämmen des Tannenwaldes.

Er rieb sich die Stirn, ob er vielleicht eine Vision gehabt habe, und starrte mit den Augen in's Leere, als säh' er zwei funkelnde Punkte, die in jedem Augenblick vor dem gereizten Sehnerv ihr farbiges Prisma wechseln.

Auf dem Fenstersimse sah er ein Battisttaschentuch liegen. Die Dame hatte es offenbar vergessen. Max untersuchte es hastig und fand in einer Ecke die gestickten Buchstaben L. v. B.

„Damit weiß ich auch noch nichts," murmelte er. „Aber sie wird in Rodach sich als Sommergast aufhalten, sonst hätte sie größere Eile gehabt und vor Allem



nicht eine so ausdrückliche Morgentoilette. Wir wollen das einstweilen doch an uns nehmen.“ —

Die Försterstochter, die er bei Berichtigung seiner Rechnung fragte, konnte ihm keine Auskunft über die Dame geben.

Als er, den Berg hinabsteigend, noch immer über die Erscheinung nachsann, sagte er sich: Sie gleicht einem geladenen Conductor, den man nicht mit dem Finger berühren darf; einem Berge, der mit Pulver gefüllt ist und jede Annäherung eines Lichtes von selbst verbietet.

2. Die Sphinx.

Als Max den Rathskeller betrat, kam ihm der Wirth entgegen. Er war ein verpfuschter Candidat der Theologie, der im Winter, wenn's nichts zu thun gab, gern den Pegasus ritt und auch einmal eine Tragödie „Ritter Udo von Eulennest“ gefrevelt hatte. Sein wohlgepflegtes, faltenloses Gesicht nahm den Ausdruck eines humoristischen Theaterpathos an, indem er, das Sammtkäppchen lüftend, eine Correspondenzkarte mit den Worten überreichte:

„Spät kommt er, doch er kommt.“

Dieser Wirth sprach nämlich nur in Citaten.

„Wer?“ fragte Max.

„Der Herr Graf von Burgdorf. Lesen Sie nur!“ —

Max las, daß einer seiner Universitätsfreunde ihn vor acht Tagen in Berlin aufgesucht hatte, daß der dortige Hauswirth gesagt, Max von R. sei nach Rodach gegangen, und daß der Graf am folgenden Tage ebendaselbst eintreffen werde. Er habe, schrieb er, seine Gemahlin bereits vor drei Wochen dahin in den Sommeraufenthalt geschickt, und wolle den sonderbaren Zufall, der auch Maxen dahingeführt, zur Erneuerung ihrer alten Freundschaft an diesem Orte benutzen.

Max war in eigenthümlicher Stimmung. Roderich von Burgdorf war in Bonn und Heidelberg neben allen übrigen Corpsfreundschaften doch der einzige gewesen, dem er den Freundestitel gegönnt hatte.

Man sagt, in der Liebe ziehen die Gegensätze, in der Freundschaft die gleichartigen Naturen einander an. Wenn das wahr ist, so fand hier eine Ausnahme statt. Max v. R. war lebenslustig, nach außen gewendet, Roderich eine brütende, verschlossene Natur, viel über Büchern liegend, in allerlei Wissenschaften herumfahrend, aber ohne Methode. Er suchte die Wahrheit des Lebens auf hundert Wegen und erfuhr daher eine hundertfache Verwirrung. Die Freuden der Jugend, denen sich Maxens offene Natur hingab, waren für ihn nicht da. Ob er Brunnenwasser oder Rüdesheimer Cabinet schlürfte, schien ihm gleichgiltig zu sein, und Max war bereits als der vollendetste Don Juan bekannt, ehe Roderich zum ersten Male sich um ein Weib gekümmert hatte. Man sagte seinem Geschlechte nach, daß seit Jahrhunderten der Wahnsinn, freilich in sehr zahmer Gestalt, in der Form fixer Ideen, in seinem Geblüt grassire. Man hatte diese Krankheit am Urgroßvater, dann an der Urgroßmutter, weiter am Großvater und endlich an der Mutter Roderichs beobachtet. Der pathologische Irrenarzt, der dieses Kreuzungsgesetz anerkennt, findet also auch nichts Auffallendes darin, wenn jener Erbfluch den Sohn getroffen.

Die letzte Nachricht, die Max von seinem Freunde gehört hatte, lautete dahin, daß er sich in die Phantastereien des Spiritismus vertiefe, mit geistesverwandten Engländern darüber correspondire, und einer besonderen Liebhaberei darin nachgehe, sich in seinem Schlosse ein Museum von allerhand Raritäten zu gründen, die er mit schwerem Gelde aus allen Welttheilen sich beschaffe.

Es war ein Gemisch von Mitleid und Neugier, die Maxen der Ankunft des Freundes entgegen harren ließ.

Der Tag lag mit drückender Schwüle über dem Thal und wehrte jeden Versuch, in den Bergen umherzuklettern. Max schlief heute nach Tisch eine Stunde und wachte soeben auf, als die Abendsonne in die seinem Fenster gegenüberliegenden Tannenwipfel des Forstes versank. Ein kühleres Lüftchen sprang auf und lockte ihn an das offene Fenster.

Es ist gesagt worden, daß die Häuser von Rodach meistentheils an dem Hügel, den das fürstliche Schlößchen krönte, wie angeklebt hingen. Der Rathskeller war eines der höher gelegenen Gebäude, so daß Max vom Fenster aus in eine Menge von Höfen und Gärtchen hinabsah. Es war das erste Mal, daß er so dem Städtchen in die verborgensten Theile seiner Toilette spähte, denn er hatte bisher diese Aussicht noch nicht benutzt.

Dicht unter ihm lag der Garten eines der reicheren Einwohner von Rodach. Auf der obersten Terrasse desselben, die an dem Mauerfuße des Rathskellergebäudes hinlief, zog die eintönige Stimme einer Vorleserin sein überraschtes Auge auf die Gestalt der Dame von der Mooshütte. Herrin und Zofe saßen einander gegenüber, so daß Max, von oben blickend, Beider Profile im Auge hatte.

Während die Zofe vorlas, saß die Dame müßig zurückgelehnt, mit einem kleinen Toilettenmesserchen spielend, und die Augen halbgeschlossen. Max dachte unwillkürlich an eine behaglich schnurrende Tigerin.

Ein kleiner Knabe, der das Söhnchen des Hausbesitzers zu sein schien, stieg so eben herauf, lief auf die Dame zu und bot ihr mit blödem Kindesgesicht einige Blumen an.

Die schwarzen Augen thaten sich langsam auf, mit langsamer Bewegung nahm die kleine Hand ihm die Blumen ab, dann griff sie zum Taschentuch und machte damit eine Bewegung gegen das Kind, als wollte sie sagen: „Die Blumen hab' ich, nun geh' auch wieder!“

„Sie liebt keine Kinder!“ dachte Max.

Die Zofe fuhr fort, vorzulesen.

„„Der junge Mann — so las sie — führte Victorinen hinaus in den Mondschein, der über dem Garten lag. Ihr Arm zitterte merklich in dem seinen —““

„Es ist gut, Marie,“ so unterbrach die Dame ihre Zofe. „Schlag diese Seite um und lies drüben weiter!“ —

„Aber gnädigste Gräfin,“ wandt Marie ein, „jetzt muß doch die Liebeserklärung kommen. Warum soll ich denn immer das Interessanteste überschlagen?“ —

Die Gräfin nahm ihr das Buch aus der Hand, sah selbst nach und deutete auf die Stelle, wo sie fortfahren sollte.

„Du kannst es für Dich allein lesen,“ war die Antwort der Gräfin. „Ich

möchte die philosophische Betrachtung über die Berechtigung der gesellschaftlichen Stände hören." —

„Ach die alte Philosophie!" sagte Marie mit aller Dreistigkeit: ein Zeichen, daß sie sich was heraus nehmen durfte.

Mit schmollender Miene las sie weiter.

„Sie scheint von Liebesscenen nicht viel zu halten!" dachte Max.

Und wieder nahm sie jene Stellung der schnurrenden Tigerin ein und spielte mit dem Messerchen, dessen Spitze sie in raschem Tempo wie in tändelnder Selbstquälerei auf dem Sammet ihres Händchens tanzen ließ.

Plötzlich regten sich die Augenlider, der frei gewordene Blick belebte sich und bohrte sich in die Luft. Aber soviel sein Auge auch suchen mochte, Max sah nichts als einen Schmetterling, der sich, angelockt von dem auf den Tische liegenden Blumen, näher und näher schaukelte.

Die Dame hörte auf mit dem Messer zu spielen, ihre rechte Hand legte sich fester um dessen Griff. Ihr Oberleib richtete sich langsam auf, und der Arm schlich über die Tischkante den Blumen zu. So eben ließ sich der Falter nieder. Blitzschnell fuhr die funkelnde Stahlspitze zu, und der Schmetterling saß angespießt an dem Messer.

Die lesende Zofe hatte von alledem nichts bemerkt.

„Lust an der Grausamkeit!" dachte Max, und schloß, von einem unerklärlichen Schauer erfüllt, das Fenster.

3. Sonata appassionata.

Das weibliche Räthsel sollte ihn heute noch nicht in Ruhe lassen und zum dritten Male kreuzen.

Als Max, zum Abendspaziergang gerüstet, die Treppe hinabstieg, trat der Wirth soeben aus dem Speisesaal und warnte in seinem komischen Dilettantenpathos: „O bleibe bei mir, geh' nicht von mir, Max! Es ist ein Gewitter im Anzuge, Sie werden naß werden." —

„Gott steh' mir bei, wo soll ich dann in Rodach diesen Abend todt schlagen!" rief er in halber Verzweiflung.

„„Unter Larven die einzige fühlende Brust!"" —

„Die zweite, Herr Gastwirth. Sie werden sich doch hoffentlich auch selbst als eine Ausnahme unter diesen Bierphilistern betrachten wollen?" —

„„Ich kenne meine Pappenheimer! Greif nur hinein in's volle Menschenleben."" —

„Wie weit ist die Rodachiade gediehen?" —

Der Wirth sah schwärmerisch an die Decke.

„„Nur still, allmälig reift das Köstliche! Wollen Sie nicht in den Salon treten, Herr v. R.? Die neuesten Berliner Zeitungen sind angekommen."" —

„Gut, sagte Max, bringen Sie mir eine Halbe von Ihrem Medoc."

An den Speisesalon, in welchem ein recht gutes Pianino aufgestellt war, stieß eine Art von Veranda, ein besandeter, von einer riesigen Marquise überdachter Platz,

der hart am Rande des Schloßhügels lag und den Fremden einen bequemen Ausblick in's Thal gewährte.

Noch war die Luft still und schwül. Nur aus weiter Ferne zuckte von Zeit zu Zeit ein Leuchten im Süden über die Berge.

Endlich fielen die ersten großen Tropfen klatschend auf die Steinfließe draußen, und der letzte Ackerbürger von Rodach trieb seine beiden schwerwandelnden Kühe immer eifriger die Straße hinab und dem Stalle zu.

Max öffnete das Pianino und untersuchte die darin liegenden Notenhefte, bis er bei einem stehen blieb und es auflegte.

Der Himmel war zerrissen und der Regen prasselte nieder.

„Man lösche die Feuer auf dem Herde! Man schließe die Fenster!" commandirte der Gastwirth im Hausflur, aus dem er sodann in den Salon trat.

„„Sie wollen spielen, Herr v. R.? Hören Sie denn das Gewitter nicht?""

„Nun, und was dann?" fragte Max.

„„Der Mensch versuche die Götter nicht! Es steht dem Menschen Furcht und Zittern an, wenn die gewalt'gen Götter solche Boten furchtbarer Warnung uns zu schrecken, senden.""

„Dann antwort' ich Ihnen mit einem andern Wort aus derselben Tragödie: Was kann vermieden werden, das sich zum Ziel die ew'gen Götter setzten? Denn diese Zeichen, so gut wie Cäsarn, gelten sie der Welt!" —

„„Gut gebrüllt, Löwe!"" grinste des Wirthes feistes Gesicht und trat näher. „„Meinetwegen treiben Sie was Sie wollen, aber übernehmen Sie auch das Strafgericht der Rodacher, wenn diese Klavier spielen hören. In ihren Schädeln sitzt der Aberglaube noch faustdick und — gegen die Dummheit — Sie wissen ja, Herr v. R."" —

„Ich werde die Rodacher herausfordern!" sagte Max lächelnd und setzte sich.

Der Wirth schlüpfte davon, um jede Verantwortung zu vermeiden.

Und während das Gewitter draußen sich im Thale verfing und wie ein eingefangenes Raubthier an seinen Wänden auf- und nieder rannte, begann Max, ein ausgezeichneter Spieler, den zweiten Satz der Appassionata Beethoven's. Daß er mit dem weihevollen Andante begann, war vielleicht subjectives Bedürfniß.

Aus dem schauerlichen Abgrund, in welchem der erste Satz bis zur völligen Erschöpfung unterging, erhebt sich eine tröstende Stimme, die zu sagen scheint: „Was ängstest du dich, arme Seele? Et heic dii sunt!" Aber nicht blos in der Tiefe, denn auch die lichteren Höhen nehmen den Gesang auf, bis er auf allen Stufen der Schöpfung klingt. „Suche mich in dem Himmel, so bin ich da, führest du in die Tiefe, so bin ich auch da, und so du auch nicht wolltest, so verließe ich dich doch nicht in deinem Elend." —

Aber das Menschenherz ist hier zu kleinmüthig, es glaubt an keinen Trost und keine lichtere Stunde mehr. Denn wie im Krampfe seines Schmerzes wendet sich's ächzend und ganz plötzlich aus den süßen Desdur-Tönen leise in die verminderte Septime hinüber, und noch einmal, aber fortissimo, gellt der wahnsinnige Angstruf dieses Accords in die Nacht hinaus, und der Sturm ist da, und mit allen Schrecken der Hölle tobt im Finale die Gewitternacht los, jene Nacht, in der Beethoven diese



Musik concipirte, als er von Döbling kommend, seine Stirn wie König Lear den Elementen entgegentrotzte.

Während des Spiels hatten sich Koch und Kellner, Magd und Hausknecht mit entsetzten Gesichtern an der Thür zusammengedrängt und starrten voll Grausen auf den ruchlosen Frevler, der das Gewitter zu höhnen schien.

Aber ungestört rasten Wetter, Wind und Regenströme unter den Händen des Spielers weiter; genau wie draußen im Thal der Rodach.

Auf die Angststimme, die er hinter sich zetern hörte, hatte er nur das trotzige, tactfeste Sturmlied, das wie Walkürenritt über dem Kampfgefilde klingt, das mit dem dreißigsten Tact anhebende Baßmotiv zur Antwort; als wollt er sagen: Jetzt will ich erst Fuß fassen, wie der Hüne, der, auf einen Quadratfuß Boden gewurzelt, eine Armee in die Flucht schlägt!

Noch einmal fahren die Elemente dieses Chaos wie zu lustigem Tanz entfesselt durcheinander, dann — als ob ein Feldherr plötzlich das Commando: „Stillgestanden! Richt' euch!" in die tobenden Massen geschleudert, steh'n die höllischen Colonnen! Und nun geht es in jenem Presto-Finale mit Trommelschlag zum Sturmmarsch, und auf dem Kampfplatze bleibt als Sieger der starke Muth.

Mit dem letzten Accorde füllte eine fahle Helle den Saal und das Thal. Max sprang auf und bemerkte eine schwarze Gestalt in dem nach der Veranda führenden Eingange. Dann schmetterte der helle Donner nach und brach sich hundertfältig an Berg und Schlucht.

Alles war aus dem Saal geflohen. Er lag dunkel, denn der Wirth hatte die Lichter verlöschen lassen, und nur das Pianino stand von zwei Kerzen erhellt.

„Hat es eingeschlagen?" fragte Max in die dämmernde Finsterniß hinein.

„Bis in die Tiefen der Seele!" sagte eine metallene Damenstimme von der Veranda her. „Ich dank' Ihnen, mein Herr, nicht für Ihre Musik, sondern für diese Musik in dieser Nacht. Sie sind ein Mann!"

Die Gestalt war verschwunden.

Einer aus dem Gesinde mußte wohl recht haben, als er auf der Flucht aus dem Saale schrie:

„Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!"

Denn Max verbrachte eine schlaflose Nacht und verfiel erst gegen 5 Uhr in einen festeren Morgenschlummer.

4. „O rührt an diese Seele nicht!"

Er schlief um 9 Uhr noch immer. Draußen lachte und funkelte bereits der köstlichste Sommermorgen im Thal, und das Gewitter hatte kaum einige Wolkenreste am Himmel zurückgelassen.

Um 8 Uhr war eine Extrapostchaise in Rodach eingerollt und hatte den Grafen Roderich im Rathskeller abgesetzt. Als er vom Wirth hörte, daß Max noch nicht sichtbar geworden sei, und seine Gemahlin konnt' es um diese Stunde erst recht nicht sein, ließ er sich ein stilles Waldplätzchen bezeichnen und schickte seinen Diener nach der Wohnung der Gräfin, ihr durch ihre Zofe sagen zu lassen, daß sie ihn gegen 11 Uhr empfangen möge.

Er selbst wandte sich dem Walde zu.

Seine Größe entsprach derjenigen von Max v. R. Die aristokratische Erscheinung wurde, wie er so dahin schritt, etwas beeinträchtigt durch die nach vorn geneigte Haltung des Kopfes, die den Eindruck machte, als habe sie unter einer von oben herab sinkenden Last zu keuchen. Sein Gesicht war von edelstem Schnitt, mit einem braunen, dichten Backenbarte besetzt, der Schnurrbart sorgfältig rasirt. Aber auch das Gesicht hatte unter einem Mangel zu leiden. Das war das scheu und bang umhergehende Auge, das in jedem Augenblicke von irgend einer Seite her eine Gefahr zu erwarten schien.

Aber dies war nur solange der Fall, als der Graf seinen eigenen Gedanken überlassen blieb. So wie sich hingegen in einem Gespräch sein Interesse auf einen Gegenstand fixirte, wurde das Auge ruhig, aber von stechendem Feuer und gern auf einen Punkt, der in der Nähe war, gewurzelt. Als der Graf in die Morgenschatten des Forstes trat, um sich der vom Wirthe bezeichneten Wildquelle zuzuwenden, bemerkte er ein Eichhörnchen, das in halber Spirale vor ihm eine Buche erkletterte. Als er näher kam, saß es auf einem der untersten Aeste, nur sichtbar mit dem Ende des niederhängenden Schwanzbusches und mit dem halben Kopfe, aus dem ein kluges Aeuglein zum Grafen herunterlugte.

Der Graf blieb stehn und nahm den Blick auf. Allmälig kam der ganze Kopf und kamen beide Augen zum Vorschein.

Wie der Mann so versunken und wie angezogen stand vor diesem Thierauge, das mit einem Gemisch von Naivität und Klugheit gefüllt war, zuckte es wehmüthig-schmerzlich in seinen Mienen. Dann ging er mit einem tiefen Seufzer weiter. Was hatte ihm das Eichhörnchen gethan? War es die ursprüngliche Natur, die ihrer unbewußten Freiheit froh, in Gegensatz trat zu der bewußten Qual seiner menschlichen Seele? War es der Menschheit ganzer Jammer, der uns faßt, wenn wir einer Blume in den heiligen Kelch, einer unvernünftigen Creatur in das unschuldige Auge sehen? Denn wenn du wissen willst, armer Mensch, was du mit all' deinem Wissen und deiner Bildung und mit dem tödtlichen Geschenke der Vernunft in der Kette der Wesen bist, so rath' ich dir, betrachte nur einmal ein Kindergesicht recht lang, recht lang, oder nimm den Kopf deines Hundes in die Hände und versenke dein Aug' in seines, oder achte darauf, wenn dein Rothkehlchen im Zimmer mit dir äugelt. Da lernt man begreifen, was uns der Fall der Menschheit gekostet hat. —

Roderich ließ sich neben der rauschenden Quelle auf eine Steinbank nieder, die mit Rasenstücken belegt war, und saß, von seinen Gedanken, wer will sagen, in welche Regionen fortgerissen, wohl eine Stunde lang.

Zwischen den Bäumen wurden Tritte hörbar. Der Graf hörte sie nicht. Max, in hellfarbigem, elegantem Sommeranzug, stand seitwärts von ihm und betrachtete aufmerksam des Freundes Aeußres. Erst, als wenn er die Einwirkung des prüfenden Menschenblickes empfunden hätte, nachdem das äußerliche Gehör ihm seine Thätigkeit versagt hatte, hob er den Kopf und bot Max die Hand hin, ohne sich zu erheben.

„Wie lang ist's, Roderich, daß wir uns nicht geseh'n?“ fragte Max.

Der Gefragte antwortete blos mit einem tiefen Seufzer.

„Sechs Jahre, denk' ich, fuhr Max fort. Und mittlerweile hast Du Dir ein

Nest gebaut und eine Gesellin zugelegt, ich aber bin ein Zugvogel geblieben, und wo mir wohl war, bin ich daheim gewesen."

Roderich antwortete auch jetzt noch nicht. Nur bei dem Worte „Gesellin" blitzte das Auge unheimlich-scheu empor, aber in das Gebüsch und nicht in des Freundes Antlitz.

„Ich kenne Deine Gemahlin, Roderich." —

„„Seit wann?""

„Seit gestern, und nur von Anseh'n. Wie lange seit Ihr verheirathet?" —

„„Nicht ganz ein Jahr."" —

„Sie ist ein schönes Weib. Ist sie deutscher Geburt?" —

„„Väterlicherseits. Ihre Mutter war Italienerin."" —

Max machte eine Bewegung des Kopfes, als wollt' er sagen: Ach so!

„Wie hast Du sie kennen lernen?" frug Max weiter.

„„Unsere Väter lagen im Erbproceß, denn wir sind eigentlich fern mit einander verwandt. Die Sache fiel so glücklich für meinen Vater aus, daß der ihrige beinahe zum Bettler wurde. Er überlebte den Schlag nicht und ließ Lucretien als eine mittellose Waise zurück. Da hielt ich es für Pflicht und Gewissenssache, ihr meine Hand zu bieten und mein Haus als Asyl zu öffnen."" —

„Also eine Vernunftheirath. Aber die Liebe blieb doch wohl auch nicht aus, lieber Roderich?"

Die Antwort war nichts als ein schauerliches Stöhnen, wie aus einer Brust, über die die Räder eines Lastwagens hinweggingen. Aber Max ließ nicht los:

„Liebst Du Dein Weib, Roderich?" —

„„Bis zum Wahnsinnigwerden"" — war die langhin gehauchte Antwort.

„Und liebt sie Dich wieder?" —

„„Wer das wüßte! Ja, wer das wüßte!"" —

Nun erschrak Max. Hier lag ein Seelengeheimniß zu Grunde, dessen Nichtauflösung offenbar nur des Mannes Schuld war. Denn das Weib erwartet, daß sie erforscht werde, den Mann bestimmte die Natur in jedem Falle zum angreifenden Theile, oder sie hat sich verkehrt in Unnatur und Verzerrung, wo diese Rollen vertauscht werden.

„Dir fehlt etwas, guter Roderich" — begann Max nach einer Pause wieder. „Ich lasse Dich nicht los, bis Du mir Deine Seele geöffnet hast. Meine Fragen sollen Dir wie eine Sonde in das zuckende Fleisch fahren, bis ich das Geschwür erreiche. Sprich Dich aus! Wenn Einer lebt, der Dein Vertrauen zu ehren weiß, so bin ich's. Wenn die Griechen einen bösen Traum hatten, so traten sie in die Morgensonne und erzählten den Traum hinaus in die Lichtfülle Phöbus Apollo's. So that Klytemnestra in der Elektra des Sophokles. Dadurch, glaubten sie, werde der Einfluß der bösen Mächte gebrochen. Versuch Du's auch. Sprich Dein Geheimniß aus, so verliert es die Hälfte seiner gespenstigen Furchtbarkeit. Hast Du Dein Weib nie nach ihrem Herzen gefragt?" —

„„Ihre Seele,"" war seine Erwiderung, „„schlummert wie ein tiefgebetteter Bergsee, kalt und schattig. Ihr Herz ist ein weißes Blatt, das den Schreiber noch erst erwartet."" —

Max war über diese Bemerkung betroffen. Er hatte etwas Aehnliches gefühlt,

als er, von der Mooshütte kommend, sich sagte: „Sie gleicht einem mit Pulver gefüllten Berge. Wehe dem, der mit der Fackel zu nahe kommt!“ — Aber er fragte dennoch:

„Und Du selbst versuchtest nie, mit dem Finger der Leidenschaft an diese Seele zu klopfen?“ —

„„Ich hätte denken müssen, ich beginge ein unnatürliches Verbrechen, einen Raub am Tempel!““

Max überlegte etwas, während der Freund die Hand in die Quelle tauchte und damit über die eiskalte Stirn fuhr. Er erinnerte sich der sonderbaren Worte Lucretia's: „Sie sind ein Mann!“

War denn Roderich keiner? Soweit er es an der Angreiferrolle hatte fehlen lassen, war er es nicht. Hier lag eine übertrieben sensitive Scheu vor, an das Heiligthum eines Weibes zu rühren, das ja doch nun einmal bestimmt ist, dies Heiligthum einem Manne zu erschließen. So lange das Weib die Leidenschaft nicht kennt, mag es mit dem Frieden des Mannes nicht so schlimm stehen. Von dem Augenblick an, wo sie fühlt, was die Liebe sei, wird der säumige Mann in ihrem Auge zum Feigling, und Verachtung, wo nicht Haß, sind die natürliche Folge.

Aber wie nun, wenn ein zweiter Factor hier in Frage käme? Wenn die furchtbare Erbkrankheit, die in Roderich's Geschlechte umging, hier auch eine Rolle spielte? Wenn eine fixe Idee, wie es der Laie bezeichnet (der Patholog mag es ja wohl anders nennen) sich im Gehirn des Unglücklichen eingenistet und sein Handeln bestimmt hätte? Max fuhr aus diesen Gedanken durch ein Geräusch auf, das dem Schnappen einer Feder glich. Als er aufsah, hatte der Graf ein an der Uhrkette hängendes Medaillon geöffnet und starrte das Bildniß an, das es enthielt.

„Wer hat dem Maler — murmelte er vor sich hin — von diesem Wangenglanze gesagt, wie ihn die Schneefelder der Alpen nicht reiner tragen? Dieser Blick zwingt die Kniee zur Anbetung. Aber schenkt sie diesen Blick nicht Jedem, der vor sie hintritt? Mir, wie dem Stallbuben, der in mein Zimmer kommt, meine Befehle zu holen? Dem Hanns wie dem Kunz — Höll' und Teufel!“ —

Der Graf sprang mit den letzten Worten vom Sitz empor und bohrte sein Aug' in's Weite. Max folgte dieser Bewegung und ergriff seine Hand.

„Roderich — rief er — großer Gott, was hat Dir das Bild Deines Weibes gethan?“ —

Der Gefragte faßte die Hand des Freundes fester, bis sie lag wie im Schraubstock, und sagte:

„Wär' es Nacht, Max, so sähest Du dort, wohin mein Finger am Himmel deutet, einen funkelnden Stern. Es muß, mein' ich, die Cassiopeja sein, die dort steht. Du hast ihn vielleicht früher einmal bemerkt, er hat Dein Auge angezogen, wenn Du in später Stunde im Fenster lagst. Da sagtest Du Dir: Wie friedlich schwimmt dieser silberne Punkt im Luftmeer! Was ist jungfräulicher als die Ruhe dieses zitternden Sternes! Aber, Max, auch dieser Stern hat einen festen Kern, auch er ist von Geschöpfen vielleicht bewohnt. Wie nun —“

Der Sprecher schwieg, seine Brust hob sich wie im Krampfe.

„Was nun, Roderich?“



Der Graf wandte dem Freunde das verstörte Gesicht zu. In seinem Auge loderte das unheimliche Feuer des Irrsinnigen, als er fortfuhr:

„Wie nun, wenn diesen Stern jetzt Vulcane durchtobten? Wenn er in Krämpfen läge, wir aber, wir sähen nichts als seinen ewig ruhigen Strahl?“ —

Da war sie heraus, diese unheimliche Gewalt, die sein Denken beherrschte! Es hatte sich an's Tageslicht gewagt, jenes furchtbare Phantom.

„Gott sei Dir gnädig!“ murmelte Max, dessen Stimme von Entsetzen gelähmt war. „Willst Du mir sagen, Dein Weib sei —“

„„Wer weiß es!““ rief der Graf, ihn wild unterbrechend und schüttelte seinen Arm in die Luft. „„Aber ich will's erfahren!““ —

„Welche Hölle von Gedanken macht Dich zum Spielball? Ich rathe Dir, Roderich, rühre nicht an dieses Räthsel, wenn Du es selbst nicht zu lösen im Stande bist.“ —

„„Ich hab' es versucht, aber ich steh' rathloser als je vor ihr, und werde daran zu Grunde gehen.““ —

„Was hast Du versucht?“ —

„„Höre mich an! Eines Tages besucht' ich mit Lucretien die Gallerie der Gemälde. Vor einem Bilde blieb ich mit Absicht steh'n. Ein Weib, halb entblößt, bog sich bei mattem Ampellicht über ein Lager, auf dem ein schöner Jüngling schlummerte. Sie küßte den Jüngling, Wollust in jeder Fiber, aber während sie küßte, stieß sie einen kleinen Dolch nach dem Herzen des Schläfers. Ich kannte das Bild sehr wohl, aber ich wollte, daß es meiner Gemahlin gedeutet werde. Der Galleriediener erklärte, dieser Jüngling sei des Weibes leiblicher Bruder, das Weib — Lucretia Borgia!““

„Abscheulich!“ rief Max. „Wie konntest Du das Auge Deiner Gattin damit beleidigen?“ —

„„Beleidigen?“ lachte Roderich wild in den Wald hinein. „Ja wär' es nur so gekommen! Aber sie sah auf das Bild mit einer Ruhe, mit der Du diese knorrige Eiche betrachten würdest. Max, sie war darüber nicht roth geworden.““ —

„Die Unschuld erröthet vor dem nicht, was sie nicht begreift.“ —

„„Wer weiß!““ stieß der Graf heraus. „„Es giebt Menschen, die die Thränen und das Erröthen und das Erbleichen wie Ausnahmen eines Naturgesetzes in der Gewalt haben. Ich frug sie, wie ihr das Bild gefalle. — „„Es ist Kraft in dieser Idee,““ antwortete Lucretia mit ruhigem Auge. — „In welcher Idee, meine Liebe?“ frug ich verwundert. — „„Küssen und Tödten! In einem und demselben Athem!““ war ihre Antwort. „„Ich könnte,““ fuhr sie fort, „„dem Maler mit einem Dutzend solcher Aufgaben dienen.““ — „Zum Beispiel, Lucretia?“ — „„Laß den Blitz auf das Haupt eines Kindes fahren, während es unter Blumen spielt. Laß den Thautropfen an der Rose hängen, während sich die Natter aus dem Laube hebt, um ihn wegzutrinken. Laß eine Jungfrau betend im Tempel knieen, während eine Spinne sich von der Decke senkt, um auf ihren Locken zu ruh'n.““ — Und während sie dies sprach, glich die Betonung ihrer Worte nur dem leisen Auf- und Niedergehen des Oceans. Keine Erregung! Als gehörten ihre Vorstellungen in das gemeine Gesetz der Natur, in die Welt der Gewohnheit. Ich weiß nicht, weshalb ein Schauder mir über den Körper lief, aber ich frug sie nicht mehr.““ —

Eine lange Pause trat ein. Jeder der beiden Männer blickte, nur mit verschiedenem Ausdruck in die schattige Waldestiefe.

„Wollen wir geh'n! Roderich?" fragte der Eine endlich.

„„Nein! stieß dieser plötzlich heftig zwischen den Zähnen hervor und faßte des Freundes Hand von Neuem. Nicht eher, als bis wir fertig sind. Hab' ich Dir, und Dir als dem einzigen aller Sterblichen, meine Qual offenbart, so siehe nun auch, wie Du mich heilen magst!""

„Aber was kann ich für Dich thun, Roderich?" lautete Maxens Frage.

„„Höre mich an, aber wende Dein Auge fort!"" —

Und der Graf führte ihn, wie er sprach, schrittweise vor, während er die einzelnen Sätze wie in convulsivischem Zucken herausstieß:

„„Ich hab' einen Diamanten. Man sagt, wenn er echt sei, führ' ein Lastwagen ohne Schaden über ihn hinweg. Warum sagt man das? Ich will nicht glauben, ich will wissen, was ich besitze. Nimm den Hammer und schlage zu! Wohl mir, wenn er —""

Roderich schleuderte die Hand des Freundes von sich und trat hinweg. Dann vollendete er seine Rede:

„„Wohl mir, wenn er aushält!""

„Ich soll" — fragte Max in Zweifel und Erstaunen erstarrt . . . .

Der Graf nickte heftig, ohne ihn anzusehn. „„Ja doch, ja!""

„Ich soll Dein Weib —"

„„Ganz recht, ganz recht!"" —

„Ich soll Dein Weib in Versuchung führen? Bist Du rasend geworden, Roderich?"

Dieser wandte ihm sein Antlitz mit schrecklichem Ausdruck zu.

„„Es ist Alles gesund bis auf dies Eine!"" sagte er.

„Aber das heißt den Teufel zum Kampfe fordern!" —

„„Als ob wir — war die bittere Gegenrede des Grafen — mit diesem Gegner nicht ringen müßten zu jeder Stunde. Und wenn der ewige Kampf nicht zu umgehen ist, sag', ist's nicht besser, va banque zu sagen, als die Marter hinzuleiern in kleinen Einsätzen? Was gilt mir die Ungeprüfte? Bist Du kein Mörder nur darum, weil Dich der Zorn und der Augenblick noch nicht überrascht hat? Ich muß wissen, ob dieses Weib warmes Blut hat, oder ob es nur mir nicht siedet."" —

Max schlug die Arme unter.

„Und wenn sie der Leidenschaft — nehmen wir solche Unbegreiflichkeit einmal an — überhaupt nicht fähig wäre?"

„„Ich wär' auch dann noch zufrieden. Besäß' ich nichts als eine eherne Statue, so wüßt' ich doch, daß kein Zweiter lebte, der an ihr zum Pygmalion werden könnte."" —

„Und wenn ich mich weigere, diesen Versuch zu machen?" —

„„So werd' ich dem ersten besten Wüstlinge meines Standes zur Gräfin Lucretia Zutritt geben."" —

Roderich war im Begriff zu gehn. Max hörte seinen Worten es an, kannte auch nun des Freundes Charakter hinlänglich, um zu wissen, daß er mit dieser Drohung Ernst machen werde.

„Halt, Freund!“ rief er ihm zu. „Das heißt mir freilich den Revolver auf die Brust setzen. Jetzt darf ich es nicht mehr dulden, daß Du die Ehre Deines Hauses in die Hand eines Dritten legest. Aber warum fiel Deine unglückselige Wahl auf meine Persönlichkeit, Roderich?“ —

„„Auf wen sonst, wenn nicht auf den Einzigen, den ich Freund nenne? Ueberdies kann ich keinen Tölpel zu dieser Rolle brauchen. Ich kenne den Zauber, den Du auf Frauen übst.““ —

„Schönen Dank!“ murmelte Max ernst und finster. „Aber wir vergaßen die zweite Möglichkeit —“

„„Wenn Du über dem Versuche das Herz an meine Gemahlin verlörest, Max?““ fragte Roderich in drohendem Tone.

Max wies die Vermuthung mit einer verächtlichen Handbewegung hinweg.

„Das ist nicht möglich! Ist nicht mehr möglich,“ sagte er.

„„Nicht mehr —?““ fragte der Graf etwas verblüfft.

„Seit ich mehr von ihr kenne, als ihre Schönheit. Ich kann den Dämon in ihr bewundern, und wohl auch fürchten, aber gefährlich werden kann nur das weibliche Weib. Die Möglichkeit, an die ich dachte, war eine andere.“ —

„„Wenn sie selbst unter den Künsten des Versuchers für ihn erwarmte?““ —

„So mein' ich, Roderich. Laß' uns, ohne an eine Eitelkeit meiner Person zu denken, jeden möglichen Fall berechnen.“ —

„„Dann tödt' ich sie.““

Auch dies war sicher; der fürchterliche ruhige Ton Roderichs hätte das schon verrathen.

„Aber Du begreifst doch, daß ich nach diesem Freundschaftsdienste, den ich allein, ich seh' es wohl ein, ich allein zu leisten verflucht bin, in keinem weiteren Verhältnisse zu Dir stehn, viel weniger die Schwelle Deines Hauses wieder betreten kann?“

Der Graf schwieg einen Augenblick. Dann sagte er langsam und finster:

„„Ich glaube das selbst beinah'. Aber was kann Dir daran liegen, einen wahnsinnigen Freund zu haben, wenn Du einen gesunden Menschen daraus machen kannst?““

„Der möglicherweise auf dem Hochgericht endet?“ —

„„Das curirt gründlich von diesem Leben! Indessen — ein Revolver hat mehr als den einen Schuß, mit dem ich die Gräfin tödte!““

5. Beim Souper.

Max befand sich, als er den Grafen verließ, in gar keiner behaglichen Stimmung. Er war erbittert auf Roderich, der ihn mit einer seine Ehre so hart streifenden Aufgabe bebürdet hatte, die er obendrein deswegen nicht ablehnen konnte, damit der unglückliche Mann in dieser Sache nicht einen Dritten anging und nicht auf fremde Discretion angewiesen wäre. Andererseits reizte ihn der Gedanke doch mächtig, den Schlüssel an die Seele jenes Weibes zu setzen. Männer lassen sich gern für psychologische Probleme interessiren, sie gehen theoretisch, und in ihrer Theorie methodisch zu Werke. Das hat solange Bestand, als das Herz ihre Berechnung nicht überrumpelt. Dieser Planmäßigkeit, wir wollen sagen, dieser Wissenschaftlichkeit in der

Behandlung der Leidenschaft ist kein Weib fähig. Denn wenn Frauen überhaupt denken, so denken sie mit dem Herzen. Entweder sie bleiben kalt und abweisend, oder sie sieden. Entweder sie lieben, oder sie lieben nicht. Der Mann ist eines Mittelwegs fähig: er kann sich einreden, daß er liebe; das Raisonnement kann ihm die Stufen der Zärtlichkeit vorschreiben. Dieser Rolle — denn es ist nur Schauspielerei, von der ich rede — ist das Weib unfähig; so sehr sie auch zur Schauspielerei mehr veranlagt ist, wie der Mann. Das kommt daher, weil die Liebe ihr Beruf ist und der Ernst des Lebens, der mit sich nicht spaßen läßt. Sie kann lügen, verleumden, heucheln, segnen und fluchen — um der Liebe willen, aber sie kann nicht Liebe spielen, wenn sie nicht Liebe ist.

Es war Verabredung, daß der Graf noch am Abend desselbigen Tages von Rodach abreisen und Maxen das Feld freigeben wollte.

Gegen 6 Uhr erschien Lucretia am Arme ihres Gemahls im Rathhaus, um das Souper, bevor er absuhr, mit ihm einzunehmen.

Er hatte Max dazu eingeladen.

„Mein Freund Max von R., liebe Lucretia!" sagte Roderich vorstellend.

„„Ich kannte den Herrn bereits bis auf den Namen!"" war die ruhige Antwort.

„Wie gefallen Sie sich in Rodach, Gnädigste?" —

„„Wie überall. In jeder Einsamkeit besser als in jeder Gesellschaft."" —

„Da möcht' ich doch bitten" — fiel Roderich ein — „für die Zeit meiner Abwesenheit von dieser Gewohnheit abzugehen und Ihnen den gesellschaftlichen Schutz meines Freundes empfehlen zu dürfen, liebe Lucretia." —

„„Ich will es gern thun, mein Gemahl, wenn Herr v. R. mir bisweilen den Genuß wiedergewähren will, den ich gestern während des Gewitters von ihm erhielt. Wollen Sie mir die appassionata gelegentlich wieder vorspielen?"" —

„Mit dem Andante, gnädige Frau?" —

Max war auf die Antwort begierig. Seiner Berechnung nach konnte dieses variirte Motiv voll so himmlischer Milde doch kein Echo in dieser Seele wecken.

„Mit dem Andante, wenn ich bitten darf! Der Gegensatz hebt die Wirkung des Finale. Ich genieße den Sturm so besser." —

Das war deutlich. Die Gräfin war also Feinschmeckerin in ihren künstlerischen Genüssen.

Max beobachtete beim Souper, wo er dem gräflichen Paare gegenüber saß, das Verhalten des Mannes mit Aufmerksamkeit. Es war ein Gemisch von Demuth und Anbetung, was er entdeckte. Die Gräfin schien es nicht zu bemerken. So oft er das Gespräch auf das Gebiet der Herzensinteressen und der Liebe lenken wollte, bog die Gräfin gewaltsam ab, oder ließ das Thema in philosophische Abstractionen sich auflösen.

Höchst auffallend war ein einziger Augenblick.

Max erzählte nämlich, daß er das gräfliche Paar schon am Nachmittage gesehen habe, als Beide aus dem Portale des fürstlichen Schlosses traten.

„Ich zeigte meiner Frau die Sammlung von Alterthümern, die dort aufbewahrt ist," antwortete Roderich. „Wo warst Du denn, daß wir Dich nicht gesehen haben?" —

„„Ich saß hinter einem Syringenbusch am Wege und sah den äsenden Rehen

im Thale zu. Vor diesem Gebüsche kauerte ein altes lahmes Bettelweib. Als mein Freund Roderich (er sah die Gräfin bei diesen Worten fest an) mit Ihnen vorüber war, hielt die Alte ein Goldstück zwischen den dürren Fingern und betrachtete es in halber Betäubung."" —

Roderich wandte sein Auge nach der Gräfin. Er starrte wie auf ein Wunder. Die Gräfin war roth geworden! Ihre schwarzen Sonnen brannten voll Wuth und Haß nach Max hinüber.

„Ich bemerkte nichts von Deinem Geschenk, Lucretia," war das staunende Wort des Grafen.

„„Der Wagen ist vor der Thür!"" sagte Lucretia barsch und erhob sich vom Tische.

Beim Hinausgehen raunte Roderich dem Freunde zu: „Sonderbar! Es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich sie roth werden sah." —

Max erwiderte nichts, aber er dachte: „Und ich bin's, der dies Blut in die Wangen rief! Das wird sie mir nie vergeben." —

Mit einem Kuß auf die Stirn hatte sich der Graf schon im Saale von seiner Gemahlin verabschiedet. Als er den Wagen draußen besteigen wollte, fiel ein Gegenstand klirrend zur Erde.

Der Diener bückte sich und sagte:

„Die Frau Gräfin fiel, gnädiger Herr!" —

Der Graf wandte sich jählings um mit einem schlecht unterdrückten Schrei:

„„Fiel? Wer fiel?"" —

„Das Bild der Frau Gräfin mein' ich, das in diesem Medaillon ist," sagte der Bursche stotternd.

„„So drücke Dich besser aus, Tölpel!"" —

Der Graf starrte eine Weile zu Boden, dann wandt' er sich nach Max um, der an der Hausthür stand, grüßte mit der Hand und bestieg den Wagen.

6. Die Zofe.

„Marie!" rief die Gräfin Lucretia drei Tage darauf.

„„Was wünschen die gnädige Frau?"" —

„Hat sich Herr v. R. noch nicht melden lassen?" —

Die Zofe riß die Augen auf.

„„Aber die Frau Gräfin haben doch erst vor fünf Minuten mich so gefragt. Es ist erst vier Uhr —""

„Schon gut!" unterbrach Lucretia ihre Dienerin, und beugte sich tief, ja sehr tief auf ihre Stickerei, als müßte sie dort, jedem Mangel an einer Loupe zum Trotz, irgend ein Sonnenstäubchen entdecken.

„„Wollen die Frau Gräfin den beabsichtigten Ritt nach dem Wasserfalle noch heut unternehmen?"" —

„Wenn Herr v. R. mich nicht im Stiche läßt. Das Wetter ist ja günstig genug dazu." —

„„Herr v. R. ist ein unhöflicher Cavalier."" —

„Nicht wahr, Marie? Aber sage doch, warum meinst Du das?" —



Die Gräfin sah ihre Zofe noch immer nicht an.

„„Ich hörte es wohl, wie er Ihnen vorgestern seine Dienste auf Ausflügen in der Umgegend anbot; und nun zeigt er eine solche Lässigkeit und läßt sich drei Tage nicht sehn."" —

Die Gräfin riß den wollenen Faden auseinander. Sie schien im Zorn zu sein, denn zum Zerreißen lag bei ihrer Arbeit offenbar kein Grund vor.

„Er wird seinen Grund haben, gute Marie." —

„„Ja,"" sagte die Zofe dreist, „„und ich kenn' ihn auch. Warum behandeln Sie ihn so schroff wie alle Welt? Er ist ein so liebenswürdiger Herr, der sich in Rodach sicher so sehr langweilt wie wir. Aber für sein Anerbieten hatten Sie nur eine trockene Zustimmung, als ob Ihnen an seiner Gefälligkeit blutwenig gelegen wäre, so daß es jeden Andern hätte abschrecken müssen, zudringlich zu erscheinen."" —

„Ich hatte Grund auf ihn ärgerlich zu sein." —

„„Darf man wissen"" —

„Er sprach von den Leuten vor einer Wohlthat, die ich zu spenden Gelegenheit hatte."

„„Vor den Leuten?"" —

„Vor meinem Gemahl." —

„„Ach so. Aber er that ganz recht daran. Sie thun so viel Gutes, und wissen das so heimlich zu thun, daß kein Mensch ahnt, auch Sie könnten ein Herz besitzen. Sie wollen mit aller Gewalt vor der Welt fühllos und seelenlos erscheinen, warum thun Sie das? Es ist Ihnen schon recht, wenn man Sie einmal über einem guten Werke erwischen kann. Das da arbeiten Sie auch nur für die Lotterie im Armen-Bazar in Berlin. Sie müssen in den Himmel kommen, so wenig Ihnen auch daran gelegen scheint."" —

„Dazu hast Du freilich sehr wenig Hoffnung. Deine Fehler sind überlei!" —

„„Das ist wahr!"" sagte die Zofe mit einem komischen Seufzer.

„Du bist zu leichtsinnig." —

„„Zu launenhaft."" —

„Zu gedankenlos." —

„„Zu verliebt."" —

„Was?" — Die Gräfin heftete plötzlich mit lebendiger Bewegung das Auge groß auf die Dienerin.

„„Was das ist?"" fuhr Marie fort. „„Ein garstiger Fehler an den Männern, wenn sie hübsch sind. Aber nicht in Herrn v. R.! Gott bewahre! Der darf schon Edelwild jagen. Wenn er nur wollte! Er hat so prächtige Augen."" —

„Was Du sagst!" —

„„Nußbraune!""

„Du hast sie Dir ja sehr genau angesehn." —

„„Weil ich ein gutes Gewissen habe. Ich kann jedem Menschen in's Auge sehn!"" —

„Meinst Du, daß Herr v. R. wirklich noch heute kommt?" —

„„Wenigstens hat er im Rathhause zwei Reitpferde zu satteln befohlen. Wollen Frau Gräfin nicht etwas geeignete Toilette machen?"" —

„Wenn Du meinst, Marie?" —

„„Ich meine wirklich. Und wenn Sie mir nur den Stolz von den Lippen thäten — Sie würden bei Ihrer übrigen Schönheit gleich um 100 Procent gewinnen."" —

„Was schwatzest Du zusammen!" —

„„Ihr Stirnrunzeln ist ja doch nicht so echt wie sonst! Ich lasse mir nichts weiß machen, gnädige Frau. Und wenn ich Ihnen rathen soll, stecken Sie eine Blume vor die Brust. Ihre Schönheit ist sonst zu herb."" —

„Ich habe nun einmal meinen guten Tag und will Dir zu Willen sein. Sieh, ob Du eine Camelie finden kannst." —

„„Gut, eine Camelie,"" sagte die gefügige Zofe. „„Aber — wird die auch nicht zu stolz aussehen?"" —

„So nimm eine Rose, gute Marie." —

„„Gut, eine Rose. Oder wie wär's denn mit einer Orangenblüthe?"" —

„Was du willst! Was dir beliebt! Ich will das heute deinem Geschmack überlassen." —

Mit diesen Worten trat die Gräfin in's Nebenzimmer. Die Zofe schlug vor Erstaunen die Hände zusammen und rief:

„Ist das die Möglichkeit! Zu einer andern Zeit hätt' ich eine Ohrfeige dafür bekommen, und jetzt hat sie nur ein Lächeln für meine Unverschämtheiten? Ich wußte doch gleich, was ich wagen durfte, denn seit drei Tagen hat sie wohl vier Mal in den Spiegel gesehn! Aber es ist auch wahr — schließlich sind wir Alle von Eva's Blute!" —

7. „Doch wem wenig dran gelegen . . . ."

Als Lucretia zur Veranda des Rathhauses aus ihrem Privatgarten emporstieg, stand Max, wie er hatte melden lassen, mit zwei Reitpferden bereit. Er ließ sie heran kommen, zog den Hut, verbeugte sich, aber sagte nichts.

Die Gräfin sah ihn einen Augenblick durchdringend an, dann lief ein Schatten des Mißmuths über ihre Züge.

„Taugen die Pferde was?"

„„Ich habe sie selbst geritten. Es ist keine Race, aber es sind fromme und ausdauernde Thiere. Der Himmel ist bedeckt, das Wetter also günstig. Befehlen Frau Gräfin einen Ritt auf der Chaussée nach C.?"" —

„In die Berge, mein Herr. In die Berge, wenn es Ihnen beliebt!" — war die etwas barsch herausgestoßene Antwort.

„Will sie Pferdegenicke brechen und ihr eignes dazu?" dachte Max, indem er ihr in den Sattel half. „Mir soll's egal sein." —

Beide flogen eine Strecke weit auf der Chaussée dahin, bis die Gräfin plötzlich den ersten besten Waldfahrweg einschlug und emporjagte. Das legte sich freilich gar bald von selbst, da das Pferd keine Flügel hatte.

Das Benehmen von Max war keine Absicht und Berechnung. Die Reserve, in die er plötzlich zurückgetreten war, entsprang aus dem Widerwillen, den er seit zwei Tagen gefaßt hatte, seine Aufgabe zu lösen. Lieber war er entschlossen, seinem Freunde von der Unnahbarkeit der Gräfin etwas vorzulügen, als sie in allem Ernste

mit seinen Huldigungen zu versuchen. Man hat aus dem Gespräch mit der Zofe gesehn, daß die Natur der Gräfin sich zu lockern begann, wie der gefrorne Boden unter der Frühlingssonne. Daher der Mißmuth auf ihrem Antlitz, als sie Maxens kühle Haltung bemerkte. Ein schlimmeres Mittel, um jede Klippe zu vermeiden, hätt' er nicht wählen können, als die Maske der Gleichgiltigkeit, nachdem nun einmal der erste Keim des Interesses seit der Appassionata in ihre Seele gesenkt war.

Sie hatte das keuchende Pferd angehalten und horchte in die Tiefe des Waldes.

„Was ist das für ein sonderbar schnalzender Ton, Herr v. R.?" frug sie. Dort über die Schlucht hin! Jetzt hören Sie ihn wieder!" —

„Ein balzender Auerhahn, gnädige Gräfin." —

„„Was heißt das?"" —

In demselben Augenblicke erscholl ein Gelächter aus einem der nahen Baumwipfel.

„„Sind wir belauscht?"" fragte Lucretia aufwärts blickend.

„Es ist eine Elster, die wahrscheinlich Ihre Frage gehört hat!" sagte Max mit einer beleidigenden Trockenheit.

Die Gräfin gab dem Pferde plötzlich einen Hieb und galoppirte die Höhe empor, bis das Thier abermals seinen Gang mäßigte.

„„Ich muß Ihnen sehr unwissend in der Forstkunde vorkommen, Herr v. R.,"" sagte sie, als sie sich gefaßt hatte und fühlte, daß die zornige Röthe wieder von den Wangen gewichen war. „„Wollen Sie mir nicht Unterricht geben in diesen Dingen?""

„Das hieße dem Grafen Roderich ein köstliches Vorrecht rauben," bemerkte Max mit der vorigen Trockenheit.

„„Seien Sie ohne Sorge. Er hat sich nie um Vorrechte gekümmert, und wäre froh, wenn sie der Freund ihm abnähme."" —

Wenn das Alles nicht schamlos war — und Max wußte, das war es nicht! — so konnte es nur grenzenlos naiv sein. Max sah sie überrascht an. Er entdeckte zum ersten Male, daß dieses reizende Weib nur ein erwachsenes Kind sei. Ein Hauch der Rührung lief über seine Seele.

„Das ist — sagte er in Bezug auf ihre letzten Worte — das ist zu viel gesagt, und zu wenig gemeint." —

„„Was heißt das?"" fragte Lucretia.

Mit diesen Worten erreichten sie die Höhe. Der Waldweg lief auf dem Kamme in horizontaler Linie dahin, zwischen uralten Stämmen, stellenweis mit einem Moosteppich belegt, anderwärts aber auch mit gefährlichen Wurzeln durchwachsen.

Sie ritten langsam unter den Wipfeln hin.

„Das heißt — sagte Max — daß Sie sich in einer gefährlichen Sicherheit befinden, wenn Sie meinen, der Freund Ihres Gatten werde seine Pflichten stets von dessen Rechten zu trennen wissen." —

Die Gräfin parirte ihr Pferd, sah ihn stolz an und sagte:

„Ist Ihr Name nicht Herr v. R.? Kein Wort mehr davon! Ich verbiete es Ihnen!" —



Damit jagte sie plötzlich davon, als wenn das Thier von einer Wespe gestochen wäre.

Max hatte keine Zeit, sich die Wirkung seiner Kühnheit klar zu machen. Er sah die Gefahr, in der die Reiterin schwebte, und spornte sein Pferd ihr nach. Und da geschah schon, was er gefürchtet hatte! Ihr Thier strauchelte an einer knorrigen Wurzel und sank jählings auf die Vorderfüße.

Die Gräfin fiel herab, und schien nicht aufstehn zu können, bis Max sie eingeholt hatte.

„Haben Sie sich verletzt, Frau Gräfin? Ich hoffe nicht." —

„„Geben Sie mir die Hand, Herr v. R., ich fürchte, ich habe den Fuß verstaucht. Aber mehr ist's auch nicht."" —

„Großer Gott, was ist da zu thun? Wir müssen sehn, ob Sie den Sattel wieder erreichen können. Ich werde das Pferd am Zügel führen und auf einem bessern Wege das Thal zu erreichen suchen." —

In diesem Augenblicke trat ein altes Weib mit einem Tragkorbe auf dem Rücken heran. Sie hatte Schwämme und Heidelbeeren gesucht.

„Was ist denn der Dame passirt?" fragte sie.

Max wandte sich kaum nach ihr um, als ärgre ihn in diesem Augenblicke die Zudringlichkeit des Weibes.

„Nu, nu, junger Herr. Manchmal verstehn wir Waldleute doch auch etwas, wo die Städtischen nicht aus oder ein wissen." —

„„Könnt Ihr helfen? Die Dame hat sich den Fuß verstaucht,"" antwortete ihr Max endlich.

„Lassen Sie mich mal sehn. Wenn die schöne junge Frau sich auf den Baumstumpf da setzen wollte." —

„„Thun Sie es, Frau Gräfin. Das Weib hat Recht. Diese Leute wissen in dergleichen Fällen recht gut, was noth thut."" —

Er führte die Gräfin zum Sitz. Das Weib warf ihren Korb vom Rücken und kniete nieder. Max trat einige Schritte seitwärts. Das Weib zog den Knopfstiefel vom feinsten Leder, der mit einem seidnen Quästchen geschmückt war, vom schmalen Fuße Lucretia's. —

„Verstaucht, sagen Sie? Ich sage verrenkt!" meinte die Alte nach der Untersuchung.

„„Wo ist da der Unterschied?"" fragte Lucretia.

„Wenn Sie sich verstaucht hätten, würden Sie immer noch laufen können, wenn's auch weh thäte. Aber hier sind die Knöchelgelenke aus ihrer Lage gerathen. Wir müssen sehn, ob wir sie einrichten können." —

„„Um Gotteswillen — aber verstehn Sie denn das?"" —

„Sie wären die Erste nicht!" sagte die Alte grinsend. „Vor allen Dingen warten Sie einen Augenblick. Ich will sehn, ob ich hierherum etwas Kräutig finde." —

Damit lief sie in das Gebüsch.

„Herr v. R.!" rief Lucretia fast so leise, daß der Ruf kaum das Ohr des Gerufenen erreichte.

Er kehrte sich nach ihr um.

„Sie leiden Schmerzen, Gräfin Lucretia?"

„„Sie irren sich,““ antwortete sie ihm zulächelnd. „„Es giebt nicht körperliche Schmerzen, die mir einen Laut erpressen dürften, wenn ich nicht will.““ —

Die Alte kam zurück und trug etwas Kraut in den Händen. Das zerrieb sie. Dann verlangte sie eine Binde, oder ein Taschentuch.

Max suchte schleunig in seinen Taschen, aber schlug sich plötzlich vor die Stirn und zog das Battisttuch der Gräfin heraus, das er in der Mooshütte gefunden hatte.

„Vergessen!“ rief er. „Nein vergessen! Haben Sie Ihr Tuch nie vermißt?“ —

„„In der That!““ rief sie überrascht. „„Und das haben Sie gefunden? Nun gut. So mag es seine chirurgischen Dienste thun. Wollen Sie es der Frau nicht geben?““

Max hatte das Tuch wie träumend betrachtet. Er sah auf und befand sich in wunderlicher Bestürzung, als er das Antlitz Lucretia's in Röthe getaucht sah. Die Wirkung, die es auf ihn machte, wurde verhängnißvoll für die Gräfin. Sie hatte, seit sie ihm zugelächelt, entschieden einen Eindruck auf ihn gemacht, weil sie weiblicher geworden war.

Max reichte der Alten das Tuch und sagte:

„Mit der Bedingung, daß ich's zurückerhalte, wenn es ausgedient hat.“ —

„„Wollen Sie auch ein Raritätencabinet anlegen?““ war ihre neckende Frage.

Diese Erinnerung an Roderich rettete ihn und gab ihm rasch die ganze Besinnung wieder.

„Nein!“ sagte er kurz und kalt, und fügte murmelnd hinzu: Es ist auch wahr. Ich will die Zahl der Narren nicht noch vermehren.“ —

Dann trat er abermals seitwärts, um die Alte ohne Zeugen operiren zu lassen.

Der Funke von Zärtlichkeit, den die Gräfin für einen Moment in sein Herz geworfen, war zurückgesprungen, um ein größres Feuer in ihr selbst zu entzünden. Es ist stets gefährlich für ein Weib, zu bemerken, daß sie einen Eindruck auf den Mann macht. Sie muß es damit büßen, daß sie den Eindruck mit doppelter Stärke zurückempfängt.

Die Alte hatte mittlerweile das zerriebene Kraut auf das Tuch gedrückt, das Tuch neben sich auf den Boden gelegt und war bei der Gräfin niedergekniet. Jetzt nahm sie den Fuß derselben, den ihr die Gräfin bis einige Zoll weit über den Knöchel entblößt hatte, und versuchte die Einrenkung.

„He, junger Herr,“ rief sie, „kommen Sie doch mal her, Sie sollen mir helfen.“ —

„„Nein — nicht — nein —““ wehrte Lucretia hastig und bedeckte den Fuß.

Die Alte sah staunend zwischen Beiden hin und her.

„Aber — sind Sie denn Beide nicht Mann und Frau?“ —

Sie erhielt keine Antwort. Dann fuhr sie fort:

„Nu meinetwegen! Aber Hilfe muß ich haben, oder ich geh' meiner Wege, und Sie können erwarten, daß eine Entzündung hinzutritt.“ —

„„Muß es sein?““ sagte Max erschrocken und näherte sich. „„Muß es durchaus sein?““ —

„Meint der Herr, daß ich hier Späßchen treibe?“ —

„„Dann ohne Bedenken, gnädige Frau. Was muß ich thun, Alte?““ —



Die Gräfin hob das Kleid diesmal nicht mit eigner Hand, denn sie bedeckte mit beiden Händen das Antlitz.

Die Alte schob es empor.

„Hier," rief sie „fassen Sie mit beiden Händen fest, während ich das verrenkte Gelenk nach der Richtung zerre, nach der es steht. So! Jetzt ist's beweglich. Nun schnell einen Ruck, und es sitzt wieder in alter Lage." —

Die Gräfin gab keinen Laut von sich.

Max stand auf, warf seine Börse in den Korb der Alten und führte die Pferde herbei.

Was ihm besonders auffällig erschien, als er Lucretiens Pferd vorsichtig zu Thale und bis nach Rodach führte, war der Umstand, daß dieses Weib, diese sonst so abweisende spröde Natur, sich in eine eigenthümliche Milde und Weichheit verwandelt hatte. Selbst das schöne marmorne Gesicht erschien in allen seinen Theilen zu menschlicher Empfindung aus einander geschmolzen, gleichsam flüssig geworden. Sie sah ihn auf dem ganzen Wege nicht einmal an, aber er bemerkte recht gut, daß sie in ihren Mienen sich des weiblich=rührenden Ausdrucks vergeblich erwehrte, so oft sie es auch versuchte, diese Weichheit durch schmollenden Trotz aufzuheben.

Woher diese Verwandlung?

Eines Mannes Gedächtniß war im Besitze eines ihrer Reize; eines Mannes Auge hatte ein Verborgnes an ihr geschaut! Das kettet fester als das glühendste Wort. —

Wenn die Scham nicht zum Hasse führt, führt sie das Weib zur Hingebung.

8. Sturm und Drang.

Die Gräfin Lucretia lag einige Tage zu Hause, da sie nach Anordnung des Arztes den Fuß zu schonen hatte. Herr v. R. schickte zwar des Tages mehrere Male zu ihr, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, aber um sie selbst wiederzusehn, dazu hatte er plötzlich den Muth verloren. Er fühlte, daß sein Blut zu sieden beginne, wenn er an die Scene im Walde dachte. Er fühlte, daß ihm die Sinne warm wurden, wenn er an die Scene im Walde dachte. Denn er war ein Mann wie jeder andere. Aber Liebe und Sinnlichkeit sind zweierlei. Mit Schrecken bemerkte er die Anzeichen, die das keimende Gefühl eines Weibes trotz all' ihres Widerstandes verrathen. Als er ihr vom Pferde geholfen, sie die Gartenstufen hinabgeleitet und der Zofe überlassen hatte, ruhte die Hand Lucretiens zitternd in der seinen, und sie sah ihn nicht an und sie dankte ihm seine Dienste mit keinem Wort!

Er überlegte noch auf seinem Zimmer, ob er der drohenden Gefahr durch eine Flucht auf alle Fälle hin entgehn solle, oder ob es noch einen Weg gäbe, ihn wie die Gräfin von dem Abgrunde zurückzureißen, dem sie zueilten.

Da trat der Rathhauswirth in sein Zimmer, ein Briefchen in den Händen und die unvermeidlichen Citate auf den ewig lächelnden Lippen.

„Der Narben lacht, wer Wunden nie gefühlt!" „Schwachheit, dein Nam' ist Weib!" —

„„Woher, guter Ganymed?““ fragte Max, indem er den auf die Sophalehne gestützten Kopf hob und den Brief nahm.

„So lies nur, und erbleiche, wenn Du kannst!“ —

„„Bei diesem Liebespfand, Du bist ein Kuppler!““ erwiderte Max lächelnd mit den Worten der Cressida. „„Mach dich hinweg!““ —

„Rund um die Erde zög' ich einen Gürtel in viermal zehn Minuten“ — war die Antwort des Wirthes, der so graziös, als es sein Embonpoint nur erlauben wollte, zur Thür hinaustänzelte.

Der Brief lautete:

„„Warum lassen Sie sich nicht sehn, mein Freund? Ich glaube, ich bin Ihnen noch eine Danksagung für Ihre Mühen schuldig. Ueberdies hab' ich entsetzliche Langeweile. Lucretia von Burgdorf.““ —

Max warf die Zeilen auf's Sopha, von dem er aufstand und blickte sinnend vor sich hin.

„Es muß sein!“ rief er endlich aus. „Ich muß ein Ende machen, ehe meine Ehre in Trümmern geht. Ich werde mich wohl zu bezwingen wissen.“ —

Er ordnete seine Toilette und begab sich zur Gräfin.

Sie lag auf einer Causeuse, als er eintrat. Er bemerkte sehr gut, daß eine Röthe, die ihre Wangen wahrscheinlich bei der Anmeldung seines Namens durch die Zofe gefärbt hatte, nur eben erst ihrer gewöhnlichen Farbe wieder Platz machte. Sie trug ein weißes Negligé. Ihre schwarzen Haare strömten vom Haupt über die ganze Kopflehne, so daß sie darauf wie auf einem Kissen zu ruhen schien.

Sie streckte ihm die Hand hin, die er küßte.

„Haben Sie noch Schmerzen, gnädige Frau?“

„„Nicht mehr, so lange der Fuß ruht. Mehr kann ich freilich noch nicht als höchstens einmal durch's Zimmer gehn. Wissen Sie, daß der Graf Roderich seine Rückkehr angezeigt hat? Er wird morgen früh hier sein, mich abzuholen.““ —

Lucretia, die ihn in der ersten Hälfte Ihrer Rede angeblickt hatte, zog mit der letzten Bemerkung die Lider über die Augen, so daß sie zu schlafen schien.

Max holte tief Athem, als wenn er eine Last von der Brust mit dem Athem ausstoßen wollte.

„Womit haben Sie sich in diesen Tagen beschäftigt, gnädige Frau?“ —

„„Da! Sehn Sie doch!““ —

Sie wieß auf eine einfach construirte Staffelei, an der ein weibliches Porträt angefangen war. Am Boden derselben lag eine Guitarre.

„Ein Phantasieporträt?“ —

„„Nein, es ist Frau v. Amelung, meine Freundin. Ich mal' es für ihren Geburtstag.““ —

„Hier fehlt der Schatten am Nasenflügel!“ —

„„Sehr möglich, denn das Bild ist noch gar nicht fertig.““ —

„Ein wundervolles Auge!“ —

Die Gräfin kehrte sich unruhig nach ihm um.

„„Finden Sie das wirklich?““ —

„Die Baronin gilt als eine Schönheit von erstem Rang. Da ich sie nicht persönlich kenne, will ich wenigstens ihr im Bilde huldigen.“ —



Die Gräfin wurde immer unruhiger. Ihre Brauen zogen sich zusammen, ein finsterer Trotz lagerte sich um die Augen.

„Diese Lippe — fuhr Max arglos fort — haben Sie unnachahmlich gezeichnet. Sie erinnert an die schöne Ninon de l'Enclos." —

Max hatte wieder das Unglück, daß er, um die Kluft zwischen sich und sie zu legen, wie er beabsichtigte, gerade das entgegengesetzte Mittel wählte. Er weckte die Eifersucht in Lucretien. Sie senkte den Fuß vom Sopha, griff hastig nach dem Porträt und warf es in eine Ecke.

„Sie soll an nichts erinnern. Was geht Sie die Ninon an!" rief sie zornig.

Max sah jetzt ihre Gemüthsverfassung erst, ohne sie zu begreifen. Er mußte ein Ungeschick begangen haben und suchte nach einem andern Gegenstand des Gesprächs.

„Da liegt eine Guitarre. Spielen Sie dies Instrument, Gräfin Lucretia?" —

Diese lehnte sich wieder auf das Sopha zurück.

„„Ich lieh es von meinem Hauswirthe, um Accordstudien zu treiben. Verstehn Sie es auch zu spielen?""

„Ich errinnere mich, auf dem Gymnasium eine Caprice dafür gehabt zu haben. In den Flegeljahren schwärmt ja die Phantasie so gerne unter Balconen umher, wenn die Stillvergötterte auch nur der Backfisch des Klassenlehrers wäre!" —

„„Nehmen Sie das Notenblatt herüber — ich will Ihnen einen Accord zeigen — da, diesen! Den bekomm' ich nie in die Finger. Er liegt nicht bequem!"" —

Max sah über ihre Schulter und sagte:

„O doch, gnädige Gräfin. Wollen Sie ihn nur einmal versuchen?" —

Er hob mit diesen Worten die Guitarre vom Boden auf und gab sie Lucretien in den Arm, die mit der rechten Hand den fraglichen Accord anschlug.

„„So?"" fragte sie und blickte voll zu ihm auf.

Der junge Mann bog sich mit derjenigen Ruhe, wie sie einem Lehrer geziemt, etwas nieder, um die Hand der Gräfin in die seine zu nehmen.

„Eine kleine Wendung der Handwurzel wird diesen Griff wohl erleichtern. Erlauben Sie, daß ich die Hand richte? Sehen Sie, wie gut es geht — aber was ist Ihnen, Gräfin Lucretia?" —

Aus dem Arm glitt ihr die Guitarre tönend zu Boden. Der Kopf sank mit geschlossenen Augen rückwärts in die ruhende Lage. In Maxens Hand zitterte die der Gräfin. Der die seine zuerst zurückzog, war er.

Langsam, unhörbar trat er einen Schritt von ihr hinweg und wußte nun auf einmal, was diesen schönen Körper so zittern machte, was diesen Busen durchtobte.

Er machte eine halbe Wendung und legte die Hand vor die Stirn.

„Und bin ich dazu hierhergekommen? sagte er zu sich selbst. Waren das meine Absichten, meine Vorsätze? Sie ist in der Gewalt meines Willens — ist nicht damit schon meine Aufgabe gelöst? Wäre sie das Weib meines Freundes nicht — vielleicht würd' ich mir jetzt nehmen, was mein geworden. Ich will hinweg — fort von Rodach — denn die Flucht ist das einzige Mittel, aus dieser Gefahr ohne den Schiffbruch meiner Ehre zu kommen. Wenn sich der Mann nicht beherrschen kann, wer kann es von Beiden sonst?" —

Das waren ungefähr die Gedanken, die dem jungen Manne wie im Nu durch den Kopf jagten.

Als die Gräfin die Augen aufschlug, stand er in ehrerbietiger Ferne, den Hut in der Hand. Dieser Anblick richtete sie empor:

„Sie wollen gehen?“ Sie strich mit beiden Händen über die Stirn, als wenn sie sich aus einer Welt von Visionen in's wirkliche Leben versetzen wolle. „Gehn Sie noch nicht, Herr v. R., wir dürfen ja nicht so auseinander gehn. Keine Musik mehr! Bringen Sie das Album dort — es sind Copien und Photographien aus den Gallerien Italiens.“

Max legte das Album in ihre Hände.

„Vielleicht können Sie mir manches erklären, was mir bisher wie ein Räthsel dünkte. Setzen Sie sich neben mich — da!“ —

Max zögerte. Sie bemerkte es. Mit fieberhaft gebieterischer Bewegung deutete sie auf den Platz neben sich: „Nehmen Sie Platz. Ich will es so! Ich will doch sehn, was ich wagen darf!“

Diese letzten Worte knirschte sie wie wüthend zwischen den Zähnen hervor.

„Pygmalion — sagte sie, das Album öffnend — in dessen Armen das Weib von Marmor lebendig wird — gestern verstand ich das auch noch nicht, und heute — — Medea, die ihre Kinder schlachtet aus Eifersucht — ist das nur denkbar?“ —

Sie starrte einen Augenblick vor sich hin, dann murmelte sie:

„Ich habe keine Kinder — aber der Maler — hat nicht gelogen! — Siehe da, ich bedarf keines Erklärers mehr — auch nicht mehr für jenes Küssen und Tödten.“ — —

„„Hören Sie mich an, Gräfin Lucretia!““ —

„Was wollen Sie, Max? Was haben Sie mir zu sagen?“

„„Was ich will? Den Tempel säubern, damit Graf Roderich sein Haus noch rein finde. Ihnen eine Geschichte erzählen.““ —

„Und wenn ich Ihre Geschichten nicht hören will? Glauben Sie denn, ich sei im Stande und sei auch Willens, etwas mehr zu hören als mein im Ohre brausendes Blut. Ich bin kein Kind mehr — gehn Sie mir doch mit Ihren Geschichten!“ —

Sie schleuderte das Album auf den Tisch und stand auf. Max folgte dieser Bewegung.

„„Ich schwöre Ihnen, Gräfin, es ist das letzte Mal, daß Sie mich sehen werden. Darum hören Sie mich an, und zwar ruhig, wenn Sie's vermögen!““ —

„Was wollen Sie, Herr v. R.?“ —

„„Ihren Haß und Ihre Verachtung, bevor ich gehe. Sie sind das dem Gatten schuldig und sich selbst.““ —

Lucretia wandte sich langsam ihm zu. Er sah ihr Auge von unheimlichem Feuer lodern, als sie langsam begann:

„Und damit, glauben Sie, sei es abgethan? Sie wagen von Haß und Verachtung zu reden, als sei ich das Weib noch, das ich vor 4 Tagen gewesen? Die Leidenschaft, die ein ehernes Band um das Auge legt, läßt doch sonst noch eine Spalte offen für den Gegenstand, dem sie gilt. Muß ich Ihnen sagen, was Sie

mir geworden? Meine Scham und meine Vergangenheit unter die Füße treten und Ihnen sagen, was Sie gethan?"

Sie that einen Schritt nach dem Tische, schlug das Album auf und deutete mit dem Finger auf das Bild.

„Hier ist's gemalt — rief sie — nun reden Sie noch vom Hasse!" —

„„Pygmalion! rief Max, vor Schrecken den Arm erhebend. Es darf nicht sein, bei Allem, was Ihnen noch heilig ist, es darf nicht! Sie sollen mich hassen lernen. Ich will Ihnen sagen, was gegen Sie im Werke gewesen. Sie sollen —"" und damit schüttelte er den Arm wie drohend gegen sie — „„Sie sollen mich hassen lernen!""

Plötzlich lag sie am Boden auf einem Knie, die Arme wie flehend nach ihm ausgestreckt.

„Max!" rief sie, aber ein zweites Wort wollte nicht über die Lippen. Ihre Züge arbeiteten furchtbar.

„Hassen" — und damit fand sie endlich die Sprache wieder. „Ja, lehre mich's, so will ich Dich anbeten wie meinen Heiland." —

Max hob sie auf und führte sie zum Sopha zurück. „Leihen Sie mir ein ruhiges Ohr, Frau Gräfin. Ich werde Sie nicht verlassen, bevor nicht Alles zwischen uns klar geworden."

Lucretia richtete die Augen zu ihm empor. Es schimmerte feucht und sanft wie noch nie in diesen Sternen. Der Ausdruck ihrer Züge war Mitleid fordernd.

„Wenn Sie mir doch lieber nichts sagten! Was mich zum Weibe, was ich nie gewesen, machen kann, das weiß ich ja nun. Was könnten Sie nun noch wollen, als das Werk wieder vernichten, was Sie geschaffen?" —

„„Und das muß ich, Lucretia. Sie müssen mich hassen lernen, wie Sie Ihrem Gatten vergeben sollen.""

„Meinem Gatten?" frug sie erstaunt. „Was hat dieser Kranke mit uns zu thun?"

„„Eben von diesem Kranken handelt es sich. Sie müssen erfahren, wenn Sie es nicht schon wissen, daß die Glieder seines Geschlechts der Gefahr ausgesetzt sind, von irgend einer vom Wege der Gewöhnlichkeit abliegenden Idee ergriffen zu werden, und daß keine andre Rettung möglich ist, als diese Idee in ihrem Ziele zu zerstören.""

„Aber diese Idee —" fragte die Gräfin, mit dem Auge fast athemlos an seinen Lippen hängend.

„„War die Frage, ob das Weib, dessen Tugenden die Welt besang, jeder sinnlichen Versuchung unzugänglich, ob sie, die seiner Großmuth nur die Existenz verdanke, wenn sie keinen Pulsschlag für den Gatten habe, auch eines solchen unfähig sei für jeden Andern. Er suchte mich hier in Rodach auf, um mir die Rolle eines Versuchers an seinem Weibe zuzumuthen. Und daß seine Wahl auf den einzigen Freund gefallen, war das einzig Gesunde an seinem Vorhaben. Er wußte sehr wohl, wem er die Ehre seines Hauses vertrauen durfte.""

Lucretia fuhr empor und warf die Arme wild in die Luft.

„Verrätherei an einem hilflosen Weibe? O Himmel und Erde!" rief sie.

Sie schlug die Hände vor's Gesicht. So stand sie wie in den Marmor zurückgekehrt, aus dem sie geweckt war.

Max näherte sich ihr.

„Ich fühl' es, sagte er ruhig, daß mich Ihr Auge nicht mehr sehn darf. Versuchen Sie es, der Welt wieder zu gelten, was Sie gewesen: das Heiligthum Ihres Gatten. Ich reise noch heute nach dem französischen Kriegsschauplatz. Roderich wird einen Brief von mir erhalten, in welchem ich die Vergeblichkeit meines Versuchs berichte. Soviel an mir liegt, soll er an seinem Weibe nicht Zweifel hegen. Er ist ein kranker Mann, Lucretia. Haben Sie Mitleid mit ihm und zwingen Sie sich, wenn Sie können, zu einer Zärtlichkeit, die ihn retten kann. Denn sein unseliges Experiment entsprang nur der Liebe zu Ihnen. Seinen Richter, wenn er einen verdient hat, mag er in seinem Gewissen suchen." —

Max war gegangen. Lange noch stand Lucretia ohne Regung in derselben Haltung mitten im Zimmer. Dann sanken die Hände langsam vom Gesicht: es war wieder dasselbe, was es von jeher gewesen: das regelmäßige, schöne, plastische Antlitz einer jungen Eumenide. Was sonst noch ihre Seele fühlte, ihre Züge verriethen's nicht, höchstens die Worte, die sie jetzt vor sich hinsprach. „Er wird ihn wo anders finden!" war die Erwiderung auf Maxens letzte Bemerkung. „Und so hätt' ich nichts als den Haß für's Leben, zu dem ich erwacht bin? Und nichts als die heißhungrige Wollust, die Niemand stillt, und die Mordsucht und die kreischende Wuth? Und alle diese Bestien, lagen sie nicht schadlos schlummernd in ihrer Höhle? Und sie sollten nicht mit Lust hervorbrechen, seitdem die Hand jenes fliehenden Feiglings den Riegel wegschob?" —

Sie that einen Schritt nach dem Tische und stützte sich ruhig darauf.

„Wahnwitz im Gehirn meines Gatten? Das zu erfahren hatte mir noch gefehlt! Mein Herz hatte verbundne Augen. Was der Finger in diesem Dunkel Kaltes berührte, konnte ja noch immer ein feuchter Stein, oder irgend etwas sein, was man ebenso gleichgiltig bei Seite schiebt. Aber zu erfahren, daß man auf einen menschlichen Cadaver —"

Sie sprach nicht aus. Ein Schauder lief über ihren Leib. Dann rief sie die Zofe, ihr einen Wagen zu besorgen, der sie auf eine Stunde in die tiefste Tiefe des Waldes führen sollte. Zu dem, was sie brütete, brauchte sie keine Begleiterin.

9. Das Gericht.

Max zergrübelte sich den Kopf, wo auf seiner Seite die Schuld sei. Was hatte er dazu gethan, daß die Sinne dieses Weibes unter seinem persönlichen Einflusse erwacht waren? Der Augenblick, da er mit Schrecken bemerkte, daß er sinnlich zu empfinden begönne, war ja auch der Augenblick seines Entschlusses gewesen, durch eine offne Entdeckung dem ganzen Spiel ein Ende zu machen. War er der Sieger, weil er der Erste war, der diese Seele bekämpfte? Hätte er Roderichs Zumuthung abweisen sollen, auf die Gefahr hin, daß der Erste, Beste den Sieg, den er über das jungfräuliche Weib gewann, gewissenlos zu seinem Vortheile ausbeutete?

Es war sein Verhängniß, aber es war nicht seine Schuld.

Die Gräfin kehrte gegen 7 Uhr Abends aus dem Walde zurück. Ihr Aussehn war finster und bleicher wie sonst. Auch die wenigen Worte, die sie der Zofe zu sagen hatte, schienen ihrer Gemüthsverfassung noch zu viel zu sein. Die Zofe hatte Mühe, aus der knappen Fassung der Befehle den Willen der Gebieterin zu errathen.



Der schmerzende Fuß, der sich beim Aussteigen aus dem Wagen und auf dem kurzen Wege zum Zimmer fühlbar machen wollte, schien für die Gräfin nicht da zu sein. Dazu war ihr seelisches Leiden viel zu groß. Sie hatte außer nach frischem Wasser kein Bedürfniß, wie sie behauptete, ließ dem Hauswirth sagen, daß sie mit nächstem Morgen den Betrag der Miethe zu berichtigen wünsche, da sie mit ihrem Gemahle ohne Verzug abreise, und schloß sich dann in ihr Zimmer ein.

Selbst die sonst so naseweise Zofe wagte diesmal nicht, mit ihrer geschwätzigen Art zudringlich zu werden.

Gegen 9 Uhr Abends trat Lucretia wieder aus dem Zimmer und befahl Marien, zwei Briefe nach der Post zu besorgen. Sie waren an Verwandte ihres Gemahls adressirt. Sie selbst besaß dergleichen Verwandte nicht.

Dann stieg sie zwischen den Häusern des Städtchens den Berg hinunter bis an das Bette der Rodach und setzte sich an eine Stelle des Ufers, wo der Waldbach mit ungewöhnlichem Zorne über ein Felsstück tobte, so daß es schwer war, sich an dieser Stelle redend zu verständigen.

Am Himmel stand kein Mond. Die über den Bach hängenden Erlen machten die Nacht hier noch dunkler, als sie war. Außer einigen Rehen, die sich zur Tränke verspätet hatten, und über die Wiese nach dem Bache getrabt kamen, und außer dem Kauz, der weiter oben in den Felsen schrie, war kein lebendes Wesen in der Nähe. So saß Lucretia wohl eine Stunde, in ihre finsteren Gedanken verloren, ehe sie das Gemach wieder aufsuchte.

Als sie an die Hausthür kam, rollte oben vom Rathskeller ab ein leichtes Gefährt in die Nacht hinaus. Die Lauschende legte die rechte Hand auf die Brust. Es konnte Max v. R. sein, der so eben Rodach verließ.

„Er ist gerettet!" murmelte das Weib. „Um so sichrer soll mir der Andre sein!" —

Als Marie am nächsten Morgen schüchtern an das Schlafzimmer der Herrin pochte, erhielt sie — es war um 8 Uhr — keine Antwort. Sie wagte zu öffnen und sah die Gräfin in demselben Anzuge, den sie gestern Abend noch spät getragen, auf dem Bette liegen. Bei dem Geräusch der Thür machte die Schläferin eine halbe Wendung, dann lag sie wieder ruhig und griff nur mit der Hand wie im Krampf in die Bettdecke.

Marie trat heran und rief sie.

Sie fuhr empor und sah sich wild um. Dann faßte sie den Arm der Zofe, daß diese vor Schmerz fast aufgeschrien hätte, und rief:

„Du hast gelauscht! Du hörtest was ich im Traume sprach!"

„„Ich, gnädige Gräfin?"" —

„Was sprach ich? Bekenne, Mädchen, was hab' ich im Traum gesagt?" —

„„Ich weiß es nicht. Bei meiner ewigen Seligkeit, ich trete so eben erst in dies Zimmer."" —

Lucretia faßte sie einen Augenblick lang in's Auge, dann erhob sie sich vom Bette und zog die Uhr.

„In einer halben Stunde muß er hier sein!" sagte sie vor sich hin.

Sie winkte die Zofe ab und blieb abermals allein.

Als Graf Roderich am Rathskeller vorfuhr, war die erste Frage an den Wirth:

„Wo ist Herr v. R.?“

„„Er ist zu Schiff nach Frankr —““

Der poetische Ganymed von Rodach vollendete nicht. Der Graf sah nicht danach aus, sich seine Belesenheit gefallen zu lassen, und er verbesserte sich schleunig:

„Er hat gestern Abend die Stadt verlassen. Dieser Brief ist an den Herrn Grafen zurückgeblieben.“ —

Roderich nahm ihn schweigend und steckte ihn in die Brusttasche.

Er glaubte schon zu wissen, was in dem Briefe stand. Max war der Versuchung erlegen, weßhalb wäre er sonst geflohen?

In diesem Gedanken lag so viel Gift, daß er die Logik aller übrigen mit zerstörte.

Vor Allem gehört dahin, daß er die Flucht Maxens als Feigheit auslegte. Und weiter galt es für den Unglücklichen als ausgemacht, daß auch Lucretia's Seele nicht unentweiht geblieben sei. In diesem Wirbel von Gedanken erschien er bei der Gräfin.

Er hatte den Diener mit einem kleinen Reisekoffer vorausgeschickt, um ihr seine Ankunft zu melden.

Sie saß, als er eintrat, am Fenster in einen Sessel gelehnt und der Thüre nur die halbe Seite ihres Körpers zuwendend.

Ihre Kleidung war das blendend weiße Morgen-Negligé von gestern. Ihr Haar lag zum Theil hoch aufeinander geschichtet auf dem Kopfe und fiel zum andern Theile in einzelnen unordentlichen Strähnen über die Sessellehne und an den Wangen hinunter.

So hatte ihr Anblick etwas Unheimliches, und dieser Eindruck wurde noch vermehrt durch die unatürliche Kälte und Bewegungslosigkeit ihrer Züge. Nur die Unterlippe klemmte sich leicht zwischen die Zähne.

Sie hatte ein Buch vor sich und las.

„Lucretia!“ rief Roderich sie an, erstaunt über die Art dieses Empfanges.

Sie machte blos ein kleine Wendung des Kopfes und sagte:

„Ah gut, daß Du da bist. Ich lese Othello. Sage mir, was ist's wohl, das Desdemona nicht um die Welt thäte?“ —

Dem Grafen schwoll eine Stirnader. Er trat unwillig zu ihr und nahm ihr das Buch ab.

„Ich war abwesend. Hast Du keinen bessern Empfang für mich?“ —

„„Mußtest Du erst abwesend sein, um mich tagelang nicht zu sehn? Das wußt' ich wahrhaftig nicht.““ —

Sie lächelte! Wie eben dies Weib lächeln konnte.

Er verschluckte diese bittre Pille, die mit honigsüßer Kruste candirt war, noch einmal mit Geduld und erwiederte:

„Ich fühle Deinen Vorwurf, Lucretia. Aber es soll nie mehr geschehn. Ich habe diese Lippe zu lang mißachtet —“

Er neigte sich zu ihr herab. Sie aber drehte das Gesicht nach dem Fenster zu und hob ihm nur die Hand entgegen, deren Rücken er küßte.

„Und warum findest Du mich jetzt erst Deiner Beachtung werth?“ waren die Worte, mit denen sie jene Bewegung ihres Ekels und Hasses begleitete.

„„Es ist — antwortete der Graf — eine alte Reiseerfahrung: jede Ferne lockt und erfüllt mit Sehnsucht. Auch das, was in der Ferne daheim geblieben.““ —

„Heißt das nicht auch, daß jede Nähe ernüchtert?“ —

„„Da sieht man, versuchte der unglückliche Mann zu scherzen — da sieht man, wie weit das arme Menschengehirn mit Sentenzen kommt. Deine Nähe bewirkt das Gegentheil.““ —

Die Gräfin antwortete nichts darauf. Sie sah eine Weile durch's Fenster in die Berge.

„An was denkst Du, Lucretia?“ fragte endlich der Graf.

„„An Dich dacht' ich eben, Roderich.““ Sie wandte den Kopf wieder zu ihm und sah ihn mit stechendem Auge an, als sie fortfuhr:

„Was hat Dich so leidend gemacht? Du siehst aus, als hättest Du Gift genommen!“

„„Mein Auge trinkt es eben, denn die Schönheit meines Weibes vergiftet mich,““ war die Antwort.

Sie lachte. Es war ihr Vergnügen eben, mit dem kalten Dolche im Fleisch eines Menschen umher zu fahren.

Sie sah beinah liebenswürdig aus, als sie ihn scherzend fragte:

„Kann man nicht auch sagen, Du habest es von der Reise mitgebracht? Wer will behaupten, daß es von mir gekommen?“ —

Man sieht, sie hatte schon einen vollständigen Mordplan entworfen. Roderich konnte diese Worte sich natürlich nicht anders deuten, als daß sie scherzend gefragt, ob er ihr treu geblieben, ob nicht das Gift einer fremden Schönheit es ihm angethan habe. Der Unwille erfaßte ihn. Er wollte das Gespräch auf was Andres lenken:

„Womit hast Du Dir die Zeit vertrieben, Lucretia?“ —

Sie deutete auf den Vogelkäfig, der an der Fensterwand hing, aber leer war.

„„Siehst du nicht, daß der Zeisig entflohn ist?““ Das hatte nämlich gestern die Zofe beim Füttern verschuldet.

„Dein kleiner Liebling?“ fragte der Graf. „Aber wie kam das?“

„„Ich sperrte den Käfig auf!““ war die Antwort in grenzenlos naivem, kindlichem Tone.

„Dann hast Du allerdings den Verlust verschuldet. Was brachte Dich zu diesem Einfalle?“ —

„„Das Thierchen hatte mich lieb, Du weißt es.““ —

„Es war zahm und an Dich gewöhnt.“ —

„„Aber ich wollte sehn, ob es mich lieber habe als seine Freiheit.““ —

„Und es wählte die Freiheit?“ sagte Roderich lächelnd. „Das verdenk' ich ihm eben nicht. Man muß dem Naturtriebe nicht vorwitzig die Thür öffnen. Es liebte Dich, so lange es die Versuchung nicht erfuhr.“ —

Da stand die Gräfin auf und warf die schwarzen Haare nach hinten. Dann schritt sie haßblitzend mit dem höhnischen Wort an ihm vorüber: „Seit wann so weise, mein Herr Gemahl?“ —

Der Graf erschrak zum ersten Male bei dieser momentanen Eruption ihres Innern. Er vermochte nichts als zu stammeln: „Lucretia!“

Aber schon hatte der Panther das Haupt wieder in die Höhle zurückgezogen. Nichts war von außen zu sehn als ein reizendes, kindlich scherzendes Weib. Ihr

Auge war auf den Reisekoffer gefallen, der im Winkel stand. Sie kniete neben demselben nieder und schlug den Deckel zurück.

„Was hast Du mir mitgebracht?“ rief sie. „Darf ich sehn?“

„„Da ist nichts für Dich drin,““ antwortete Roderich. —

„Wahrscheinlich Curiositäten, also wie Du sie für Dein Museum von jeder Reise mit heimgebracht. Ist kein Negerschädel da, der zum Trinkbecher geschnitzt ist?“

„„Warum das, Lucretia?““

„Wir würden auf unsre Liebe daraus getrunken haben. Was sind das für ein Paar alte Pistolen?“ —

„„Ich kaufte sie in Schlesien, sie sollen dem Wallensteinischen Obersten Holk gehört haben.““ —

Lucretia stand auf und legte scherzend eine derselben auf den Grafen an.

„Sind sie geladen?“

„„Wenn das möglich wäre, würdest du damit spielen?““ —

Sie lachte ihm in's Gesicht und warf die Pistole in die Ecke.

„Spielen? — Nein!“

„„Aber Du sagtest mir noch nicht, wie Du in diesen Tagen gelebt hast. Wie hat Herr v. R. seine Cavalierspflichten an Dir erfüllt?““ —

Lucretia kniete von Neuem bei dem Koffer.

„Du bist sehr ungeschickt in der Wahl Deiner Freunde, mein guter Roderich. Max v. R. ist sehr ungalant. Aber sieh da, ein Dolch!“ —

Der Graf machte eine Bewegung des Schreckens.

„Nimm Dich in Acht, seine Spitze ist vergiftet. Die kleinste Wunde bringt in fünf Minuten den Tod. Wenn Du mich liebst, Lucretia, lege diesen Dolch aus den Händen!“ —

Sie betrachtete ihn neugierig, dann lächelte sie ihm zu.

„„Laß nur! Mit der Gefahr zu spielen hat einen eignen Reiz. Eine Kreuzotter im Glasbehälter ist mir lieber als ein treuer Hund in der Freiheit.““ —

„Seit wann ist Dein Geschmack so pikant geworden?“ —

„„Seit ich die Männer so ungalant finde, mein guter Roderich.““ —

„War Dir das an Max v. R. eine so unbequeme Eigenschaft?“ —

Des Grafen Blut fing an zu sieden. Die Unruhe begann seine Seele wie mit Nesseln zu peitschen. Er trat auf die Gräfin zu, packte ihren Arm und frug mit zusammengebissenen Zähnen: „Wie weit kamt ihr Beide?“ —

„„Die Hand von mir!““ zischte Lucretia und stand auf. — „„Hat Max v. R. mit Ihrer Erlaubniß an meine Seele geklopft? Mit Ihrer Erlaubniß mich zu einer Leidenschaft zu reizen gesucht, die meinen Gatten beschimpfen mußte? Mit Ihrer Erlaubniß, Graf?““ —

„Ich will es nicht leugnen!“ schäumte dieser, mit dem Fuße aufstampfend. „Antwort, Weib! Wie weit kamt ihr Beide?“ —

„„So weit, Du wahnsinniger Narr““ — war die Antwort — „„daß nichts mehr übrig bleibt als die Ehre zu rächen, die Du Preis gegeben. So weit, Graf Roderich!““ — Und rasch auf ihn zutretend, stieß sie die Dolchspitze nach seiner Brust.

„Was thust Du, Lucretia!“ rief er von Schrecken gelähmt und mit der Hand nach der unbedeutenden Wunde fahrend. „Weißt Du, daß ich des Todes bin?“ —

„„Wie Du ihn schuldig warst!““ war die ruhige Antwort des Weibes, die den Unglücklichen mit keinem Auge verließ und mit ihrem fixirenden Blicke die Wirkung des Gifts zu beschleunigen schien.

Kein Nerv regte sich in ihrem Gesicht. Es war etwas wie Befriedigung im Ausdruck, als sie den Grafen seinen Zuckungen allmälig erliegen und zusammenbrechen sah.

„Ein Wort, Lucretia!“ rief er im Sinken aus. „Und wie Feuerschlangen schießt es durch meine Adern — ein Wort nur, daß ich mit einem Troste von hinnen geh — wie weit kamst Du mit Herrn v. R.?“ — Die Gräfin ging aus ihrer Haltung nicht heraus.

„„Und doch wußtest Du so gut, warum mein Vogel die Freiheit wählte?““ war die Antwort.

„Weh meines Vorwitzes! So ist Keine, die treu wäre. Es ist nicht eine!“ stöhnte der Sterbende. Noch zwei Secunden, und der Todeskampf war bestanden.

„Jede ist es, an die ihr glaubet!“ rief sie der Leiche zu. Dann wandte sie sich ab, warf den Dolch aus den Händen und stand überlegend.

„Ist dies ein Mord?“ waren ihre leise und langsam von den Lippen fallenden Worte, bis sie sich an den eignen Gedanken belebten und lauter wurden. „O nein! Die Priesterin treibt nicht Mord, wenn sie der Gottheit das Opfer schlachtet. Und ich that auch nicht mehr. Ihr Entweihten alle von meinen Schwestern: Jungfrau, die der freche Wüstling nur mit der flüchtigsten Silbe streifte; und du, Weib, die es in ohnmächtiger Scham mit anhören muß, wenn der berauschte Gatte mit ihrer Ehre Scherz beim Gelage treibt! Und du, heiliges Kinderohr, das aus den Worten elterlicher Roheit den ersten Begriff der Sünde sog: Ich habe für euch alle getödtet! Ich habe auch euch gerächt!“ — Dann klingelte sie. Der eintretenden Zofe, die vor Schrecken über den Anblick laut aufschrie, befahl sie, augenblicklich den Ortsvorstand von Rodach zu ihr zu bitten. Fast ohnmächtig taumelte das Mädchen über die Straße.

Zehn Minuten später trat ein ehrwürdiger Greis in's Gemach.

Erschüttert hörte er den Anordnungen der Gräfin zu. Dann sagte er:

„Es ist meine Pflicht, Frau Gräfin, daß ich Sie einstweilen verhaften lasse.“ —

Ein Lächeln glitt über ihr Antlitz.

„Um der Hauptstadt einen Scandal für acht Tage zu liefern? Was weiß eure sogenannte Gerechtigkeit von der Seele des Weibes!“ —

Dann trat sie ruhig an den Tisch, wohin sie den Dolch geworfen, verwundete sich am Arm und sagte:

„Ich bin mir Richter allein genug!“ —

Kaiser Paul.

Tragödie von Friedrich Bodenstedt.

(Vierter und fünfter Akt.)

Vorbemerkung der Redaktion.

In den letzten Wintermonaten hat Friedrich Bodenstedt in Meiningen das Werk vollendet, woraus wir den Lesern hier eine bedeutsame Probe mittheilen. Der Stoff lag dem Dichter schon Jahre lang im Kopf, ehe er Muße gefunden, ihn mit der Feder in der Hand künstlerisch auszugestalten. „Es wogte in meinem Gehirn“ — so schrieb er uns — „wie von geschmolzenem Metall, das nach Licht und Form rang, die sich nun leicht fand, so daß in ein paar Monaten Alles wie in einem Gusse fertig wurde.“ Lebendig leuchtet uns aus diesen Worten die schöpferische Begeisterung entgegen, die den Poeten bei seiner Arbeit beseelte — und so war denn auch der Eindruck, den die Lectüre des Manuscripts bei uns entfachte, ein begeisterungswarmer, weihevoll ergriffener. Mit dem vierten Akt beginnt die wirksamste Scenenreihe, die sich mit dramatischer Gesetzmäßigkeit von Moment zu Moment steigert und belebt, bis sie endlich im fünften Akt zu einem Höhepunkt von erschütternder tragischer Macht sich emporhebt. Wir theilen den vierten und fünften Akt mit und begnügen uns, durch einige den Zusammenhang vermittelnde Vorbemerkungen den Inhalt der ersten drei Akte kurz anzudeuten.

Die Tragödie spielt zu Anfang unsres Jahrhunderts und hat zum Mittelpunkt ihrer Handlung die Adelsverschwörung, welcher der mächtigste und unglücklichste Monarch seiner Zeit zum Opfer fiel. Man sieht, der Dichter hat sich einen spröden Stoff gewählt, um seine durchweg charakteristischen Gestalten herauszumeißeln, denn wer Paul und seine Umgebung blos aus den landläufigen Geschichtswerken kennt, wird wenig poetisch Anmuthendes darin finden.

Der erste Akt eröffnet mit einer buntbelebten Straßenscene, welche in St. Petersburg zur Zeit des russischen Carnevals spielt und uns gleich mitten unter die Personen und Zustände versetzt, aus welchen die rasch fortschreitende Handlung sich entwickeln soll. Graf Pahlen, der Gouverneur von Petersburg, verkehrt mit den Leuten aus dem Volk auf eine Weise, welche zeigt, daß er ihr ganzes Vertrauen besitzt. Er begegnet auf der Straße dem eben aus der Verbannung heimgekehrten Fürsten Platon Suboff, dem letzten Günstling Catharina's II., und aus den Worten, welche die beiden wechseln, erräth man schnell, daß Suboff nur auf Pahlen's Veranlassung heimberufen ist, der geheimnißvolle Zwecke mit ihm verfolgt. Unter den Carnevalsgruppen taucht ein deutscher Orgeldreher mit einer hübschen Begleiterin auf, die ein Bild trägt, welches Suwóroff's berühmten Uebergang über die Alpen veranschaulicht. Unter den Zuschauern bemerkt man drei Invaliden, welche in dem Kampfe der Russen gegen die Franzosen in Italien verwundet wurden. Während der Orgeldreher dem

Volke das Bild erklärt, kommt ein an eine Stange gefesselter, nach Sibirien bestimmter Zug Gefangener vorüber, dem verschiedene vornehme Herren, darunter Generäle und Senatoren, wie eine Ehrenwache folgen. Man ersieht daraus, daß die Gefangenen keine gemeinen Verbrecher, sondern Männer aus den höhern Ständen sind, wegen ihrer politischen Gesinnung verurtheilt. Einer von ihnen bricht zusammen und Pahlen eilt, ihm beizustehen und seine Ketten lösen zu lassen. Schon vorher ist die Kaiserin, mit dem Großfürsten Alexander und dem kleinen Prinzen Eugen von Würtemberg, aus dem festungsartig gebauten Michaïlowskischen Palaste her, welcher als der Schauplatz der späteren Ereignisse, den Hintergrund der Scenerie bildet, über die Straße gekommen, und aus der Art, wie sie vom Volke begrüßt wird, sich mit den Invaliden unterhält u. s. w., ersieht man, wie sie beliebt ist und verdient es zu sein. Alles was man sieht und hört, macht den Eindruck von Zuständen, die nicht lange dauern können. Es liegt ein Gewitter in der Luft, das sich entladen muß, man weiß nur noch nicht wie. Unter den Herren, die den Sträflingszug begleitet haben, thut sich besonders ein junger Fürst Jaschwyl hervor durch Aeußerungen, die verrathen, daß man auf ihn zählen könne, wenn sich's darum handeln sollte, durch eine entschlossene That einen Umschwung zum Bessern herbeizuführen. Als die Herren sich von Pahlen verabschieden, ladet er sie auf den Abend zu sich ein. Plötzlich ertönt Trommelwirbel; ein Herold erscheint und verliest einen Kaiserlichen Aufruf: ganz Petersburg soll sich in Festgewand kleiden und dem von seinen Siegen über die Franzosen heimkehrenden Feldmarschall Suwóroff einen feierlichen Empfang bereiten. Drei Tage hindurch soll gefeiert werden und alle Arbeit ruhn. Den Armen werden zu dem Zweck reiche Geldspenden des Kaisers verheißen. Das Volk wirft jubelnd die Mützen in die Höhe. Aber eine eingefleischte Französin, Madame Chévalier, Primadonna des französischen Theaters in Petersburg und geheime Agentin Bonaparte's, will von den Siegen der Russen über ihre Landsleute Nichts hören und hat deshalb mit dem Herold, der sie in ihr Haus zurücktrommeln läßt, einen überaus komischen Auftritt, womit die Scene schließt. Diese Madame Chévalier ist keine dem Stücke willkürlich aufgeklebte komische Figur, sondern eine historische Persönlichkeit, welche mitbestimmend in das Schicksal Paul's eingreift. Ihr Geliebter, Graf Kutaissoff, ist des Kaisers Günstling, eine geschmeidige, aber gemeine Natur, ohne höhere Ziele, als sich, gleichviel durch welche Mittel, in der Gunst seines Herrn zu erhalten. Er empfängt seine Inspirationen von Madame Chévalier, die mit Napoleon correspondirt. So spinnt diese die Fäden, welche Rußland von England weg und hin zu Frankreich ziehen, sehr zur Unzufriedenheit des in seinem Handel und Verkehr dadurch geschädigten Volks.

In der zweiten Scene, die im Boudoir der schönen Fürstin Gagarin, der Freundin Paul's, spielt, enthüllt sich nun der Charakter des Kaisers in einer Weise, die uns alle seine Handlungen verständlich macht und uns zugleich ein tiefes Mitleid für ihn einflößt, weil wir sehen, daß er weniger durch eigene Schuld als durch seine grausamen Schicksale der mißtrauische und launenhafte Despot geworden, als welchen die Geschichte ihn schildert. Sein Vater wurde im Kerker erwürgt, seine Mutter stieß ihn von sich und ihre Günstlinge behandelten ihn mit verletzendem Hochmuth. Bei dem liebebedürftigsten Herzen konnte er keinen Freund finden, weil Jeder, der sich ihm anschloß, dadurch in Ungnade bei seiner Kaiserin-Mutter fiel. So wurde er von früh auf dergestalt unterdrückt, überwacht und vereinsamt, daß er alles Vertrauen zu den Menschen verlieren mußte. In seinen Diensten befand sich ein bei der Erstürmung von Bender gefangener junger Türke, der in niederer Stellung und ebendeshalb unbeargwöhnt von der Kaiserin, sich ihm so angenehm zu machen wußte, daß Paul ihn nach Catharina's Tode zu den höchsten Würden im Staate erhob. er glaubte, daß dieser Günstling, der ihm Alles verdankte, ihm nicht untreu werden könne. So geschah es, daß der in den Grafenstand erhobene Kutaissoff der mächtigste Mann im Reiche wurde, von aller Welt gehaßt, aber vom Kaiser geliebt und überall bevorzugt.

Paul, von seiner Mutter nicht zum Throne bestimmt und immer von den Regierungsgeschäften fern gehalten, war, als ihn das Schicksal dennoch zum Kaiser machte, der übermenschlichen Aufgabe nicht gewachsen, unumschränkter Herrscher eines so ungeheuren Reichs wie Rußland zu sein, und mußte naturnothwendig unter der Last zusammenbrechen. Es fehlte ihm, wie ihn der Dichter sich vor uns entwickeln läßt, weder an Geist noch an Kenntnissen, noch an Thätigkeit und redlichem Willen, auch nicht an großen Zügen des Herzens und blitzartigen Einfällen, womit er die eigenen Schwächen beleuchtet:

„Wir kennen unsre Schwächen, schmeicheln ihnen,
Stehn denkend über, handelnd unter ihnen,
So mit uns selbst in stetem Widerspruch.
's ist seltsam! . . .“

Aber Alles kommt bei ihm immer zur unrechten Zeit und am unrechten Orte zum Vorschein. Wir sind mit dieser Bemerkung schon in den zweiten Akt hinübergesprungen, der in spannendster Weise den Schicksalsknoten schürzt, welcher im raschen Fortgang der Handlung immer fester geschnürt, und nicht mehr gelöst sondern nur durchschnitten werden kann. Die Verschwörung hat schon bestimmte Umrisse gewonnen, aber zwischen ihr und dem Kaiser steht eine ehrfurchtgebietende Gestalt, der greise Feldherr Suwóroff, der gute Genius Rußlands und die Stütze des Thrones. Man fühlt, daß dem Kaiser kein Haar gekrümmt werden kann, so lange er versteht Suwóroff festzuhalten. Der alte Feldmarschall ist auf dem Heimmarsche krank geworden, muß in Krakau liegen bleiben und so wird dem Kaiser und dem Volke die Freude verdorben, ihn als Triumphator in Petersburg einziehen zu sehen. Paul, unglücklich darüber, schreibt ihm einen rührenden Brief und glaubt ihn recht zu ehren, indem er Kutaissoff als den vermeintlich würdigsten Stellvertreter der kaiserlichen Person, mit dem Briefe und Geschenken zu ihm nach Krakau schickt, um ihn als Erster auf der Heimkehr zu begrüßen. Aber aus den Worten Suwóroff's, als ihm der kaiserliche Abgesandte angemeldet wird: „Die Botschaft ist mir lieber als der Bote,“ tönt es uns wie unheilverkündendes Donnerrollen entgegen. Der alte Feldherr hat mehr als Einen Grund, dem intriganten Günstling, der ihm oft die Wege durchkreuzte, zu grollen. Er empfängt ihn mit kühler Höflichkeit, küßt Brief und Geschenke des Kaisers ehrfurchtsvoll, thut aber als ob er von einem Grafen und General Kutaissoff gar nichts wisse und bringt diesen durch Kreuz- und Querfragen dahin zu bekennen, daß er derselbe Kutaissoff sei, der einst als Lakai in den Diensten des Großfürsten Paul gestanden. Darauf ruft Suwóroff seinen alten, überaus drolligen Diener Filka herbei, zupft ihn am Ohr, und stellt ihm den mit Großkreuzen besäeten Grafen Kutaissoff als leuchtendes Beispiel vor, was aus einem Diener werden könne, wenn er nicht tränke, lüge und betrüge.

Der Bericht, den Kutaissoff, nach Petersburg zurückgekehrt, über seinen Empfang macht, entscheidet Suwóroff's Schicksal. Er wird aller seiner Würden und Ehren entkleidet und auf sein kleines Landgut Kantschansk verbannt. Mit ihm sinkt des Kaisers letzte und mächtigste Stütze. Diese Vorgänge bilden den Inhalt des dritten Aktes, der bis zum Höhen- und Wendepunkte des Drama's führt und auch eine große Scene zwischen der Kaiserin und der Fürstin Gagarin enthält. Schon früher hat Pahlen den Großfürsten Alexander für die Sache des Geheimbundes, der angeblich Nichts bezweckte als Kutaissoff zu entfernen und Alexander zum Mitregenten zu machen, zu gewinnen gesucht, aber ohne andern Erfolg als ihn zu bewegen, maskirt wie alle Andern, einer Sitzung des Geheimbundes beizuwohnen, um ihm so unerkannt gleichsam in's Herz zu sehen. Einen energischen Förderer seiner Pläne hat Pahlen in dem General von Bennigsen, einem geborenen Hannoveraner, gewonnen, der in Folge eines Conflicts mit Kutaissoff vom Kaiser verbannt, aber von Pahlen in Petersburg heimlich zurückgehalten wird. Dem Kaiser sind durch Kutaissoff Pahlen's Umtriebe zeitig genug offenbart worden, aber dieser hat dem Monarchen klar zu

machen gewußt, daß er es nur aus Klugheit scheinbar mit den Verschworenen halte, um sie desto sicherer in der Hand zu haben. So kann er denn sein Spiel ganz offen treiben, wenn auch unter Schwierigkeiten aller Art, die sein erfinderischer Geist immer überraschend zu lösen weiß. Lassen wir nun den Dichter selbst reden.

Vierter Akt.

Erste Scene.

(Zimmer mit dunklen Tapeten. Eine Thüre rechts und eine Mittelthüre, welche in ein anderes Zimmer führt. In der Mitte der Bühne ein langer Tisch mit schwarzer Decke und zwei Armleuchtern, welche das Zimmer nur schwach erhellen. Zwischen den Armleuchtern ein Kruzifix und ein Todtenkopf. Zu beiden Längenseiten des Tisches vier hohe Stühle; oben ein Stuhl für den Vorsitzenden. Beim Aufgehen des Vorhanges sieht man vier Verschworene auf der Bühne; vier andere treten nach einander durch die Thüre rechts ein. Alle tragen schwarze Dominos und Masken.)

Erster Verschworener
(die Versammlung musternd).

Wir sind nur Acht beisammen; Einer fehlt.

Zweiter Verschworener (Jaschwil).

Der hat wohl auf dem Hofball sich verspätet —
Und kommt noch nach.

Dritter Verschworener (Suboff).

Wenn's kein Verräther ist.

Jaschwil.

Verräther oder nicht, mir gilt es gleich.
Wer Furcht hat, bleibe unserm Bunde fern;
Doch Vorsicht ist von Furcht zu unterscheiden,
Und eine Strafe, wie sie Mermes erfuhr,
Wird mich nicht treffen.
(Einen Dolch ziehend.)
Dafür sorgt mein Dolch.

Erster.

Fort mit dem Dolch. Wir brauchen keine Waffen.
Ich habe mich für Ihre Sicherheit
Verbürgt, und hoffe, daß man mir vertraut!
Und damit Jeder mich erkenne, nehm' ich
Die Maske ab. Die andern Alle bleiben
Vermummt; ich trage die Gefahr allein.
(Er enthüllt sich als Graf Pahlen.)
Doch nun auf Ihre Plätze, edle Herrn!
Die späte Stunde mahnt uns, zu beginnen.
(Pahlen setzt sich auf den oben alleinstehenden Stuhl; die Anderen nehmen zu beiden Seiten des Tisches Platz.)

Zweiter.

Was soll das Kruzifix hier auf dem Tische,
Und was der Todtenkopf?

Pahlen (aufstehend).

Uns Mahnung sein,
Daß wir zu ernstem Rath versammelt sind,
Den Tod in zweierlei Gestalt vor Augen.
Aus diesem Schädel grinst der Tod uns an
Hohläugig, knöchern, stumm, ein Hohn des Lebens,
Ein Schreckbild ohne Hoffnung, Trost und Weihe.
Doch wenn wir auf das Bild des Heilands sehn,
Das schmerzverklärte mit der Dornenkrone,
So ist's, als wüchsen unserm Geiste Schwingen;
Es ruft uns zu: Tod, wo sind Deine Schrecken?
Und es gemahnt uns, so zu leben, daß
Der Tod ein höhres Leben uns erschließt. —
Dem Beispiel des Erlösers folgen wir,
Wenn wir nach unsrer Kraft erlösend wirken
Und selbstlos uns dem Heil des Volkes opfern.
In diesem Sinn eröffn' ich die Berathung.
(Setzt sich wieder.)

Suboff (erhebt sich).

In gleichem Sinn erbitt' ich mir das Wort.
Dies Volk, einst frei, doch viel- und weitzersplittert,
Beim Ackerpflug ein friedlich Leben führend,
Ward erst zum Kriegervolk durch äußre Feinde,
Die das zersplitterte leicht unterjochten
Und durch Jahrhunderte in Knechtschaft hielten.
Durch Zwang gestählt, durch schweren Druck geeinigt,
Zersprengt' es seine Fesseln und ward bald
Ein Schrecken seiner Feinde; aber frei
Nach außen, beugt' es fügsam seinen Nacken
Daheim in's Joch der machterstarkten Fürsten,
Die jeden Aufschrei alter Freiheitstriebe
Durch Kriegsruhm übertönten und erstickten.
So blieb's bis heute, und nie sah die Welt
Ein Volk, das treuer hielt zu seinem Herrn.
Doch wie ein Roß, das gern vom sichern Reiter
Sich lenken läßt, aufbäumt und um sich schlägt,
Vermißt es die gewohnte feste Führung
Und sieht von fremden Händen sich gezerrt,
Geschlagen und bedräut, — so jetzt das Volk ....
(Man hört plötzlich heftiges Pochen an der Thüre.)

Dritter.

Wir sind verrathen!
(Alle erheben sich bei wiederholtem Klopfen.)

Pahlen.

Bergen Sie sich dort
Im Zimmer, während ich die Thüre öffne;
Droht hier Gefahr, so trifft sie mich allein.
(Alle Vermummte verschwinden geräuschlos durch die

Mittelthüre. Pahlen öffnet die Thüre rechts, durch welche Paul und Kutaissoff eintreten, Beide vermummt.)
Wer in so später Stunde heischt noch Einlaß?

Kutaissoff.

Zwei Wissende.

Pahlen.

Das übersteigt die Zahl,
Drum muß der Eine ein Verräther sein.

Paul.

Du zeigst Dein wahres Antlitz, Pahlen; sieh
(Die Maske abnehmend.)
Das meine auch. Dein Kaiser steht vor Dir.

Pahlen (sich ruhig verneigend).

Und was befehlen Eure Majestät?

Paul.

Ich komme, der Berathung beizuwohnen,
Um selbst zu hören, was der Bund bezweckt.
Den ersten Redner hört' ich schon, und bin
Begierig, auch die Andern zu vernehmen.

Pahlen.

Dem Herrn des Reichs erschließt sich jede Pforte,
Wenn er als Herrscher kommt; doch wer wird wagen,
So frei zu reden vor der Majestät
Wie im geheimen Bund?

Paul.

Man wird mich nicht
Erkennen, wenn ich mein Gesicht verhülle.

Pahlen.

Wie Eure Majestät befehlen, doch
Neun Stühle stehn dort für neun Wissende,
Und wenn ein Zehnter unerwartet kommt,
Wird Jeder leicht errathen, wer es ist.

Paul.

Das hast Du nicht wohl überlegt, Kutaissoff;
Wo blieb nur Deine Klugheit? Geh' nach Haus;
Ich bleibe hier.

Kutaissoff.

Doch, Majestät . . .

Paul.

Geh', sag' ich;
Sei unbesorgt um mich! Du siehst zu schwarz.

Pahlen.

Herr Graf, hier ist die Thür.
(Kutaissoff hinauskomplimentirend und die Thüre sofort hinter ihm schließend.)
Jetzt, Majestät,
Bitt' ich, die Maske vor! Hier ist Ihr Platz.
(Dem Kaiser den untersten, früher leer gebliebenen Stuhl anweisend.)

Paul (an die Stuhllehne fassend).

Ganz unten? Gut. Das paßt zu der Vermummung.
Ich nehme Platz erst wenn die Andern kommen.
Doch höre, Pahlen, daß Du nichts verräthst
Von meiner Gegenwart!
(Den Finger drohend erhebend.)
Sonst . . . Doch Du kennst mich.

Pahlen (öffnet die Mittelthüre und ruft mit lauter Stimme hinein).

Zu Ihren Plätzen, bitt' ich, meine Herrn!
(Die Vermummten kommen wieder zum Vorschein.)
Der Neunte ist gekommen; seine Gründe
Für die Verspätung haben mich befriedigt.
(Alle setzen sich zugleich mit dem Kaiser.)
Jetzt fahren wir in der Berathung fort.

Suboff (sich wieder erhebend).

Ich sprach zuletzt, das Volk mit einem Roß
Vergleichend, dem die feste Leitung fehlt.
Der Kaiser liebt das Volk, das Volk liebt **ihn**,
Es kennt sein edles Herz, den guten Willen,
Es zu beglücken. Doch der Kaiser kennt
Sein treues Volk nicht mehr, seit Zwischenträger,
Um unverdiente Gunst schlau zu erhalten,
Sein Auge trüben, ihn mit Mißtraun füllen,
Durch tausend Kleinlichkeiten ihn verwirren,
Daß er den Blick auf's Große ganz verliert,
Der ihm sonst eigen war — durch Schmeichelei
Sein Ohr, durch Trug sein Urtheil so berücken,
Daß ihm der Wahrheit Stimme fremd erscheint.
Die Krone gleicht jetzt einem hohen Baum,
Der allem Volk einst Frucht und Schatten gab,
Bis gierige Raupen Frucht und Laub verdarben.
Drum gilt's, das Ungeziefer zu vertilgen,
Daß neu der Baum uns Frucht und Schatten spende.
Mit seinem Kaiser weiß das Volk sich Eins,
Mit den Kutaissoffs nicht! Drum ist mein Rath,
Durch ernste Vorstellung dies kund zu thun,
Und dann erst über Weitres zu beschließen,
Wenn dieser erste Schritt erfolglos bleibt.

Paul (sich erhebend).

Ein Feldherr, der des Gegners Pläne kennt,
Wird seine eignen Pläne darauf gründen.
Des Kaisers Ziele kennen wir: er will
Ordnung im Innern schaffen, wo sie fehlt,
Weil seit des großen Peter's Zeit der Drang
Nach Ausdehnung das Innre ganz zerrüttet.
Dies Land, deß Riesenkörper die Natur
So wunderbar geformt, daß es schon größer
In seiner Kindheit Steppenwiege war,
Als andre Reiche auf des Wachsthums Höhe —
Dies Rußland, das mit jedem Athemzuge
Sichtbarlich zunahm und, wo es die Arme
Ausstreckte, immer festhielt was es faßte,
Ist krank im Herzen durch zu rasches Wachsen,
Und braucht zur Heilung Sammlung, Ruh' und Pflege.

Wer Wunden schlägt, erwirbt mehr lauten Ruhm
Als wer sie heilt, und was unkundigen Augen
Als Kleinigkeit erscheint, kann Segen bringen,
Wo scheinbar Großes nur Verderben wirkt.

Suboff.

Wir aber spüren von dem Segen nichts:
Aus tausend Wunden blutet unser Land
Im tiefsten Frieden.

Paul.

Weil der Friede erst
Die Wunden aufdeckt, die der Krieg geschlagen.

Suboff.

Des Krieges Wunden sind die schlimmsten nicht,
Denn keinen Krieg noch haben wir geführt,
Der nicht mehr Vortheil als Verlust uns brachte.

Jaschwil.

Bis auf den letzten! der uns nichts gebracht
Als diese Schmach, daß unser großer Feldherr,
Der größte dieser Zeit, — dazu ein Mann,
Deß Geist so blitzend wie sein siegreich Schwert,
Und dessen Herz so schlägt für Thron und Volk,
Daß alles Höchste sich in ihm vereinigt,
Was rühmenswerth, wenn man von Rußland spricht, —
Daß dieser Mann, sag' ich, der Stolz des Volks,
Nach langer, sonnengleicher Ruhmesbahn
Nun plötzlich so verdunkelt werden soll, —
Daß dieser Greis in seiner schlichten Größe
Den Ränken eines Sklaven weichen muß.

Paul.

Hoch hat der Kaiser diesen Mann gestellt.

Jaschwil.

Nur um so tiefer ihn herabzustürzen!

Paul.

Weil er des Kaisers Majestät beleidigt
In ihrem Stellvertreter.

Jaschwil.

Stellvertreter!
Kutaissoff unsres Kaisers Stellvertreter!
Das eben ist's, was so viel Unglück schafft
Im Volk, daß solche Stellvertretung möglich!
Bedientenseelen bleiben was sie sind,
Auch wenn man sie in Gold und Purpur hüllt.
Kein hoher Titel adelt niedern Sinn,
Der ein geborner Feind ist alles Großen.
Das Hohe kann sich nicht Gemeinem beugen
Und das Gemeine Hohes nicht erniedern.
Verdunkeln kann der Staub wohl auf ein Kurzes
Den Sonnenglanz, ihn aber nie ersetzen.

Paul.

Der Staub fällt wie das Sonnenlicht in's Auge,
Doch nicht so leicht wie Staub und Sonnenlicht
Läßt Hohes sich von Niederm unterscheiden
Im Menschengeist. — Der Sohn des Zimmermanns
Galt auch als niedrig seinem Volk, und ist
Doch König aller Könige geworden.
Der Gott, der ihn in menschlicher Gestalt
Zur Welt gesandt als Heiland, ist derselbe,
Der auch die Fürsten über Völker setzt
Als seine Stellvertreter, und ihr Walten
Ist mit gemeinem Maßstab nicht zu messen.
Wenn sich der Kaiser einen Freund erkürt,
Der Andern nicht gefällt, ist das kein Grund,
Ihn zu verstoßen.

Jaschwil.

Doch wenn dieser Freund
Des Kaisers allem Volk zum Feinde wird,
Das Böse fördert und das Gute hindert,
Als Raupe an dem Baum der Wohlfahrt nagt
Und sich in Aug' und Ohr des Kaisers setzt,
Ihn blind und taub zu machen für das Rechte,
So ist das Grund genug, ihn abzuschütteln.
Ich bin erstaunt, daß Einer unsres Bundes
Hier für Kutaissoff so zu reden wagt,
Da meine Wange mir vor Zorn noch glüht
Ob seines neusten Frevels.

Paul.

Welchen Frevels?

Jaschwil.

Den Schlag mein' ich, der unsern Feldherrn traf
Und alles Volk mit ihm. Kutaissoff steigt,
Wo ein Suwóroff stürzt.

Paul.

So würden Sie
Vor Ihrem Kaiser nicht zu reden wagen.

Jaschwil.

Wenn mich der Kaiser hören wollte: ja!

Paul.

Er steht vor Ihnen und hat Sie gehört.
(Paul nimmt die Maske ab. Bewegung unter den Verschworenen, die sich Alle erheben und vor dem Kaiser verbeugen.)

Jaschwil (ebenfalls die Maske abnehmend).

Ich sehe frei der Majestät in's Auge
Und nehme nicht zurück was ich gesagt.
Nur auf des Vaterlandes Wohl bedacht,
Kam ich hierher, im Bund mich sicher wähnend,
Doch auf Verrath gefaßt. Wir sind verrathen;
Mag der Verräther seinen Lohn empfangen,
Ich tausche nicht mit ihm; denn wo Verrath
Belohnt wird, da ist Strafe ehrenvoll.
Drum klag' ich nicht um mich, ich klage nur,
Daß sich in Rußland jetzt Verräther finden,
Was früher nicht so war.

Paul.

Nennst Du Verräther

Den, der, besorgt um seines Kaisers Wohl,
Das Werk der Nacht enthüllt, das ihn bedroht?

Jaschwil.

Verräther nenn' ich Den, der uns verrieth;
Und da ich weiß, daß meine letzte Stunde
Bald schlagen wird, will ich mein Herz ausschütten
Bis auf die Neige. Wer in dieser Zeit
An sich nur denkt, der zieht sich klug zurück,
Um dem Verrathe nicht in's Netz zu fallen;
Wer nicht verbannt wird, der verbannt sich selbst.
Hier unter uns ist Keiner, der nicht Schweres
Erlitten schuldlos. Diesem ward ein Bruder,
Und Dem ein hoffnungsvoller Sohn entrissen;
Den zwang man auf der Folter zu gestehen,
Was er nicht wußte; Den ließ man im Kerker
Verbrechen büßen, die er nie begangen.
Die reinste Unschuld selbst: die liebliche
Nadina Rudnew, dieses Hauses Tochter,
Erlag der unsichtbaren Henkerhand,
Die täglich neue Opfer fordert.

Paul.

Was
Ist mit Nadina? Sie ist todt, sagst Du?

Jaschwil.

Das Schicksal des ihr jüngst verlobten Mermes,
Den sie mehr liebte als sich selbst, hat ihr
Das Herz gebrochen. Graf Kutaissoff mag
Sich seines Opfers freun, — wir aber trauern,
Daß dieses holde Leben ausgehaucht,
Und Alle, die sie kannten, trauern mit.

Paul.

Auch ich! — Ich wußte nichts von ihrer Liebe
Zu Mermes, doch nicht Kutaissoff trägt die Schuld
An ihrem Tode, der mich tief bewegt —
Denn Mermes fiel durch gerechten Richterspruch.

Jaschwil.

Er fiel durch Graf Kutaissoff's Kreaturen!
Er war so schuldlos wie Nadina selbst.

Paul.

Wenn ich das wüßte, würd' ich auf den Knieen
Gott um Verzeihung bitten für die Schuld.
Ich unterschrieb das Urtheil seiner Richter.

Jaschwil.

Und diese Richter haben falsch gerichtet.

Paul.

Jaschwil, was wagst Du!

Jaschwil.

Alles, Majestät,
Was man im Angesicht des Todes wagt,
Um Andere durch den eignen Fall zu retten.

Paul.

Es giebt noch härtre Strafen als den Tod.

Jaschwil.

Davor schützt mich mein Dolch!

(Er greift nach seinem Dolche, aber Pahlen, der ihn scharf beobachtet und sich eben hinter ihn gestellt hat, faßt ihn bei beiden Armen und hindert ihn, von dem Dolche Gebrauch zu machen.)

Paul (während Jaschwil sich von Pahlen loszumachen sucht).

Entwaffnet ihn!

(Es gelingt den beiden Nächststehenden, Jaschwil zu entwaffnen.)

Gebt mir den Dolch.

(Pahlen bringt dem Kaiser den Dolch.)

Jaschwil, jetzt bist Du frei!
Doch hüte Dich hinfort vor meiner Nähe.
Was Du gesprochen, sei Dir ganz verziehn.
Du hast Gesicht und Herz vor mir enthüllt:
Die Andern hatten nicht den gleichen Muth.
Wenn Araktschéjew kommt, wird der Vermummung
Wohl bald ein Ende sein: und er kommt bald.
Begleit' mich, Pahlen. Gute Nacht, ihr Herrn!

(Paul und Pahlen rechts ab.)

Suboff (seine Maske abnehmend).

Wenn Araktschéjew kommt, sind wir verloren,
Drum säumen wir nicht, ihm zuvorzukommen.

Alexander (vortretend und seine Maske abnehmend).

Herab die Masken, meine Herrn, daß Jeder
Gleich wie ich selbst sein Antlitz offen zeige!

(Alle nehmen die Masken ab und verbeugen sich tief vor dem Großfürsten.)

Ich will nicht heimlich hier gewesen sein,
Als Sohn des Kaisers, Erbe seines Thrones,
Des Volkes Hoffnung und der Wahrheit Freund.
Was ich gehört, hat so mein Herz gespalten,
Daß ich zwiespältig fühle, und mein Denken
Sich mit des Fühlens Doppelströmung theilt.
Hier winkt mein Vater, dort mein Vaterland —
Ich kann und will nicht Eins dem Andern opfern,
Und zwischen beiden gähnt die tiefe Kluft,
In die ich schaudernd blicke. — Noch bin ich
Zu tief erregt, um Alles klar zu sehn;
Der Riß, der mir durch's Herz geht, lähmt mein Urtheil.
Doch wie ein Strom, deß voller Lauf, gespalten
Durch Inselland, sich später wieder eint,
So werd' ich bald mich selbst ganz wiederfinden
Und dann zu Ihnen feste Stellung nehmen.
Drum, was auch kommen möge, kein Geheimniß
Sei zwischen uns und keine Uebereilung —
Und so mit Gott auf baldiges Wiedersehn!

(Der Zwischenvorhang fällt.)

Zweite Scene.

(Auf Suwóroff's Landgute Kantschansk im Gouvernement Nowgorod. Einfaches Zimmer; geschlossene Decoration mit Mittelthüre. Im Hintergrunde links ein großer russischer Ofen; rechts ein Schrank In der Ecke ein Heiligenschrein mit braunem Bilde auf Goldgrund; davor ein brennendes Lämpchen. Zu beiden Seiten des Zimmers Fenster. Links, etwas entfernt, ein größerer Schreibtisch, an welchem Suwóroff, der schon sehr gebrochen aussieht, in einem Lehnstuhle sitzt, mit Falten und Siegeln von Briefen beschäftigt, auf welche er dann die Adressen schreibt, während Filka im Vordergrunde sich abmüht, mit dem Beile eine kleine auf dem Boden stehende Kiste zu öffnen. An der rechten Seite des Schreibtisches steht noch ein Lehnstuhl. Suwóroff und Filka so einfach gekleidet wie zu Anfange des dritten Aktes.)

Suwóroff.
Die Kiste kam nicht mit der Post?

Filka.
Nein, Durchlaucht;
Ein schöner junger Herr fuhr vor im Schlitten,
Gab mir das Kistchen abzuliefern, sagte:
Er sei ein guter Freund vom gnädigen Herrn
Und werd' in einer Stunde wieder kommen.

Suwóroff.
Nach seinem Namen fragtst Du nicht?

Filka.
Jawohl!
Doch gab er keine Antwort, faßte mich
Beim Schopf und fragte, ob ich nicht der Filka wäre.
Ja, sprach ich, gnädiger Herr, der bin und bleib' ich,
So lang es Gott gefällt! — Er lächelte,
Doch nur so obenhin — die Augen sahn
Ganz traurig dabei aus — und freundlich legt' er
Die Hand auf meine Schulter.
(Nach einer Fliege greifend.)
Halt! Dich hab' ich,
Du schwarze Bestie.

Suwóroff.
Sagt' er das zu Dir?

Filka.
Nein, Durchlaucht, ich fing eben eine Fliege,
Die ich schon lange auf dem Striche hatte:
Es war der große Brummer, der sich vorhin
So frech auf Euer Durchlaucht Nase setzte.

Suwóroff.
Wir blieben bei der Hand auf Deinem Rücken.

Filka.
Ach so! Dann fragt' er mich gar herzlich aus,
Wie's Durchlaucht gehe — so voll Mitgefühl,
Wie wenn ein Sohn zum kranken Vater kommt.

Suwóroff.
Und das war Alles?

Filka.
Ja, dann fuhr er weiter.

Suwóroff.
Und seinen Namen hinterließ er nicht?

Filka.
Nein.

Suwóroff.
Auch für Dich nicht eine Kleinigkeit
In Deine immer offene Hand?

Filka.
Nein, Durchlaucht!
Von einer Kleinigkeit kann ich nicht reden:
Er gab mir dies.
(Einen wohlgefüllten Geldbeutel hervorziehend.)

Suwóroff.
Man pflegt doch sonst zu sagen:
„Der Diener wie der Herr“; hier trifft's nicht zu.

Filka.
Nein, das weiß Gott! Wenn ich Feldmarschall wäre,
Ich wohnte nicht in solchem Bauernhaus.
Was hätten Durchlaucht Schätze sammeln können,
Bei Polen, Persern, Türken und Franzosen!
Vom Sturm auf Ismail, wo alle Schätze
Des Türkenreichs in Ihre Hände fielen,
Und jeder Feldsoldat die Taschen füllte,
Nahm Durchlaucht nichts, als einen magern Schimmel
Für Ihr erschossenes Pferd als Beute mit.

Suwóroff.
Ja, bei dem alten Schimmel wird's wohl bleiben,
Wenn man von meiner Kriegesbeute spricht.
Du hast Dich besser vorgesehn.

Filka.
Ich bin
Auch nur ein dummer Kerl, ein armer Schlucker,
Der etwas spart für seine alten Tage.

Suwóroff (aufstehend).
Wird bald der Deckel von der Kiste kommen?

Filka (den Deckel losbrechend).
Die Nägel saßen fest wie Teufelsklauen.
Jetzt ist der Deckel los.
(Packpapier herausnehmend und auf den Boden werfend.)
Was? Lauter Bücher?
Und auch ein Bild?

Suwóroff.
Pack' Alles sorgsam aus
Auf einen Stuhl.
(Filka holt einen Stuhl herbei, stellt das Bild mit der Vorderseite gegen die Lehne und packt die Bücher davor; der Fürst, dem das Gehen sichtbar schwer wird, tritt herzu und nimmt einige Bücher in die Hand.)
Was sind das nur für Bücher?
Beim Himmel! lauter Werke über mich:
Ein Buch aus Rudolstadt, von Vulpius,

Mit meinem Bild davor! Erkennst Du das?
(Filka nickt und sieht seinen Herrn groß an.)
Eins aus Turin, ein anderes aus Venedig;
Ein viertes gar aus Moskau, und ein fünftes
Aus London; so folgt uns der Ruhm in's Haus.
(In einem Buche blätternd.)
Da kommt — ich bin nicht aufgelegt zum Lachen,
Hier aber halte sich wer kann — da kommt
Wahrhaftig auch mein alter Filka vor,
Ganz wie er leibt und lebt!

Filka.
Ich?

Suwóroff.
Ja, Du selbst!

Filka.
Und das steht da gedruckt zu lesen?

Suwóroff.
Ja!
Du bist nun nicht mehr von mir abzuschütteln,
Wir gehn zusammen zur Unsterblichkeit.
Doch was ist das?
(Das Bild vom Stuhle nehmend und darunter lesend.)
„Entwurf zum Monumente
Für Feldmarschall Suwóroff."

Filka (das Bild betrachtend).
Dasselbe Bild
Ward Eurer Durchlaucht schon einmal geschickt
Von Graf Rostóptschin.

Suwóroff.
Ja, im vorigen Jahre,
Als noch der Graf und ich in Gnaden standen.

Filka (auf das Bild zeigend).
Da stehn Sie oben auf!

Suwóroff.
Jetzt lieg' ich unten,
Und mit dem stolzen Denkmal ist's vorbei.

Filka.
Das kommt von Graf Kutaissoff. Hätten Durchlaucht
Gelogen, statt die Wahrheit ihm zu sagen,
So stünd' es besser jetzt.

Suwóroff.
Ja, Du hast Recht! —
Doch jetzt nimm das Papier fort aus dem Zimmer,
Die Kiste auch, und räum' ein wenig auf.
(Er geht, das Haupt gesenkt und zuweilen schüttelnd, nachdenkend im Hintergrund des Zimmers auf und ab.)

Filka (einen traurigen Blick auf Suwóroff werfend und dann das Papier in die Kiste packend, für sich).
Er ist nicht mehr der Alte! Seines Kaisers
Ungnade sitzt ihm tiefer, als er sagt.
(Er trägt die Kiste hinaus.)

Suwóroff (wieder vortretend).
Im Kriege war man stets mit mir zufrieden,
Im Frieden nie. Derselbe Mann, der immer
Auf seine Feinde wie ein Schneesturm fiel,
Der Eingebung des Augenblicks gehorchend,
Und nie besiegt — soll plötzlich seine Art
Verleugnen und in's Gegentheil verkehren.

Filka (die Thür öffnend).
Der fremde Herr!
(In demselben Augenblicke tritt Großfürst Alexander in Generalsuniform in's Zimmer.)

Suwóroff.
Wie, kaiserliche Hoheit?
(Alexander, vor Rührung unfähig zu antworten, fällt Suwóroff in die Arme, und Beide halten sich schluchzend lange umschlungen. Dann wendet sich Alexander zur Seite, mit einem Tuch seine Thränen abwischend.)
Bis heute hat kein Mensch mich weinen sehn,
Die Thränen preßten sich in's Herz zurück,
Doch wenn sie sich mit Ihren Thränen mischen,
Brauch' ich mich heut der meinen nicht zu schämen.

Alexander.
Mein Unglück, Fürst, ist größer als das Ihre;
Sie finden Trost im Selbstgefühl des Werths,
Das die Erinnerung großer Thaten nährt;
Ich that noch nichts, dem Leben Werth zu geben,
Und meine letzte Hoffnung ruht in Ihnen.

Suwóroff.
Dann wird sie bald begraben sein. Ich fühle
Mein Ende nahe. Was mein Stolz bis jetzt
Sich sträubte zu gestehn, gesteh' ich Ihnen:
Mein Sturz hat mich gebrochen, alle Freude
Am Leben mir geraubt. Ich lebte nur
Für meines Landes Größe, nicht für mich,
Sonst würd' ich nicht als armer Bauer sterben.
Nun, da mein Kaiser Ruhm, für ihn erkämpft,
In Schande mir verkehrt, da ich geächtet,
Verbannt bin von des Kaisers Angesicht,
Der meine Schmach ließ durch die Straßen trommeln,
Ist mir das Leben werthlos, selbst die Freude
An der Vergangenheit wird mir vergällt
Durch diese Gegenwart. Es war schon schwer,
Im raschen Siegesflug gehemmt zu werden
Und heimzukehren ohne Frucht des Siegs, —
Doch das war Sache hoher Politik,
Die meines Amts nicht ist; es that mir weh,
Allein ich hatte meine Pflicht gethan,
Und mehr thun konnt' ich nicht; das gab mir Trost.
Dies letzte Unglück aber brach mein Herz . . .
Verzeihn Sie, daß ich so verworren rede. —
Ich habe Eurer Kaiserlichen Hoheit
Noch nicht gedankt für diese werthen Gaben,
(Auf die Bücher zeigend.)
Die meinen Ruhm in fremden Zungen künden.
Es schlug wie fernes Echo mir in's Ohr
Von Stimmen, die mich jubelnd einst umtönten.

Noch eh' ich siegte, ward ich schon als Sieger
Gepriesen, als ich einzog in Italien;
In Mailand spannten sie die Pferde aus
Von meinem Wagen, zogen in Triumph
Mich jubelnd zum Palast Emilio;
Und meine rauhen Hände wurden weich
Durch vieles Küssen von den schönsten Lippen.
Und jetzt darf ich den Rock selbst nicht mehr tragen,
In dem ich unsere Feinde niederwarf.
Verzeihung, theurer Prinz, die Kraft versagt.
(Er schwankt, gestützt von Alexander, dem Lehnstuhl zu, in den er niederfällt und die Augen schließt.)

Alexander (sich über ihn beugend).
Mein theurer Fürst! — Sein Auge ist geschlossen;
Er hört mich nicht. O, daß ich sterben könnte,
Um ihn zu retten! Doch das Schicksal nimmt
So kleinen Preis nicht für so großen Werth.

Suwóroff (lallend).
Filka, mich dürstet.

Alexander (ein Glas Wasser einschenkend).
Er kommt wieder zu sich.
(Er setzt dem Fürsten das Glas an den Mund.)

Suwóroff (nachdem er getrunken).
Wo war ich nur! Ah, Kaiserliche Hoheit!
Sie hier?

Alexander.
Das Sprechen hat Sie aufgeregt,
Wie fühlen Sie sich jetzt?

Suwóroff (die Hand auf's Herz legend).
Hier sitzt es, hier!
Doch weint' ich mehr aus Freude, als aus Schmerz.
Gott hat es gut gemeint mit mir, daß er
Die letzte Stunde mir noch so gesegnet.

Alexander (vor ihm niederknieend).
Ich kam, um Deinen Segen zu erbitten,
Ehrwürdiger Greis!

Suwóroff (die Hand auf Alexander's Haupt legend).
Ich segne Dich, mein Sohn,
Mit meinem letzten Hauch. Gott lenke Dich
In Allem, was Du thust, zum Heil des Volkes;
Es fleht zu Dir um Hülfe, folg' dem Ruf.
Dein Vater weiß nicht, was er thut, doch ich
Verzeihe ihm, um seines Sohnes willen,
Was er an mir gethan. Ach, ich weiß Keinen,
Werth, Dir ein Freund zu sein. Dein edles Herz
Wird Dir das Rechte zeigen. Folg' ihm ganz.
Und willst Du glücklich herrschen, merk' Dir dies:
Fortuna's Haare hängen nicht im Nacken,
Sie fallen von der Stirn herab, dort muß
Zugreifen, wer sie halten will; sie ist
Schnell wie der Blitz, und so muß man sie
fassen . . .
Mir flimmert's vor den Augen — wo ist Filka?
Ich muß ihn sehn.
(Alexander erhebt sich und klingelt. Filka erscheint sofort.)

Alexander.
Filka, Dein Herr ruft Dich.

Filka.
Ach, Durchlaucht sehn so blaß, was ist mit Ihnen?

Suwóroff.
Filka, reich' mir die Hand; es geht zu Ende.
(Filka küßt laut schluchzend Suwóroff's Hand.)
Du hast mir treu gedient, ich segne Dich.
(Er legt seine Hand auf Filka's Haupt.)
Und wenn ich sterbe, sollst Du selbst dem Kaiser
Die Botschaft meines Todes überbringen,
Mit meinem letzten Willen: er liegt dort;
(auf den Tisch zeigend.)
Dann sag' ihm Alles, was Dein Herz Dir sagt;
Nur Eins verschweig': daß Großfürst Alexander
In meiner letzten Stunde bei mir war.
Leicht könnt' es Ihm und Dir an's Leben gehn.
Was sonst zu thun ist, weißt Du, Alles ist
Geordnet und im Schrank dort aufbewahrt.
Der edle Großfürst wird Dich nicht verlassen.

Alexander.
Nein, wahrlich nicht!

Suwóroff.
Er wird bald Kaiser sein.
(Er sinkt röchelnd in den Stuhl zurück.)

Alexander (sich über ihn beugend).
Er hat sein großes Leben ausgehaucht.

Filka (sich weinend zu den Füßen des Todten werfend).
Ich werde meinen Herrn nicht überleben!

Alexander (die Hände faltend).
Er starb so groß wie er gelebt. O Herr,
Laß seinen Segen in mir fruchtbar werden!
(Der Vorhang fällt.)

Fünfter Akt.

Erste Scene.

(Kabinet des Kaisers, wie im zweiten Akte. Beim Aufgehen des Vorhangs sieht man auf der Bühne Suboff und Kutaissoff; gleich darauf tritt Paul durch die Thüre rechts ein.)

Paul.
Ist Pahlen noch nicht da?

Kutaissoff.
Nein, Majestät.

Paul.
Du hast doch meinen Auftrag ausgerichtet?

Kutaissoff.
Ganz nach Befehl.

Paul.

Er ist sonst immer pünktlich.
Wir haben wichtige Dinge zu berathen:
Aus allen Häfen laufen Klagen ein,
Die ganze Handelswelt ist unzufrieden,
Daß der Verkehr — in Folge meines Bruchs
Mit England — stockt, kein baares Geld in Umlauf
Und der Erwerb gehemmt ist.

(Zu Suboff.)

Meine Mutter
Gab viel auf Deinen Rath; ich will ihn prüfen;
Drum hab' ich, Platon Alexandrowitsch,
Auch Dich beschieden, um vereint mit Pahlen
Vorschläge mir zu machen, um zu helfen.
Die sogenannten Sachverständigen
Hab' ich gehört, doch reicht ihr Blick nicht weit:
Sie haben keinen Sinn für höhre Ziele,
Als schnellen Gelderwerb.

Suboff.

Der jähe Umschwung
In unsrer Politik verwirrt die Menge,
Die, an den Bund mit England lang gewöhnt,
Nun plötzlich Feindschaft sieht, wo Freundschaft war.

Paul.

Man muß die Segel nach dem Winde stellen;
Mein Ziel ist nicht verändert, nur die Mittel,
Es zu erreichen; das begreift man nicht.

Suboff.

Das Volk sah keine Frucht vom Krieg mit Frankreich,
Und sieht auch keine Frucht vom Bund mit Frankreich.

Paul.

Wer sicher wohnen will im eignen Hause,
Muß löschen helfen, wenn's beim Nachbarn brennt.
Der wilde Brand, der Frankreichs Thron gestürzt,
Bedrohte alle Welt; da half ich löschen
Im Bund mit England und mit Oesterreich.
Mein Heer schlug die Franzosen in Italien
Und wäre gleich in Frankreichs Herz gedrungen,
Wenn mich die Freunde nicht verlassen hätten:
Ich sah auf's große Ganze, doch sie sahen
Auf ihren Vortheil nur; ich ward betrogen,
Und Oesterreichs hochfahrender Minister,
Der Thugut, hat nicht gut an mir gethan!
Wär's damals nach Suwóroff's Kopf gegangen,
Wir hätten ohne Bundsgenossen mehr,
Weit mehr erreicht, als mit den falschen Freunden.
So ward mir nicht einmal die Insel Malta,
Mir, dem Großmeister des Malteserordens! —
England ist nur in Indien zu besiegen,
Da greif' ich's an! Hab' ich erst Indien,
So wird auch bald der Handel wieder blühn.

(Pahlen tritt ein.)

Nun, Pahlen, Du hast lange warten lassen!
Das lieb' ich nicht . . .

Pahlen.

Verzeihung, Majestät!
Ein wichtiger Grund hat mich zurückgehalten.

Paul.

Was für ein Grund?

Pahlen.

Es kam zu meiner Kunde,
Der Feldmarschall Suwóroff sei gestorben.

Paul (auffahrend).

Suwóroff todt!

(Er schlägt sich mit der Hand an die Stirne und geht in großer Erregung ein paar Mal auf und ab, während Pahlen leise mit Suboff spricht, und Kutaissoff, etwas abseits, seine verlegenen Blicke bald auf sie, bald auf den Kaiser richtet, der, plötzlich vor Pahlen stehen bleibend, dessen Arm ergreift.)

Bist Du auch sicher, Pahlen?

Pahlen.

Sein eigner Diener brachte mir die Kunde.

Paul.

Und wann ist er gestorben?

Pahlen.

Heute sind's
Acht Tage, Majestät.

Paul.

Und heute erst
Erfahr' ich's!

Pahlen.

Nur durch einen Zufall ward
Es selbst mir kund: ich fand den Boten aus,
Der Eurer Majestät die Trauerkunde
Sammt wichtigen Papieren des Verstorbenen
Schon vor fünf Tagen überbringen wollte
Und keinen Zutritt fand.

Paul.

Wer hielt ihn ab?

Kutaissoff (auf die Kniee fallend).

Ich that's; ich bitt' um Gnade, Majestät!
Da ich der unglückselige Anlaß war,
Daß der Feldmarschall in Verbannung starb,
Und meinen hohen Herrn in letzter Zeit
So viele andere schwere Sorgen drückten,
Wollt' ich auf eine günstige Stunde warten . . .

Paul.

Schweig'! Diese günstige Stunde wird nicht schlagen!
Steh' auf! Wo ist der Bote, Pahlen?

Pahlen.

Hier
Im Vorgemach.

Paul.

Führ' ihn herein zu mir!

(Pahlen öffnet die Mittelthür und Filka tritt ein, sich vor dem Kaiser zu Boden werfend.)

Das ist ja Filka! Kennst Du mich nicht mehr?

(Filka nickt.)

Steh' auf! In Gátschina sahn wir uns oft.

(Filka ist wieder aufgestanden.)

Sag' ehrlich: würdest Du mich noch erkennen,
Wenn Du nicht wüßtest, daß der Großfürst Paul
Jetzt Kaiser ist?

Filka (nickend).

So von Gesicht.

Paul.

Sonst nicht?

(Filka schüttelt den Kopf.)

Bin ich nicht mehr, wie ich Dir früher schien?

(Filka schüttelt wieder den Kopf.)

Warum nicht?

Filka.

Damals waren Majestät
Mit meinem Herrn Ein Herz und Eine Seele.

Paul.

Und jetzt ließ ich ihn in Verbannung sterben.

Filka (nickt).

Mein seliger Herr — nein, mein hochseliger Herr,
Wenn Gott ihn so belohnt, wie er's verdient —
Hat mir gesagt: „Wenn Du zum Kaiser kommst,
So sag' ihm Alles, was Dein Herz Dir sagt."

Paul.

Und weiter Nichts?

Filka.

Nein, weiter Nichts, das war
Sein letzter Auftrag in der Todesstunde;
Den richt' ich aus, und ob man mich nun knutet,
Ob nach Sibirien schickt, mir gilt es gleich:
Ich hab' doch keine Freude mehr am Leben.

Paul.

Und Du kamst her, gefaßt auf solche Strafen?

Filka.

Was kann ich sonst erwarten, wenn ich spreche,
Wie mir's um's Herz ist, vor der Majestät,
Die meinen Herrn geächtet um Geringres!

Paul (nachdem er in schmerzlicher Erregung ein paar Schritte gemacht).

Sag', Filka, mir, wie starb Dein Herr?

Filka (mit dem Finger auf Kutaissoff zeigend).

Durch Den!

Paul.

Durch Den und mich; das weiß ich; aber fluchte
Er mir im Sterben nicht?

Filka.

Nein, Majestät!
Kein zornig Wort kam über seine Lippen;
Nur Segenswünsche haucht' er als er starb.

Paul.

Und doch brach die Verbannung ihm das Herz!

(Filka nickt.)

Filka, reich' mir die Hand! — Ich wollt', ich könnte
Jetzt Deinem seligen Herrn die Hand so drücken,
Und flehn um sein Verzeihn.

Filka (Paul die Hand küssend).

Väterchen Zar!
Ich hätte Sie nicht für so gut gehalten,
Als ich herkam.

Paul.

Du denkst von mir jetzt besser?

Filka.

Ja! Durchlaucht sagte oft: „Sein Herz ist gut,
Des Kaisers Herz ist gut!" Ich wollt's nicht glauben,
Doch seh' ich's jetzt.

Paul.

Du alte treue Seele!
Hätt' ich so treue Diener doch gehabt!

Filka.

Ja, Majestät, die muß man sich erziehen:
Das kommt nicht so von selbst.

Paul.

Meinst Du?

Filka.

Ich weiß es!

Paul.

Wo sind die Schriften, die Du mitgebracht
Von Deinem seligen Herrn?

Filka.

In einem Kasten,
Den Graf Kutaissoff mit Gewalt mir nahm.

Kutaissoff.

Er ist gut aufbewahrt . . .

Paul.

Gut aufbewahrt!
O wart', ich will Dich selbst gut aufbewahren,
Du Ohrenbläser! Hämischer Achselzucker!
Herunter mit den Sternen von der Brust!

(Reißt ihm ein Großkreuz von der Brust und wirft es auf den Boden.)

Hol' mir den Kasten!

(Kutaissoff ab.)

Jaschwil hatte Recht! —
Daß ich so lang mich konnte täuschen lassen
Durch solchen Wortvergifter, solchen Gaukler,
Der Mißtraun säte, mein Vertraun zu ernten;
Der Nichts gelernt, als meinen Launen schmeicheln
Und meine Schwächen nähren. O, ich folgte
Dem Späher, wie der Jäger seinem Hunde,
Dem Wilde auf der Spur. Wie manches Opfer
Mag ihm gefallen sein, das schuldlos fiel! —
Ich will die Angelegenheit mit Mermes

Noch einmal gründlich prüfen lassen, doch
Durch andre Richter als die Senatoren,
Die unsres Klägers gute Freunde waren.
Du, Pahlen, sorg' dafür und halt' ihn fest,
Bis Alles klar ist. Das wird Eindruck machen
Auf's Volk. Es stürmt so Vieles auf mich ein.
Du hast noch den Entwurf zum Monument
Für den Feldmarschall: das wird ausgeführt.
(Kutaissoff kommt mit dem Kasten.)

Kutaissoff.

Hier ist der Kasten.

Paul.

Stell' ihn auf den Tisch.
Filka, mit Dir hab ich noch viel zu reden,
Doch heute mußt Du mit Graf Pahlen gehn.
Ich hoffe, Du bleibst bei uns.

Filka.

Majestät,
Ich möchte lieber auf mein Dorf zurück.

Paul (mit einer entlassenden Handbewegung).

Wir sehn uns morgen wieder, meine Herrn.

Pahlen.

Ich bitt' um Ihren Degen, Graf Kutaissoff.
(Kutaissoff wirft einen fragenden Blick auf den Kaiser, der durch eine Handbewegung Pahlen's Aufforderung bestätigt. Während Kutaissoff seinen Degen überreicht, fällt der Zwischenvorhang.)

Zweite Scene.

(Zimmer des Kaisers mit Schlafgemach dahinter, welches durch einen breiten und hohen Doppelvorhang verhüllt ist. Das Zimmer ist mit einem Teppich belegt und durch eine Ampel nur matt erleuchtet. Zu beiden Seiten Thüren, wovon die zur Linken den gewöhnlichen Eingang bildet, während die zur Rechten als mit den Gemächern der Kaiserin in Verbindung stehend gedacht wird. Links an der Wand hängt ein lebensgroßes Bild Peter's des Großen, rechts ein Bild Friedrich's des Großen. Zwischen dem Bilde Peter's und dem Vorhange des Schlafgemachs hängt ein großer Degen. — Unter den Bildern stehen Sophas; davor Tische mit hohen Stühlen; ein behäbiger Armstuhl dem Bilde Peter's des Großen gerade gegenüber. Auf dem Tische zur Linken Bücher und Papiere; auf dem zur Rechten eine mit rothem Wein gefüllte Krystallflasche und ein Glas. — Beim Aufgehen des Vorhangs hört man Schritte im Schlafgemach, vor welchem der Kammerhusar steht.)

Kammerhusar (vortretend).

Was ist dem Kaiser nur? Ich hab' schon Manches
Mit ihm erlebt, doch dies geht über Alles.
Ich glaube gar, 's ist nicht ganz richtig hier.
(Auf die Stirn zeigend.)
Erst glaubt' ich, daß ein Unglück ihm begegnet,
So laut hört' ich ihn schrein. Ich eilte her,
Doch sah und merkt' er nichts von meiner Nähe.
Wild geht er auf und ab, spricht vor sich hin,
Schlägt mit den Händen um sich, weint und lacht, —
Doch dieses Lachen klingt... Gott sei uns gnädig!
Da kommt er, doch ich fürchte, mich vor ihm.
(Zieht sich nach rechts zurück.)

Paul (in elegantem, mit Pelz verbrämtem Schlafrock, mit wirrem Blick aus dem Vorhang heraustretend).

Steh' still! Ich muß Dich weiter hören; Alles
Mußt Du mir sagen! — Ich beschwöre Dich,
Verlaß mich nicht! — Auch Du sollst Alles hören;
Ich will Dir beichten!
(Vor dem Bilde Peter's angelangt.)
Ha! das ist sein Bild,
Doch er ist fort!
(Er dreht und sieht sich taumelnd um und bricht dann zusammen mit dem Ausrufe:)
Weh' mir Unseligem!

Kammerhusar (nähert sich ängstlich dem Kaiser und beugt sich über ihn).

Er liegt wie todt.
(Nach rechts abgehend und sich kopfschüttelnd noch ein paar Mal umsehend.)
Ich will's der Kaiserin melden.
(Ab.)
(Kurz nachdem der Kammerhusar fortgegangen ist, fällt der schwere Degen von der Wand auf den Boden.)

Paul (sich aufrichtend).

Ich höre seinen Schritt! — doch seh' ihn nicht.
Sprich! Ich beschwöre Dich!

Eine Stimme (von unten ruft in geisterhaftem Tone).

Paul! Armer Paul!

Paul.

Dieselben Worte stets! Mehr will ich hören.
Sprich! Wenn mein Unglück so Dein Mitleid weckt,
Dir solche Jammertöne zu entpressen,
So hilf die Bürde mir vom Herzen wälzen,
Die mich erdrückt! — Sprich zu mir!

Stimme.

Armer Paul!

Paul.

Du gehst?
(Aufspringend.)
Ich folge Dir und sei's in's Grab!
(Er geht wankenden Schrittes zur Thüre rechts, wo ihm die Kaiserin entgegentritt, hinter ihr der Kammerhusar.)
Hast Du ihn nicht gesehn?

Kaiserin.

Wen?

Paul.

Ihn!

Kaiserin.

Ich habe nichts gesehen.

Paul.

Dort ging er fort,
Wo Du eintratst.

Kaiserin (bei Seite zum Kammerhusaren).
Schnell zünde Licht an!
(Kammerhusar links ab und gleich zurück. Er zündet mit einer Kerze die Armleuchter an und geht dann wieder.)
Du warst so munter heut bei Tisch; doch plötzlich
Kam eine tiefe Schwermuth über Dich,
Wie oft bei Dir die heitere Laune plötzlich
In trübe Stimmung umschlägt. Du gingst fort
Und wolltest ausruhn.

Paul.

Ich ging fort und setzte
Mich in den Lehnstuhl dort und wollte schlafen.
Da fielen meine Augen auf das Bild
Peter's des Großen; es belebte sich
Und trat hervor aus seinem goldnen Rahmen,
Doch so verwandelt, wie ich einst ihn selbst
Im breiten Hut und kurzen Mantel sah,
Nicht wie dort auf dem Bild mit offnen Haaren.

Kaiserin.

Wen sahst Du?

Paul.

Meinen Ahnherrn! — Hab' ich Dir
Von der Erscheinung nie erzählt?

Kaiserin.

Kein Wort!

Paul.

Das wundert mich! 's ist freilich lange her;
Ich kannte Dich noch nicht. — So höre denn!
Es war zur Zeit, wo die Natur beginnt,
Ausgleichend und gerecht — wie sie nicht immer
Sich zeigt — die Tag' und Nächte einzutheilen;
Die Zeit mein' ich, wo Tag und Nacht im Streit,
Wer länger ist und heller, und noch immer
Die Nacht den Preis gewinnt bei uns im Norden,
Wenn sie den blauen, sterndurchblitzten Mantel
Um ihre blendend weißen Schultern schlägt,
In spröder Reinheit wandelnd, bis der Tag
Mit schmutzigem Fuß ihr auf die Schleppe tritt.
Ich — wie das Jahr — stand noch im ersten Viertel
Des Aufgangs, doch in voller Glorie schien
Der Mond in's Zimmer jenes Prunkpalastes,
Den unser Winter aus der Taufe hob,
Wo ich mit meinem Freunde Kurakin
Am hohen Fenster stand, mit trunknen Augen
Uns labend an der Herrlichkeit der Nacht.
Ein Meteor schoß plötzlich vor uns nieder,
So nah, als könnte man's mit Händen greifen,
Doch blendend, blitzgleich, wie es kam, verschwindend.
Mir war, als hätt' ich solche schöne Märznacht
Noch nie gesehn; sie lockte mich in's Freie.
Ich ging mit Kurakin, der, munter plaudernd,
Zu meiner Linken schritt; zwei Diener folgten.
Die Häuser warfen lange, schräge Schatten
Weit vor uns hin, doch wo wir gingen, war es
So hell, daß man Geschriebnes lesen konnte,
Wie Kurakin an einem Brief mir zeigte.
Nur wenige Menschen gingen fern vorüber;
Doch als wir in die zweite Straße bogen,
Sah ich in der Vertiefung eines Hausthors
Dicht vor mir einen großen, hagern Mann
In kurzem Mantel, kriegerischer Haltung,
Den breiten Hut tief in die Stirn gedrückt.
Er trat hervor und ging zu meiner Linken
(Kurakin war etwas zurückgeblieben)
In gleichem Schritt mit mir; doch während ich
Geräuschlos ging, hallt' es von *seinen* Schritten,
Als ob ein Hammer auf den Amboß fiele
In gleichem Takt. — Dies machte mich erstaunen;
Auch fühlt' ich plötzlich eine eisige Kälte
An meiner linken Seite, und bald fuhr
Ein frostiger Schauder mir durch Mark und Bein;
Doch bebt' ich nur vor Kälte, nicht aus Furcht.
Ich wandte mich zu Kurakin und sagte:
„*Ein seltsamer Gesell!*" — „Wen meinen Hoheit?"
Fragt Kurakin. — „Nun, Den zu meiner Linken." —
„Ich sehe Nichts." — „Wie! Nichts? Und hörst auch nicht
Den Hammerschritt an meiner linken Seite?" —
„Ich seh' und höre Nichts", sprach Kurakin,
„Und zwischen Ihnen und der Mauer ist
Kein Platz für irgenwen." — Wir waren Beide
Erstaunt: ich über ihn, er über mich.
Ich streckte meine Hand aus nach der Mauer;
Sie fuhr durch die Gestalt hin wie durch Luft,
Die kalten Mauersteine fest berührend;
Doch die Gestalt blieb immer mir zur Seite.
Ich blickte scharf jetzt den Gesellen an,
Und unterm tiefgestülpten Hute sah ich
Ein Auge blitzen, wie ich keins je sah,
Nicht vor- noch nachher; — und es heftete
Den Blick auf mich, mich an sich selber heftend.
Ich konnte diesem Blick mich nicht entziehn.
So Aug' in Auge gingen wir noch lange,
Wohl eine Stunde lang, und dreimal klang
Mein Name aus des Weggesellen Munde:
„Paul!" rief er zweimal, und dann: „Armer Paul!"
In einem Ton, so weh- und jammervoll,
Daß mir das Blut in allen Adern stockte.
So kamen wir zum großen Platze zwischen
Senatspalast und Admiralität.
Dort blieb er stehn und sprach: „Paul, lebe wohl!
Hier und auch sonst wirst Du mich wiedersehn." —
Da plötzlich hob sein Hut sich wie von selbst,
Und jetzt erkannt' ich deutlich sein Gesicht,

Und unwillkürlich trat ich ein paar Schritte
Zurück in Ehrfurcht, denn ich sah vor mir
Das Adlerauge und die braune Stirne,
Das strenge Lächeln meines hohen Ahnherrn —
Peter's des Großen! — Eh' ich mich vom Schreck
Erholt, war er verschwunden, doch ich merkte
Genau die Stelle mir, und an der Stelle
Steht jetzt das Denkmal, das ihm meine Mutter
Errichtet hat.

Kaiserin.

Dies Spiel der Einbildung
Hat mich erregt, als ob es Wahrheit wäre!

Paul.

Was nennst Du Wahrheit? Ist, was ich gesehn,
Nicht wahr, so giebt's nichts Wahres in der Welt.
Ich hab's gesehn, gehört und kalt gefühlt
An meiner Seite.

Kaiserin.

Doch die Andern nicht,
Und so war's nur ein Spiel der Einbildung.

Paul.

Man träumt im Schlaf nur, nicht mit offenen Augen.
Wir waren, als wir durch die Straßen schritten,
Ganz munter, lachten, plauderten und scherzten,
Und dachten nicht an überirdische Dinge.
Wie konnte solche Stimmung mein Gesicht,
Gehör, Gefühl und Urtheil so verwirren,
Daß ich Gespenster träumte! Taghell war
Die linde Nacht, und ich war nicht allein;
Ich ging und sprach mit Andern, fühlte wie
Die Mauer kalt war und mein Pelzrock warm;
Ich konnte Licht und Schatten unterscheiden,
Wie Erd' und Himmel, Schnee und Sternenglanz;
Auch sah ich die Erscheinung noch einmal
Mit offnen Augen, kurz vor meiner Krönung, —
Und heute wieder: hier, im Schlafgemach,
Und wieder hier dann . . . Doch Du glaubst es nicht!

Kaiserin.

Ich kann mir solche Wunder nicht erklären.

Paul.

Mit der Erklärung hört das Wunder auf;
Doch alles Höh're ist uns wunderbar.
(Man hört plötzlich Waffengeklirr und Lärm hinter der Scene)

Kaiserin.

Was deutet dieser Lärm?

Paul (schellend).

Ich werde fragen.
(Ein Kammerhusar tritt ein.)
Was giebt's?

Kammerhusar.

Die Wachen werden abgelöst.

Paul.

Wer hat den Nachtdienst?

Kammerhusar.

Gen'ral Archimákoff.
(Auf eine entlassende Handbewegung des Kaisers zieht sich der Kammerhusar wieder zurück.)

Kaiserin (den am Boden liegenden Degen bemerkend)

Was für ein Degen liegt da?

Paul (nachsehend).

Jaschwil's Degen.
Er hing dort an der Wand.

Kaiserin.

Fürst Jaschwil's Degen?
Wie kam der an die Wand?

Paul.

Der bleibt so lange
Dort hängen, als sein Herr gefangen sitzt.

Kaiserin.

Die Kinder wollten vorhin zu Dir kommen,
Dir gute Nacht zu sagen. Nikolaus
Freut sich darauf, vor Dir zu exerziren.

Paul.

Laß ihn nur kommen.

Kaiserin.

Sieh, da kommt er schon,
Und Anna auch mit ihrer Gouvernante.
(Die Gouvernante öffnet die Thüre, läßt die Kinder ein und zieht sich dann, ohne weiter vorzugehen, wieder zurück. Der fünfjährige Großfürst Nikolaus trägt eine Kinderuniform nach preußischem Zuschnitt aus der Zeit Friedrichs des Großen, und kommt gleich mit seinem Gewehr auf der Schulter durch die Thüre hereinmarschirt, während die sechsjährige Großfürstin Anna auf den Kaiser zuläuft und ihm die Hand küßt. Er setzt sich in einen Lehnstuhl, nimmt Anna auf den Schooß und die Kaiserin stellt sich hinter ihn. Nikolaus marschirt die ganze Breite der Bühne durch.)

Paul (das langsame Tempo mit der Hand markirend).

Eins, Zwei! Eins, Zwei! Eins, Zwei! Es geht schon gut:
Halt' nur die Beine noch mehr auseinander!

Nikolaus (der Weisung folgend).

So?

Paul.

Ganz richtig so! — Eins, Zwei! Eins, Zwei! Eins, Zwei!
(Sich zur Kaiserin wendend.)
Der Nikolaus macht schon ganz gute Schritte.

Kaiserin.

Er fängt früh an, sich stramm zu halten.

Paul.

Ja! —
Was früh sich einprägt, das bleibt lange sitzen. —
Hast Deine Sache gut gemacht, mein Junge!
Komm' her, ich geb' Dir einen Kuß dafür.
(Nachdem er Nikolaus geküßt, sich zu Anna wendend.)

Du kleiner, lieber Schelm bekommst gleich drei.
(Er küßt sie auf Stirne, Wange und Mund.)
Nun gute Nacht, ihr lieben Kinder, geht
Zu Bett, und betet fromm, und schlaft hübsch ruhig.

Anna.

Erst gib Mama auch einen herzigen Kuß;
Sie hat so viel geweint die letzte Zeit.

Paul (die Kaiserin an sich ziehend).

Na, komm', Maria (sie küssend); hast Du viel geweint?
Warum denn?

Kaiserin.

Erst bring' ich die Kinder fort,
Dann komm' ich wieder.
(Sie nimmt an jede Hand ein Kind und geht damit zur Thüre rechts, wo Anna sich noch einmal umwendet.)

Anna.

Gute Nacht, Papa!

Paul.

Gut' Nacht! Gut' Nacht!
(Kaiserin mit den Kindern ab.)
Das kleine, liebe Närrchen! —
So lang die Kinder klein sind, ist's ein Segen;
Dann hängen sie noch fest an ihren Eltern,
Wie junges Obst am Baume; wird es reif,
So läßt sich's leicht vom Baum herunter schütteln,
Und fällt auch wohl von selbst.
(Die Kaiserin tritt wieder auf. Paul geht ihr entgegen und legt seinen Arm um ihren Nacken.)
Nun, liebes Weib,
Sag' mir, was hat Dich so viel weinen machen?

Kaiserin.

Das fragst Du noch?

Paul.

Ach, ich bin selbst wohl schuld
An Deinen Thränen?

Kaiserin.

Ich kann viel ertragen,
Wenn's mein Geheimniß bleibt; doch vor der Welt,
Vor Menschen, die man innerlich verachtet,
Und doch nicht unbeachtet lassen darf,
Sich hingestellt sehn wie ein strafbar Kind,
Geschmäht, verdächtigt werden wegen Schuld,
Davon das Herz Nichts weiß, und schweigen müssen,
Um den Beschuldiger nicht noch mehr zu reizen,
Als Andre schon gethan . . .

Paul.

Ja, sieh, da liegt's!
Das macht mich selbst oft zornig gegen mich,
Daß ich zu Zorn so leicht mich reizen lasse
Durch Andre. Aber glaub' mir, liebes Weib,
Ich mein' es nicht so böse; ist's heraus,
So ist's vorbei.

Kaiserin.

Ich weiß das, lieber Paul,
Doch Andre nicht. Ich würd' es gern verwinden,
Beträf' es mich allein; doch jeden Hauch
Des Zorns aus Deinem Mund macht man zum Sturm,
Vergrößert, lästert, lügt, und macht so glauben,
Daß wir von früh bis spät in Zwietracht leben;
Denn wo man Funken sieht, schließt man auf Feuer.

Paul.

Du mußt mit meinen Schwächen Nachsicht haben;
Sie wurzeln tief. Ich weiß es wohl, ich höre
Meist lieber was ich will, als was ich soll;
Doch bin ich so der Wahrheit Freund, den Irrthum,
Seh' ich ihn ein, auch offen zu bekennen.

Kaiserin.

Wie ich Dich kenne, sehn Dich Andre nicht.
Wie glücklich war ich heute, als Du mir
Die Arbeit von den jungen Fräulein brachtest,
Die ich erziehn ließ! Das gemahnte mich
An jene längst entschwundnen schönen Tage,
Wo wir nur uns und unsrer Liebe lebten,
Und glücklich machten, weil wir glücklich waren
In kleinem Kreise.

Paul (die Kaiserin bei den Händen fassend).

Sieh mich an, Maria;
Sieh klar in's Auge mir, daß ich durch Deines
Bis in die Tiefen Deiner Seele blicke,
Ob da nicht im Geheimen etwas sproßt,
Das, unterdrückt und doch zugleich genährt,
Sich dehnt und, wenn's zu vollem Wachsthum kommt,
Wohl einst die schönen Tage noch verdunkelt,
Davon Du sprachst.

Kaiserin.

Du sprichst in Räthseln, Paul!

Paul.

So will ich offen fragen: Hast Du nie
Geträumt von Zeiten der Alleinherrschaft,
Nach Art der früheren schönen Kaiserinnen
Anna, Elisabeth und Katharina?

Kaiserin.

O mein Gemahl, wer hat Dein Herz vergiftet,
Daß Du so sündhaft von mir denkst und sprichst!

Paul.

Nicht ausgewichen! Sündhaft oder nicht:
Ich will von Dir die ganze Wahrheit hören.

Kaiserin.

So höre dies: daß Alles Lüge ist,
Was man in's Ohr Dir raunt, mich zu verdächtigen.
So hab' ich auch als Lüge das genommen,
Was man mir zugeraunt, Dich zu verleumden.

Paul.

Mich?

Kaiserin.

Daß Du mich wolltest in Verbannung schicken,
Und Alexander auf die Festung sperren,
Und Prinz Eugen von Württemberg ernennen
Zu Deinem Erben.

Paul.

Du hast's nicht geglaubt?

Kaiserin (schüttelt das Haupt).

Nein, wahrlich nicht!
(Sie fallen sich schluchzend in die Arme.)

Paul.

Nun kein Wort mehr davon!
(Nach einer kleinen Pause.)
Es ist kein Glück, so hochgestellt zu sein,
Mit solcher Bürde der Verantwortung,
Wie ich sie tragen muß, ich ganz allein.
Bin ich durch Gott auch Herr des Reichs, ich bin
Kein Gott, ich bin ein Mensch, und Menschen irren.
Ich habe oft geirrt und schwer gebüßt.
Ach, zur Gewohnheit wird das Schrecklichste,
Erlebt man's oft. — Doch gute Nacht, mein Engel.
(Sie küssend.)

Kaiserin.

Ich bin nicht müde.

Paul.

Meine Augen fallen
Mir zu, als hinge Blei an meinen Wimpern.

Kaiserin.

Bei Dir folgt stets der Aufregung Erschöpfung;
Bei mir ist's anders: bin ich so erregt
Wie jetzt, schließ' ich die ganze Nacht kein Auge.

Paul.

Wozu sich fürchten? Furcht lockt die Gefahr,
Die flieht, wenn man ihr fest in's Auge sieht.
Auch hab' ich keinen Grund zu fürchten mehr,
Seit ich mein letztes Manifest erlassen,
Dem Volke für bewährte Treue dankend.

Kaiserin.

Dies Manifest . . .

Paul.

Herz, das verstehst Du nicht.
(Küßt sie wieder.)
Noch einmal, gute Nacht! und nun geh' schlafen!
(Paul geht in sein Schlafgemach. Die Kaiserin sieht ihm nach, bis er hinter dem Vorhang verschwunden ist.)

Kaiserin.

Ich werde diese Nacht nicht schlafen gehn.
(An der Thüre wirft sie noch einen schmerzlichen Blick nach dem Schlafzimmer und geht dann rasch ab. Gleich darauf hört man laut schellen. Paul tritt wieder vor, während von links der Kammerdiener kommt und von rechts die Kaiserin zurückkehrt.)

Paul.

Noch nicht zu Bett?

Kaiserin.

Mir war, als hört' ich Lärm.

Paul.

Geh', geh'! Ich schellte nach dem Kammerdiener.
(Der Kammerdiener schenkt ein Glas Wein ein und reicht es dem Kaiser.)
Ich will noch einen Schlaftrunk thun.

Kaiserin (nachdem Paul das Glas geleert, ihn nochmals umarmend).

Ach, Paul.
Ich weiß nicht, was mich heut so ängstlich macht.

Paul.

Unnütze Furcht!

Kaiserin.

Nun gute Nacht!

Paul (zum Kammerdiener).

Folg' mir.
Nachher leg' dort den Degen auf den Tisch;
Vergiß auch nicht die Lichter auszulöschen.
(Beide ab in's Schlafzimmer, dessen Vorhänge geschlossen werden.)

Kaiserin.

Ich fürchte mich, den langen Korridor
Allein zurückzugehn; noch nie im Leben
War mir so bang um's Herz. Es ist mir immer,
Als hört' ich Waffen klirren, Hülfe rufen.
Doch ist's gewiß nur Spiel der Einbildung.
Sei muthig, armes Herz! — Gott schütze Paul!
(Kaiserin ab, während der Kammerdiener zurückkommt. Er legt den Degen auf den Tisch und löscht die Lichter aus, so daß nur eine Ampel das Zimmer noch matt erhellt, und geht dann leise ab. Gleich darauf erscheint der Kammerhusar.)

Kammerhusar (durch den Vorhang spähend).

Der Kaiser schläft schon fest; ich werd' es melden!
(Leise ab.)

Bennigsen (tritt auf; gleich darauf auch Jaschwil).

Wo bleibt Graf Pahlen?

Jaschwil.

Er hält sich zurück;
Ich traf ihn in der Newsky-Perspektive,

Wo er Ansprachen an die Truppen hielt,
Von einer Compagnie zur andern reitend.

Bennigsen.

Gut ausgedacht! — Verriegeln Sie die Thür,
Die zu der Kaiserin Gemächern führt.
(Jaschwil folgt der Weisung.)
Ein schlauer Plan! Er wagt das Aeußerste,
Doch wagt es nur aus sicherm Hinterhalt.
Gelingt das Werk, so deckt er uns den Rücken;
Gelingt es nicht, so ist er selbst gedeckt,
Denn er ist nicht dabei. — Das merk' ich mir!
(Zu Jaschwil, der zurückgekommen.)
Jetzt rufen Sie Fürst Suboff und die Andern.
(Jaschwil ab. Gleich darauf tritt Suboff mit vier Gardeoffizieren ein.)
Zwei von den Herrn bewachen dort die Thür;
Zwei bleiben hier. Fürst Suboff und ich selbst
Besorgen alles Uebrige.
(Man hört vom Vorzimmer her lauten Lärm und die Worte „Mord! Hülfe!" Zugleich regt es sich im Schlafgemache, wo ein Stuhl umfällt.)
Der Kaiser wacht.
(Jaschwil tritt rasch ein.)
Was war das für ein Lärm?

Jaschwil.

Ein Offizier in wilder Trunkenheit
Schlug einen Posten nieder, ohne Grund.

Bennigsen.

Sie haben bei Talisin heut soupirt,
Und jetzt mehr Weindunst als Verstand im Hirn.
Doch desto besser. Ueberwachen Sie
Die Trunkenen, bis wir die Meute brauchen.
(Jaschwil ab. Der Kaiser, im Schlafrock, lugt durch den Vorhang.)
Da ist der Kaiser. Treten wir jetzt vor.
(Suboff geht unsicheren Schrittes voran; Bennigsen folgt in fester Haltung.)

Paul (Suboff erkennend, tritt vor).

Was willst Du, Platon Alexandrowitsch,
Bei mir so spät zu Nacht?

Suboff (ein Papier hervorziehend).

Hier ... Majestät ...

Paul.

Du zitterst und siehst bleich. Was soll die Schrift?

Bennigsen.

Die Schrift soll Ihnen sagen, was wir wollen.

Paul (zu Suboff).

Dich frag' ich, Platon Alexandrowitsch, —
Mit jenem Landsknecht hab' ich nichts zu reden.

Bennigsen (den Degen ziehend).

Doch ich mit Ihnen, Majestät! Sie sind
Jetz mein Gefangner, bis Sie diese Schrift
Gelesen, anerkannt und unterschrieben,
Die uns vor wilden Launen sicherstellt
Und Großfürst Alexander anerkennt
Als Mitregenten. Sonst geht's an Ihr Leben!
Noch stehn wir nur als Bittende vor Ihnen.

Paul.

Nicht Zeit, nicht Ort noch Art des Bittens weist
Auf gute Absicht. Ihr wollt mich ermorden.
Nur Mörder bitten mit gezücktem Schwert.
Doch lieber sterb' ich, eh' ich mich erniedre
Vor Hochverrath.
(Er greift rasch nach dem auf dem Tisch liegenden Degen Jaschwil's, den ihm Bennigsen eben so rasch wieder entwindet, während Suboff den Kaiser von hinten festhält.)
Suboff, denk' meiner Mutter!
(Zu Bennigsen.)
Wehrlose tödten, ist das Landsknechtsehre?
(In diesem Augenblick stürzt Jaschwil herein mit vielen Offizieren hinter ihm, die alle den Eindruck der Trunkenheit machen.)

Jaschwil.

Die Wachen im Palast gehorchen nicht!
(Suboff läßt den Kaiser los und eilt hinaus.)

Bennigsen.

Suboff hat ganz den Kopf verloren. — Jaschwil,
Beschützen Sie den Kaiser hier!
(Den Kaiser loslassend, aber zugleich Jaschwil durch Geberden bedeutend, ihn wieder festzuhalten.)
Ich gehe,
Die Aufstellung der Wachen zu besorgen.
(Links ab.)

Paul (benützt den Augenblick, da Bennigsen ihn losgelassen, um wieder nach dem Degen zu greifen Jaschwil sucht ihn daran zu verhindern, wobei der Degen zu Boden fällt. Paul mit aller Kraftanstrengung Jaschwil von sich stoßend).

Zurück!

Jaschwil.

Es ist mein Degen, Majestät!

Paul (macht ein paar Schritte seitwärts, so daß er mitten vor dem Vorhange seines Schlafgemachs stehen bleibt).

Mein ist die Wehr und mein die Macht im Reich!
Schwurt ihr mir Treue, um mich zu verrathen? —
Zurück!
(Die Menge drängt zur Thüre zurück, wo Bennigsen jetzt wieder erscheint. Die beiden Offiziere, welche die Thüre bewachen, helfen auf einen Wink von Bennigsen die Andern zurücktreiben und mischen sich dann unter sie.)

Bennigsen (mit geschwungenem Degen).

Den schlag' ich nieder, der jetzt flieht!
(Die zurückgetriebene Menge drängt jetzt den Kaiser in sein Schlafgemach, dessen Vorhang sich gleich wieder schließt.)
Hier ist mein Posten, bis es abgethan.
Bleibt Paul am Leben, läßt uns Pahlen Alle,

Den Großfürst Alexander an der Spitze,
Festnehmen und sich selbst als Retter preisen.
(Man hört Geräusch im Schlafgemach, wo ein Ofenschirm umstürzt und gegen den Ofen klirrt. Gleich darauf folgt ein dumpfer Schall wie von zwei fallenden Körpern und der schrille Schrei: „Hülfe! Hülfe! O!")

Bennigsen (horchend).

Es ist vorbei! Nun rette sich, wer kann.
(Die Menge stürzt in wilder Unordnung aus dem Schlafgemache hervor und sucht nach rechts und links zu entfliehen. Die beiden Offiziere, welche die verriegelte Thüre bewachten, haben sich auf einen Wink Bennigsen's zu diesem gesellt, der jetzt mit ihnen zwischen Sopha, Tisch und Stühlen vor dem Bilde Peter's des Großen steht. Unter den Letzten, welche aus dem Schlafgemach kommen, ist Fürst Jaschwil, der nur mit großer Anstrengung geht. Bennigsen geht auf ihn zu und fragt:)
Nun, Fürst Jaschwil?

Jaschwil.

Ich bin noch ganz betäubt!
Er suchte hinterm Ofenschirme Schutz,
Doch vor der Menge Andrang fiel der Schirm.
Der Kaiser kam hervor; ich hielt ihn fest.
Er rang mit mir, wie ein Verzweifelnder.
Wir stürzten Beide hin; er ward erstickt.
Durch wen und wie's geschah, kann ich nicht sagen.
Ich selbst bin halb erstickt und kann kaum gehn.
Ach, General! Im Felde kämpft sich's besser!
(Jaschwil langsam rechts ab.)

Bennigsen (leise zu den beiden zurückgebliebenen Offizieren).

Wollt ihr dem neuen Kaiser euch verbinden,
Nehmt Jaschwil fest; ihr habt's gehört, er that's. —
Es wird euch nützen und soll ihm nicht schaden.
(Die beiden Offiziere sehen erst einander, dann Bennigsen an, und gehen, durch eine bedeutsame Handbewegung von ihm angetrieben, links ab. Bennigsen sieht ihnen nach, bis sie das Zimmer verlassen haben, und geht dann bis zur Mitte des Vorhangs, lugt durch denselben in das Schlafgemach, wendet sich um und sagt:)
Ein grausiger Anblick! Das kann so nicht bleiben.
(Er geht nach der linken Thüre, öffnet dieselbe und auf seinen Wink treten der Kammerhusar und Kammerdiener ein. Er weist nach der Thüre des Schlafgemachs und sagt mit fester Stimme:)
Legt die hochselige Majestät auf's Bett,
Und macht ein wenig Ordnung dort im Zimmer!
(Während die Beiden traurig hinter dem Vorhang verschwinden, geht Bennigsen ab mit den Worten:)
Ich melde jetzt dem Kaiser, was geschehen,
Sonst eilt sich Pahlen, mir zuvorzukommen,
Der von nichts weiß und nicht zugegen war.
(Ab.)
(Nach einer kurzen Pause kommen Kammerhusar und Kammerdiener schluchzend aus dem Schlafgemach und gehen links ab. Kaum sind sie fort, als die Kaiserin in großer Erregung rechts eintritt.)

Kaiserin.

's ist grabesstill hier. Was hat sich begeben,
Daß plötzlich ein so wilder Lärm entstand?
Mir war's, als zög' die wilde Jagd vorüber!
Es konnte keine Täuschung sein, denn Alles
Erwachte rings umher; die Kinder schrien;
Die Luft selbst schien zu wimmern ... Da kommt
Pahlen ...

Pahlen (tritt von links rasch ein; die Kaiserin geht ihm entgegen).

Ah, Majestät, Sie hier? Was ist geschehen?

Kaiserin.

Ich frage Sie. Mich zog der Lärm hierher,
Der wie die Windsbraut durch die Gänge brauste.
Doch was führt Sie so spät zur Nacht hierher?

Pahlen.

Die Meldung, daß der Kaiser plötzlich starb.

Kaiserin.

Der Kaiser todt?
(Sich vor die Stirn schlagend.)
Dann habt ihr ihn ermordet!
O, meine Ahnung! — Noch vor einer Stunde
War ich bei ihm ...

Pahlen.

Ich komme, athemlos
Vor Schreck, hierher ...

Kaiserin.

Sie athemlos vor Schreck!
Verräther! Mörder!

Pahlen.

Majestät, ich schwöre,
Ich war nicht hier.

Kaiserin.

Doch Ihre Spießgesellen!
Man braucht die Henker und verleugnet sie,
Wenn sie gebraucht.

Pahlen.

Geschah ein Unglück hier,
So hat's der Kaiser selbst herbeigeführt,
Durch Weigerung, den Erben seines Throns
Schon jetzt als Mitregenten zu bestätigen.

Kaiserin.

Und darum ihn ermorden! — Jetzt begreif' ich
Das Hin- und Hergehn, Flüstern, Blickewechseln.

Pahlen.

Kein großer Umschwung macht sich ohne Schuld.
Doch meine Hand ist rein vom Blut des Kaisers.

Kaiserin.

Auch Ihr Gewissen? — Oeffnen Sie den Vorhang
Des Schlafgemachs: ich will Ihr Opfer sehn
In Ihrer Gegenwart.

(Pahlen schlägt die Vorhänge nach beiden Seiten zurück. Man sieht den Kaiser auf einem erhöht stehenden prächtigen Himmelbett liegen beim Licht einer Ampel.)

Er liegt so friedlich,
Als schlief' er nur. Paul! Mein geliebter Paul!
(Schluchzend.)
O, er war besser, als ihr Alle seid!

Pahlen.

Ein Besserer noch wird auf dem Thron ihm folgen.

Kaiserin.

Hinweg! Laß mich allein mit meinem Schmerz!
(Sie wirft sich schluchzend auf die Leiche, während Pahlen zurücktritt. Gleich darauf tritt Alexander ein, dem Bennigsen und noch viele Generale und Offiziere folgen, so daß das vordere Zimmer sich allmälig wieder füllt, während Alexander mit bleichem Gesicht allein in das Schlafgemach tritt. Die Kaiserin erhebt sich bei seinem Nahen und schließt ihn weinend in die Arme. Er beugt sich dann über seinen Vater, küßt ihm Gesicht und Hände und tritt darauf wieder vor.)

Alexander.

Der Schmerz erstickt noch meine Worte; doch
Was hier geschehn und wie's geschehn, werd' ich
Genau erforschen, prüfen und dann richten.
Jetzt aber fleh' ich den Allmächtigen an,
Mich werth zu machen meines hohen Amts,
Daß diesem Untergang ein Aufgang folge,
Dem Volk zum Segen, meinem Schmerz zum
Trost!

(Die Kaiserin hat sich wieder schluchzend über die Leiche gebeugt. Unter den Rufen der Menge: „Gott segne Kaiser Alexander!" fällt der Vorhang.)

Ende.

Klänge des Schmerzes*).

Von Hieronymus Lorm.

6. Weltschmerz.

Wenn ich des Lebens Sinn erwäge,
Wie Alles ging, wie Alles kam,
Erzählen mir die bangen Schläge
Des Busens von verborg'nem Gram.

Für ewig will in's Herz sich pressen
Das Weh, dem vor der Sprache graut, —
In's Nichts versinkt und in's Vergessen,
Was sich erlöst im Schmerzenslaut.

So trägt die Welt mit stummem Schmachten
Ihr unaussprechlich Jammerloos!
Der Schönheit Werk, des Weisen Trachten
Ist nach dem Wort ein Ringen blos.

Die Welt ist Schmerz, der unermessen —
Sie sucht das Wort, das ihn umspannt . . .
Und sinkt in's Nichts einst und Vergessen,
Wenn das Erlösungswort sich fand.

7. Lebenstendenz.

Ich wollt' als Kind mich zu den Sternen schwingen
Und ihren Schimmer haschen mit den Händen;
Ich wollt' den kühnen Blick zur Sonne wenden
Und ungeblendet ihren Glanz durchdringen.

Ich wollt' als Mann nach jenen Sternen ringen,
Die Lieb' allein dem Leben weiß zu spenden;
Ich wollt' den kühnen Geist erforschend senden,
Die Wahrheit ungeblendet zu erzwingen.

Des Kindes Tändeln — ward des Mannes Streben!
In Hoffen und Verzagen schwankt' mein Leben,
Zur bittern Thräne schmolz mein Sehnen, Lieben.

Nun ist's vorbei! Die Sterne sind erblichen,
Der Sonne Strahlen fremd hinabgewichen,
Die Thräne nur ist noch im Aug' geblieben.

8. Im Walde.

Im Wald, im schattenkühlen,
Bewegt mich süß und still
Ein tiefberuhigt Fühlen,
Das nichts erlangen will.

Nicht Blüthe sproßt den Fichten,
Nicht Frucht in ihrer Ruh';
Sie weh'n für solch' Verzichten
Mir gleichen Frieden zu.

*) Vergl. Heft 1 der „Neuen Monatshefte."

9. Der Winter.

Der Winter geht zu rasch dahin!
Wie stärkt sein tödtlich Erstarren!
Denn gleich entlarvten Betrügern flieh'n
Vor ihm die Hoffnung, das Harren.
Er deckt mit seiner Todesruh
Das Heuchlerantlitz der Schöpfung zu,
Kein Welken soll uns betrüben.

Wie lang ist's her? — es sind ja noch kaum
Die letzten Blätter gefallen —
Da schlugen auf dem blühenden Baum
Die thörichten Nachtigallen.
Sie schluchzten, daß wiederkehr' das Glück,
Als brächte die Sehnsucht je zurück,
Was nie und nimmer gewesen.

Der Winter muß zu rasch dahin,
Er möchte weiter begraben.
Verschneiter Wald! Es krächzen darin
Die wahrheitsliebenden Raben.
Sie nicken einander zu so schlau,
Sie wissen, wie viel es werth genau,
Was Lenz und Liebe versprochen.

Dort hängt ein verwittert Gnadenbild,
Vor dem man Liebe versprochen,
Und was dem Sturm das Heilige gilt,
Das er entfärbt und gebrochen,
Das gilt der schnöden Menschennatur,
Der Liebe Glück und der Liebe Schwur;
Die Raben erzählen's krächzend.

Und dennoch, Herz voll Trauer, vernimm
Des Winters schweigende Lehren:
Er ist die Ruhe und nicht der Grimm!
Drum segne selbst dein Entbehren.
Es zeigt, daß in dir unnennbar lebt
Ein Glück, das über der Erde schwebt —
Und einzig Glück ist auf Erden.

10. Monolog.

Wie kalt ich bin, der ich durch Thränen einst geblickt!
Der Schmerz, der überfloß, hat sich zum Eis verdickt.

Gebrochen war mein Herz. Die Sorg' für Weib und Kind,
Die nimmermüde Noth hat mir's — zur Noth geflickt.

„Viel Blumen blüh'n dir noch!" So ruft zum Trost der Freund.
Nicht weiß der gute Freund, daß heimlich sie geknickt.

Ich kenne mich nicht mehr! Wo ist mein Lachen hin?
Wenn ich den Spiegel seh, wie da mein Herz erschrickt!

Bin ich so bleich und alt? Ein Grauen faßt mich an,
Mir hat ein fremdes Haupt vertraulich zugenickt.

Ich bin des Lebens müd'! Noch hat kein Todter je,
Daß er des Todes müd', uns Kunde zugeschickt.

Der neue Name.

Von C. Ferdinand Meyer.

Zwei, die sich begegnet, ruhten
Einst in Tempe's schönem Thal:
Neben einer Quelle Fluten
Theilten sie das Reisemahl.

Und der Eine bat den Andern:
„Freund, dein Wesen sagt mir zu,
Eh' wir auseinander wandern
Nennst mir deinen Namen du.“ —

„Welchen Namen? Meinen alten?
Meinen neuen, der mein Hort?“ —
Der Gefährte sagt: „Entfalten
Sollst du mir dein Räthselwort.“ —

„Höre denn: In jungen Tagen
Ueberschäumte mir der Muth,
Frevel trieb er mich zu wagen
Und ich schwelgt' in Wein und Blut.

Furien folgten mir, von Schlangen
War umstrickt die Brust mir schon
Und ich stürzte bleich mit bangen
Schritten aus der Stadt davon.

Flüchtend auf des Berges Zinne,
Glitt ich aus in wildem Lauf,
Dunkel wurden mir die Sinne,
Seltsam aber wacht' ich auf.

Ueber baumgekühlte Matten
Hauchten Lüfte frisch und rein.
War ich auf der Flur der Schatten?
War ich in der Sel'gen Hain?

Durch die Aue sah' ich wandeln
Weißgekleidet eine Schaar,
An den Füßen leichte Sandeln
Und den Myrtenkranz im Haar.

Eine dieser Lichtgestalten
Hatt' im Leben ich gekannt,
Oft verkehrt' ich mit dem Alten,
Denn er war mir blutverwandt.

Und er wallte mir entgegen,
Bot die Lippen mir zum Kuß.
„Glück zu deinen neuen Wegen,“
Grüßt' er, „o Thespesius!“

Und ich frug den wundersamen
Alten: „Sag' mir, wie du's meinst —
Trag' ich einen neuen Namen?
Aridäus hieß ich einst.“

Wieder aus den Silberlocken
Sprach er freudevoll mir zu:
„Wandle fürder unerschrocken.
Wie ich sagte, heißest du.“ —

Da verblaßten rings die Bilder.
Aus der selgen Aue Glück
Raffte mich ein schwarzer wilder
Sturm in diesen Leib zurück.

Blutend lag ich, schwer verwundet
An des steilen Berges Fuß,
Doch die Seele war gesundet
Durch des neuen Namens Gruß.

Wieder kehrt' ich in das Meine,
Doch ein Andrer, als ich war;
Mich erfrischte dieser reine
Neue Name wunderbar.

Lächle nicht! — Durch Fabeldinge,
Meinst du, ward mein Herz gefeit.
Sei's. Ein Traum mit lichter Schwinge
Hat mich von mir selbst befreit.“ —

Gedichte.

Von Wilhelm Jensen.

Bergesstille.

Bisweilen rinnt aus schwülen Mittagsdüften
Ein leises Zittern durch den Bergeshain
Und pflanzt sich schauernd fort durch Mark und Bein,
Wie Geisterhauch aus öd' verscholl'nen Grüften.

Die weißen Nebel steigen aus den Klüften
Und tanzen um das graue Felsgestein,
Und sonderbar im lichten Tagesschein
Webt ein gespenstisch Treiben in den Lüften.

Und mälig überkommt's dich bang und banger,
Als wach' ein Etwas auf in deiner Seele,
Das schlafen muß — und hastig angstbeklommen

Eilst du davon, als ob der Blumenanger
Ihr eignes tödtliches Geheimniß hehle,
Das den mit Wahnsinn bindet, der's vernommen.

Wald in der Mark.

Um seine Füße schlingt mit braunem Band
Die Haide sich, darob die Schatten jagen;
Kein Vogel singt, nur knirschend zieht der Wagen
Eintönig vorwärts durch den tiefen Sand.

Ein Windstoß schauert durch den Föhrenrand,
Auf dem die Sonne liegt, und murmelnd tragen
Die dunklen Wipfel weiter seine Fragen
Und nicken ernst geheimnißvoll in's Land.

Und schläfrig zuckt die Wimper auf und nieder,
Und auf und nieder drehen sich die Speichen,
Die schläfrig durch die tiefen Gleise schleichen.

Dann plötzlich schweifen müd' und halb die Lider
Dem Habicht nach, der aus den dürren Eichen
Mit heis'rem Schrei auffliegt, und sinken wieder.

Herbstfrühling.

Ueber die Stoppel ein Bettlerkind,
Nackt, blutend der Fuß, das Haar im Wind —
Einen Korb mit Aehren und Blumen am Arm,
Umgaukelt von Falter= und Bienenschwarm.
Und darüber die Sonne, ein goldener Ball,
Und darüber der Himmel, ein blauer Crystall —
Ueber die Stoppel ein Bettlerkind
Mit nackten Füßen, das Haar im Wind.

Und über die Jahre, Bettlerkind,
Ein Lumpengemach, durchpfiffen vom Wind,
Erstarrend im Frost, kurztaumelnder Lust
Hohläugiges Pfand an der welken Brust;
Und darüber des Hungers wildbrennende Gier,
Und darüber der Wahnwitz, ein krallendes Thier —
Ueber die Stoppel, Bettlerkind,
Laß rinnen dein Blut in Sonne und Wind!

Lessing's Nathan der Weise.

Von Julius Fürst.

Lessing's letzte und hervorragendste Schöpfung ist der „Nathan“. So viel über dieses Gedicht schon gesprochen und geschrieben worden, eine erneute Besprechung desselben bedarf keiner Entschuldigung, sofern nur die Besprechung sich des Gegenstandes nicht unwerth erweist. Denn jedes hervorragende Werk des menschlichen Genius bietet jedem neuen Betrachter neue Seiten der Beurtheilung dar.*)

Das Lustspiel „Die Juden“.

Wenn gleich der „Nathan“ das letzte Werk Lessing's ist, das Ergebniß seines gereiftesten Denkens; so geht die das Gedicht beherrschende Grundanschauung doch bis in die Jünglingsjahre des Dichters zurück.

Schon 1749 hatte er in dem Lustspiele „Die Juden“ kühn den Angriff eröffnet auf das allgemein herrschende Vorurtheil gegen die damals gedrückte, gehaßte und verachtete Volksklasse der Juden.

Wie sehr Lessing den Nagel auf den Kopf getroffen, zeigte sich, als das Lustspiel im Jahr 1754 im Druck erschien. Professor Michaelis in Göttingen, einer der wohlwollendsten und freisinnigsten Gelehrten jener Zeit, rühmte in dem „Göttinger Gelehrten Anzeiger“ die edle Tendenz des Stückes, das Unbillige des Judenhasses nachzuweisen, hielt es aber für höchst unwahrscheinlich, wenn nicht unmöglich, daß unter Juden ein solch edler Charakter existire, wie ihn Lessing in dem Reisenden dargestellt, ja daß selbst die mittelmäßige Tugend sich höchst selten unter ihnen finde.

Wenn ein Michaelis sich so aussprach, um das durch Erziehung und Gewohnheit tiefhaftende Vorurtheil vor seinem Gewissen zu rechtfertigen, so läßt sich daraus ermessen, wie erst der nichtgelehrte Theil des Publikums, die gebildete Mittelklasse über die Juden dachte.

In seiner Antwort an Michaelis sagt Lessing, daß er eigentlich nur zu beweisen habe, daß es ihm gelungen sei, das Bild eines so edlen Gemüths unter Juden in seiner Dichtung wahrscheinlich zu machen. Auf den Einwand, daß in der Wirklichkeit solch edle Charaktere, wie sie auch unter Christen selten seien, unter Juden nicht vorkommen, habe er sich eigentlich nicht einzulassen. Aber höher als Schrift-

---

*) Die wichtigste Aufgabe für eine neue Betrachtung des „Nathan“ wäre die Untersuchung über das Verhältniß des Deismus zu den fortgeschrittenen philosophischen Entwickelungszielen der Gegenwart. Gerade hierauf hat der Verfasser verzichtet und so die tiefste Anknüpfung sich entgehen lassen. Wir haben gleichwohl gern seiner Abhandlung einen breiteren Raum gönnen wollen, weil sie mancherlei neues Quellenmaterial übersichtlich gruppirt. Man kann in dieser raschlebigen vergeßlichen Zeit nicht oft genug den Blick auf die milde Größe Lessing's zurücklenken. Anm. d. Red.



stellerruhm stehe ihm die Liebe. Eben jenes Vorurtheil, welches Michaelis ausgesprochen, habe er durch dieses Lustspiel als ungerecht und lieblos zu beseitigen gesucht. *)

Das Lustspiel „Die Juden“ hat für uns nur noch kulturhistorische Bedeutung.

Die Welt hatte seitdem in Moses Mendelsohn einen Mann kennen gelernt, welcher aus ärmlichen Verhältnissen, aus dem tiefen Drucke, unter welchem seine jüdischen Glaubensgenossen damals litten, sich emporgearbeitet, und durch den Adel seiner Gesinnungen, durch seine literarische und populärphilosophische Thätigkeit, die allgemeine Achtung erworben hatte. Namentlich hatte der im Jahre 1767 erschienene „Phädo“, in welchem Mendelsohn die Unsterblichkeit der Seele in der edelsten Sprache zu erweisen suchte, dem Verfasser die freudigste Anerkennung errungen. Fürsten und Gelehrte bezeugten ihm ihren Dank.

Lavater's Aufforderung an Mendelsohn.

Aber wie die Menschen gemeiniglich am zähesten sind im Festhalten an Vorurtheilen, so trat nun das von Lessing anderthalb Jahrzehnte vorher öffentlich bekämpfte Vorurtheil von Neuem auf, nur in neuer Gestalt.

Da man nämlich nun einen Mann aus jener verachteten Volksklasse wegen seines Charakters, wie wegen seiner Schriften zu achten sich gedrungen sah, so urtheilte man, kann er das, was er geworden, nicht seiner Religion verdanken, er muß seine jüdische Religion innerlich schon überwunden haben, er muß im Herzen Christ sein.

Von dieser Voraussetzung ausgehend, übersendete Johann Kaspar Lavater, Diakonus in Zürich, im Herbst 1769 die von ihm übersetzte Schrift des Genfer Professors Bonnet „Untersuchung der Beweise für die Wahrheit des Christenthums“ an Mendelsohn mit einer Widmung, in welcher er ihn feierlich beschwor, die in der übersendeten Schrift enthaltenen Beweise für die Wahrheit des Christenthums öffentlich zu widerlegen, oder zu thun, wie er sich ausdrückte, was Klugheit, Wahrheitsliebe und Redlichkeit gebieten, zu thun, was ein Sokrates gethan haben würde, wenn er jene Schrift gelesen und unwiderleglich gefunden hätte.

Dieser Schritt Lavaters erregte allgemeines Aufsehen und ebenso allgemeine Mißbilligung. „Jedermann,“ schreibt Nicolai an Lessing, „sogar alle hiesigen Theologen mißbilligen Lavaters Schritt.“ Man erblickte in diesem Vorgehen ein Zurücksinken in jene Gefühlsschwärmerei, welche in vergangenen Jahrhunderten die nicht mit allen Kirchenlehren Uebereinstimmenden und die außerhalb der Kirche Stehenden aus Liebe einlud, für ihrer Seele Heil und Seligkeit zu sorgen, und zum wahren Glauben sich zu wenden; eine Gefühlsschwärmerei, welche in Fanatismus und Glaubensverfolgung gegen Diejenigen ausgeartet war, die ihre Ueberzeugung nicht ändern konnten und nicht verläugnen wollten. Mendelsohn erwiderte in würdiger Weise, daß er schon früher veranlaßt gewesen, seine Religion zu prüfen, und daß, wäre er nicht tief von der Wahrheit derselben durchdrungen, Rücksichten auf Vortheil und äußere Ehre ihm zu allem Anderen eher gerathen haben würden, als bei seiner Religion zu verharren. Uebrigens sei der christliche Glaube von deutschen Denkern viel gründlicher vertheidigt worden, während mit Bonnets Gründen er jedwede Religion zu vertheidigen sich getraue. Denn Offenbarung und Wunder seien Thatsachen, deren Wahrheit und Richtigkeit nur durch Ueberlieferung, Zeugnisse und Monumente belegt werden könne. Kann ich verlangen, sagt er, daß Sie meinen Vätern mehr Glauben schenken als den Ihrigen? Möge man auch fortfahren, seine Religion zu schmähen; er wünsche, die verächtliche Meinung über Juden mehr durch Tugend, als durch Streitschriften zu widerlegen. Er fühle sich nicht berufen, seine Mitbürger in Dem anzugreifen, was ihnen das Theuerste und Heiligste, um so weniger, als seine

*) Lessing, Schriften XII. 27.



Religion ihn lehre, daß alle tugendhaften und rechtschaffenen Menschen der Seligkeit theilhaftig würden, weß Glaubens und Bekenntnisses sie seien. „Lassen Sie uns vielmehr," fährt er fort, „die uns gemeinsamen Wahrheiten ausbreiten. Ist es ja Ihrem jüdischen Freunde nach den Gesetzen Ihres Vaterlandes nicht einmal gestattet, Sie in Zürich zu besuchen."

Der Schriftenwechsel dauerte bis 1772.*)

In diese Zeit und in diese Verhältnisse fällt der erste Entwurf von Lessing's „Nathan". Ueber anderen Arbeiten, namentlich der Emilia Galotti, ward der Entwurf nicht weiter gefördert. Nach der Rückkunft von seiner Reise nach Italien im Jahre 1776 hatte Lessing, wie er an seinen Bruder schreibt, den Nathan vollends auf's Reine bringen und zum Druck fördern wollen.**) Aber erst in Folge seiner durch Herausgabe der Wolfenbüttler Fragmente hervorgerufenen Kämpfe mit dem Hauptpastor Götze in Hamburg, nachdem die braunschweigische Regierung ihm verboten hatte, irgend etwas in Sachen der Religion drucken zu lassen, ging Lessing an die Vollendung des Nathan.

Die Seele des Drama's, der leitende Gedanke darin ist, daß Frömmigkeit des Herzens, Gerechtigkeit und Liebe dem Bekenntnisse des bestimmten positiven Glaubens erst die rechte Weihe ertheile. Der Dichter geht in dem Gedichte von der Weltanschauung aus, welche die damalige Zeit mehr oder weniger beherrschte, und welche man mit dem Namen Deismus bezeichnet.

Um zum vollen Verständniß des „Nathan" zu gelangen, wird es gut sein, sich das Wesen des Deismus, dessen Entstehen, Wachsthum und Verbreitung klar zu machen.

Die deistische Weltanschauung.

Die Glaubensstreitigkeiten und Religionskriege, welche im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert die Völker Europa's in steter Unruhe erhielten, hatten schon damals in ruhigen Geistern das Nachdenken angeregt. Da die verschiedenen Religionsparteien sich auf das Schriftwort beriefen, so lag die Frage nahe, welche Schriftauslegung die berechtigte, welches Religionsbekenntniß mithin das richtige, und welches der Prüfstein der richtigen Schriftauslegung, des allein wahren Religionsbekenntnisses sei.

Jene Denker beantworteten sich diese Frage dahin, der Prüfstein der richtigen Schriftauslegung und des allein wahren Religionsbekenntnisses könne nur die Vernunft sein.

Sie unterschieden nun in der Religion solche Lehren, auf welche der menschliche Geist schon durch die Thätigkeit der Vernunft komme, und solche, welche über die Fassungskraft der menschlichen Vernunft hinausgingen. Die ersteren seien Gemeingut aller Völker, auch der Heiden, und bildeten einen Bestandtheil der geoffenbarten Religionen. Diese enthielte aber außerdem noch jene übernatürlichen Lehren, auf welche die Vernunft von selbst nicht gekommen sein würde. Was von diesen übernatürlichen Lehren mit der Vernunft im Widerspruch sei, das sei unwahr und menschliche Zuthat.

Weil aber die natürliche Religion mit ihren Vernunftwahrheiten allen Religionen mehr oder weniger gemeinsam sei, darum könne keine geoffenbarte Religion ausschließlich die Wahrheit enthalten, der Glaube an Offenbarung sei auch nicht unbedingtes Erforderniß der ewigen Seligkeit. Und deshalb müsse man Jedem den freien Gebrauch seiner Vernunft lassen, und es dürfe Niemanden eine Religion aufgezwungen werden.

Der Erste, der diese Gedanken aussprach, war Lord Cherbury, Gesandter König Jakobs I. am französischen Hofe.

---

*) Siehe Kayserling, Moses Mendelsohn. Sein Leben und seine Werke. S. 201 ff.
**) Lessing's Werke XII. 514.



Nach Cherbury sind Naturbetrachtung und Instinkt, d. h. Beobachtung und sittliches Gefühl die Quellen der Erkenntniß. An diesen beiden Erkenntnißquellen seien die Religionen auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Jene zwei Erkenntnißquellen lehren uns fünf Grundsätze: es ist ein Gott; Gott ist zu verehren; die würdigste Gottesverehrung ist ein tugendhafter Lebenswandel; wir sollen unsre Fehler bereuen und ablegen; es gibt für das menschliche Thun eine Vergeltung hier und im ewigen Leben.

Was diesen fünf Grundsätzen widerspreche in den positiven Religionen, sei unwahr; was ihnen nicht widerspreche, könne wahr sein. Der Glaube habe nur insofern Werth, als er des Menschen wahres Eigenthum, und nicht nach dem Willen Andrer angenommen sei. Jeder Mensch werde nur nach seinem eigenen Glauben beurtheilt von Gott, nicht nach dem absolut wahren. Die Wirklichkeit der Offenbarung lasse sich nicht beweisen, der Glaube an Offenbarung sei auch nicht Bedingung der ewigen Seligkeit.

Aehnliche Grundsätze sprach der englische Rechtsgelehrte Matth. Tindal aus. Bezeichnend ist schon der Titel seiner Schrift: „Das Christenthum so alt wie die Welt, oder das Evangelium, eine Wiederverkündigung der natürlichen Religion." *)

Er sucht darin auszuführen, daß die Wahrheiten der natürlichen Religion ursprünglich Gemeingut aller Völker gewesen, aber durch menschliche Zuthaten, Irrthum und Täuschung seien diese Wahrheiten im Laufe der Zeiten entstellt und gefälscht worden. Der Zweck des Christenthums sei gewesen, diese Wahrheiten der natürlichen Religion wieder in ihr Recht einzusetzen.

Zu derselben Zeit führte Hugo Grotius das positive Recht auf das Naturrecht zurück, und leitete dieses von der Vernunft ab.**)

Christian Thomasius verbreitete diese Lehren auf den Hochschulen Deutschlands. Wie es ein positives Recht gebe und ein Naturrecht, so gebe es auch eine natürliche Religion neben den positiven Religionen. Um wahr zu sein, müßten diese mit der natürlichen Religion übereinstimmen. Ueberzeugung und Bekenntniß dürfe der Staat nicht erzwingen.

Diese Lehren fanden auch bei den Theologen Eingang. Bei diesen ward die Verbreitung jener Lehren durch den Umstand begünstigt, daß die Begründer des Pietismus, Phil. Jak. Spener und Herm. Aug. Franke, obwohl sie die Anschauungen der Deisten über Offenbarung und natürliche Religion durchaus nicht theilten, mehr auf Herzensfrömmigkeit drangen, und den Streit über Dogmen für unersprießlich hielten.

Am eingehendsten wurde aber die deistische Weltanschauung philosophisch begründet in England durch Locke, in Deutschland durch Leibnitz. Ersterer zog auch die praktischen Folgerungen.

Nach Locke ist Wahrnehmung und darauf gebaute Reflexion die Quelle aller Erkenntniß. Auch Religion und Sittenlehre beruheten auf jenen Erkenntnißquellen. Angeborene Ideen gebe es nicht. Was durch die Vernunft entdeckt werden kann, ist auch durch die Offenbarung zu erlangen möglich, aber nicht mit dem gleichen Grade der Gewißheit. Die Offenbarung darf keiner evidenten Vernunftwahrheit widersprechen. Die natürliche Religion sei ebenso im Islam, wie im Christenthum und Judenthum enthalten. Der Glaube dürfe nicht nur nicht erzwungen werden, sondern der Staat dürfe auch keinerlei Rechtsbeschränkung auf Grund der Glaubensverschiedenheit eintreten lassen.

*) Christianity as old as the creation, or the Gospel the republication of natural religion.

**) In seinem Werke „de jure belli et pacis" geht er so weit, zu sagen: „Diese hier dargelegten Bestimmungen würden auch Platz greifen, wenn man annähme — was freilich ohne die größte Sünde nicht geschehen könnte, — daß es keinen Gott gebe, oder daß Gott sich um die menschlichen Dinge nicht bekümmere." Siehe Hugo Grotius „Ueber das Recht des Kriegs und Friedens", übersetzt von Kirchmann. Einleitung §. 11.



In England hatten Locke's Lehren nicht die Kraft, die Strafgesetze gegen Katholiken oder die Rechtsbeschränkungen, unter welchen Katholiken und Dissenters litten, aufzuheben. Nur wurden unter dem Einflusse seiner Lehren die Strafgesetze gegen Katholiken seit der Regierung Wilhelms III. ignorirt und nicht ferner gehandhabt.

Dagegen war es Locke vergönnt, seinen Anschauungen thatsächliche Geltung zu verschaffen, als er im Jahre 1663 im Auftrage des Lord Shaftesbury, des Lord Clarendon u. A. für die englische Colonie Carolina in Nordamerika eine Verfassung ausarbeitete. Unbeschränkte Religionsfreiheit bildet eine der Bestimmungen dieser Verfassung.

Mit größerer Tiefe hatte in Deutschland Leibnitz diese Ideen philosophisch begründet. Religion ist nach ihm Liebe zu Gott, als dem Urbilde des Wahren, Schönen und Guten. Die Liebe zu Gott und dessen Vollkommenheiten und die Freude an denselben sei die festeste Stütze der Tugend. Auch die Heiden, wenn sie ohne eigene Schuld im Irrthume seien, könnten der göttlichen Gnade theilhaftig werden. Denn zur Erlangung derselben genüge ein reiner Wille. Die Ideen der Gerechtigkeit seien den Seelen der Menschen eingeboren.

Christian Wolf verarbeitete die von Leibnitz in vielen Schriften zerstreut ausgesprochenen Ideen zu einem System, und machte sie zum Gemeingut aller Gebildeten.

In England hatte Lord Shaftesbury die Lehren Locke's in seiner, geglätteter Sprache dem Geschmacke der vornehmen Kreise angepaßt. Die Grundlage der Religion und ihr vorausgehend ist nach ihm das Gefühl des Sittlichen. Das Geschichtliche der Religion ist dem Zweifel unterworfen. Für die Wahrheit der christlichen Offenbarung sind nicht äußere Beweise maßgebend, sondern der Inhalt. Das wahre Wunder ist die Ordnung der Welt. Nur wenn wir Liebe üben, können wir die Liebe Gottes loben.

Diese Ideen fanden auf den Kanzeln Verbreitung durch Spalding, Jerusalem, Teller, Zollikofer u. A.

Culturhistorische Bedeutung des „Nathan“.

Wie aus dem Vorangegangenen ersichtlich, sehen wir im „Nathan“ nicht einen in Lessing's Geiste selbstständig entstandenen Ideengang. Lessing hatte vielmehr in diesem Dichterwerk das Ergebniß der Geistesarbeit zweier Jahrhunderte dargestellt. Es wird hierdurch des Dichters Verdienst nicht im Mindesten geschmälert; es begründet dieser Umstand vielmehr einen bleibenden Ehrenplatz Lessing's in der Culturentwicklung der Menschheit.

Denn bisher hatten diese freieren Anschauungen vorerst blos theoretische Geltung, und noch war es nicht gelungen, ihnen thatsächliche Anwendung auf das gesellschaftliche und staatliche Leben zu verschaffen. Noch hatte die Bestimmung des westphälischen Friedens, daß der Landesherr unbedingter Gebieter über das Gewissen seiner Unterthanen sei, unbeschränkte Geltung. Die Austreibung der Salzburger Protestanten ist nur eines der grelleren Beispiele der Anwendung jener Bestimmung. In dem lutherischen Frankfurt a. M. duldete man nicht, daß sich die Reformirten ein Bethaus innerhalb der Stadt errichteten. Als der Erbprinz von Hessen-Cassel zur katholischen Kirche überging, mußte er sich gegen seinen Vater und die Stände des Landes verpflichten, daß er, zur Regierung gelangt, keinem Katholiken ein Staatsamt zu verleihen, und die Rechte der Katholiken nicht erweitern werde.*)

Nur Friedrich II. von Preußen war hochgesinnt genug, um zu gestatten, daß ein Jeder seiner Unterthanen sein Seelenheil nach seiner eigenen Anschauung zu fördern suche.

---

*) S. Schlosser, Gesch. d. 18. Jahrh.

Aber selbst hier, wie allenthalben in Europa mit Ausnahme der Niederlande, wurden die theoretisch ausgesprochenen Lehren der Gewissensfreiheit und unterschiedslosen Menschenliebe nur auf Christen verschiedner Confessionen, nicht auf Juden angewendet. Und es ist der unvergängliche Ruhmestitel Lessing's, daß er diese Lehren der Gewissensfreiheit und Menschenliebe in ihrer vollsten Ausdehnung in einem Kunstwerke dem Volke plastisch vorführte, und so am eindringlichsten lehrte.

Ist die Zeit der Kreuzzüge passend gewählt?

Die Zeit, in welche der Dichter die Entwickelung seiner Ideen verlegt, ist die des dritten Kreuzzuges. Es kann auffallend erscheinen, und ist in der That von Vischer, Strauß u. A. gerügt worden, daß der Dichter den Gedanken der gerechten und liebevollen gegenseitigen Beurtheilung der Bekenner der verschiedenen Religionen gerade in eine Zeit der gewaltigsten Religionskämpfe verlegt, welche die Welt je erlebt hat.

Lessing selbst scheint solchen Einwurf zu bestätigen. Denn in der Dramaturgie I, 7 spricht er bei Beurtheilung des „Olinth und Sophronia“ von Cronegk den Tadel aus, daß der Dichter in einem Stücke die Toleranz predigen läßt, dessen Stoff aus den unglücklichen Zeiten der Kreuzzüge, die in ihrer Ausführung die unmenschlichsten Verfolgungen geworden seien.

Allein es läßt sich wohl voraussetzen, daß ein so klarer Denker wie Lessing den Fehler, den er zwölf Jahre vorher an einem Cronegk getadelt, nicht selbst begeht. Lessing's Tadel trifft wesentlich den Umstand, daß der Dichter Cronegk den Olinth nicht als Individuum, sondern als Vertreter der Kreuzfahrer, die doch wesentlich durch Fanatismus und Religionshaß getrieben waren, die Toleranz und Menschenliebe verkünden läßt, und hingegen die Muselmanen unterschiedlos als Vertreter des Fanatismus darstellt. Lessing hingegen läßt im „Nathan“ von Keinem der drei Religionsverwandten die Ideen der Toleranz und Menschenliebe im Namen der Gesammtheit seiner Glaubensgenossen verkündigen, sondern nur als eine individuelle Lebensansicht. Der Dichter hat den Gedanken zur Darstellung gebracht, daß selbst die heftigsten Religionskriege in einzelnen hervorragenden Geistern von verschiednen Religionsbekenntnissen das Nachdenken zu wecken vermögen, ob nicht in den verschiedenen Bekenntnissen ein gemeinsam Religiöses sich finden lasse, und ob nicht das Anerkennen dieses Gemeinsamen selbst mitten im Wirrsal der erbitterten Kämpfe ein liebevolles gegenseitiges Verhalten hervorzurufen im Stande sei. Sehen wir ja wirklich, daß unter dem Wüthen des dreißigjährigen Krieges und während der Religionskämpfe in England diese Anerkennung des gemeinsamen sittlichen Gehaltes der Confessionen und die Forderung der Religionsfreiheit von den englischen Freidenkern theoretisch begründet ward.

Es ist ferner zu erwägen, daß gegen Ende des 12. Jahrhunderts die Begeisterung für die Kreuzzüge bei den Königen Europa's bedeutend im Abnehmen war, wie sich namentlich bei Philipp August und Richard Löwenherz zeigte. Auch war durch die nähere Berührung der Christen und Muselmanen der Glaubenshaß zwischen Beiden einer milderen Beurtheilung und gegenseitigen achtungsvollen Anerkennung gewichen. Und daß hier nicht blos von Möglichkeiten die Rede ist, beweist fünfzehn bis zwanzig Jahre später der deutsche Kaiser Friedrich II., welcher das hervorragendste Beispiel der Toleranz und Humanität in jenen Zeiten war. Ein Philosoph auf dem Throne, wie ihn Schlosser nennt, erklärt er sich in dem neuen Gesetzbuche seiner Reiche aus Rücksicht gegen den feindseligen Papst und die damalige Volksmeinung sehr stark gegen Häretiker, verlangt aber völlige Duldung für Alle, die einen anderen Cultus, als

den der christlichen Religion öffentlich ausüben, für Juden und Moslems. Von derselben Gesinnung war sein Kanzler beseelt.*)

Ein Beweis der Nivellirung der Gegensätze aber schon zu Richards Zeit ist die Thatsache, daß Richard Löwenherz, ungeachtet seiner Grausamkeit und seiner Treulosigkeit, doch durch ritterlichen Muth die Bewunderung der Moslems erworben hatte.

Ebenso zollten die Kreuzfahrer dem großherzigen Saladin aufrichtige Bewundrung und Hochachtung. Der Ruf seiner Milde und Großmuth war bis in's Abendland gedrungen, und noch 150 Jahr später wird er in Boccaccio's Decamerone als Muster eines edlen, hochgesinnten Herrschers dargestellt.

So konnte denn Lessing mit vollem Rechte den Gedanken der durch Glaubensverschiedenheiten unbeirrten Menschenliebe durch einzelne hervorragende Persönlichkeiten verschiedener Religionen selbst in jenen Zeiten der Kreuzzüge vertreten lassen, ohne gegen die historische oder poetische Wahrheit zu verstoßen.

Charakter Nathans.

Am Klarsten und Bewußtesten wird des Gedichtes Grundgedanke dargestellt durch Nathan, nach welchem das Stück benannt ist.

Man hat dem Dichter den Vorwurf gemacht, er habe das Christenthum in Schatten gestellt und ungerecht behandelt, indem er den Juden Nathan die Grundsätze der Humanität nicht nur am Schärfsten entwickeln, sondern auch auf's Edelmüthigste bethätigen läßt.

Andre wollen diesen Vorwurf durch die Behauptung beseitigen, daß nach Lessing's Darstellung Nathan seine Religion schon innerlich überwunden habe, und erst dadurch zum Vertreter der Humanität befähigt sei, während der Tempelherr und der Klosterbruder mit dem Aussprechen und Bethätigen der Humanität und ihrem Gegensatz zum Patriarchen noch immer innerhalb des Christenthums ständen. (S. Rötscher, Vischer, Strauß, K. Fischer, Stahr.)

Dabei wird also vorausgesetzt, daß eigentlich nur eine latente Christlichkeit Nathans seine vollendete Humanität erkläre, während er vor Ueberwindung des Judaismus nicht hätte dazu gelangen können. Diese Argumentation kommt also ganz auf die Anschauungen Lavaters hinaus, als er seine Aufforderung an Mendelsohn richtete, Bonnets Beweise für das Christenthum zu widerlegen, oder die christliche Religion zu bekennen.

Jene Vertheidigung Lessing's ist schon deshalb eine völlige Verkennung des Dichters und des Dichterwerks, weil es eben des Dichters Absicht war, jenen Hochmuth, im Alleinbesitz der Wahrheit zu sein, in seiner ganzen Gehässigkeit zu zeigen, den Hochmuth, welcher die Andersgläubigen oder die gleich Lessing selbst von einzelnen Dogmen der Kirchenlehre oder der geläufigen Schriftdeutung Abgehenden deshalb gering zu schätzen und zu hassen sich berechtigt glaubt, oder sie als Verdammte bemitleiden zu müssen meint Das war es ja gerade, was Lessing an Lavater so empört hatte, und nicht unrichtig bemerkt Hebler,**) Lessing habe bei der bekehrungssüchtigen Daja, der Wittwe eines Schweizers, die aus Liebe quälen muß, weil sie eine von den Schwärmerinnen ist, die den allgemeinen, einzig wahren Weg zu Gott zu wissen wähnen, Lavatern im Auge gehabt.

Und Lessing sollte demungeachtet diese Denkungsweise Lavaters: „nur in meiner Religion ist Humanität und Liebe möglich“ zur seinigen machen und verherrlichen? Raumer***) sagt hierauf sehr richtig und wahr: „Lessing hat meisterhaft erwiesen, daß

---

*) S. Schlosser, Allgem. Gesch. der Zeiten der Kreuzzüge. Bd. 1, S. 390 ff. Der Papst wirft dem Kaiser Friedrich vor, er habe geäußert, der Mensch dürfe nur das glauben, was sich durch Natur und Vernunft beweisen lasse.

**) Hebler, Lessingstudien. S. 14 ff.

***) Zur Geschichte der Literatur. Bd. II. 231 ff.



Hochmuth und Verfolgungssucht in angeblich religiösen Dingen überall verdammlich sind, daß Juden, Mohamedaner und Christen hiervon gleich überzeugt sein können und sollen. ... „Der Dichter zeigt die Möglichkeit, die Pflichtmäßigkeit, die Würde der Tugend und Sittlichkeit für alle Religionen. Dem Standpunkte Lessing's unter den Christen gemäß mußte er aber ganz natürlich schärfer aussprechen und darstellen, wie weit ihre Ansicht und ihr Thun sich nur zu oft vom wahren Christenthum entfernten ...... „Die Bevorzugung einer Religion hätte die Erzählung von den Ringen und den Zweck des Werkes vernichtet."

Nicht nur die Grundanschauung Lessing's und sein Zweck verboten ihm die Begünstigung seiner eigenen Religion, sondern noch mehr seine hohe Unparteilichkeit und seine strenge Wahrheitsliebe. Er wußte aus der Antwort Mendelsohns an Lavater, daß die ältesten Rabbinen wie die Rabbinen des Mittelalters und die seiner Zeit lehrten, „daß nach der Lehre des Judenthums die rechtschaffnen Menschen ohne Unterschied der Religionen der Seligkeit theilhaftig würden, und daß das Gebot der Nächstenliebe sich auf alle Menschen erstrecke." *).

So ist denn Lessing's Lehre: „es glaube Jeder seinen Ring den ächten und suche die Kraft desselben zu bewähren, wie Mendelsohn, des Dichters Freund sich ausdrückt, durch Tugend eher, als durch Streitschriften; wie der Dichter sagt, durch unbestochene, von Vorurtheilen freie Liebe."

Zudem ist wohl zu beachten, daß der Dichter seinen Gedanken durch je zwei Vertreter der drei Religionen aussprechen läßt.

Wenn Lessing aber dennoch den Nathan die Idee des Gedichtes am klarsten und mit dem vollsten Bewußtsein aussprechen läßt, so that er dies mit aus einem feinen psychologischen Blicke.

In der Regel ist es nämlich nicht der Mächtige, welcher die sittlichen Grenzen seines Rechtes untersucht. Ihm reicht sein Recht, soweit seine Macht sich erstreckt. Der Unterdrückte vielmehr, der Unrecht Leidende ist es, welcher naturgemäß nach der Berechtigung der Gewalt fragt, unter welcher er leidet. Bei dieser Untersuchung der Grenzen seines Rechtes ergiebt sich ihm, daß, was er bei Anderen als ungerecht tadeln muß, auch er selbst nicht üben dürfe, selbst wenn er die Macht hätte, Unrecht mit Unrecht zu vergelten.

So waren es die Niederländer, welche im Kampfe gegen spanische Unduldsamkeit, nach Abwerfung des spanischen Joches die Religionsfreiheit walten ließen.

So hatten die im sechszehnten Jahrhundert wegen Glaubensdruck ausgewanderten englischen Katholiken in der amerikanischen Colonie Maryland die Freiheit der Culte verkündet.

Und so waren es zu des Dichters Zeiten die Vertreter der amerikanischen Colonieen, welche gegen die willkürliche Besteuerung durch das Mutterland die Erklärung der Rechte des Menschen und Bürgers erließen.

Und eben deshalb hatte der Dichter eine solche Persönlichkeit gewählt, welche als Glied einer gedrückten Glaubensgenossenschaft den von den herrschenden Religionen ausgeübten Glaubensdruck am Härtesten fühlte, und demgemäß über die Berechtigung des Druckes den größten Anlaß hatte nachzudenken; er konnte demnach die Ergebnisse dieses Nachdenkens auch am Klarsten aussprechen und entwickeln. In ihm mußte uns auch

*) Hebler a. a. O. bemerkt: „Die Rangordnung der Personen ist nicht eine Rangordnung ihrer positiven Religionen, sondern ergab sich theils aus der Bestimmung des Stückes für ein christliches Publikum, dessen Vorurtheile es zu bekämpfen galt. Daß ein Jude und nicht ein Türke zur idealen Hauptperson gemacht wird, erklärt sich daraus, daß unter den christlichen Vorurtheilen mehr die Juden als die Türken zu leiden hatten, theils daraus, daß Lessing die Erhebung zur vernünftigen Religion in gewisser Hinsicht für einen Juden am leichtesten finden mochte, ohne darum dessen Religion als solche über die anderen setzen zu wollen — nämlich in so fern sie sich in niedrigerer Weltstellung befindet, und hiermit geringerer Verderbniß, geringerer Gefahr des Mißbrauchs zu weltlichen Zwecken ausgesetzt ist. Daß diese Rücksichten für Lessing viel wogen, beweisen die Figuren des Patriarchen und des Klosterbruders. . .



Lessing den Mann zeigen, der durch das Nachdenken über das erlittene Unrecht gelernt hat, gegebnen Falles selber zu üben, was er von Anderen fordert, der diese Lehren der Humanität nicht blos im Munde führt, sondern auch durch eignes Thun bewährt.

Wenn nun auch Nathan den das Gedicht beherrschenden Gedanken am klarsten entwickelt, so stellt ihn der Dichter doch nicht als Mann der Reflexion dar, Nathan „liebt nicht die kalte Buchgelehrsamkeit," sagt Recha, und sie urtheilt deshalb, daß auch Sitta „wenig oder nichts gelesen," denn sie ist so „schlecht und recht und unverkünstelt, und das sollen die Bücher uns nur selten lassen," meint ihr Vater.

Nathan ist vielmehr ein Handelsherr, der auf Reisen Welt- und Menschenkenntniß sich erworben. Er reist durch Wüsten, wo das Auge Tage lang nichts als Sand und Himmel sieht; wo in dem wechsellosen Einerlei der Geist zum Nachdenken über das Erlebte sich aufgefordert fühlt; wo in der Großartigkeit des unendlichen Anblicks die Majestät der Natur und des Schöpfers mit bleibenden Zügen dem Geiste sich einprägt. In dem Wochen und Monate langen einsamen Wandern lernt man die Gesellschaft der Menschen ersehnen, deren Schwächen übersehen und mit Nachsicht beurtheilen, so daß man sich von einzelnen Beispielen der Lieblosigkeit nicht zu Menschenhaß hinreißen läßt.

Durch die Schule des Leidens gegangen, im Namen der Religion von den Bekennern der beiden um die Herrschaft streitenden Religionen gehaßt und gedrückt, hat er gelernt über die Religionen nachzudenken, und das Wesentliche, nämlich den Zweck, zu guten Menschen uns zu machen, auch in den anderen Religionen anzuerkennen und zu ehren.

Es ist ihm deutlich geworden, daß der Zweck der Religion nicht das andächtige Schwärmen sein kann, da dies vielfach vom guten Handeln abhält, zu Thaten der Lieblosigkeit und des Hasses führt. Er weiß nicht nur, wie Tempelherren, wie Christ und Jude denken sollen; er weiß, wie gute Menschen wirklich denken, weiß, daß alle Länder gute Menschen tragen, weß Glaubens und Bekenntnisses sie sind. Er hat über Jud' und Christ und Muselman den Menschen nicht vergessen. Er ist weder durch die erlittenen Grausamkeiten, noch durch die Anhänglichkeit an seinen Glauben, wie er sie vor Saladin bekennt, so verblendet zu urtheilen, nur in seiner Religion könne es gute Menschen geben, und außer derselben sei kein Heil, sondern Verdammniß. Er will die Anhänglichkeit an seine Religion, wie diese es ihn thun lehrt, durch Gottergebenheit, durch Wohlthun, Sanftmuth, Liebe bekunden. Nur der frommen Einfalt des Klosterbruders will er's erzählen, weil die allein versteht, was sich der gottergebene Mensch für Thaten abgewinnen kann.

In seiner wahrhaften Frömmigkeit und Gottergebenheit ist er auch frei von der Engherzigkeit, welche die Wohlthat aufhebt durch den Eifer, das gerettete Kind der Religion der Eltern zu entziehen. Er betrachtet das gerettete Kind als heilig anvertrautes Gut, das er den Angehörigen einst wiedergeben muß, ob auch bald schon siebenfache Lieb' an dies einzige fremde Mädchen ihn band, ob auch der Gedanke schon ihn tödtet, daß er seine sieben Söhne in ihr auf's Neue verlieren soll. Er erzieht das Kind in den Lehren der Vernunft, in der Religion des Herzens, die allen drei Bekenntnissen gemeinsam ist.

Dem entsprechend ist Nathans Wohlthätigkeitssinn. Wie Daja und Alhafi übereinstimmend von ihm zeugen, gibt er ganz so gerne, ganz so ohne Unterschied, wie Saladin, an Christ und Jud' und Muselman und Parsen. So verschafft die Menschenliebe, die er übt, auch den Lehren, die er entwickelt, leicht Eingang in die Herzen.

Der Tempelherr.

Der zweite Vertreter der Humanität ist der Tempelherr, eine nicht minder edel angelegte Persönlichkeit. Er ist zwar nicht frei von den anerzogenen Vorurtheilen, dem Haß und der Verachtung gegen Juden. Aber er fühlt doch, daß Haß und Verachtung gegen eine ganze Menschenklasse sittlich verwerflich ist, und hat das Bedürfniß, diese Verachtung vor seinem Gewissen zu beschönigen. Es sei die Menschenmäkelei, redet er sich ein, die er in den Juden hasse; hier in Jerusalem, meint er, müßten Jedem die Schuppen von den Augen fallen. Er merkt in der Sophistik der Leidenschaft nicht, daß die Kreuzfahrer aus dem Abendland gezogen, sich auf Jud' und Muselman zu stürzen, und schiebt den Ursprung dieser frommen Raserei auf die Juden, welche die Einbildung, den rechten Gott zu haben, diesen bessern Gott der ganzen Welt als besten aufzudringen, auf Christ und Muselman vererbt hätten, und daher die eigentliche Schuld an den Gräueln der Kreuzzüge seien. Als Ritter, als Tempelherr, weil die Ordensgesetze es so gebieten, hat er zwar gegen die Moslems gekämpft. Aber sein Herz ist nicht bei diesem Kampfe. Unwillkürlich verräth er bei der ersten Begegnung mit Nathan, mit welchem Aug' er solche Religionskriege betrachtet. Im Innersten seines Herzens birgt er eine innige Liebe zu den Menschen, ein tiefes Mitgefühl für jeden Leidenden. Hochherzig wagt er ohne Bedenken sein Leben, um ein Judenmädchen aus dem Brand zu retten, genug, es ist ein Mensch. Er hält die That für selbstverständlich, die keinen Dank verdiene, schon deshalb nicht, weil ihm sein Leben schon verleidet war, und er es sehr gern für ein andres in die Schanze schlug — wenn's auch nur das Leben einer Jüdin wäre. Dabei begegnet er dem Nathan mit der ganzen Schwere der Verachtung, wie sie der Ritter und zumal der Ordensritter gegen Juden hegte.

So sehr sind selbst edle Naturen von den gesellschaftlichen Vorurtheilen der Zeit beeinflußt. Er kann sich nicht denken, daß ein Jude uneigennützig und dankbar sei. Ganz so hatte Lessing dem Professor Michaelis, der ein edles Gemüth bei Juden für unmöglich hielt, dies Vorurtheil verwiesen, und ihm die sittlich hohe Persönlichkeit Mendelsohns und des Dr. Gomperz vorgehalten.

Aber der verachtete Jude nöthigt dem stolzen Ritter bald Achtung ab, indem Jener erkennt, wie so ein böser Fleck, so ein Brandmal an dem Mantel dem Mann ein bessres Zeugniß redet, als sein eigner Mund, und der Tempelritter ein viel edleres Herz hat und viel edler handelt, als seine von Mißmuth und Menschenverachtung eingegebenen Worte den oberflächlichen Beobachter vermuthen lassen. Ja, er wird beschämt und verwirrt, als Nathan sagt, daß der Templer geflohen, um den Dank zu meiden; als Nathan ihm noch die zarte Rücksicht für den guten Ruf des geretteten Mädchens zuschreibt, an welche der Templer einem Judenmädchen gegenüber gar nicht gedacht hatte. „So sollten allerdings Tempelherren denken," ist seine Antwort.

Er lernt in Nathan einen Mann achten, der das wahrhaft Menschliche auch in den anderen Religionen aufzufinden und zu ehren weiß, der mehr als Jud' und Christ, der wahrhaft Mensch sein will, das Ziel, zu welchem ja die Religion uns bringen soll. Nathan lockt aus dem Tempelherrn seine im Grunde des Herzens ruhende edle Gesinnung hervor (nach welcher derselbe bei der Rettung des Mädchens ja auch schon gehandelt hatte), so daß derselbe die Freundschaft Nathans als eines Gleichgesinnten verlangt.

Auch hier hat Lessing die historischen Verhältnisse der Zeit, in die er sein Gedicht verlegt, richtig wiedergegeben. Die Tempelherren wurden offen beschuldigt damals, daß sie freieren Anschauungen huldigten und über die Glaubenslehren nicht immer ganz correct dachten. Wäre diese Meinung über sie nicht im Volke schon längst verbreitet gewesen, so hätte Philipp IV. von Frankreich seine ruchlose Grausamkeit gegen den Orden nicht auszuführen vermocht. Kaiser Friedrich II., ein Zeitgenosse Sala-

dins, erzählt von den Tempelherren, daß sie die Türken in ihre Ordenshäuser kommen lassen, damit diese dort ihren mohamedanischen Gottesdienst halten.*)

Der Tempelritter ist übrigens heißen Blutes, leicht zum Argwohn geneigt, und hätte troß der Warnung des Klosterbruders den Nathan leicht in's Verderben gebracht, weil dieser auf sein leidenschaftliches Begehren, ihn Sohn zu nennen, durch nähere Bande sich ihm zu verbinden, in der Erinnerung an die Aehnlichkeit mit Wolf v. Filneck, des Mädchens Vater, erst noch vorsichtig ausweicht. Der Tempelherr, der die Liebe zu dem Judenmädchen erst hatte unterdrücken wollen, plötzlich durch Nathans Gesinnung eine für unübersteiglich gehaltene Schranke weggeräumt sieht, und sich ganz der schönen Hoffnung hingegeben, wird um so unwilliger, als er in Nathan sich getäuscht zu haben glaubt. Vollends als ihm Daja die Hälfte der Wahrheit gesagt, und ihn gebeten, Recha ihrem Glauben zu retten, entsteht in der Leidenschaft Hitze bei ihm Verdacht und Argwohn, daß Nathan trotz seiner Reden ein Wolf im Schafpelz, daß er nicht besser als Andre sei. Er will des Patriarchen Rath, fühlt aber doch sein Unrecht, daß es ihm weniger um einen Rath, als um einen Machtspruch zu thun sei, daß er gewisse Dinge lieber nach Andrer Meinung und schlecht, als nach seiner eigenen, aber gut, vollführen wolle.

Sowie er jedoch in der Unterredung mit dem Patriarchen die Gefahr bemerkt, in die er Nathan bringt, bricht er plötzlich ab. Wenn er außer Fassung gebracht ist durch den Glauben, er sei durch Nathan betrogen worden, betrogen durch dessen edle Reden, die ihm mit Nathans Benehmen gegen ihn und Recha so sehr widersprechend scheinen, wenn der Aerger, sich haben täuschen zu lassen, wie er meint, ihn fast zum Angeber Nathans macht — denn „Ich bin ein junger Laffe, der immer nur an beiden Enden schwärmt, bald viel zu viel, bald viel zu wenig thut," — so ist er doch zu edel, den Nathan für eine vielleicht gute That in's Verderben zu stürzen.

Ebenso ist er aber auch zu stolz, den begangenen Fehler zu läugnen oder zu rechtfertigen; ist er ja des Strebens sich bewußt, ihn gut zu machen, und weiß, wie weit mit Dem es Menschen bringen können.

Es sind die Tugenden und Fehler des edlen raschen Jünglings gegenüber der reifen Erfahrung und Maßhaltung des Alters.

Der Klosterbruder.

Eine der liebenswürdigsten Persönlichkeiten des Drama's ist der Klosterbruder, der zweite Vertreter des Christenthums. In seiner Herzenseinfalt übt er, ohne viel zu grübeln, was wahre Frömmigkeit ihn heißt. Er übt die Pflicht des Gehorsams gegen seinen Oberen, den Patriarchen, und zwar ohne viel zu klügeln; denn sonst wär's ja nicht Gehorsam. Aber indem er seinen Auftrag vollzieht, läßt er deutlich merken, daß er das Aufgetragene nicht billigt; bei den Ausführungen merkt er stets an, daß des Patriarchen Meinungen über das Verdienstliche der dem Tempelherren angesonnenen That nicht *seine* Meinung sei; das, was er vorträgt, sei nur des Patriarchen Meinung; man sei des Danks vor Gott und Menschen quitt, „*meint der Patriarch*," wenn uns der Dienst um unsertwillen nicht geschehen. Er geht vergnügter, als er kam, nachdem sein Auftrag ihm mißlungen ist. Denn er hat großen Ekel vor den Aufträgen des Patriarchen, die seinem redlichen Gemüth zuwider sind. Er hat ein treues, dankbares Andenken für die vielen guten Herren, die er hatte. Sein schlichter gerader Sinn verträgt es nicht, daß Nathan für die viele Lieb' und Treue an des Freundes Kind soll mit Grausamkeit gelohnet werden. Die Gräuelscenen, die von Kreuzfahrern an Juden begangen wurden, haben ihn Thränen genug gekostet, es hat ihn oft geärgert, daß Christen so sehr vergessen konnten, wie ja Christus selbst ein Jude war.

---

*) Gieseler, Kirchengeschichte, II. 2. 381.

Wie Nathan ihm erzählt, in welchem jammervollen Seelenzustand ob der gemordeten Gattin mit seinen sieben Kindern er sich befunden, und wie er sich aufgerafft, und seinen Schmerz überwältigt, und das Kind in Empfang genommen; da fühlt der schlichte Mann, der Klosterbruder von Neuem: des Christenthumes höchst Gebot ist Liebe; die habt Ihr geübt, Nathan! „Ihr seid ein Christ! ein beff'rer Christ war nie!", worauf Nathan ihm erwidert: „Wohl uns (daß wir, obgleich von verschiedenen Religionen, in diesem Punkt zusammentreffen)! Was mich Euch zum Christen macht, macht Euch mir zum Juden." Sie begegnen sich in dem Anerkenntniß, ihrer Religionen höchst Gebot und Einigungspunkt sei Liebe.

Während in der Person des Nathan die Macht der Religion, wie sie beim denkenden Menschen, unbeirrt durch bittre Erfahrungen in ihrer reinen, lichten, vorurtheilslosen Höhe sich zeigt, dargestellt wird; veranschaulicht der Klosterbruder die gleiche Macht der Religion in schlichten, einfachen Naturen, die auf des Herzens Stimme und der Pflicht Gebot hören.

Wenn der Templer Anfangs mit leichter Ironie auf den „verschmitzten Bruder" herabschaut, welcher gehorcht, ohne viel zu klügeln, wird der in hohem Range stehende und mit größerem Wissen ausgestattete Ritter von der frommen Einfalt, die stets Recht behält, beschämt.

Einen anderen Gegensatz zum Klosterbruder bildet der Patriarch. Dieser veranschaulicht, wie durch Herrschsucht der freie Blick getrübt, und die Liebe bald verläugnet wird.

Der Klosterbruder, dem Tempelherrn gegenüber, veranschaulicht so recht das Schiller'sche Wort: Und was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Saladin.

Der Hauptvertreter des Islam ist Saladin. Hier waren dem Dichter die meisten Züge durch die Geschichte schon geboten. Saladin war ebenso gerecht und liebevoll, als tapfer, voll Großmuth gegen Freund und Feind. Er erschöpft wirklich seine Cassen, um Wohlthaten an Christ und Jud' und Muselman zu üben; er gab nicht minder bei geleerter, als bei gefüllter Kasse.*)

„Die Bekenner jeden Glaubens lebten ruhig unter Saladin." Es werden uns von christlichen Geschichtsschreibern jener Zeit seltene Züge seiner Hochherzigkeit berichtet. Ich führe einige nach Raumer an.

Als Baliar von Ibelin Jerusalem an Saladin übergeben mußte, ließ Saladin Allen, die sich nicht von der Gefangenschaft lösen konnten, unentgeltlich die Freiheit, und beschenkte die Frauen und Kinder der im Kampfe gefallenen Christen.

Dem Ritter Hugo von Tiberias, der bei Taron gefangen ward, bot Saladin die Freiheit gegen hohes Lösegeld. „Jeder treffliche Mann unter deinen Glaubensgenossen, sprach Saladin, wird dir gerne einen Beitrag hierzu leisten." „Ich kenne keinen Trefflicheren unter meinen Glaubensgenossen, als du bist, erwiderte der Ritter, und spreche daher dich zuerst um einen Beitrag an." Saladin, und nach seinem Beispiele seine Emire gaben hohe Summen, so daß das Doppelte des Lösegeldes erzielt ward. Den Ueberschuß überließ Saladin dem Ritter, und schenkte noch anderen eilf Rittern unentgeltlich die Freiheit.**)

Nur der deutsche Kaiser, der edle Barbarossa, der unstreitig sittlich viel höher stand, als der Abenteurer Richard Löwenherz, erfreute sich ob seiner Großherzigkeit, Milde und Sanftmuth neben seinen hohen ritterlichen Tugenden der gleichen Achtung bei den Muselmanen, wie Saladin bei den Christen.

*) Raumer, Geschichte der Hohenstaufen, II. 305.
**) Raumer a. a. O.



Saladin ward wegen seiner Milde häufig mißbraucht, und war daher oft in Geldnoth. Dadurch ward Boccaccio veranlaßt, ihm einen Versuch despotischer Handlungsweise zuzuschreiben. Saladin legt in der bekannten Erzählung des Boccaccio einem reichen Juden Melchisedek eine Falle, um in den Besitz seines Geldes zu kommen. Er fragt den Juden nämlich, welche unter den drei Religionen die wahre sei. Melchisedek, welcher die gelegte Schlinge merkt, entgeht derselben durch die Erzählung von den drei Ringen. Die Ringe seien sich so ähnlich, daß Niemand erkennen könnte, welches der ächte Ring sei, und so sei die Frage, wer des Vaters wahrer Erbe sei, noch unentschieden.

„Ebenso ist es mit den drei Gesetzen, die Gott der Vater den drei Völkern gegeben hat. Jedes derselben glaubt, Gottes Erbe, dessen wahres Gesetz und seine Gebote zu haben, damit es sie befolge. Wer es aber wirklich habe, darüber ist, wie über die Ringe, die Frage noch unentschieden."

Als nun Saladin dem Melchisedek die Absicht seiner Frage mitgetheilt, habe dieser dem Saladin mit Allem ausgeholfen, wofür ihn Saladin später reich beschenkt und stets als Freund behandelt habe.

Unter Lessing's schöpferischen Händen hat diese Erzählung einen geistigen Gehalt gewonnen. Bei Lessing stellt Saladin die Frage nicht, um Geld zu erpressen. Er will vielmehr den merkwürdigen Mann kennen lernen, den das Volk den Weisen nennt, den Alhafi nicht zu rühmen sich getraut, und von dem er doch auch nichts Schlechtes sagen will. In dem Herzen der Sittah entsteht der Gedanke, durch Nathan Geld zu erhalten. Saladin, obwohl in Noth, will dem Nathan sein Geld nicht mit Gewalt nehmen; er schämt sich, Fallen zu stellen, und um des Geldes willen; er beruhigt sich erst bei Sittah's Bemerkung, wenn Nathan wirklich der gute, weise Mann sei, so sei es für ihn keine Schlinge.

In unsrem Gedichte handelt es sich nicht um die Klugheit und Gewandtheit, einer Schlinge zu entgehen, um sein Geld zu retten. Der Dichter hat uns durch die Entfaltung von Saladins Charakter schon vorbereitet, daß dieser eine solche Frage, wie er sie an Nathan richtete, sich selbst schon vorgelegt habe, ohne sich klar darüber zu werden. Er will sie deshalb einem Weisen zur Entscheidung vorlegen. Ja, Saladin hat unbewußt die Frage schon entschieden; er hat nie gewünscht, daß allen Bäumen Eine Rinde wachse; nur zu klarem Bewußtsein ist es ihm noch nicht gekommen.

Nathan, der gewiß über die Religionen nachgedacht habe, der nicht stehen bleibe, wo der Zufall der Geburt ihn hingestellt, wenn anders nicht Einsicht, Wahl des Bessern ihn geleitet, Nathan soll ihm Klarheit über eine Frage geben, die ihm Herzensangelegenheit ist.

Wenn der Dichter den Sultan so über Nathan sprechen läßt, so hat ihm sicher die Persönlichkeit Mendelsohn's vorgeschwebt in dessen Streit mit Lavater.

Wenn Nathan auf Saladins Bemerkung „es hört uns keine Seele" erwiderte: „Möcht' doch auch die ganze Welt uns hören!" und dieser Denjenigen einen Weisen nennt, „der die Wahrheit nie verhehlt, Alles für sie auf's Spiel setzt, Gut und Blut," dämpft Nathan des Sultans Begeisterung mit den besonnenen Worten: „Ja, ja! wenn's nöthig ist und nützt." Denn wer für das, was er für Wahrheit hält, ohne daß eine Nothwendigkeit vorliegt, sein Blut und Leben hingibt, wie in den Kreuzzügen, der ist nur zu sehr geneigt und hält sich für vollberechtigt, auch des Gegners Leben für die Verbreitung der Wahrheit gering achten zu dürfen.

Dem gegenüber beschränkt Nathan die Pflicht, für die Wahrheit Alles zu opfern, auf die Fälle der sittlichen Nothwendigkeit.

Ganz in diesem Sinne hatte Mendelsohn die Aufforderung Lavaters abgelehnt, Bonnets Beweise für die Wahrheit des Christenthums zu widerlegen, oder sich zum Christenthume zu bekennen. Er hätte hervorheben müssen, was ihm als Vorzüge der eignen, als Blößen und Schwächen der fremden Religion erschien. Jeder ist aber am scharfsichtigsten für fremde Schwächen, am kurzsichtigsten für eigene. Und darum

hätten Religionsstreitigkeiten von je statt Liebe Haß gesäet. Lassen Sie uns lieber, schrieb Mendelsohn, die uns gemeinsamen Wahrheiten verbreiten. Wenn Jeder nur seine Religion als die absolut wahre dem Anderen aufdringen, dem Anderen sein Ideal rauben will, da verkehrt sich der sittliche Vortheil der Religion in Unsegen.

Die Lehre, von welcher Nathan wünscht, daß die ganze Welt sie hören möchte, ist eine ganz andere, als Saladin sich denkt. Wenn man in so wichtiger, ernster Frage zur Entscheidung aufgerufen wird, da muß man wohl sich wahren, daß man nicht parteiisch, befangen für die eigene Sache, den Blick vor deren Mängeln verschließe, und bloß Augen für die fremden Mängel, und keine für die fremden Vorzüge habe. Deshalb wird er allerdings seine Ueberzeugung, seine Religion nicht verläugnen; Nathan weiß, wie Mendelsohn, daß viel menschliche Zusätze auch seine Religion entstellt haben. „So ganz Stockjude sein zu wollen, geht schon nicht. Aber noch minder geht, ganz und gar nicht Jude sein." Unparteilichkeit für die fremden Religionen und Wärme für die eigne ist wohl vereinbar.

Diese Erwägungen, die Nathan für sich aufstellt, sind ebenfalls eine Lehre, die nach des Dichters Meinung eine ganze Welt hören sollte und beherzigen.

Religion ist Sache der Vernunft, des Gefühls, des Herzens, die mit tausend Fasern oft durch Kleinigkeiten mit dem ganzen Seelenleben des Menschen verwachsen ist. Das gleiche Recht, die eigene Religion trotz der zeitlich anhaftenden Mängel zu lieben wegen ihrer Vorzüge, den guten Kern in ihr mit Wärme zu erfassen, sollen Christ und Jud' und Muselman sich gegenseitig zugestehen.

In des Dichters Absicht ist deshalb die Parabel der drei Ringe nicht bloße Ausflucht der Klugheit Nathans, um der Frage auszuweichen: es ist vielmehr die Summe seines gesammten früheren Nachdenkens. Demgemäß sagt er sich: „Ja, als ob Wahrheit Münze wäre, und das ist sie nun doch nicht, ja wäre sie solche, die gewogen wird, das ginge noch. Aber so neue Münze, die nur der Stempel macht, die man auf's Brett nur zählen darf, wie Geld in Sack nur streicht, das ist sie nun doch nicht."

Diese Worte schon drücken den rechten Sinn der Parabel aus. So hatte Nathan schon vorher gegen den Tempelherrn sich geäußert.

Gerade denen, die da meinen, nach Lessing habe Nathan innerlich das Judenthum schon aufgegeben, als welches zu jener idealen Höhe sich nicht erheben könne, ruft der Dichter ebenfalls die Mahnung zu: „So ganz Stockjude sein zu wollen, geht schon nicht." *) Hier können wir die großartige Unparteilichkeit des Dichters bewundern.

Die Lehre der Parabel ist: der Streit kann von Menschen nicht geschlichtet werden, so lange sie alle zu Gunsten der eignen Religion befangen sind, und namentlich so lange sie in Kraft der eignen Religion nur herrschen wollen. Die drei Religionen sind sämmtlich Gottes Veranstaltungen, Erzeugnisse der Culturentwicklung der Völker.

Der ächte Ring soll aber die Kraft haben, vor Gott und Menschen angenehm zu machen — wer in dieser Zuversicht ihn trägt. Wo aber Jeder nur will herrschen, will Fürst des Hauses sein in Kraft des Ringes, wo dies ihm mehr gilt, als angenehm vor Gott und Menschen sein, wo die Ringe nur zurückwirken, nicht nach Außen, Jeder nur sich selber liebt, und in den Brüdern nur noch die Verräther sieht, an denen er sich rächen will, wo die Liebe zu den Brüdern fehlt — da kann der Ring die Kraft nicht äußern.

*) Richtig bemerkt Hebler a. a. O. S. 14: Rötscher meint, ein Jude sei gewählt, weil ihm die fragliche Erhebung am schwersten habe werden müssen. Es ist mir jedoch zweifelhaft, ob Lessing, vom Streit mit Götze kommend, geneigt gewesen sei, den Gegensatz zwischen Juden und Heiden exclusiver zu finden, als den zwischen Gläubigen und Ungläubigen, zwischen Seligen und Verdammten. Also grundsätzlich gleich, nicht untergeordnet ist im Nathan das Judenthum dem Christenthum.

So lange der sittliche Gehalt der Religionen, die gegenseitige Liebe der Bekenner der verschiedenen Religionen der Herrschsucht wegen nicht zur Geltung kommt, man der Kraft des Ringes nicht durch Sanftmuth, herzliche Ergebenheit in Gott und Verträglichkeit entgegenkommt: so lang betrügen die Besitzer aller Drei sich selbst; dann sind alle Ringe nicht ächt, nicht probehaltig. Nach tausend, tausend Jahren werden sich des Steines Kräfte an Kindes-Kindeskindern zeigen; noch einen langen Entwickelungsgang, meint jener Richter, wird die Menschheit zu durchmessen haben, bis der sittliche Gehalt der Religionen, — Liebe, Wohlwollen, herzliche Verträglichkeit der Bekenner, allseitig als ihr Hauptzweck und ihre schönste Frucht der Religionen wird anerkannt sein.

Und hierin hat der Dichter wahrhaft als Seher sich bewährt. Er selber hat durch sein ganzes Wirken, und nicht am wenigsten durch den Nathan mächtig zu dieser Entwickelung beigetragen, daß diesem Ziel wir so bedeutend uns genähert haben. Er hat durch seine ganze, von inniger Liebe und Wahrhaftigkeit getragene Thätigkeit beigetragen, daß, wie so viele Ideale, vom vorigen Jahrhundert aufgestellt, in dem unsrigen ihre Erfüllung fanden, auch dieses Ideal jetzt zum Theil zur schönen Wirklichkeit geworden ist. Von der Ferne schauen sollte der erhabene Seher und Kämpfer das Land der Verheißung, aber nicht selber dahin kommen.

Kritische Rundblicke.

Hermann Kurz in seinen Hauptschriften.

Gesammelte Werke von Hermann Kurz. Mit einer Biographie des Dichters. 10 Bde., 30 Lieferungen. Herausgegeben von Paul Heyse. Stuttgart, A. Kröner, 1874.

Alfred Meißner, Moriz Hartmann, Otto Müller, Hermann Kurz u. A. sehen wir rasch nach einander theils mit gesammelten, theils mit ausgewählten Werken in neuer Verjüngung vor's Publicum treten. Und wir sehen, daß es gut ist! Je unabwendbarer der moderne Roman seiner „Mission" folgt, „den Tagesfragen sich zuzuwenden" oder wohl gar „die Tagesprobleme zu lösen", d. h. dem geplagten Geschäftsmann, der sich vom vielen Geldverdienen und vielen Steuerzahlen bei der Poesie erholen will, statt des Brotes den Stein zu reichen und den fortgesetzten Leitartikel oder übertragenen Courszettel in die Hand zu drücken, desto „zeitgemäßer" werden jene Erzählungstalente reproducirt, welche mehr oder minder auch ein bischen unsterblichkeitsgemäß, weil sie bei der Fühlung mit der Zeitstimmung, die sie wahrhaftig nicht ablehnten, den ganzen Werth ihres Dichterberufes noch in der Fühlung mit der Poesie erkannten. Einer der edelsten dieser Gruppe ist Hermann Kurz, dessen Früchte wir jetzt, wie vom kostbaren Feigenbaum, zum zweitenmal pflücken, nachdem die erste Ernte in einer fast unbegreiflichen Blindheit der vorigen Generation nahezu ungenossen geblieben. Ich meines Theils las z. B. seinen culturhistorischen Roman: Schillers Heimathsjahre, bei Gelegenheit dieser neuen Ausgabe — zum drittenmale, denn das theuerwerthe Buch reihte ich längst unter diejenigen, deren Lectüre man im Laufe seines Lebens von Zeit zu Zeit immer wiederholt.

Wahrlich, dieses kleine Würtemberg sieht sich mit großem Glück in der deutschen Roman-Literatur vertreten! Welches der deutschen Vaterländer ist belletristisch so gut repräsentirt wie Würtemberg in seinen drei vaterländischen Romanen: Lichtenstein — Schillers Heimathsjahre — der Sonnenwirth?! Das prachtvolle kaiserliche Oestreich, in dessen Hauptstadt ich schreibe, ist arm dagegen. Ungarn mit Eötvös und Jokai ausgenommen, spiegelt sich die größere östreichische Hälfte in keinem ihrer würdigen Romanspiegel. Nur wie im Fluge hat Stifters Muse einige Baumwipfel des Böhmerwaldes gestreift, aber die zarte Novelle war wie ein Goldfaden, welcher, einsam in üppiger Lockenwucht flimmernd, blos aufmerksam macht — daß kein Diadem da ist. Wie glorreich dagegen trägt das kleine Würtemberg seine beneidenswerthe Roman-Tiara!

Das bekannte „Fatum", welches die Bücher haben, ist übrigens diesen dreien noch mehr als sonst parteiisch gewesen und hat Licht und Schatten zwischen denselben äußerst ungleich vertheilt. Alles Licht fiel dem „Lichtenstein" zu. Hauff's Roman — im Grunde nichts als eine erweiterte Uhland'sche Ballade — wurde wie Crème und Gelée vernascht, wurde Putzbuch, Schenkbuch, Mädchenbuch. Der kußliche Ritter und sein kußliches Fräulein, niedliche Albumsmotive und von Charakter-Mark nicht eben strotzend, perleten so melodiös und so spielbar — wie man bei Herz und Czerny sagen würde — durch die niedlichen Fingerchen, daß der weibliche Beifall gerecht war, indeß der historische und landschaftliche Untergrund einen Baß dazu gab, der doch auch den Männern imponiren konnte. Kurz, wenn das Wunder der Zeit W. Scott und seine große Entdeckung der historische Roman war, so mochte der Deutsche sich schmeicheln, daß er dem bewunderten englischen Abgott seinen Spindler an die Seite zu setzen habe: von diesem leider etwas rohen Naturalisten stellte dann aber wieder Hauff und sein Lichtenstein die feinere, filtrirte und kunstgemäße Potenz dar, den Schliff des rohen Edelsteins für den Salon und sein gebildeteres Publicum. Was wollte man mehr? Es traf Alles zusammen das Glück dieses Buches zu machen.

Das Glück war so lange gerecht als es keinem Berechtigteren im Lichte stand. Aber

allerdings geschah das und zwar hinauswirkend auf eine lange Zeit. So fest schien der Schwabe überzeugt zu sein, er habe an Lichtenstein seinen historisch-vaterländischen Roman schon und er brauche nun nichts mehr weiter, daß ihm für den schönsten seiner Heimathsromane, „Schillers Heimathsjahre," ganz außerordentlich spät die Augen aufgingen, welche im ersten Moment völlig blind dafür gewesen. Dieser erste Augenblick war freilich ein hochverfehlter und im Tendenz-Jargon „unzeitgemäßer". Schillers Heimathsjahre erschienen im Jahre 1845. Also mitten in der deutsch-katholischen Bewegung, mitten in den Vorbereitungen zum vereinigten preußischen Landtag, kurz mitten in einem Wellenschlag — der uns heute so wenig mehr schlägt, wie den Dichter wahrscheinlich schon damals nicht! Aber damit bezeichnet denn auch sein Werk einen jener Fälle, ja ich möchte sagen den wahren Musterfall, woran sich die Beherzigung knüpfen kann, mit wie viel oder wie wenig Recht man die Forderung der Tagestendenz zu einer Kunstforderung machen darf. —

Goethe hat einen der Waffenbrüder des Götz von Berlichingen — Lerse genannt, nach dem Namen eines seiner Straßburger Studienfreunde; Schiller hat einen Waffenbruder des Carl Moor — Roller genannt, nach einem jungen Candidaten der Theologie, welcher an der Carlsschule über Philosophie las und weniger ein Professor als ein älterer Freund des Dichters war. Dieser Roller nun ist der Held unsres Buches und Hermann Roller nannte es auch ursprünglich Kurz. Der Verleger setzte dafür den interessanteren Titel „Schiller's Heimathsjahre" und wir können gestehen, daß es nicht der plumpste Eingriff eines Geschäftsmannes in die Poesie ist. Der Titel ist passend und ich möchte ihn nicht anfechten, wie es wohl schon geschehen ist. Spielt auch Schiller selbst nur eine der bedeutenderen Episodenrollen in dem Buche, so muß ja die Betonung nicht eben auf Schillern, sie kann auch auf den Heimathsjahren liegen und der Buchtitel verspricht uns dann ein Bild der würtembergischen Heimath in den Jahren, da Schiller zu Hause war. Das hat einen Sinn und das Versprechen wird ungemein treu und vollständig erfüllt.

Wir sehen also den jungen Schiller und den inneren Haushalt der Carlsschule in einem recht lebendigen und oft dramatischen Bilde. Dieses Bild ist nicht blos eine wohlfeile Aneinanderreihung von Schiller'schen Jugendanekdoten, obwohl dieses Material, das selbst heute noch mit seinen letzten ausgepreßten Citronentropfen Bücher und Feuilletons würzen muß, vor dreißig Jahren, da es minder verbraucht war und eine größere Tragkraft hatte, auch als Rohmaterial ein Leseeffect gewesen wäre, der viel besser beurtheilt werden müßte, als seit er ein Gemeinplatz geworden. Ja, es mag wohl mancher der Gemeinplatz-Effectler sein Krüglein bei Hermann Kurz gefüllt haben, den er wohlweislich todtschwieg, während es dieser aus der Quelle seiner Originalstudien füllte. Aber eben das prachtvolle Panorama dieser Originalstudien ist es, was den Kurz'schen Schiller-Anekdoten die historische Würde und den künstlerischen Reiz, jenen Reiz verleiht, welchen etwa ein lauschiger Pavillon von den malerisch angeordneten Massen eines großartigen Parks empfängt.

Und mehr und mehr sehen wir in unserm Roman-Park. Wir sehen den Dichter Schubart, den großen Vorläufer des größeren Schiller in einer Behandlung, welche Beides am rechten Orte ist: kraftvolle Skizze und liebevolles Detail. In Freud und Leid, im behaglichen reichsfreien Ulm zu Hause und im grausamen Kerkerkäfig auf Hohenasperg, wird uns der gigantische Naturalist zum Besitzer eines Lebensfonds, der ein wahres Latifundium ist, den alle Schicksalswechsel nicht ausschöpfen können, einer Lebensquelle, wie sie nur im riesenreichen, revolutionsschwangeren 18. Jahrhundert sprudelte, — armsdick, mannsdick und kein nervös prickelndes, kohlensaures Quellfädchen von Strohhalmsdünne. In kunstvoll gezeichneter Verkürzung, die aus wenigen Strichen die ganze Figur ahnen läßt, sehen wir ferner einen anderen Temperaments-Riesen, den bekannten Obersten Rieger, weiland selbst ein Opfer, jetzt Commandant von Hohenasperg, ein ausgebrannter Vulkan, der auf seinem Aschenhaufen die Kapelle der Frömmelei gebaut hat, — trügerisch der Grund und windig das Kartenhaus, Beides so unwahr, daß ein elender Soldatenkrüppel, der zertretenste Wurm aus der Hefe des mißhandelten Volkes, wie ein Jupiter seinen Blitz gegen ihn schleudern, und den Gewaltigen hinrichten kann. Eine furchtbar schöne Tragödie! Jeder Roman, der diese Scene hätte, wäre allein schon unsterblich damit! Endlich sehen wir Ihn, den merkwürdigen Fürsten und räthselreichen Menschen, den schwäbischen Sultan Herzog Karl, der nicht wie Hermann Roller der Held ist, der nicht wie Friedrich Schiller der Held des Buchtitels heißen soll, der aber als der wahre und wirkliche Held empfunden wird, von

dem Augenblicke an, wo er in den Roman hineinsprengt, Pferd an Pferd gegen Roller anprallend: Will Er mich überreiten?! Sein erstes Wort, — der Blitz seines Blauauges — und wir haben den anerkannten Helden des Buches vor uns! —

Und doch hat der Romancier mit den Charakterbildern seiner Menschen noch nicht, wie der Dramatiker, Alles gethan; Naturbilder, Landschaftsbilder, Erd- und Luftperspektive heischen auch noch ihre Beseelung von ihm. Diese Schuld hat uns der Dichter der Heimathsjahre mit gar viel Liebe und Wärme bezahlt. Wunderbar schön und stimmungsvoll wandelt sich's in seinem Romanlande. Die Solitüde entfaltet uns ihre verhängnißvolle Fürstenpracht; wir lassen uns von Ulm imponiren, das gar edel und fürnehm im patricischen Hermelin seiner aristokratischen Reichsfreiheit einherstolzirt; urgemüthlich aber sitzt uns der warme demokratische Flausrock von Reutlingen am Leib, welches mit einem Gemisch von Ironie und Respekt zu Ulm aufblickt, seiner guten alten Gemeinfreiheit nicht weniger froh und im bürgerlich-kleineren Zuschnitt nicht weniger glücklich, wie Figura, der classische Glockengießer, zeigt, eine Heimstätte, wo wir ewig verweilen möchten, eines der liebenswürdigsten Bürgerhäuser im deutschen Roman, ein gut benütztes Modell aus des Dichters eigenen Familien-Traditionen. Und was für ein heroisch-romantisches Bergland ist dieses kleine zopfige Schwabenland! Kommt nur die rechte Hand dazu, welche trumpfen und stechen kann, so spielt sie mit W. Scott's Hochschottland getrost die Partie und spielt Motive aus wie die Rauhe Alp mit ihren windgefegten Hochflächen und öden Heidegründen, oder den prachtvollen Schwarzwald, wo hinter Tannen verdächtige Habichtsnasen und polizeiwidrige Glutaugen lauern, indeß drunten im schluchtigen Dörfchen der humoristisch verbauernde Pfarrer sein wunderliches Wesen treibt, in seiner barbarisch-reckenhaften Gemüthlichkeit ein ländliches Seitenstück zum Bürger-Glockengießer. Berglüfte, Harzduft, Waldgeruch und Gentianenwürze, von allen Winden herumgetrieben und in die engen Thalgassen und dumpfen Bürgerstuben erfrischend hineingeweht! Die besten und klingendsten Töne der Lyrik, wie sie nur Uhland und Möricke angeschlagen, Prosa gewordene Roman-Atmosphäre, mit jedem Athemzug herzerquickend! „Graf im Bart, ihr seid der Reichste!" hat der schwäbische Altmeister gesagt, und wahrlich, diesen Reichthum sehen wir hier.

Mit seiner natürlichen Gabe des phantasievollen Sehens und Sinnens lenkt unser Dichter die Realität spielend in die Dichtung hinüber, wohin sie ihm von selbst und freiwillig zu folgen scheint. Den Zauber der Romantik, der Geschichts- und Landschaftsromantik, übt er ungesucht aus und er hätte nicht nöthig ihn auch noch zu suchen. Romanhaft-gesuchte Abenteuer nennen wir nach heutigem Urtheil wohl jenes, wie die erste Heldin entführt wird und dann wie die zweite sich selbst entführt. Diesen Erfindungen glaubt man in unsrem Buche, das so schön zeitlos ist, die Zeitnähe Spindlers noch am ehesten anzumerken. Es gehört zu den Unwahrscheinlichkeiten eines gröberen Korns, daß in beiden Fällen die jungfräuliche Integrität möglich geblieben; in letzterem wäre sie schon durch den Frevelmuth des Hazardspiels compromittirt, welcher Geister und sehr leibliche Geister gerufen, auf den allernaivsten Glauben hin, daß er sie los geworden. Wenigstens der vornehme Roman, und das ist der unsrige doch, würde sich heute nicht mehr auf solche Starkgläubigkeit stützen.

Und doch möchten wir auch diese zwei Abenteuer nicht vermissen oder anders haben, denn sie sind immerhin durch eine feine Hand gegangen und das Triviale hat sich fast unwillkürlich veredelt. Es ist wahr, die halsbrecherische Entführungsgeschichte Lottchens könnte so harmlos nicht ausgegangen sein und wir glauben nicht an diesen Ausgang. Aber sie steht doch wenigstens als Sittenbild sehr bedeutungsvoll da. Sie zeigt uns wie in jenen Tagen der Adel mit dem Bürgerthume noch umspringen durfte und wie er's schon nicht mehr durfte. Zwanzig Jahre früher und zwanzig Jahre später ist diese Entführung entweder besser möglich oder unmöglich. Wenn wir dem Dichter auch Lottchens Romanwunder nicht glauben, so glauben wir ihm doch, — denn diesen Credit hat er sich längst verdient — daß das Wagniß im Geiste der Zeit erfunden ist, deren genauer und gewissenhafter Quellenkenner er ist. Wir glauben ihm mit Einem Worte, wenn nicht die romanhafte Unwahrscheinlichkeit der Durchführung, doch die ethnographische Wahrheit der Absicht. Und wie dieser Baron-Kammerjunker das Zeitgemälde erst fertig malt, das einen Herzog Carl zum Mittelpunkt hat, ein Theil von der Basis der Pyramide, wozu dieser die Spitze, — ein Cavalier der uns den „Ersten der Cavaliere" nur um so verständlicher macht, indem er das alte Wort illustrirt: qualis rex talis grex; — so war es doch ein

feiner Zug des Dichters, der uns mit den Gebrechen des schwäbischen Sultans so leidig bekannt machen muß, daß er auch zu den socialen Wurzeln des ganzen Standes ein wenig hinunterleuchtete. Es ist einer von den Zügen, welche einen flachen Gesichtsausdruck mit einem einzigen Striche vertiefen.

Dasselbe gilt von dem zweiten der bezeichneten Abenteuer, das seinen großen Raum nur noch mit größerem Rechte einnimmt. Wie das Schulfräulein Laura in ihrer zopfigen Etiquettenwelt ein wenig aus der Haut fährt, die Schnürbrust des Modezwangs von sich wirft und in den Schwarzwald auf Abenteuer läuft, wie sie einen sentimentalen Brakenburg-Zigeuner als wohlerzogenen und enthaltsamen guide de voyage dazu findet, wie sie der Opern- und Mandolinen-Zigeuner mitten in die schlammigste Hochfluth der Diebsgesindel-Prosa reinlich und engelhaft hineinlootset, wie die gefährlichste Brandung durch ein Haargeflecht von Zufällen genau auf die Minute und Sekunde überwunden und das rettende Ufer erreicht wird; dieses ganze Spindler'sche Blattgerippe möchten wir heute nicht loben: aber das Blatt selbst ist doch schön! Es ist sogar eines der schönsten im Buche und gehört gar sehr in das Buch. Es steht an der richtigsten Stelle, es dürfte nicht fehlen. Ein ungeheurer revolutionärer Gährungsproceß durchbraust das letzte Viertel des 18. Jahrhunderts und unser Roman ist der Zeitspiegel davon. Ein Schubart rüttelt am Alten, ein Schiller ringt nach dem Neuen; die ganze Welt ist im Aufruhr, jede Form wird zu eng. Mit Recht dürfte die Leserin der „Heimathsjahre" fragen: Und wo blieb in jener Genieperiode, in jenen Tagen des Sturms und Drangs — mein Geschlecht? Unsre Laura ist nun die Antwort darauf! Kaum hat ein Carlsschüler die Parole ausgegeben: laßt uns in die böhmischen Wälder ziehen! so findet sich in einer école des demoiselles die gelehrige Schülerin zu diesem Schüler. Und da das Weib immer praktischer ist, so sucht sie die Räuber-Theorie gleich in der Wirklichkeit auf, schweift auch nicht in die Ferne der „böhmischen Wälder", da das Gute, der Schwarzwald, so nahe liegt! Wahrlich ein sinniges Apercü diese Laura-Episode trotz ihrer verblaßten Preziosa-Romantik! Und wie fein traf der Dichter die Rückzugslinie, die er ihr ins bürgerliche Leben offen halten mußte! Ein Original und ein esprit fort ist sie doch nur auf Zeit — nämlich auf ihre Jugendzeit, nicht Lebenszeit. Wohlweislich hütet er sich, den Bruch soweit zu führen, daß sie zur eigentlich Emancipirten würde; noch bricht sie nicht mit ihrem Geschlechte, nur mit dem Zopf ihres Decenniums. Noch hat sie kein Programm des Neuen, nur das Gefühl des abgestandenen Alten. Und da in unserm ganzen Buche das Neue von selbst sprießt und der Zopf begraben wird — auch ohne Zigeuner und Schwarzwald, so bleibt uns das reinste Gefühl psychologischer Wahrheit, daß die kleine Ausreißerin der bürgerlichen Ordnung wieder angehören kann, in die sie als rettender Deus ex machina Herzog Carl mit der Pistole in der Faust zurückführen muß.

Herzog Carl ein Retter der Mädchenehre! Wie oft hat er diese Blume zertreten! Also wie beurtheilen wir nun diesen Charakter? Ist er ein Wüstling? Ist er ein Ritter? Ist er eine problematische Natur, eine seelische Sphinx, ein Wunder? Mit nichten. Er ist ein Mensch und ein ganzer Mensch. Er ist eine Erscheinung des 18. Jahrhunderts, des extremschwangeren, in welchem Alles Platz hatte: die Lüderlichkeit eines Casanova und der Bildungsdrang eines Pestalozzi. Sein socialer Stand endlich ist der freiste und ausgeweitertste, — er ist ein Fürst! Und wo wir bei unserm Roman ein- oder ausgehen, — er steht immer da, dieser gewaltige Eckstein. Die Hand, die ihn gezeichnet hat, läßt ihn viele Gesichter machen, aber jedes harmonirt mit dem andern. So kommt es, daß unser letzter Scheideblick wieder ihm gilt.

Mit Einem Worte, Herzog Carl ist ein Virtuos der S u b j e c t i v i t ä t, wie sie im 18. Jahrhundert noch kurz vor der schematisirenden Revolution zu ihrem heftigsten Durchbruch kam. In der Literatur hieß sie Sturm und Drang, in der Theologie hieß sie Pietismus, in der Politik hieß sie Absolutismus, Autokratie. Immer aber ist sie jene überquellende starke P e r s ö n l i c h k e i t, welche die Zeit wie eine unruhige Gasspannung brauchte, damit sie in der Revolution sich selbst in die Luft sprenge, und das Schema, das Gesetz, den Rechtsstaat für Alle, das Nivellement auf den Trümmern der W i l l k ü r zur Herrschaft bringe. Deshalb sind alle diese Zeitgestalten — König Friedrich, Kaiser Joseph, Kaiserin Katharina, unser Herzog Carl immer Beides zugleich: Tyrann und Revolutionär. Aufgeklärter Absolutismus hieß der Zwiespalt dieser Janusköpfe mit einem ziemlich gut gewählten Kunstausdruck. Ein ungemein schön und rein ausgearbeiteter Typus desselben ist der unsrige. Mit ihrer Jugend stehen viele dieser Typen noch in der brutalen Genußsucht des — „Hirschparks"; später überschreitet Jeder den großen Wendekreis der Zeit und der Hirsch-

park wird geistig, tendenziös. Die Wollüstlinge züchten jetzt Menschenwohl. Die nahende Revolution regt sich in ihrem Blute und ohne Ahnung, daß das eine Massenarbeit sein wird, machen sie sie ehrlich mit ihrer persönlichen Fürstenwillkür. Wo sie in der Masse gährt, wittern sie Rohheit, Frevel, Chaos. Das ist der philosophische Thorschlüssel zum Hohenasperg. Mit der ausgesprochnen Absicht, den rohen Edelstein zu schleifen, das Gold im Feuer zu läutern, den Durchbruch des Idealismus zu befördern, schickt seinen Schubart, seinen Roller, seinen Schiller (wenn er ihm nicht zuvorkäme) dieser schwäbische Sultan auf seinen verhängnißvollen Geisterberg! Mit jedem hervorragenden Kopf im Lande reibt er sich, weil er — ihm ähnlich ist, weil die Natur aus Zwei nicht Einen gemacht! Er ist Fürst und feilt seine Menschen ganz so, wie Schiller in seiner classischen Periode seine Gedichte feilen wird. Er ist fürstlicher Künstler, mit Einem Worte. Aber der Gyps, der Thon, die gefeilten Gedichte schreien auf und rebelliren. Und der Aufschrei wird sein Verruf als Tyrann. Armer Künstler!

So künstelt er denn auch mit vieler Vorliebe in Stein und Mörtel, welche nicht schreien, und wird Bau- und Garten-Künstler trotz Louis Quatorze. Aber jetzt schreien seine Stände. Und sie schreien nicht blos, sie handeln; sie schnüren ihm den Geldbeutel zu. Da münzt er sich selbst Geld und verkauft den Franzosen seine Soldatenregimenter als siebenjähriges Kriegsmaterial gegen den König von Preußen. Siehe, da schreien und rebelliren auch die Soldaten: Wir fechten nicht gegen unsre lutherischen Glaubensbrüder! Sie lassen sich hängen, erschießen, in's Eisen werfen, mit Spießruthen zerfleischen, aber sie fechten nicht. Also sanftere Mittel! Der Sultan verkauft jetzt wenigstens seine Civilämter im Lande. Was Wunder, da schreien sogar auch die Bauern! „Euer Schulze ist ein rechter Esel!“ rüffelt er einst eine Dorfschaft auf einem seiner Spazierritte. „Durchlaucht, dafür ist's ein eingekaufter,“ antwortet der nächstbeste Bauer. Ach, dieses „geknechtete“ Volk, es ist gar nicht so knechtisch, wie sich das coquette liberale Prinzipchen vor seinem heutigen Handspiegelchen vorstellt. Jener Bauer präsentirte seinem Fürsten eine starke Prise Tabak und verlangte nicht einmal einen Orden dafür! Und dieses Schulmeisterlein? der Herzog war gewohnt, seine Halsbinde sich eng zu schnüren, um roth und martialisch auszusehen. Im Laufe des Romans, nach zehn Jahren, macht Einer die Bemerkung, daß er diesen Brauch immer mehr übertreibt. Flugs citirt ein tapfer Schulmeister vor Zeugen, worunter ein Hofmann, seinen furchtbaren Tacitus: Saevus illi vultus et rubor quo se contra pudorem muniebat!*) Kurz, die Stände, die Soldaten, die Bauern, die Schulmeister, das ganze „geknechtete“ Volk ist sehr liberal und zwar ohne Liberalismus und ohne liberale Zeitungspresse. Wie romanhaft es in einem Roman aussieht, — zumal wenn er die Wirklichkeit schildert!

Und da der Herzog Carl selbst liberal ist, so würde sich die arme komische Einschachtlerin, die Zeitungspresse, gar nicht zu helfen wissen, wenn uns die großen Lichter des Menschenthums nicht der Roman aufsteckte. Aber in der Dichtung dürfen die Menschen wieder ganz sein, die der Parteigeist der Zeitungspresse zerpflückt, schematisirt, abstempelt und einschachtelt — und vielleicht es muß! Ja man kann ihr die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie vielleicht es muß; Unrecht aber thut sie dann selbst, die Zeitungspresse und ihre Tageskritik, wenn sie auch den Roman zu ihren „zeitgemäßen Tendenzen“, d. h. in ihr Partheitreiben hinüber- und von der idealen Kunsthöhe herabzerren möchte. Ueberliefert die Kunst den Tagesinteressen und ihr arbeitet — für's Ballet und für den Vatikan! Das Fleisch und die Mystik haben noch immer für verhunzte Kunstbedürfnisse einstehen müssen. —

In einem geschlossenen Landsee sind die kurzen Spitzwellen gefährlicher als die breiten Rollwellen im Ocean. Das ist die Gefährlichkeit des Herzogs Carl, wie sie in Schillers Biographie monumental verewigt ist. In der Schillerbiographie aber steht unser großer, leidenschaftlich geliebter Dichter als Hauptfigur im Lichte und sein Herzog ist nur ein kleiner unheimlicher Schattenriß. Der Roman von Hermann Kurz kehrt das Bild um. Ein talentvoller Regimentsfeldherr verliert sich einstweilen noch im großen Haufen, aber im vollsten Runde der Hauptfigur wird uns Herzog Carl deutlich. Er ist was er ist — Tyrann, er ist es und bleibt es, es wird nicht beschönigt. Wir sehen blos das Warum? wir können begreifen, und mehr brauchen wir nicht zum reinsten, fast versöhnenden Schlußeindruck. Die Spitzwelle kann gar nicht anders als gefährlich sein, selbst dann, wenn sie Perlen heraufspülen möchte. Mit seiner Perle, der Carlsschule, beabsichtigt Herzog Carl wahrhaft fürstlich, die deutsche Dumpfheit, Pedanterie, Schulfuchserei zu einer

*) In der Röthe seines barschen Gesichts versteckte er seine Schamröthe.

cavaliermäßigen, weltmännischen Bildung zu erheben, — ganz das Programm Goethe's im Wilhelm Meister. Aber seine eigene Carlsschule — pfeift ihn zuletzt aus. Wahrlich ein tragischer Moment und wohl werth, auch auf die Bühne gebracht zu werden!

Ein großer Fürst in kleinen Verhältnissen! Er wird lästiger Topfgucker, wo er in größeren über seinen Töpfen stünde. Kurz ein fürstlicher Märtyrer der Kleinstaaterei! Das ist der Sinn unsers Buches. Wir sehen den Fluch der Kleinstaaterei auch einmal von der anderen Seite, — nicht auf der Volks-, sondern auf der Fürstenseite. Aber sind denn die Fürsten nicht auch Volkskräfte und Posten unsers Nationalcapitals? Das lehrt uns Hermann Kurz empfinden und das ist der unsterbliche Platz seines Romanes in der deutschen Literatur. Die Deutschen haben oft und überflüssig ob ihrer Verkümmerung in der deutschen Kleinstaaterei sich selbst bemitleidet und dabei die Fürsten, die Inhaber der Kleinstaaten, gleichsam als die bösen Schuldigen angeklagt. Wie unser Herzog Carl waltet, — in kleinen Verhältnissen zu groß, aber dann wieder das Große zu kleinlich treibend, weil er auf dem engen Raume überall mit seiner eigenen Gegenwart anstößt; — es läßt sich recht viel dabei denken, man kann recht tief bei sich einkehren! Bei all' seinem Prachten und Prangen ist so einem deutschen Kleinfürsten selbst auch nicht recht wohl geworden, wenn er nicht mit den gemeinsten Freßwerkzeugen genoß, sondern Thatenlust und Schöpferfreude genießen wollte. Seine Kraft war vergeudet, sein Leben zerrann und seine ganze Schuld blieb zuletzt — daß er nicht sein richtiges Maß zu finden wußte, wie Carl August, der es vielleicht auch nur mit Hilfe Goethe's gefunden hat. Denn was ist schwerer als Maßhalten und Harmonie haben? Hat ein Dichter noch nicht Excentricitäten gedichtet? Aber man mache aus dem Dichter einen Fürsten — und es ist ein Herzog Carl. Verschwunden ist die Carlsschule, ein ödes Denkmal schwülstiger Fürstenpracht die Solitüde; aber wie Schiller in seiner „classischen" Periode auf seine „erste" zurücksah und über seine „Räuber" verzweifelte, — was waren die Räuber anders als seine Carlsschule und seine Solitüde! Wie viel steckte doch in diesem jungen Schiller von seinem Herzog Carl und wie viel im Herzog Carl vom jungen Schiller! Glücklicher Schiller, daß du ein Dichter warst und nicht der Herzog deines kleinen Vaterlandes! Als Herzog sähest du vielleicht anders aus!! — —

Betrachten wir nun das zweite Hauptwerk von Hermann Kurz. Es führt auch zu ihm eine Brücke von Schillers Räubern. Wohl sind diese das Product eines ungeduldigen, eingeengten und schmerzlich überspannten Privatzustandes, aber der Gesichts- und Ideenkreis dieses Thema's lag dem jungen Dichter nahe genug, auch in den öffentlichen Zuständen seines würtembergischen Vaterlandes. In demselben Augenblicke, als der jugendliche Schiller in dem friedfertigen Thalkessel von Stuttgart seinen Räuberstaat auf's Papier hinwetterte, bivouakirten die rohen Modelle desselben wenige Meilen westwärts unter den Tannen des Schwarzwalds, stand die ganze Dichtung in leibhaftiger Wirklichkeit am Horizont, war der gefürchtete Zigeuner- und Räuberhauptmann Hannickel das neueste Tagesgespräch, aber selbst wieder nur ein Erbe und Fortsetzer des berühmteren Sonnenwirths, welcher der Sensationsstoff der nächstvorigen Generation gewesen. Längst athmete ganz Schwaben Gauner- und Räuberluft, unser Dichter von seiner Wiege bis zu seinem Doctorhut. Es wäre ein Wunder, gewesen wenn ein schwäbischer Dichter jener Zeit — auch ohne Carlsschule, Tyrannei und Schillergenie — etwas Aehnliches wie die „Räuber" nicht gedichtet hätte.

Diesen ganzen schwäbisch-fränkischen Raubstaat, der sich in dem Triangel Vogesen, Schwarzwald und Spessart aus dem üppigen Bodensatz des dreißigjährigen Krieges althistorisch entwickelt hatte, fand nun H. Kurz in seinen Quellenstudien zu Schillers Heimathsjahren in so episch-plastischer Fülle und romantischer Poesiefähigkeit vor, daß ihm schon damals der Kopf gebrannt haben mochte, als er den kecken Griff that, dieses überquellende Material seinem Romane bloß episodisch anzupassen. Die Episode wucherte mit einer für die Handlung des Romans nicht nöthigen Fülle in die Architektur desselben hinein, und doch erschöpfte sie noch lange nicht das Füllhorn ihrer Mittel und die Reize ihres Stoffes. Der belletristische Werth dieser Räuber-Episode gleicht einer schön modellirten Säule, welche schön genug an und für sich wäre, aber in der Composition das Gebrechen hat, daß sie nicht sowohl trägt als getragen wird. Sie wird von Schillers Namen getragen und bringt es in seinem Heimathsroman zu keiner wahrhaft integrirenden Zweckwesenheit.

Unser Pro und Contra hat wahrlich der feinfühlige Dichter selbst am besten empfunden. Ein Künstler kritisirt sich durch seine Thaten.

Der Sonnenwirth ist die That dieser reiferen Selbstkritik. Dieser Roman realisirt eine Kunstschönheit ohne Kunstfehler. Das Auge, welches in Schillers Heimathsjahren die schwäbische Räuberromantik als ein zauberisches Ornament entdeckt hat, hat den Werth dieses Fundes nicht vergessen, sondern sich wohlweislich vorbehalten ein zweites Mal darauf zurückzukommen, dann aber auch das romantische Ornament zu der ganzen Freiheit eines künstlerischen Selbstzweckes zu erlösen. Und schließlich — wozu überhaupt Romantik? mochte der vertiefteste Dichter sich gesagt haben. Der Kobolderie, wie das jungfräuliche Sternlein Laura mitten durch die Kometenbahn eines Hannickel geht, war er entwachsen, — nicht Räuber-Romantik, Räuber-Psychologie reizt ihn jetzt; die Romantik fällt ja solchen Stoffen von selbst zu!

So dichtet denn H. Kurz, fast rund zehn Jahre nach Schillers Heimathsjahren, seinen Sonnenwirth, den bedeutendsten Verbrecher-Roman Deutschlands, ja, wohl den einzig bedeutenden!

Die Erzählung ist einfach, anspruchslos und von jener Schlichtheit, welche Alles aus dem Stoffe heraus und nichts in ihn hineinzutragen scheint. Diesen psychologischen Entwickelungsproceß, meint man, könnte Jeder von uns so erzählt, ja, wäre nicht vom Galgen die Rede, sogar auch erlebt haben. Das Letztere klingt allerdings nur für einen Einzigen schmeichelhaft, für den Dichter selbst, der aus dem nächstbesten gewöhnlichen Menschen einen so ungewöhnlichen Verbrecher herausschält! Betrachten wir sein Thema.

Einem behäbig kleinbürgerlichen Familienwesen in einem schwäbischen Landstädtchen wächst ein Haussohn auf, — mit nichten bösartig, aber ein bischen süddeutsch-lax und verwahrlost. Kurz, in leichtlebiger Landesart. Die Gesellschaft, mit der er's hält, die Genußmittel, die er verbraucht, die kleinen Unerlaubtheiten, womit er sie erwirbt, das Alles wird mit süddeutschen Augen herzlich nachsichtig, ja es fehlt wenig, sogar wohlgefällig angesehen. Gibt es doch noch heute Publicisten unter uns, welche nicht müde werden, gegen die „norddeutsche Nüchternheit“ und „puritanische Sittenstrenge“ das süddeutsche Temperament und sein laxes Dahindußeln zwischen den schwach empfundenen Grenzen von Sittlich und Unsittlich eigentlich naturvoll, farbig, frisch, sinnlich-warm und gemüthlich, kurz liebenswürdig zu finden. Diese „blühende“ Ethik und ihr schönes Programm: leben und leben lassen, das so schön sich ins — Gurgelabschneiden hineindußelt, liegt auch unserm schwäbischen Muttersöhnchen im süddeutschen Blute. Der verlorene Sohn ist fertig, eh wir uns nur besinnen, wie's zugeht. Es ist eben Landesart.

Wegen einer Hausdieberei schickt ihn Vater Sonnenwirth ins Correctionshaus — auch wieder als echter Süddeutscher, der die sprunghaften Extreme mehr als die „nüchterne Verstandesmethode“ liebt. Wenn ihnen das selbstverschuldete Uebel über den Kopf wächst, dann rufen sie die Polizei! Hätte er bessere Hauszucht gehalten, so brauchte er wahrscheinlich das Zuchthaus nicht. Früher zu lax, ist er jetzt zu scharf. Die Politik der beliebten Systemwechsel!

Wie allzuscharf schartig macht, erblicken wir nun umgehend. Sonnenwirth junior kommt aus dem Polizeihaus zurück, mit einem schön behauenen Quaderstein in der Brust, dem Grundstein zu seiner sonnenwirthlichen Criminalgröße!

Der Pfaff, der Moralist, die theoretische Kanzelsalbaderei setzt nämlich den andächtigen christlichen Zuhörern recht fleißig den Irrwahn in die verschrobenen Köpfe, daß die menschliche Besserung eingebläut und eingepredigt werden könne, als wäre sie das passive Versuchsfeld theoretischer Zungendrescher, da sie doch der starke active Held der Praxis ist, praktisch-gesunder und naturgemäßer Menschenverhältnisse. An diesen schlaffen Brüsten der Pfarrerweisheit ist auch das alte Schaf in der christlichen Heerde, Vater Sonnenwirth, genährt oder vergiftet worden. Er will seinem Frieder die Wirthschaft abtreten, wenn ihn der christliche Polizei- und Pfaffenstaat erst gebessert haben wird; aber der Frieder wäre augenblicklich gebessert, wenn er tüchtig zu wirthschaften bekäme, statt müssig herumzulungern. Wir wenigstens sehen das auf den ersten Blick. Seine Medizin ist nicht theoretisches Besserungs-Spülicht, sondern Haus und Hof, Weib und Kind wäre es. Dieser Frieder nämlich ist ein tüchtiger Kerl und eine ganz gute Haut, kurz ein blonder deutscher Michel, in welchem wenig von der „dämonischen Räuberromantik“ steckt, womit er ein Jahrhundert lang auf die Phantasie seines Volks Eindruck gemacht. Dieses Volk hat in ihm sich selbst gesehen und mit Entsetzen gesehen; das ist der Schlüssel seiner criminalistischen Unsterblichkeit.

Der alte Sonnenwirth also macht es, wie es dem bairisch-schwäbischen Gewerbsstand noch bis in unsere Tage hinein Hausbrauch, — er erschwert seinem Frieder eine selbständige bürgerliche Existenz und verewigt seine Unmündigkeit. Dieser

hinwieder, anstatt zum eigenen Herde mit Geduld und Ausdauer sich durchzukämpfen, was freilich verwünscht „nüchtern“ und langweilig wäre, macht die Sache viel kurzweiliger und im süddeutschen Styl wärmer und farbiger ab. Er treibt's etwas „bunt“ in dieser Farbigkeit und wärmt sich, da das Vaterhaus ihn kalt läßt, an seinen „Brüderln“. Unverblümt, er ergibt sich der schlechten Gesellschaft, indem er jetzt die Connexionen verwerthet, welche er im Polizeiarrest gemacht, diesem reizenden Gleichheitstempel, wo das Spröde mit dem Zarten sich paart, der weiche und angehende Spitzbube mit dem alten und verhärteten. Denn unsre Staatspolizei verhindert Rinderpest und Klauenseuche durch Isolirung des Viehs, verbreitet aber in ihren Arresten durch Vergesellschaftung der Angesteckten alle Sorten moralischer Contagien, Miasmen und Peststoffe!

So wird der Sonnenwirth jetzt Mitglied von Diebs- und Einbruchsbanden. Der Hausdiebstahl hat ihn durch den Polizeiarrest zum öffentlichen erzogen.

Aber noch ist er wählerisch. Er stiehlt nicht blindlings wie das gemeine, hab- und heimathlose Vagantengesindel, er, der ehrbare Bürgerssohn. Der gute Kern, der in ihm steckt, überspringt, von Stufe zu Stufe fallend, keine einzige Mittelstufe. Er ist zunächst nur Sportsman, Volontär, Gastrollendieb, und spielt in den Schmieren noch sein eigenes besseres Repertoir. Nur jene Ausraubungen macht er mit, wo es über den Geizhals, Wucherer, Leutschinder, über den verhaßten, verrufenen und hartgesottenen Bösewicht, kurz, über die Landplagen im Lande hergeht. Da erscheint er sich selbst noch als der Bessere, als ein Rächer der Gerechtigkeit, als ein Erlöser, und wird, — das ist ein Hauptpunkt! — auch von der Volksmeinung so ziemlich dafür genommen. Sind doch das die angefressensten Volkskörper und sittlich bedenklichsten Landschäden, wo es der öffentliche Räuber auf den nachsichtig verwaschenen Grenzen von Recht und Unrecht fast zu einer populären Erscheinung und einem verlockend nachahmungswürdigen Vorbild auch für die Besseren bringt. Solche Zustände, wie sie noch heute das sicilianische Briganten-, neugriechische Klepten- und ungarische Betyárenwesen möglich machen, waren bis tief in die Mitte des vorigen Jahrhunderts auch die des schwäbischen Kreises — und den Sonnenwirth hat der Geschichtszufall nur zu einer symbolischen Person derselben gemacht.

Was brauchen wir weiter? jetzt, wo sein Name schon stigmatisirt sein müßte, kann ihm eine Art von Familienglück zu Theil werden! Freilich ist's durch die Schiefheit der Verhältnisse, worin er schon steckt, im Grunde die Parodie eines solchen, eine recht traurige und herzbeklemmende und erregt uns ein Mitleid, wie es wenige Bücher so menschlich-tief und tragisch-schön je erregt haben. Aber ach, noch wissen die Betheiligten das selbst nicht! Also kurz, der dunkel herandämmernde Räuberroman wird jetzt ein rosiger Liebesroman. Der Sonnenwirth feiert sein goldenes Zeitalter. Ein allerliebstes Nachbarkind, ein blondzöpfiges, weichherziges Schwabenmädel läßt sich sein Herz gefallen und sieht seinen Thaten durch die Finger. Der arme Frieder hat jetzt, nur ungesegnet vom Pfaffenstaate, ein Weib, bald auch ein Kind, spielt seine Gatten- und Vaterrolle gar nicht schlecht und übt, — ach parodirt die Familientugenden, die der christliche Staat nur wünschen kann. Vollkommen klar wird es uns: in diesem künftigen Räuberhauptmann steckt ein ehrlicher deutscher Haushammel, und daß statt der guten seine schlechten Keime aufgehen, dazu brauchte er in Land und Volk auch das Klima der öffentlichen Zustände.

Ist es denn nicht ein reizender Zug, (ob ihn der Dichter wohl selbst geahnt oder unbewußt getroffen hat?) daß er seinen Helden just in diesem Stadium seines Lebens jene beste Frucht pflücken läßt, das Glück der Liebe, welche sonst nur der Preis männlicher Würdigkeit ist und würdig verdient sein will? Repräsentirt dieses Mädchen an diesem Punkte nicht ihr Volk selbst, das laxe Volk, welches für einen notorischen Uebelthäter noch eine weitherzige Nachsicht hat, blos weil er Denen Uebles thut, „welchen man's g ö n n t?!“ Wie fein beginnt hier die öffentliche Mitschuld des Vaterlandes! Das gute Kind ist als Individuum freilich entschuldbar, fast weiblich-schön; hofft sie doch noch immer Sonnenwirthin und eine ehrbare Bürgersfrau zu werden! Aber wehe dem Volke, welches solche Töchter für Männer auf solchen Wegen hat! Es „läßt Fünfe grad sein,“ es „nimmt's nicht so genau,“ es hat für seine bewunderte Leichtlebigkeit hundert schöne Redensarten und kennt nur die Eine nicht: „Wenn man dem Teufel einen Finger reicht, so nimmt er sich die ganze Hand.“

Inzwischen ist bei den leichtlebigen Süddeutschen wie bei den schwerfälligen Norddeutschen der Criminalcodex so ziemlich der nämliche, und als der Sonnenwirth endlich aufgehoben wird, hat er für viele und schwere Einbruchsdiebstähle eine harte und langjährige Kerkerstrafe zu ver-

büßen. Nach geraumer Zeit entspringt er seinem Kerker, aber nun hat er auch sein Rigorosum bestanden; er ist graduirt. Der schauerliche „Sonnenwirth“ ist fertig.

Denn wie er jetzt vogelfrei in die Wildniß hinausflieht, im Staat auf ewig unmöglich, so hebt sich auf einmal ein Vorhang und hinter seinem vaterländischen Staate Würtemberg, hinter dem officiellen Pfaffen-, Mätressen- und Jud Süß-Finanzstaate, liegt fix und fertig noch ein ganz anderer Staat. Der nimmt ihn jetzt auf in seine Arme, gibt ihm ein Heimathsrecht, Bürgerrecht, — gibt ihm eine Krone!

Es sind hundert Jahre nach dem dreißigjährigen Kriege. Hundert Jahre ist viel für die rasche Reproductionskraft der Städte, aber wenig für die der bäuerlichen Zustände und des flachen Landes. Siebenundfünfzig tausend Bauernhöfe hat, nach Spittler, „der große Krieg“ nur allein in dem kleinen Würtemberg wüst gelegt und nicht Alles ist wieder hergestellt. Der Rest dieser Wüstthümer wird eine Brutstätte und gibt Schlupfwinkel — für eine undefinirbare Gesellschaft!

Denken wir uns das entsprechende Menschenunkraut ins Unkraut der Gärten und Felder, in Schutt und Trümmer der verwüsteten Hofstellen! Der ruinirte Bauer, der abgedankte und verwilderte Landsknecht, der jüdische Hausirer, welcher Kriegsbeute gehandelt und es bald so genau nicht besehen durfte, ob es Kriegs- oder — Friedensbeute war, über die Grenze geflüchtetes Volk aus aller Herren Länder — und wie viele Länder und Grenzen gab es! — das Alles ist in wilden Ehen, vagabundirend, gesetzlos, verbrecherisch, ein Staat der Heimathlosen geworden, ein Staat im Staate mit seiner eigenen Verfassung, Justiz, Beamtenhierarchie, ja sogar mit seiner eigenen Sprache, der dem jüdischen Jargon entlehnten Gaunersprache.

Diesen Staat hat der Sonnenwirth im Kerker kennen gelernt. Im Correctionshaus die Diebe, im Kerker die Raubmörder. Dieser Staat öffnet ihm jetzt seine blutigen Arme, — die letzten, die ihm das Vaterland öffnet! Mit Staunen, ja mit Freude sieht er, wie groß er ist und welchen Rückhalt der Einzelne an ihm hat. Der active Theil ist ja noch der kleinste davon. Aber dem Raubstaate affiliirt ist ein ungeheures Netz magerer Bauernschaften, verarmter und verhungerter Dorfmarken, von Frohnden, Wildschäden, Jud Süß-Finanzkünsten, Fürstendruck und Gewerbszwang aller Art zu Grunde gerichteter Stadt- und Landgemeinden, welche vom officiellen Staate sterben und nur noch von den Gaunern leben. In solche Breiten und Tiefen dieses öffentlichen Elends können wir Blicke thun, daß wir oft versucht sind, den Herzog von Würtemberg selbst nur für ein gemaltes Männchen, aber erst das jeweilige Oberhaupt dieses Gaunerstaates für den thatsächlichen Machthaber zu halten.

Wie sich nun der Sonnenwirth bald genug zu einem solchen Oberhaupte emporschwingt, so ist es seine allemanische Kriegstüchtigkeit, Unerschrockenheit, Tapferkeit, Thatkraft, kurz es ist unter dem halbirten und zweideutigen Zigeunergesindel der mannhafte deutsche Michel, der handfeste Kerl, der Alles ganz thut was er thut. Man fühlt, es kommt frisches Blut unter diese Lungerer und Lauerer. Und so fühlt man denn auch deutlich genug: es steckt — was bei italienischen und ungarischen Räubergrößen noch heute der Fall ist — im Busen des Sonnenwirths ein geheimes Stück Nationalstolz! Dem heimathlosen Galgengelichter, das unser Land unsicher macht, haben wir einen Cäsar und Helden aus unserem Stamme gegeben, schien sich der Schwabe zu sagen. Er war nicht unser schlechtestes Landeskind — caeteris imparibus!

Und so ist es. Was den Sonnenwirth zu einer Pyramidenspitze macht, das sind fast seine persönlichen Tugenden; aber ohne die ungeheure Breite der Pyramidenbasis ist eine Erscheinung wie er gar nicht denkbar.

Es war daher auch so gut wie nichts geschehen, als am 30. Juli 1760 im 30. Jahre seines Alters Friedrich Schwahn, genannt das Sonnenwirthle, „welcher schon in früher Jugend ungewöhnliche Gaben des Geistes und des Herzens gezeigt“ und welcher zum Tode ging „so ruhig wie ein Bürger, der seinen Geschäften nachgeht“, zu Vaihingen in Würtemberg auf's Rad gelegt wurde. Der officielle Staat hatte damit den Gaunerstaat selbst so wenig getroffen, daß dieser nach weniger als einem Menschenalter im Zigeunerhauptmann Hannickel wieder vollkommen intakt dasteht. Ein Volk wird eben nicht durch Rad und Galgen gebessert. Ueberhaupt wird ein Volk nicht einseitig gebessert, so lange seine Fürsten sich nicht bessern. In jenem Jahrhundert, von welchem die Rede war, wo Deutschland jeden Pfennig seiner Sparbüchse verwenden mußte um die Nachwehen des 30jährigen Krieges zu heilen, sah man an deutschen Höfen und Höfchen just die geilste Fürstenpracht sich entfalten und in Jagden, Mätressen, Luxusbauten und italienischen Opern die Verschwendung Ludwigs des „Großen“ nachahmen, ohne zu be-

denken, daß Frankreich durch den 30jährigen Krieg eben so gestiegen wie Deutschland gesunken, jenes den Gewinn, dieses den Verlust davon getragen. So mußte denn auch über die fürstlichen Sonnenwirthe der Tag von Vaihingen kommen, — die französische Revolution!

Aber nicht in zehn Zeilen dieses kritischen Prospects war es mir möglich so tendenzlos zu sprechen, wie es H. Kurz in seinem ganzen Buche thut. Wie entfernt ist dieses Buch von der giftigen Perfidie des französischen Verbrecher-Romans, welcher scheinbar das exakteste Muster des Social-Studiums, doch nur die ausstudirteste Brandfackel ist, die er dem Armen gegen den Reichen, dem Volke gegen den Staat in die Hand spielt, jenes Verbrecher-Romans, welcher eine Werbetrommel für das Verbrechen ist und seine sentimental vergifteten Tendenzen auf die Pointe zuspitzt — nicht: fange mit der Besserung dieser „bloßgelegten Schäden" bei dir selber an, sondern: stürze die Gesellschaft um, deren Schäden ich dir bloßlege, um dir deine eigene Nichtsnutzigkeit auf ein fremdes Conto zu schreiben! Hier ist der Punkt, wo wir die hehre Reinheit, die sittliche Unparteilichkeit, die künstlerische Gewissenhaftigkeit, kurz die Deutschheit unsers Buches nicht genug loben können. Man kann Licht und Schatten nicht mehr gerechter vertheilt sehen. Als hätte die Gerechtigkeit selbst mit verbundenen Augen Schwert und Wage gehalten! In diesem Sinne ist „der Sonnenwirth" eines der besten, eines der allergesündesten Volksbücher.

Und welch einen großen, wirklichen Fortschritt in der Kenntniß und Naturforschung des Volkes bezeichnet unser Roman gegen siebzig Jahre früher! Der Sonnenwirth von H. Kurz erschien 1854, aber 1784 erschien in der „Thalia" von einem großen Dichter eine kleine Novelle, genannt: „Der Verbrecher aus verlorener Ehre". Der Dichter war unser junger, damals 25jähriger — Friedrich Schiller! Mit welchem Abscheu spricht der Dichter des Carl Moor von seinem Landsmann Friedrich Schwahn! Es ist der ganze Abscheu der vornehmen Bildung gegen das „gemeine Volk" und anrüchige Zuchthausgesindel. Keine Ahnung, noch nicht die leiseste Ahnung zuckt dem Dichter der „Räuber" auf, das Gedicht auch in der Wirklichkeit zu sehen!

Aber weit entfernt, diese Bemerkung im Sinne des Tadels zu machen, so verdanken wir den Fortschritt, daß H. Kurz den Sonnenwirth um ein Ungeheures besser verstanden hat, als Friedrich Schiller — just diesem selbst. Just weil unser Nationaldichter die große Aufgabe gethan, der deutschen Nation das Ideal zu erobern, hat er Kräfte entbunden und uns Luft gemacht, die Realität zu erwerben. Es liegt nun einmal in der Construction des deutschen Auges — nicht durch das wahr und schön beobachtete Reale zum Idealen aufzusteigen, sondern durch das Spectrum des Ideals erst die Wahrheit und Schönheit der realen Wirklichkeit zu erschauen. —

In den dreißig Lieferungen der „Gesammelten Werke von Hermann Kurz" füllen die Heimathsjahre und der Sonnenwirth erst sechzehn, stellen also die Hälfte des Ganzen dar. Von mancher schönen Novelle, von manch klangreichem und vollherzigem Gedichte wäre noch zu sprechen, wenn wir auf eine Vollständigkeit Anspruch machten, die zur Empfehlung der Sammlung gewiß überflüssig ist. Bemerken wir also nur noch, daß Paul Heyse sein Verdienst als Herausgeber durch eine künstlerisch schön geschriebene Biographie des Dichters vermehrt hat und daß die Verlagshandlung A. Kröner die Mäßigkeit des Preises nicht durch jenen Cynismus in Druck und Papier erreichen wollte, welcher so viele „wohlfeile Volksausgaben" ungenießbar macht. Die Ausstattung ist typographisch gefällig und würdig, und macht die Sammlung zu einer Zierde auch des elegantesten Bücherschranks.

Ferdinand Kürnberger.

Miscellen.

In der deutschen Presse wird seit einiger Zeit für ein Lustspiel: „Recept gegen Hausfreunde" unermüdlich die Lärmtrommel geschlagen. Wir hatten Gelegenheit, das Stück auf dem Dresdener Residenztheater zu sehen. Es ist ein unglaublich gehaltloses Machwerk, das zum Ueberfluß noch stellenweis in's Zotige hineintappt. Fama will wissen, daß der Verfasser „ein gekröntes Haupt" ist. Man wird diese Malice erst verstehen, wenn man sich den Titel: „Recept gegen Hausfreunde" vergegenwärtigt.

*

Ein Lustspiel von Hieronymus Lorm: „Die Alten und die Jungen" ist in der Reclam'schen Universalbibliothek erschienen. Es war vor Jahren — ebenso wie der in dieser Nummer zum Abdruck gebrachte „Herzensschlüssel" —

ein beliebtes Repertoirstück des Hofburgtheaters und vieler anderer Bühnen. Im Grundgedanken sinnvoll und eigen, im Dialog liebenswürdig und reich an Würze gehört es zu unsern besten einaktigen Conversationsstücken.

*

Blätter des Scherzes.

Von Adolf Lundehn.

Modernste Bibel.

Du fragst, warum sich forschend richte
Auf dich mein unverwandter Blick?
Die ganze biblische Geschichte
Rufst du mir, holdes Kind, zurück!
Dein Kopf, in Genesis-Parüre,
Stellt mir ein Bild des Chaos her;
Und drinnen ist's auch, wie ich spüre,
Ganz wie am Anfang': — Wüst' und leer!
Dein Kleid, so modisch aufgerafft,
Läßt Schultern, Busen unverhüllt
Und hat mir Glücklichem verschaffet
Der Offenbarung nacktes Bild!
So stehst du, unvergleichlich Wesen,
Ein Schatz mir, unbezahlbar, da:
In dir kann ich die Bibel lesen
Vom Alpha bis zum Omega!

Lose Locken.

„Laß der Locken duft'ge Fülle
Wogend mein Gesicht umfluten!
Laß in diesem Meer von Wonne
Kühlen meine Liebesgluten!
„Laß mich tauchen in die Tiefe,
Perlen draus emporzubringen,
Lieder-Perlen reinsten Schmelzes,
Die von meiner Liebe singen!"
„„Theurer Freund! Wie deine Worte
So unsagbar mich entzücken!
Wie so zart und sinnig weißt du
Dein Empfinden auszudrücken!
Doch ich muß zur Küche eilen
Und dort auf die Bratgans passen, —
Will zum Kosen dir inzwischen
Gern die Locken überlassen!""

*

Die Uebertragungen aus dem Chinesischen, die wir im vorliegenden Heft veröffentlicht haben, hat uns Victor von Strauß aus seiner Gesammtübersetzung des Schi-king mitgetheilt, die später in Buchform erscheinen wird. Fr. Rückert hat bekanntlich diese erstaunlich vollendeten Blüthen der Lyrik nicht aus dem Urtext, sondern aus der lateinischen Umschreibung des Lacharme übersetzt, — und bei dieser Empfängniß aus dritter Hand sind begreiflicher Weise die Verdeutschungen unseres großen Rückert dem Original kaum mehr ähnlich geblieben. Victor von Strauß dagegen übersetzt aus der Ursprache selbst — und ein Blick in seine künstlerische Werkstätte hat uns gezeigt, mit wie bewundernswerther Akribie und Aufopferung er seine schwierige Aufgabe löst. Seine Gesammt-Uebersetzung des Schi-king wird uns zum ersten Mal in wirklich originalgetreuer Form dichterische Schöpfungen vermitteln, die uns über ein fremdes und fernes Culturleben Offenbarungen von unendlichem Reiz erschließen.

Aus unserer Briefmappe.

Heine's Pension.

Geehrter Herr Redacteur! Herrmann Lingg beklagt sich in einer Kritik der Kritik (Heft II der „Neuen Monatshefte"), daß man eine ungünstige Beurtheilung seiner Gedichte, die vor länger als einem Decennium erschienen, jetzt wieder abdruckt. Was sollte Heinrich Heine sagen, läse er in derselben Nummer Ihres Blattes die „Aphorismen" von Ed. Grisebach und stieße auf folgende Stelle: „Daß Heine, der für die Augsburger Allgemeine Zeitung politische Berichte schrieb, gleichzeitig ein Jahrgehalt von Louis Philipp bezog, ist eine von dem Pensionär selbst eingestandene Thatsache, welche ebenfalls beweist, daß er keinen Funken deutsches Ehrgefühl besaß und mit den Polen, die er in einem seiner glänzendsten Gedichte so meisterhaft verspottet, moralisch auf einer Linie stand." — Hier wird nicht, wie dort, nur das ungünstige Urtheil über eine poetische Leistung wiederholt, sondern eine Entstellung der Wahrheit, durch welche der Charakter eines unsrer hervorragendsten Poeten beschmutzt und seine Ehre verletzt wird. Und nicht ein Decennium ist vergangen, seit es jenem italienischen Jesuitenzögling zuerst gelang, diese Verdächtigung durch einen Artikel in der Augsburger Allgemeinen Zeitung in die Welt zu schleudern und Heine mit Hülfe seines Tintenfasses so dauerhaft schwarz zu färben, daß nichts im Stande scheint, ihn wieder weiß zu waschen, — nein, beinahe drei Jahrzehnte sind seitdem verflossen, unzählige Male sind jene perfiden Angaben durch Heine selbst, wie durch Andre in's richtige Licht gerückt worden, und dennoch wird die alte, unvergängliche Ente dem Publicum immer wieder in neuer pikanter Sauce aufgetischt und von ihm verschlungen, um so lieber verschlungen vielleicht, je anrüchiger der Vogel selbst ist und je weniger man ihn nachgerade von einem Galgenvogel zu unterscheiden vermag. Sehen wir uns seine Federn ein wenig genauer an.

Als Heine am 23. Mai 1848 auf jenen Ausfall in der Augsburger Allgemeinen Zeitung antwortete, bekannte er sich allerdings des Verbrechens schuldig, eine Pension aus dem sogenannten französischen Flüchtlingsfond zu empfangen und nahm sich die Mühe, denen, die belehrt sein wollten, zu erklären, daß diese Pension keineswegs als ein Entgeld für frühere, gegenwärtige oder spätere Leistungen zu betrachten sei. Der Fond, aus dem sie floß, war ein Beweis „der Nationalgroßmuth, der politischen Bruderliebe, welche sich hier ebenso rührend und schön kundgab, wie es die evangelische Barmherzigkeit jemals gethan haben mag". Es war eine Gabe der Gastfreundschaft, welche Frankreich den politischen Flüchtlingen aller Nationen auf seiner Schwelle entgegenbrachte. Vornehme, ja fürstliche Frauen, welche die politischen Stürme nach Frankreich verschlagen, Flüchtlinge aus allen Ländern, gekrönte Häupter, Grafen, Generale, Exminister und sogar Priester haben im Exil am Tische der französischen Nation gesessen und Niemand ist es eingefallen, diesen illustern Häuptern deshalb „jeden Funken von Ehrgefühl" abzusprechen. Welchen besondern Grund hatte denn der deutsche Poet, sich zu schämen, wenn er mit Godoi dem Friedensfürsten, mit Gustavsohn dem Exkönig von Schweden, oder mit Augustin Thierry, einem der größten unter den modernen Geschichtsschreibern, aus einer Schüssel aß? Welcher Umstand hätte es damals gerade ihm zur besonderen Ehrensache gemacht, die Gabe aus der Hand der französischen Nation zurück zu weisen?

„Der Umstand, daß er gleichzeitig Correspondenzen für die Augsburger Zeitung schrieb," entgegnet Ed. Grisebach voll sittlicher Entrüstung. Nachdem wir aber wissen, daß die Pension aus dem Flüchtlingsfond — dessen Segen auf die Häupter aller Parteien und ihrer Schattirungen gleichmäßig herabträufelte — keiner Meinung einen Zwang auferlegte, daß sie eben so wenig zu einem Thun, wie zu einem Lassen verpflichtete, so müssen wir auch zugeben, daß es Heine frei stand, politische Zeitungscorrespondenzen zu schreiben, wie die allergrößte Anzahl sämmtlicher

Flüchtlinge, nicht nur der deutschen, that. Nur aus Inhalt und Beschaffenheit dieser Artikel dürfte sich demnach der Mangel an „deutschem Ehrgefühl" ableiten lassen. Dieser Inhalt erscheint nun Ed. Grisebach entweder als der französischen Regierung zu feindlich, um sich mit den Rücksichten des Anstandes zu vertragen, welche Heine als Gast Frankreichs zu beobachten hatte, oder erscheint ihm als so gemäßigt, so anerkennend, daß sich daraus auf eine Beeinflußung durch eben jene Flüchtlingspension schließen ließe. Nur eins von Beiden ist möglich, und da uns Ed. Grisebach über seinen Standpunkt keinen Aufschluß giebt, so müssen wir ihn nach beiden Seiten hin zu widerlegen suchen.

Im ersteren Falle weisen wir auf die Correspondenzen selbst hin, die neben dem freimüthigsten Tadel die wärmste Würdigung der Verdienste Louis Philipp's und Guizot's enthalten und namentlich für letztern dieselbe hohe Verehrung bekunden, in welcher damals fast die gesammte deutsche Presse, die „zahme" wie die „wilde", übereinstimmte. Herzenstakt und Anstandsgefühl hinderten Heine, als 1848 jener Angriff erfolgte, sich selbst ganz zu rechtfertigen, da es nur hätte geschehen können, indem er dem Bürgerkönig, der soeben in's Exil gewandert war, Steine nachwarf. Heine empfand es als eine Ehrensache, als lange nach dem Sturze Guizot's, im Jahre 1854, seine Berichte aus Paris gesammelt erschienen, gerade diejenigen Stellen unverändert abdrucken zu lassen, in welchen er den Charakter und die gouvernementalen Ideen des großen Staatsmannes am Wärmsten anerkannte, obgleich dadurch Wiederholungen entstehen mußten. Wir weisen darauf hin, daß Heine, als er in seinem Glauben an das Julikönigthum wie an Guizot schwankend wurde, also gegen Ende des Jahres 1843, die Feder als politischer Correspondent niederlegte und ferner nur über Wissenschaft und schöne Künste berichtete.

Aber gerade dieses Verstummen — und hier wenden wir uns zu der andern Seite der Medaille, Herr Grisebach — ist Heine als Feigheit, als „Verkauf der Redefreiheit", als Resultat der Bestechung angerechnet worden — und es war allerdings kein ganz freiwilliges. Es handelte sich nicht nur um seinen ferneren Aufenthalt in Frankreich, der sammt den Correspondenzen zu Ende gewesen wäre, hätte er seine freimüthige Meinung drucken lassen — nein, die Möglichkeit dies zu thun, war faktisch nicht vorhanden. „Aus dem einfachen Grunde," berichtet Heine selbst, „weil der kluge König schon vor dem 29. November 1840 gegen einen solchen verbrecherischen Correspondenten-Einfall, gegen ein solches Attentat seine Maßregeln genommen, indem er höchstselbst geruhte, den damaligen Censor der Allgemeinen Zeitung zu Augsburg nicht blos zum Ritter, sondern sogar zum Offizier der französischen Ehrenlegion zu machen. So groß auch meine Vorliebe für den König war, so fand doch der Augsburger Censor, daß ich ihn nicht genug liebte, und er strich jedes mißliebige Wort, und sehr viele meiner Artikel über die königliche Politik blieben ganz ungedruckt." — Wenn daher in der Augsburger Allgemeinen Zeitung zu lesen stand, was noch immer mit so viel Vorliebe colportirt wird, daß Heine vielleicht nicht für das bezahlt worden, was er schrieb, sondern für das was er *nicht schrieb*, so hatte er ein Recht auszurufen: „Die Redaction hatte seit zwanzig Jahren nicht sowohl durch das, was sie von mir druckte, als vielmehr durch das, was sie *nicht druckte*, hinlänglich Gelegenheit, zu merken, daß ich nicht der servile Schriftsteller bin, der sich sein Stillschweigen bezahlen läßt."

Es hätte Heine in Paris wirklich nicht an Gelegenheit gefehlt, ganz andre Dinge zu erreichen, als die in Rede stehende kleine Flüchtlingspension. Man wünschte dringend, ihn für den französischen Staatsdienst zu gewinnen, stellte ihm von hoher und höchster Seite Würden und Sinecuren in Aussicht; mit einem Schlage hätte er sich aller ihn bis ans Ende quälenden Sorgen enthoben und in brillante Lebensverhältnisse versetzt gesehen, wie sie seinem Wesen zusagten — aber ohne vorhergegangene Naturalisation war das Alles unerreichbar — und Heine, der Mann ohne „einen Funken deutsches Ehrgefühl", der „Renegat Deutschlands", konnte sich nicht entschließen, diesen Schritt zu thun. Wie viele von Denen, welche sich in der billigen Löwenhaut ihres heute sehr ungefährlichen Patriotismus so viel bessere Männer dünken, als der kosmopolitische Dichter, dessen damals bereits erschienene Schriften, wie alle seine zukünftigen Geisteskinder im ganzen heiligen, deutschen Reiche verboten waren, — wie viele dieser gerechten Männer, fragen wir, hätten wohl unter gleichen Verhältnissen diesen verlockenden Versuchungen widerstanden? — „Was mich hinderte," sagt Heine, „war eine ideale Grille, von der ich mich nicht losmachen konnte ... Die Ehe, welche ich mit unsrer lieben Frau Germania, der blonden Bärenhäuterin geführt, war nie eine glückliche gewesen ... auch lebten wir zuletzt getrennt von

Tisch und Bett ... aber ich habe es nie über's Herz bringen können mich ganz loszusagen von meinem Hauskreuz ... es wäre für mich ein entsetzlicher wahnsinniger Gedanke, wenn ich mir sagen müßte, ich sei ein deutscher Poet und zugleich ein naturalisirter Franzose ..."

Wir glauben nicht, Herrn Grisebach mit Alledem etwas Neues zu sagen; wir schmeicheln uns auch nicht, ihm durch unsre Beleuchtung der Sache sein Publicum abwendig zu machen — wir meinten nur dem Angedenken des todten Dichters einen Protest schuldig zu sein — aber „die Deutschen haben ja so viele große und berühmte Männer", sagte kürzlich ein geistreicher Russe bei ähnlicher Gelegenheit, „sie können schon einige in den Schmutz werfen."

Dresden. J. Scheibe.

An Adolph Strodtmann.

Sehr geehrter Herr!

Ihr Aufsatz in Nr. 3 dieses Blattes hat mich entzückt und dies ist auch der einzige Grund, daß ich mir die Freiheit nehme, Sie auf einen Irrthum in demselben aufmerksam zu machen. Sie sagen .... „nicht einmal Seume .... fand in seinem Schicksal einen berechtigten Grund, die Zustände, welche ihn und Tausende seiner Brüder in eine so traurige Lage versetzt hatten, als eine Ausgeburt frevler Despotenwillkür zu verdammen." In der Vorrede zu seinen Gedichten sagt Seume: .... „Ich habe nun einmal die Krankheit, daß mich Alles, was Bedrückung, Ungerechtigkeit und Inhumanität ist, empört und werde wohl schwerlich ganz davon genesen." Und nun einige Proben aus denselben:

Mit umglühter, heißer Stirne frohnen
Unter des Despoten Eisenstab
Ganze, große, schöne Nationen
Von der Kummerwiege bis zum Grab.

Wenn Banditen nur mit Dolchen morden,
Bleicht man ihren Schädel auf dem Holz;
Aber wenn der Helden Troß in Horden
Länder würget, sind die Helden stolz.

Ja, dort führt man von dem heißen Strande
Schwarze Völker fort in Sklaverei,
Und ein Weißer, selbst aus unserm Lande,
Lehrt abscheulich, daß es billig sei.

Meinen Füßen drückten Sklaveneisen
Tiefe, blutig wunde Zeichen ein,
Weil ich's wagte, Bande zu zerreißen,
Wagte, Mensch und freier Mann zu sein.

Vom ält'sten Nimrod an bis auf die neuste Krone
Bestimmt der Dolch, was Recht soll sein.

Der Eine zieht am Joch, damit der Andre schwelge;
Und wagt's der Sklav' und blickt empor
Um Trost und Licht, zerbricht des Herrschers Eisenfelge
Ihn, wie der Hagel Rohr.

Kein Despot zwingt sie in seine Schlachten,
Wo der Menschensinn zu Grabe geht.

Ich könnte noch viele ähnliche Stellen aus Seume's Gedichten citiren, will aber mit der folgenden schließen:

Aber meine Zeit will ihre Ketten,
Will die Schande, worin sie sich wälzt;
Sklavenseelen kann kein Gott erretten,
Wo die Selbstsucht dumm zufrieden stelzt.

Mit ganz vorzüglicher Hochachtung

Dr. med. Kurt Mook.

☛ Zur Nachricht. Sendungen und Zuschriften für die Redaction der „Neuen Monatshefte" sind an Herrn Oscar Blumenthal, Berlin S. W., 32 Hallesches Ufer zu richten.

Verlag von Georg Stilke in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin.



Elegien des Properz.

Verdeutscht von Emanuel Geibel.

I.

Frei schon dacht' ich zu sein und verschwur auf immer die Mädchen,
Aber verrätherisch bricht Amor den Friedensvertrag.
Weßhalb muß solch reizend Geschöpf auch wandeln auf Erden?
Ja, nun fass' ich's, daß einst Jupiter Mädchen geraubt.
Dunkelstes Gold ist das Haar und die Hand zartlänglicher Bildung,
Fürstlich der Wuchs und der Gang würdig der Schwester des Zeus,
Oder wie Pallas am Fest zum Altar von Dulichium hinwallt,
Gorgo's Schlangengelock um die gepanzerte Brust.
Auch der Ischomache dünkt sie mich gleich, der lapithischen Heldin,
Die sich zum köstlichen Raub trunk'ne Centauren ersah'n.
So auch ruht' an der heiligen Flut des Böbeischen Sees wohl
Brimo's*) hehre Gestalt zärtlich an Hermes geschmiegt.
Ja, sie besiegt selbst euch, ihr Olympischen, die ihr dem Hirten
Droben am Ida den Reiz göttlicher Glieder enthüllt —
O mag nimmer die Zeit dies Haupt feindselig berühren,
Sollt' es ein Alter auch sehn, greise Sibylla, wie deins!

II.

Der du noch eben geprahlt, kein Mädchen bestricke dich wieder,
Zappelst im Garn und zu Fall kam der vermessene Stolz;
Kaum vier Wochen der Rast, Unseliger, hast du ertragen,
Und schon wieder ein Buch schreibst du, verliebt wie ein Thor.
Freilich, es galt den Versuch, ob ein Fisch sich eher an's Trockne,
Ob ein Keuler sich eh'r an das Geschaukel des Meers,
Oder ob ich mich Nachts an ernstes Studieren gewöhnte —
Liebe verreist wohl einmal, aber sie wandert nicht aus.
Doch nicht fesselt mich so das Gesicht, wie zart es gefärbt ist —
(Und den Lilien blüht meine Gebieterin gleich;
Wie wenn Mäotischer Schnee wetteifert mit spanischem Purpur
Oder in lautere Milch Blätter die Rose zerstreut)
So nicht reizt mich das Haar, um den schimmernden Nacken sich ringelnd,
Nicht der Augen in's Herz zündendes Doppelgestirn,
Oder die Brust, wenn sie sacht aus arabischer Seide hervorlauscht,
(Wahrlich, um zärtlich zu glühn, braucht' es der Gründe nicht mehr!)
Nein, das reißt mich dahin, wenn sie tanzt, vom Weine begeistert,
Schön, wie den bacchischen Chor einst Ariadne geführt,
Wenn sie, ein schmelzendes Lied auf äolischer Leyer versuchend,
Mit aganippischer Kunst spielend die Saiten beherrscht,

*) Proserpina.

Oder als Dichterin heut an die Seite sich stellt der Corinna,
  Morgen Erinna's Gesang kühn zu verdunkeln sich müht.
Hat bei deiner Geburt, Holdselige, neben der Wiege
  Dir zum Segen vielleicht Amor, der heitre, genies't?
Denn die himmlischen Gaben verleiht uns Menschen ein Gott nur,
  Nicht von der Mutter genährt, glaube mir, sogst du sie ein.
Nein, solch hohes Geschenk stammt nimmer aus sterblichem Samen,
  In zehn Monden noch nie wurde so Köstliches reif.
Drum auch wirst du nicht stets mich beglücken in irdischem Bunde,
  Jupiter's Lager dereinst theilst du, die Erste aus Rom;
Bist du doch einzig erblüht als die Krone der römischen Mädchen,
  Nie seit Helena schaut' ähnlichen Zauber die Welt.
Und ich verwundre mich noch, daß an dir sich die Jugend entzündet?
  Herrlicher wäre ja selbst Troja verlodert um dich.
Sonst zwar faßt' ich es kaum, wie sich Asia dort und Europa
  In so schrecklichen Krieg nur um ein Mädchen gestürzt,
Doch jetzt geb' ich euch Recht, dir Paris und dir Menelaus,
  Dir in der Forderung, dir, weil du sie trotzig versagt.
Dürfte doch auch für Cynthia's Reiz ein Achill in den Tod gehn.
  Priamus, schaut' er sie nur, hieße die Fehde gerecht.
Wer drum Schöneres gern, als der Vorzeit Meister erschüfe,
  Wähle zum Urbild der meine Gebiet'rin sich aus;
Zeig' er im Westen sie dann der bewundernden Welt und im Osten,
  Und in Liebe verglüh'n Osten und Westen für sie.

III.

Nicht so freudig beging den Dardanertriumph der Atride,
  Als Laomedons Burg endlich, die mächtige, fiel,
So nicht jauchzte das Herz dem Ulyß am Ziele der Irrfahrt,
  Als er der Sehnsucht Land, Ithaka's Ufer betrat,
Nicht so selig umschlang den geretteten Bruder Elektra,
  Dessen vermeintes Gebein kaum sie mit Thränen beströmt,
Wie ich selber in Wonne geschwelgt die vergangene Nacht durch,
  Wollt ihr unsterblich mich sehn, gönnt mir noch eine wie die!
Freilich, so lang' ich, den Nacken gebeugt, demüthig einherschlich,
  Hieß langweilig ich ihr, wie ein versumpfender Teich.
Doch nun gab sie es auf, gleichgültig die Spröde zu spielen,
  Nicht mehr stellt sie sich taub, schütt' ich in Klagen mich aus.
Hätt' ich nur früher erkannt, was Noth thut, Mädchen zu rühren,
  Nicht dem Verschmachteten erst würde die Labung zu Theil.
Und mir schimmerte doch, mir Blindem, der Pfad vor den Füßen,
  Doch wen Liebe bethört, hat er noch Augen, zu sehn?
Jetzt erst weiß ich, was einzig euch frommt: Thut kalt, ihr Verliebten!
  Und was sie heut noch versagt, bieten sie morgen von selbst.
Andere pochten am Laden umsonst und riefen sie: Herrin!
  Aber an mich voll Ruh schmiegte sie zärtlich das Haupt.
Das ist größerer Sieg, als hätt' ich die Parther bezwungen,
  Könige, Beute, Triumph acht' ich dagegen gering.
Nun soll köstlicher Schmuck, Cytherea, die Säule dir kränzen,
  Und mit goldener Schrift nenne den Geber das Lied:
„Diese Trophäen erhöht vor deinem Tempel, o Göttin,
  Weil er die seligste Nacht liebend verschwärmte, Properz.“



Ein Friedenstifter.

Novelle von Alfred Meißner.

I.

Es war, wo die letzten Häuser stehen. Das Abendroth beschien eine Reihe niederer Dächer, Erker und Rauchfänge.

Auf dem Hausgang eines alten verwitterten Gebäudes stand ein Mann von hohem Wuchse, in den dreißiger Jahren und sah einem blonden Knaben zu, wie er im Hofe den Ball an die Wand schlug und, die Linke in die Hüfte gestemmt, ihn mit der Rechten gewandt und sicher wieder auffing. Eine eigenthümliche Bewegung, ja Ergriffenheit malte sich in den Zügen des Mannes, aber er lächelte nur, ohne ein Wort laut werden zu lassen und verbarg seine Stimmung selbst vor der alten Frau, die, den Strickstrumpf über den Arm geworfen, unfern am Geländer lehnte.

„Wie ist der aufgeschossen!" dachte er. „Sechs Jahre erst und schon so kräftig und gewandt, und der Mutter ähnlich in jedem Zuge, ja, in jeder Bewegung ... Nur das blonde Haar hat er vom Vater und das steht so eigen zu seinen dunkelbraunen Augen. Wirklich, ihr Ebenbild, als wäre er ihr jüngerer Bruder oder gar sie selbst in Knabenkleidern. So glücklich, so heiter, so wohl gerathen, so viel versprechend! Und ich soll ihn verlassen, kaum daß ich mich wieder in seinem Herzen befestigt habe? Es wäre ein Glück ihn mitnehmen zu können. Und von Rechtswegen sollte es doch so sein. Wie viel ich entbehre! Ihn immer um mich zu haben! Ein herrlicher Junge, möchte Jeder ausrufen. Und die Antwort wäre, mein liebes Kind, mein Sohn ..... Aber wie sollte das sich machen lassen? Erstlich die Fragen der Welt: Woher der Knabe? Wer war denn seine Mutter? Nun, darüber könnte man sich hinwegsetzen — aber was würde die Frau dazu sagen? Fände der Knabe jemals eine zweite Mutter an ihr? Würde er nicht gerade im Hause des Vaters den Irrthum seiner Geburt erst recht merken? Hier wuchs er auf, wie ein junges Bäumchen unbeachtet im Walde. Wie aber dort?"

„Komm', Ernst!" rief in diesem Augenblick die Alte. „Herr Wilborn will gehen!"

Der Herr und die Alte waren wieder ins Wohnzimmer getreten. Es war eine niedere Stube mit kärglichem Mobiliar: einem Tische, dem Sorgenstuhl der alten Frau, einigen hölzernen Schemeln. Durch's niedere Fenster blickte die Abendsonne und beschien ein paar alte Holzschnitte an der Wand.

Fritz hatte indeß den Ball noch einmal und doppelt so hoch geworfen und kam jetzt lärmend die hölzerne Stiege hinangesprungen. Mit einem Satze war er im Zimmer. Der „Onkel" fing ihn auf, hob ihn hoch über sich empor und wischte den Schweiß von seiner lockigen Stirn.

„Nur gar zu lebhaft ist der Junge!" meinte die Alte. „Sie glauben gar nicht, wie viel unruhige Stunden er mir macht. Ich bin noch so ziemlich munter, wie es eine Frau in meinen Jahren nur sein kann, der liebe Gott erzeigt mir noch eine große Gnade in meinen alten Tagen — wenn ich aber denke, daß ich meine Siebzig auf dem Rücken habe und der Wildfang da einmal plötzlich allein auf der Welt stehen wird —"

„Ei, rede doch nicht solche Dinge, Großmutter!" fiel ihr der Knabe in die Rede und sprang an sie heran, ihr Gesicht streichelnd. „Du bist ja noch gar nicht so alt, Du mußt auf der Welt bleiben bis ich ein Mann bin. Und da will ich recht für Dich sorgen. Ein Haus baue ich Dir; nicht groß, aber so bequem, so bequem —"

„Was, wirst Du auch bauen?" fragte Wilborn.

„Freilich. Ich heiße Ernst, wie Du, und werde ein Baumeister, wie Du."

Wieder verweilte Wilborns Hand auf dem krausen Haar des Knaben und seine Augen blickten ihn mit unendlicher Liebe an, als hätten sie tausend schöne Anlagen entdeckt, die hinter dieser kleinen Stirne schlummerten.

„Nicht wahr, morgen gehst Du noch nicht fort?" fragte der Knabe.

„Thut es Dir leid, wenn ich gehe?"

„Mehr, als ich es sagen kann," war die Antwort. „Ich habe alle meine Kameraden zusammengenommen nicht so lieb wie Dich. Du bist mein bester Kamerad, weißt so schöne Geschichten und immer neue Spiele." —

„Gingst Du am Ende gar mit mir?"

„Ich weiß nicht," erwiderte der Knabe ernsthaft und tief in Gedanken. „Du sollst ein gar schönes Haus haben mitten in einem Garten. Aber — vor der Tante würde ich mich fürchten. Zu einer so großen vornehmen Dame könnte ich gar kein Zutrauen haben."

„Wer hat Dir denn gesagt, daß meine Frau eine stolze vornehme Dame ist?" fragte Wilborn. „Sie ist nicht anders, als die Frauen, die Du hier in der Stadt siehst!"

„Nicht anders als die andern Frauen? Sieht sie nicht sehr streng aus? Trägt sie nicht ein schwarzes Kleid mit einer langen Schleppe und eine Krone auf dem Kopfe?"

„Wer hat doch dem Jungen das alles in den Kopf gesetzt?" fragte Wilborn.

„Der Himmel weiß es," sagte die Alte. „Aber da müssen Sie ihn nur recht kennen, Herr Wilborn. Er macht sich über allerhand Bücher her, da liest er von Rittern und Rittersfrauen und träumt dann das tollste Zeug. Hinterher läßt er sich's nicht wieder ausreden."

„Ich sollte wirklich wieder heim," sagte der Besucher nach einer Pause schwermüthigen Sinnens. „Ich bin so lange schon vom Hause abwesend. Aber ich bin wie hier festgebannt. Der da ist schuld daran" — setzte er mit leiserer Stimme hinzu.

„Nun sieh'," sagte der Kleine und klatschte in die Hände. „Morgen reisest Du

noch nicht. Und nach der Schule will ich zu Dir kommen, dann gehen wir miteinander auf die Stadtschanze und wollen zusehen, wie der Zug ohne Dich abfährt. Willst Du?"

Er hielt die kleine Hand hin.

Der so Gefragte schlug ein und küßte das Kind.

„Also auf Wiedersehen morgen!" sagte er.

Bald darauf entfernte er sich.

Während Wilborn so hinschritt durch die Gassen und, aus dem ärmeren Stadttheil kommend, sich den eleganteren Quartieren näherte, arbeiteten seine Gedanken in der durch den Besuch angeregten Stimmung weiter.

„Bisher ist alles gut gegangen," sagte er. „Die Alte ist aller Nahrungssorgen enthoben. Ihr und dem Knaben ist nichts abgegangen. Auch seine Erziehung ist nicht vernachlässigt worden. Er hat zwar grobes Kornbrod gegessen; es ist ihm aber wohl bekommen. Seine Gespielen sind die Söhne braver Handwerker. Doch lange geht das nicht mehr so fort. Wenn die Alte stirbt, welchen Händen vertraue ich ihn an? Er soll studieren. Da wird das Fragen angehen, wem er eigentlich angehört?" . . .

Dem so Hinwandelnden wurde indeß von Leuten aus dem Bürger- wie aus dem Arbeiterstande mancher achtungsvolle Gruß zu Theil. Ernst Wilborn hatte hier mit kurzen Unterbrechungen ein volles halbes Jahr gelebt und den Bau des neuen Rathhauses geleitet, das jetzt, nach seinen Entwürfen ausgeführt, als Schmuck der Stadt dastand. Ein freudiger Stolz des Architekten auf seine Schöpfung wäre nur gerechtfertigt gewesen. Aber von freudigen Empfindungen war auf seinem Gesichte nichts zu lesen.

„Ei, guten Abend, Freund Wilborn," redete ihn ein alter Herr an. „Es freut mich, Sie zu treffen und Ihnen mein Compliment — nein, meinen herzlichen Glückwunsch zur Beendigung Ihres Baues darbringen zu können. Ich komme eben von dort. Schön, ausgezeichnet. Ein Werk, an das Ihr Name geknüpft bleiben wird. Ich wußte, daß wir etwas Schönes zu erwarten hätten, aber die Ausführung stellt es noch ganz anders hin."

„Sie sind ein feiner Kenner, Herr Regierungsrath, und haben viel gesehen," erwiderte der Baumeister. „Es freut mich, Sie zufrieden gestellt zu haben."

„Zufriedengestellt? sagen Sie entzückt!" entgegnete der alte Herr. „Und ich bin nur eine einzelne Stimme im allgemeinen Chorus. Die Sache freut mich mehr, als ich Ihnen sagen kann — stehe ich doch als langjähriger, ja ich kann sagen, als väterlicher Freund vor Ihnen. Die Regierung wird unfehlbar dem Schöpfer des Baues eine Auszeichnung zu Theil werden lassen. Merken Sie was? Das wird hoffentlich auch eine Wirkung auf die Ansichten der freiherrlichen Familie Scheuern haben."

„Auf die Ansichten der Eltern und Verwandten meiner Frau?" erwiderte Wilborn. „Mir ganz gleichgültig. Wie ich nun einmal denke, meine letzte Frage. Der Bau ist gut gerathen. Das ist genug. Gute Nacht, Verehrtester!"

Damit entfernte er sich und schritt langsam seines Weges weiter.

„Wie kalt mich alles das läßt!" sagte er zu sich selbst. „Ich weiß nur Eins: daß ich nach dem Uebermaß von Thätigkeit wieder mehr als je das Gefühl des

innern Zwiespalts haben werde — der tief innern Zerrüttung. Ich hatte über der Arbeit viel vergessen — nun sie beendet ist, was fange ich an?"

Die Welt hielt Wilborn im Allgemeinen für einen vom Glück bevorzugten Menschen. Bis vor kurzem war er es auch. Er hatte sich aus den ärmlichsten Verhältnissen zu einem berühmten, geachteten, wohlhabenden Manne emporgearbeitet, das war viel. Als er nun noch, der hochbegabte Künstler, schön, jung, zu allen Hoffnungen berechtigend, vor etwa fünf Jahren Luzie von Scheuern in sein Haus führte, da schien er der glücklichsten Sterblichen Einer. Seinetwegen hatte ein selten schönes Geschöpf dem Zorn der Eltern und allen Hindernissen Trotz geboten. Es war auch keine niedere Hütte, in die er die junge Baronin führte: seine Vermögensverhältnisse waren glänzend und versprachen noch mehr für die Zukunft. Ein Jahr verging auf Reisen. Nun aber stellte sich — allerdings nur für die Zunächststehenden erkennbar — eine gewisse Ernüchterung bei Beiden ein. Die gefeierte Schönheit, ihrem vornehmen Umgang entrissen, genügte sich nicht in bürgerlichen Kreisen und fand sich in einem einförmigen, begrenzten Leben nicht zurecht. Und doch war das alles noch erträglich, bis vor ungefähr einem Jahre eine Verwandlung eintrat. Da schwand das aus Wilborns Brust, was die Ehe erst zur Ehe macht: der Geist, der Hauch des Vertrauens. Ja, das Vertrauen war dahin. Ein ehemaliger Anbeter war wieder aufgetaucht: er hatte ein Landhäuschen in der nächsten Nachbarschaft von Wilborns Besitzung gemiethet. Da wurde Wilborn finster und nachdenklich, ein Geist der Entfremdung kam über ihn, die Liebe zu seiner Frau, so oft sie wieder herausbrechen wollte, traute sich nicht mehr hervor und verlosch. Der reiche junge Cavalier, ohne eigentliche Beschäftigung, konnte gehen und kommen, wie es ihm beliebte, und es hätte Wilborn auch bei weniger klarem Blicke, als er in der That besaß, auffallen müssen, daß die Ankunft des Herrn von Orelli meist mit Wilborns längeren Abwesenheiten vom Hause zusammenfiel. Manche Kunde von Begegnungen zwischen der Frau und dem ehemaligen Verehrer kamen zu Wilborns Ohren. Da zog sich Alles krampfhaft in seiner Brust zusammen. Er wollte die Sache vorbringen — Vorwurf, Anklage standen schon auf seiner Lippe, da verschluckte er wieder jedes Wort und wurde eiskalt. Er grollte mit seiner Frau und mit sich und begann das Leben mit einer gewissen düstern Gleichgültigkeit anzusehen: eiskalt gegen Alles, auch gegen sein eigenes ferneres Schicksal. Doch nur scheinbar starr. Der Wurm, der an seinem Herzen nagte, ließ ihn keine Stunde mehr los.

Als er jetzt in den Gasthof trat, in welchem er seit Monaten wohnte, wurden ihm vom Portier zwei Briefe eingehändigt. Mit finstrem Blicke verweilte er eine Zeitlang bei der Adresse, dann steckte er sie zu sich, ließ sie aber, auf seinem Zimmer angekommen, uneröffnet liegen. Seine Erinnerungen schweiften sieben, acht Jahre zurück, das Bild der Mutter jenes Knaben, den er so eben geherzt, schwebte wie eine Lichtgestalt vor seinem innern Auge empor. Er wußte wieder einmal, wie sehr er sie geliebt. Dort, in der Vergangenheit, die nicht zurückzurufen und nicht zurückzunehmen war, schien ihm das Glück zu liegen. Er hatte es verschmäht, hatte es selbst vernichtet. Die Mutter war gestorben und vielleicht hatte auch der Kummer seinen Theil an ihrem jähen Tode — das Kind war geblieben. Ein holder Knabe, schuldlos am Irrthum, am Fehl seiner Eltern und doch durch diesen zurückgesetzt und schwer getroffen, wiewohl er es jetzt noch nicht empfand ....

Es lag eine gewisse Vergeltung in diesem Schicksal. Wilborn fühlte sie. Es war ihm ja auch zu Muthe, als müsse er seine alte Schuld durch sein heutiges Leid tilgen. Das verführte Mädchen hatte ihm auf dem Todtenbette prophezeit, er werde fürderhin kein Glück mehr auf Erden haben — trotz eines vergänglichen Scheines günstigen Geschicks war es schließlich eingetroffen — er hatte keins.

Endlich — die Kerzen waren schon tief herabgebrannt — griff Wilborn nach den beiden Briefen. Er öffnete den einen von einer festen Männerhand geschriebenen und las darin, während sich in seinem Gesichte der Ausdruck tiefer Sorge malte, die folgende Stelle:

„In Betreff des Punktes, der Dich so sehr beunruhigt, sage ich Dir Alles, was ich weiß. Hätte ich Anlage zum Spion, könnte ich vielleicht ausführlicher sein — aber ob Du dann mehr Positives erführest, ist wieder zweifelhaft. Der Bewußte ist wirklich wieder hierher zurückgekehrt, er war gerade ein Vierteljahr abwesend. Er sitzt jetzt in seinem Landhäuschen und hat mit den Leuten der Stadt so wenig Verkehr wie ehedem. Daß er L. öfter sieht, ist gewiß, daß er seine Besuche geheim hält, ebenso. Neulich begegnete er mir — wie gewöhnlich zu Pferde —, als mich ein Spaziergang in die Nähe Deines Gutes geführt. Es war um Sonnenuntergang, er auf dem Heimweg. Es scheint mir allerdings rathsam, daß Du bald heimkommst und Ordnung schaffst . . . . . .“

Nachdem Wilborn wenigstens vorläufig mit diesem Briefe fertig geworden, nahm er den zweiten zur Hand. Er sah das Siegel an und wollte es mit einer heftigen Bewegung aufreißen, dann legte er den Brief wieder unerbrochen auf den Tisch.

„Sie ist mir untreu! Ich habe sie verloren!“ murmelte er, indem er aufstand und stürmisch im Zimmer auf- und abging. „Wenn sie Stolz hätte, Stolz, und mir in diesem Briefe ankündigte, daß sie um diese Stunde mein Haus verlassen — dann —“

Rasch griff er nach dem Briefe und riß ihn auf.

Nachdem er ihn mit funkelnden Augen durchflogen, warf er ihn weit weg, indem er bitter auflachte.

Seine Frau bat ihn, seine Heimkehr zu beschleunigen, „denn ihre schwere Stunde rücke heran, und da thue der Frau mehr als je die Nähe des Gatten noth.“

Der ersten wilden Aufwallung des in seinem Glauben betroffenen Mannes folgte ein tiefer stechender Schmerz.

„Ich könnte sie noch achten, wenn sie stolz wäre und wahrhaft!“ rief er. „So aber — so —“

Er versank tief, tief ins Gefühl seines Elends.

„Ja,“ fuhr er dann wieder auf, „es wird geschehen nach deinen Worten, alter treuer Freund! Ich werde kommen und werde Ordnung machen! Sie soll mein Haus verlassen. Sie soll mit ihrem Liebhaber hinziehen, wohin sie will. Ein Kind, das ich mit Zweifeln in der Brust aufnehme, wird nie mein Kind sein, nie. Sie soll in die Welt mit ihm und dem Kinde. Dann aber bin ich noch nicht zu Ende.“ —

Er griff nach einer kleinen Pistole, die in einem Kästchen auf dem Tische lag, lud sie und zielte nach dem Kopfe einer Gypsfigur, die etwa zehn Schritt weit auf einer Console an der Wand stand.

Eine Weile blieb der Arm fest wie der eines Steinbildes ausgestreckt.

Dann knallte es und gleichzeitig fiel das kleine Köpfchen auf den Teppich.

„So recht," rief er jetzt bitter; „wir verstehen uns doch auch auf Pistolen? ... Der Knabe sah sie im schwarzen Trauerkleid. Allerdings könnte es auch der officiellen Trauer um mich gelten ... Ich reise morgen."

II.

Es war an jenem zu Wilborns Heimreise bestimmten Tage.

Der Wind, der sich mit einbrechender Nacht erhoben, wühlte in den das einsame Haus umgebenden Baumwipfeln und klatschte in den Aesten.

Am Fenster stand die hohe Gestalt einer elegant in dunkle Farben gekleideten Frau. Ihr Gesicht war ein schönes, feines, blasses Oval, und vom schönsten schwarzen Haar gekrönt. Züge des Grames lagen darauf und machten es nur um so interessanter. Stirn und Mund hatten etwas Finsteres und Verschlossenes. Die Augen blickten in die Dunkelheit draußen, die kaum einen Gegenstand erkennen ließ.

Das war Lucie, Wilborns Gattin.

Sie wußte, daß Jemand auf der Höhe, hinter dem Hause im Pavillon warte und durfte sich auch von solchem Wetter nicht abhalten lassen, mit ihm zu sprechen. Sie durfte aber auch nicht fortgehen, bis das Stubenmädchen, das scharfe Augen hatte, aus dem Hause war. Sie hatte demselben einen Auftrag ertheilt und zählte die Minuten, bis sie die Hausthüre gehen und die Person sich entfernen gesehn haben würde.

Dies war endlich der Fall. Nun warf die Frau plötzlich einen Regenmantel um, griff nach einigen Schlüsseln, die im Nähkörbchen lagen, öffnete die Thür und schlüpfte so leise als möglich die Treppe hinunter und zum Hause hinaus.

Die bereits nächtige Stille des Parkes war der Hineilenden unheimlich. Der Ton, welchen der Luftzug in den Wipfeln der Bäume verursachte, dann wieder das Klatschen der nassen Blätter, Alles erregte ihr Grausen. Immer eiliger ging sie den Fußsteig hin über die Brücke, dann den Pfad zum Bache entlang und durch den mannshoch stehenden Jungwald hinauf. Doch eine Last lag auf dem Herzen, daß sie nur mühsam athmen konnte. Athemlos, zum Niedersinken müde, erreichte sie den Pavillon.

Er war leer.

Hatte er nicht Wort gehalten?

Sie blickte mit funkelnden Augen umher.

Doch schon ließen sich Schritte im nassen Sande vernehmen, die Gestalt eines Mannes näherte sich Luzien und fing sie fast in seinen Armen auf.

„Ich verzweifelte nach anderthalbstündigem Warten und gab schließlich jede Hoffnung auf," sagte der junge Mann. „Ich war schon fortgegangen — da war mir als höre ich Schritte —"

„Es war nicht früher möglich," sagte Luzie.

„Und ich soll wirklich reisen? Sie geben mir den Abschied? Nein. Ich gehe nicht!"

„Das hieße die Gewalt mißbrauchen, die Ihnen die Umstände über mich eingeräumt haben."

Der junge Mensch blickte in die schönen Augen und verglich das Heute mit jenen vergangenen Tagen, da er diese selben finstern Augen schmelzen und die Lippen dieses harten Mundes so lieblich lächeln gesehen.

„Aber Wilborn kann jeden Tag eintreffen," sagte er nach einer Pause. „Es könnte ihm dummes Geschwätz der Leute zu Ohren gekommen sein. Es könnte zwischen Ihnen Beiden Streit geben — in Ihrer Lage! Ich halte es für meine Pflicht als Mann von Ehre, dazubleiben — möglicherweise zu Ihrem Schutze." —

„Lassen Sie das," war die Antwort. „Ihre Sorge um mich geht zu weit. Ueberlassen Sie mich nur mir selbst. Von Ihnen verlange ich nur Eins, binde es Ihnen auf die Seele: gehen Sie."

Der junge Mensch verharrte nach diesen Worten Luziens minutenlang in düsterem Schweigen. Seine Züge, die sich häßlich verzerrten, drückten einen heftigen Kampf aus. Endlich sagte er in abgerissenen Sätzen heftig und bitter:

„Verkehrtes Frauenherz! Sie stoßen die Hand zurück, die Sie aus dem Abgrund des Leids reißen möchte. Doch Sie wollen nicht hören. Sie verlangen meine Entfernung. Ich gehorche. Sie wollen sich allein berathen. Was bleibt mir übrig? Ich gehe."

Nach einer Pause fuhr er fort:

„Soll's für immer sein?"

„Hoffentlich," erwiderte die Frau mit eisiger Kälte.

„Luzie, das sagen Sie mir bei unserer Trennung? Das hab' ich nicht verdient!" rief er aufspringend.

„Kann ich anders denken?" fragte die Frau. „Ich wollte, ich hätte Sie nie wiedergesehn!"

„Das ist doch das schmählichste Ende einer Liebe! Das schmählichste, das sich denken läßt!" rief der junge Mensch mit wilder Heftigkeit. „Jetzt müßte auch ich wünschen, Sie nie gekannt zu haben. Und in der That, wär's der Fall, hätte ich Sie nie gesehen, mir wäre besser! Ihnen danke ich tausend Stunden des Leids, des Grams, der Wuth. Seit dem Tage, da ich Sie zuerst gesehen, habe ich nur durch Sie und von Ihnen gelitten. Daß Sie meine Gattin wurden, erschien mir als der Gipfel meiner Wünsche, als mein höchstes Glück. Aber ich wurde abgewiesen, ich war Ihnen zu roh, zu unwissend. Dem Künstler dagegen warfen Sie sich an den Hals, brachen seinetwegen mit Ihrem ganzen Hause. Wurden Sie glücklich? Nein. Ich fand Sie als vernachlässigte, unzufriedene Gattin wieder, ernüchtert, abgespannt, abgehärmt. Ein wenig schmolz doch das kalte Herz, als Sie den treuen alten Verehrer wiedersahen. Und die Langeweile ist groß, wenn der Mann Vierteljahrelang vom Hause bleibt. Da kommt wohl eine Stunde, wo ein alter Liebhaber begünstigt wird. Aber ein Thor, der dem Allen traute! Mir wenigstens gelingt's nicht, in dieser Brust ein dauerndes Gefühl zu wecken. Flüchtiges Glück, falsch wie ein Irrwisch, hinterdrein Zurücknahme, Abweisung, Frost! Ich bringe Opfer. Der Vergnügling verläßt Freunde, Vergnügungen; die ganze Welt läßt er im Stich, um in einer Wildniß zu sitzen und zu seufzen. Er trägt Ihre heftigen Launen, er verlebt tausend öde Stunden — weil er noch ein paar glückliche hofft — es rührt Sie nicht. Und der Thor liebt Sie noch immer — noch immer bis zum Wahnsinn! Doch wie gesagt, Alles ist aus. Ich soll gehen und nicht wieder kommen. Es hieße Ihr Glück

stören. Und so geh' ich denn — aber Sie werden noch von mir hören — merken Sie sich's wohl — Sie werden noch von mir hören!"

Nach diesem stürmischen Erguß einer rohen ungestümen Leidenschaft schlug der junge Mensch seinen Mantel heftig um sich und stürmte ohne jedes weitere Wort davon.

Die Frau erhob sich und machte ein paar Schritte in der Richtung des Davoneilenden. Sie wollte rufen, aber ihre Stimme versagte. Krampfhaft klammerte sie sich an's Treppengeländer. Die letzten Worte des Zornigen klangen ihr noch in den Ohren.

Mit nassem Mantel, mit verstörtem Antlitz und vor Kälte bebenden Gliedern war Luzie auf ihr Zimmer zurückgekommen.

Rasch machte sie im Kamin ein Feuer an, hing den Mantel zum Trocknen über einen Stuhl und warf sich auf einen Schemel nieder, der seitwärts vom Kamin stand.

„O, wo war mein Verstand?" klagte sie. „Schleichen müssen von Angst zu Angst, durch einen dunklen Gang, wo die Gespenster der Unruhe, der Furcht vor den Folgen des Wagnisses, des vorwurfsvollen Gewissens uns anfallen — das heißt nicht leben! O, wo war mein Verstand?"

Nach einer Zeit düstern Brütens erhob sie sich, wechselte ihre Kleider und brachte den verrätherischen Mantel in einem Schranke unter.

Es war um die Zeit, wo das Stubenmädchen zu kommen pflegte, um ihr beim Auskleiden behülflich zu sein.

Wirklich trat sie ein, ein Frauenzimmer in der Mitte der Dreißig, mit scharfen, klugen Gesichtszügen.

Sie hob das von der Frau abgelegte Kleid vom Stuhle, trat damit zur Lampe und betrachtete es mit gleichsam verächtlichen Mienen.

„Sind denn Madame heute Abends noch ausgewesen nachdem ich fortgegangen?" fragte sie, den Saum des Kleides musternd. „Im Garten? Bis hinauf zum Pavillon? Dort nur ist solch' lehmiger Boden. Und bei diesem Wetter."

Sie warf das Kleid über eine Sessellehne.

„Natürlich werden Madame das Kleid nicht mehr tragen," sagte sie wieder, die Nase rümpfend. „Es ist zu arg verdorben."

„Was soll all' dies Reden?" fragte Luzie. „Morgen ist's Zeit genug, danach zu sehn."

„Ich sage nur," entgegnete das Stubenmädchen vor Luzie hintretend, „daß wenn Madame einen Auftrag hatten, Sie mich hätten schicken können. Mein Wille ist der beste, das sollten Madame überzeugt sein. Meine früheren Herrschaften haben mir mehr Vertrauen geschenkt, als ich hier finde, das muß mich begreiflicherweise kränken. Mein Gott," fuhr sie nach einer Pause fort, wie mit einem Rucke. „Manche Herrschaften handeln gerade gegen ihren Vortheil. Der Dienstbote erräth doch ohnehin Alles. Schenkt man ihm sein Vertrauen, so ist er dafür wieder zur Discretion verpflichtet."

„Was wollen Sie? Ich habe keine Geheimnisse," entgegnete Luzie.

„Desto besser!" erwiderte das Mädchen. „Desto besser. Wer aber keine hat, der sollte sich um so mehr vor dem Gerede der Leute hüten."

Damit fuhr die Person zur Thür hinaus.



„Das gehört mit zu meinem Strafgerichte!“ rief Luzie sich selbst an. „Meinem Martyrium dürfen auch die wie Peitschenhiebe treffenden Anspielungen, darf auch der Hohn des Gesindes nicht fehlen. Doch nur Eins zum Andern! Leiden, Dulden ist fortan mein Loos!“

Dieser kleine Vorfall genügte, in der Brust der Frau das Gefühl ihres Elends neu zu schärfen. War das wieder einmal eine elende Nacht! Wenn es Momente giebt, welche die ärgste Schuld sühnen und wieder rein waschen können — hier war eine Welt solcher Momente beisammen. Einem hochgeachteten Mann — das war Wilborn gewiß — war sie untreu geworden, und um dieses Menschen willen! O die Schuld ist nicht werth, daß man sie begehe, dachte sie; auch dann, wenn sie straflos bliebe, ist sie es nicht werth. Es war Luzien zu Muthe, als ob sie fürderhin keine Nacht mehr werde ruhig schlafen können. Wilborn wuchs vor ihr zu dem empor, was er vorher nie gewesen: zum Herrn und Meister ihres Schicksals, ihrem Richter. Es schien ihr, daß, wenn er ihr jemals verzeihen könne, sie ihn dafür auch unendlich werde lieben müssen, aber, daß sie das nicht hoffen durfte, daß zwischen ihr und ihm ihre Schuld unvernichtbar stehen werde, das machte sie elend und drückte sie zu Boden.

Müde von Nachdenken, erschöpft von Sorgen, krank von Leid löschte sie erst lange nach Mitternacht das Licht und ging zu Bette.

Luzie hatte kaum eine kurze Weile gegen Morgen geschlafen, als sie durch ein Klopfen an der Thür geweckt wurde. Das Stubenmädchen trat ein.

„Ich habe Madame,“ sagte sie, und wieder funkelten ihre dunkeln Augen, „eine schreckliche Nachricht mitzutheilen. Werden Madame auch Fassung genug haben, sie anzuhören? In ihrem Zustande? Es hat sich ein Unglück zugetragen ....“

„Was ist geschehen?“ fragte Frau Wilborn. „Reden Sie! Ich bin auf Alles gefaßt.“

„Herrn von Orelli ist gestern Abend beim Heimreiten ein Unglück zugestoßen. Sein Pferd ist kurz vor der Stelle, wo die Landstraße die Bahnlinie kreuzt, scheu geworden und hat ihn abgeworfen.“

„Ist er todt?“

„Er ist todt.“

Die Sache hatte sich folgendermaßen zugetragen:

Als der junge Mann über den Plankenzaun des Wilborn'schen Gutes gestiegen, war er auf sein Pferd zugegangen, das er draußen angebunden hatte. Er fand es unruhig vom langen Warten, und noch unruhiger, weil eine unsern auf dem Anger weidende Kuh mit einer Glocke am Halse das Thier geängstigt hatte. Dennoch hatte sich Orelli ohne weiteres in den Sattel geschwungen und war davongeritten.

Er hatte kaum einige Schritte gemacht, als er gewahr wurde, daß das Thier, welches sich ungestüm gegen die Planken gedrückt hatte, einen ganzen Dornenzweig im Schweife mit sich trage. In diesem Augenblick kam ein Bauer des Wegs. Orelli rief ihn an und bat ihn, das Pferd einen Augenblick am Zügel zu halten. Das that dieser und Orelli löste den Dornzweig heraus, doch das ungeduldige Thier ward immer rebellischer.

In wilden Sätzen jagte es hin und der nachblickende Landmann sah noch wie

der Reiter ein paarmal nahe daran war, vom Sattel zu stürzen. Doch es fehlte Orelli nicht an Gewandtheit, er fand das Gleichgewicht wieder.

Und weiter ging es.

Da ertönte ein Pfiff; in der Ferne, im Rücken des Reiters, kam mit zwei flammenden Augen der Bahnzug daher, eine weite Krümmung um die Waldecke beschreibend.

Nun war alles Zügeln vergebens. In unsinniger Wuth sauste das Thier dahin, wie wenn es einen Wettlauf mit dem hinter ihm heranbrausenden Locomotiv im Sinne habe.

Ein Bahnwärter, der sein Häuschen in der Gegend hatte, sah dem tollen Ritte ein paar Sekunden lang zu. Er sah, wie der Reiter versuchte, sich auf den Moorboden fallen zu lassen und im Dunkel verschwand.

Ein zweiter sah ein Pferd daher sausen, das am Steigbügel einen schwarzen Gegenstand — den Reiter nachschleppte.

In diesem Augenblicke kam der Zug heran.

Er hielt.

Ein menschlicher Körper lag mit zerschelltem Kopfe quer über den Schienen. In der Ferne brauste ein seines Reiters lediges Pferd davon.

III.

Luzie hatte eine schreckliche Zeit verlebt. Daß Tag um Tag verging, ohne daß Wilborn angekommen wäre oder mit einer Zeile sein Ausbleiben erklärt hätte, war ihr ein sicheres Zeichen, er wisse von ihrer Schuld und werde das Kind, das sie zur Welt bringen sollte, nicht als das seinige anerkennen. Früher hatte sie erhofft, daß wenn er überhaupt einen Argwohn habe, dieser nicht so weit gehn werde. Sie dagegen wollte als Sühnung ihres Fehltritts ihm ein Leben voll fügsamer Aufopferung, ein ganz verändertes neues Leben darbringen.

Wie jetzt Alles stand, war sie auf das Aeußerste gefaßt. Auch war sie zum Entschluß gelangt, falls es zu einem Bruche zwischen Beiden käme, mit ihrem Kinde davonzugehen, und sich weit, weit fort, in tiefste Einsamkeit zu vergraben.

Unter diesen schrecklichen Aufregungen trat das erwartete Ereigniß früher ein, als sie gedacht. Luzie wurde von einem Töchterlein entbunden. Sie empfand kein Mutterglück, vielmehr hatte sie sich es als eine Gnade erbeten, in ihren Wehen zu sterben.

Der Morgen dämmerte, das Kind schlief ruhig in der kleinen Wiege an ihrer Seite. Da kündigte das Rollen eines Wagens in der Hausflur und unmittelbar darauf eine wohlbekannte Stimme die Ankunft ihres Gatten an.

Luzie richtete sich in ihrem Bette auf und hatte alle Kraft nöthig sich in dieser Stellung zu erhalten, als die herankommenden Schritte sich ihrer Thür näherten.

Nun galt es, nun würde sich Alles entscheiden.

„Du kommst sehr spät“ — sagte sie fast tonlos mit versagender Stimme.

„Ja, ich komme später, als ich's ursprünglich im Sinne hatte,“ sagte Wilborn, indem er einen Stuhl heranzog und sich an die Seite ihres Bettes setzte. „Groß

wird aber Deine Verwunderung sein, wenn Du hörst, daß ich bereits vor acht Tagen in nächster Nähe war und — wieder umkehrte."

„Ist es möglich — und warum? Vor acht Tagen —"

„Vorigen Freitag," begann Wilborn, „hatte ich meine Reise soweit beendigt, daß mich nur noch eine Station vom Hause trennte. Da machte in Folge eines Unfalls der Zug kurz vor der Station Halt. Ein Reiter, mit welchem das Pferd durchgegangen war, lag blutig und röchelnd quer über den Schienen." —

„Mein Gott, ja" — sagte Luzie.

„Nun muß ich Dir sagen," fuhr Wilborn ruhig fort, „daß ich ganz besonders dieses Mannes wegen, den ich jetzt halbtodt vor mir sah, meine Reise beschleunigt hatte. Ich hatte wichtige und ernste Dinge mit ihm zu verhandeln und hoffte, sie nach meinem Wunsch und zu meiner Ehre ins Reine zu bringen. Als ich ihn nun so erkannte — und ich war der Erste, der seinen Namen bezeichnen konnte, wiewohl sein Gesicht ganz entstellt war —"

Luzie richtete verstummt zwei fragende Augen auf ihren Gatten.

„Das war ganz einfach," fuhr Wilborn, die Erklärung des früheren gebend, fort „Eine Gruppe stand um den Sterbenden, dem keine ärztliche Hülfe mehr fruchten konnte; ich war darunter. Kein Reisegefährte konnte etwas über ihn aussagen und so öffnete ein herbeigetretener Beamter die Brieftasche des Unbekannten, wohl um dort Auskunft zu suchen. Ich stand ganz nahe. Eins der ersten Dinge, die sich in der Brieftasche zeigten, war eine Photographie, — und zwar die Deinige. Da wußte ichs gleich, mit wem ich's zu thun habe — wenn dies Wort überhaupt bei einem Sterbenden angebracht ist."

„Du weißt," sagte Luzie, „daß ich Orelli seit Jahren kenne. Er lebte in der Nähe, ich sah ihn zuweilen, dann und wann —"

„Du sagst mir da nur Bekanntes," entgegnete Wilborn. „Höre weiter. Er hatte so eben ausgeröchelt. Der Mann, den ich als den Störenfried meines Lebens betrachten mußte, lag todt, starr vor mir. Ich sah ihn so, wie ich ihn hatte sehn wollen und hatte keine Schuld daran. Das wirkte, ich muß es sagen, stark auf meine Nerven. Ich konnte nicht vorwärts — mir graute vor einer Heimkehr — in diesem Momente. Am folgenden Tage kehrte ich, statt heimzureisen, dahin zurück, von wo ich gekommen, und blieb ein paar Tage — Du meinst im Kreise meiner Freunde? — nein, in tiefster Einsamkeit. Es kam mir der Gedanke, daß mein Leben, daß mein Haus, das arg zerrüttet, fast zerstört ist, wieder bewohnbar werden könne — nun, da der Böse daraus gewichen und einen Tod gefunden hatte, wie er ihn verdient. Es fiel mir ein, wie Alles war, ehe er erschien, um mir ein Herz, das ich einst ganz besaß und das mir viel geopfert hatte, zu entfremden. Es kamen Gedanken, ein Schimmer von Hoffnung — daß sich das Leben noch werde fassen lassen, daß ich mein Haus noch auf den Trümmern des vorigen werde aufbauen können. Ja, ich wünsche mir noch zu leben, wünsche mir, um noch leben zu können, Frieden und habe zu diesem Zwecke einen Friedenstifter mitgebracht —"

Bei diesen Worten erhob sich Wilborn und ließ, als er sich aus dem Zimmer entfernte, seine Gattin, die den Sinn seiner Absichten nicht begreifen konnte, in fassungslosem Staunen zurück.

Jetzt trat er wieder ein.

Er führte an der Hand einen schönen Knaben von sechs Jahren mit blondem Haar und dunklen Augen.

Luzie zuckte zusammen und versuchte zu lächeln. Der Ausruf, den sie auf den Lippen hatte, versagte ihr.

„Du hast mich," sagte Wilborn, „mit einem Töchterchen beschenkt," und dabei führte er den schönen Knaben der Kranken näher, „ich bringe Dir hier einen künftigen Spielgesellen der Kleinen." —

„Lebt seine Mutter noch?" fragte Luzie mit einem Aufschrei, in welchem eine Welt voll Empfindungen lag.

„Sie ist bei seiner Geburt gestorben," antwortete Wilborn. „Magst Du ihn liebgewinnen und ihm eine zweite Mutter sein, wie ich die Kleine dort in der Wiege liebzugewinnen hoffe und ihr Vater werden will."

„Dein Glaube soll nicht getäuscht werden!" rief die Kranke. „Wenn mir der Himmel Leben schenkt — ich werde sie beide gleich lieben. Es sind ja — es hört mich der Himmel in diesem Momente — es sind ja beide Deine Kinder!"

Der Alte vom Berge.

Schauspiel in einem Akt von Bauernfeld.

(Aufgeführt am Hofburgtheater.)

Personen.

Rüdiger.	Marie.
Arnold.	Gertrud.

(Rechts und links von der Bühne aus.)

Eine halb offene Werkstatt-Halle. Durch das große Thor und die farbigen Fenster im Hintergrund Aussicht auf das Gebirge, zu welchem ein praktikabler Pfad führt. An den Wänden Bücherschränke. Auch Schneide- und andere Werkzeuge.

Erste Scene.

Arnold. Dann Gertrud. Später Marie.

(Arnold sitzt im Vordergrund, hämmert an einem Modell. Man hört die Abendglocke läuten. Arbeiter kommen vom Hintergrund rechts, grüßen Arnold, gehen nach links ab.)

Gertrud (kommt von der Seite links).

Marie! Marie! Sie läuten Feierabend!

Marie (von außen).

Hör's ja, Frau Gertrud!

Gertrud.

Hörst's? Hör' mit den Beinen!

Marie (kommt aus dem Hintergrund links).

Mit Hand und Fuß! Das Mahl ist aufgetragen —

Gertrud.

Bedien' die Leut'! Mach' fort! Der Herr könnt' kommen —

Marie.

Soll ich ihm immer aus dem Weg?

Gertrud.

Du weißt's ja!

Marie.

Wann wird das anders nur? — Schön guten Abend,

Herr Arnold! (ab.)

Zweite Scene.

Arnold. Gertrud.

Arnold (der mit dem Kopf genickt hat, sieht ihr nach).

Ist die flink!

Gertrud (tritt zu Arnold).

Noch immer Arbeit?

Arnold (beschäftigt, ohne aufzusehen).

Ein neues Schürfwerk nach Herrn Rüdigers Idee'n —

Gertrud.

Ja, unser Herr, der hat's im Kopf!

Doch auch im Beutel! Was?

Arnold.

Reich ist er freilich,

Doch nur für And're, nicht für sich.

Gertrud.

Der Alte

Vom Berge! Berg und Thal! Denn weit und breit,

So viel man übersieht, gehört ihm Alles,

Die Wälder und die Aecker und die Wiesen,

Die Eisenschmieden, Hammer und die Streckwerk'!

Er ist ein Millionär — nicht wahr, Herr Arnold?

Arnold (immer an der Arbeit).

Mehrfach, man sagt's —

Gertrud.

Und lebt wie ein Karthäuser!

Ißt wie ein Spatz, trinkt klares Brunnenwasser,

Arbeitet sich den ganzen Tag zu Schanden,

Und brütet Nachts noch über seinen Büchern —

(Weist nach den Schränken.)

Schweinslederne, dickbäuchige Scharteken!

Arnold.

Sind philosophische, gelehrte Schriften!
Auch Dichter fehlen nicht —

Gertrud.

Was hat er's nöthig?
Zappelt sich ab, studirt, liest halb sich blind!
Ein alter Mann, hat weder Kind noch Kegel!
Wozu die Müh'? Er sollt' sich Ruhe gönnen!

Arnold.

Ein thät'ger Geist, beschämt uns jüng're Leute!
'S ist das Gemüth, die Unruh' in der Uhr,
Das Räderwerk, das rastlos treibt in ihm —

Gertrud.

Ja, ja, unruhig ist er, das muß wahr sein!
(Tritt näher zu ihm.)
Das macht, wenn das Gewissen nicht ganz rein ist!
Glaubt er an was und geht er in die Kirche?
Er schläft auch kaum, spaziert die halben Nächte
Im Zimmer auf und ab, spricht mit sich selber!
Sonst ist er wortkarg Jedermann, selbst Ihnen,
Dem er doch Alles anvertraut, die ganze
Leitung des Bergbau's, der Fabriken und Maschinen —
Doch nickt er nur und deutet — so und so —

Arnold.

Nun, wir versteh'n uns auch mit halben Worten!

Gertrud.

An Worten ist kein Ueberfluß im Haus!
Und ärger wird das Ding seit fünfzehn Jahren,
Seit ich in seinem Dienst, mit jedem Jahr,
Mit jedem Tag, mit jeder Stund' —

Arnold (blickt auf).

Das wäre!
Worüber hat Frau Gertrud nur zu klagen?
Sind Sie nicht gut gehalten?

Gertrud.

Ja, bezahlt,
Bewohnt, gekleidet und gespeist —

Arnold.

Nun also!

Gertrud.

Doch lebt der Mensch von Essen nur und Trinken?
Da sind ganz and're Dinge —

Arnold.

Wie zum Beispiel?

Gertrud (herausplatzend).

Daß man das Reden hier verlernt —

Arnold (sieht sie an).

Das scheint doch nicht —

Gertrud.

Sie leih'n bisweilen mir Ihr Ohr, Herr Arnold,
Allein der Herr, der mich zur Noth nur duldet,
Der Menschenfeind, der — Weiberfeind! Man weiß ja —

Arnold (lacht).

Ho, bläst der Wind aus dieser Eck', Frau Gertrud?
(Steht auf.)

Gertrud.

Was mich nicht brennt, das blas' ich nicht —
doch brennt's mich!

Arnold.

Daß unser Herr die Weiber haßt?

Gertrud (geheimnißvoll).

Nein, fürchtet!

Arnold.

Ich dächte gar!

Gertrud.

Sie lachen? Hat er doch
In alter Zeit ein Mädchen sitzen lassen,
Das d'rüber sich zu Tod gegrämt, und schlimmer —
Seitdem geht er den Weibern aus dem Weg,
Mich duldet er in seiner Näh', sonst keine!

Arnold.

Und die Marie?

Gertrud.

Die gab er mir zur Beihilf'!
Von weitem her hab' ich die Dirn verschrieben;
Sechs Wochen ist sie hier im Haus, noch aber
Hat er mit keinem Auge sie geseh'n!

Arnold.

So? Nicht?

Gertrud.

Ich muß das Mädchen, denken Sie,
Vor ihm verstecken, nimmer darf sie sich
Vor ihm nur blicken lassen — unter der
Bedingung hat er gnädig mir gestattet,
Die Dirne aufzunehmen.

Arnold.

Sonderbar!

Gertrud.

Man weiß, warum —

Arnold.

Man weiß?

Gertrud.

Man raunt sich's in die Ohren!
(Tritt näher zu ihm.)
Ein jedes junge Weibsbild macht ihm Schrecken!
Da mahnt's ihn an das arme Ding, an dem er
In seinen jungen Jahren sich verschuldet,
Das er verführt, verstoßen, in den Tod gejagt,
Vielleicht wohl gar —

Arnold.

Was nur?

Gertrud.

Hm! Abgemurkst —

Arnold.

Oho! Das wäre!

Dritte Scene.

Vorige. Rüdiger

(kommt aus der Seitenthür rechts im Vordergrund).

Rüdiger.

Gertrud —

Gertrud.

Jesus Christus!

Rüdiger.

Was ist's? Warum erschrickt Sie?

Gertrud.

Weil — — Sie wollen
Wohl Ihre Abend-Promenade machen?
Hier ist der Hut, Herr Rüdiger, der Stock —

Rüdiger.

Schon gut. Geh' Sie.

Gertrud.

Soll ich das Nachtmahl —?

Rüdiger.

Später.

Gertrud.

Hier wär' die letzte Wochenrechnung —

Rüdiger (unwillig).

Morgen!

(bedeutet ihr, zu gehen, setzt sich zum Tisch, nimmt das Modell zur Hand.)

Gertrud.

Mich unterthänigst zu empfehlen —

(Da ihr Rüdiger den Rücken zukehrt, leise zu Arnold.)

Seh'n Sie's,
Wie er bärbeißig ist? Das macht das böse
Gewissen! Ein Verführer ist's, ein Mörder!
Ich bleib' dabei —

(Ab im Hintergrunde links.)

Vierte Scene.

Rüdiger. Arnold.

Rüdiger (der das Modell untersucht hat).

Das ist das neue Schürfwerk?

Arnold (tritt zu ihm).

Mit ober- und mit unterschlächt'gen Rädern,
Dem Kürbel und der Hemmkett', wie's der Herr
Mir angegeben —

Rüdiger.

Gut —

Arnold.

Seid Ihr zufrieden,
Herr Rüdiger?

Rüdiger.

Wie lange dient Ihr mir?

Arnold.

Fünf volle Jahr!

Rüdiger.

So lang'! — Ihr seid mein erster
Werkmeister jetzt, Arnold, ja, mein Factotum,
Mein alter ego fast —

Arnold.

Ihr macht mich stolz, Herr!

Rüdiger.

Warum? Weil Ihr des alten Griesgram Diener,
Leibeig'ner seid?

Arnold.

Ein Knecht! Und wär's! Dem Alten
Vom Berge dient sich's gern.

Rüdiger.

Ja, er bezahlt gut!

Arnold.

Gilt mir nur Lohn und Geld?

Rüdiger.

Den Andern also —

Arnold.

Nein, das ist's nicht! Auch ist's kein Dienst wie and're!
Seit Jahren dankt das Land Euch seinen Aufschwung,
Und tausende von thät'gen Menschen schaffen
Auf Euer mächtiges Geheiß und Beispiel
Im grünen Walde wie im dunkeln Schacht,
Und in der Werkstatt wie auf Wies' und Acker —
Das pflügt und sä't, fällt Bäume, fördert Erz,
Und schmiedet, hämmert, bis das fert'ge Kunstwerk
Sich die Medaille abholt in Paris und London!
D'ran hat ein Jeder Theil, der Euch, dem Herrn
Und Meister, dient, und so in der Gemeinde
Dient Jeder auch sich selber wie dem Ganzen,
Von Eures Geistes Hauche frisch beseelt!

Rüdiger.

Ihr segelt ja mit vollen Winden, Arnold! —
Was steht zu Dienst?

Arnold.

Wie so?

Rüdiger.

Weil Ihr mir schmeichelt!

Arnold.

Gertrud hat recht — Ihr seid ein Menschenhasser!
Lebt wohl!

Rüdiger (steht langsam auf).

Ich thu' den Menschen Gutes! Gelt?

Arnold.

Doch nehmt Ihr's übel, lobt man Euch dafür!

Rüdiger.

Ja, ja! Ich geb' Euch Arbeit, den Arbeitern
Antheil an dem Gewinnste, wie's jetzt Mod' ist,
Tantième, wie man's nennt — ich baue Kranken-
Und Armen-Häuser, Kirchen und dergleichen,
Auch eine Synagoge wird bald noth thun —
Denn manche Juden giebt's, die Bergbau treiben,
Nicht alle speculiren auf der Börse,
Und seinem Gotte will ein Jeder dienen!
Auch Ihr, nicht wahr?

Arnold.

Was fragt Ihr, Herr? Ihr wißt's ja!
Zum neuen Bethaus hab' ich beigetragen.

Rüdiger.

Nun freilich! Ihr seid lutherisch wie Viele!
Und Ihr vertragt Euch mit den Katholiken?
Und sie mit Euch?

Arnold.

Sollen wir's nicht? In Arbeit
Steh'n wir zusamm', ein Jeder frei im Glauben!

Rüdiger.

Das heißt, den Silberbarren Religion,
Ihr prägt ihn um in Kleingeld, Scheidemünze?
Laßt Jedem seinen Groschen, seinen Cultus?
Wer keinen hat, der muß sich denn behelfen,
Den Gläubigen bei seinem Glauben lassen,
Und an des Wissens Krücke weiter humpeln,
(Nimmt Hut und Stock.)
Ich mach' jetzt meinen Abendgang —

Arnold.

Herr —

Rüdiger.

Nun?

Arnold.

Ihr seid so ernst die ganze Zeit, so sinnend —

Rüdiger.

Weil ich d'ran denk', bald Testament zu machen.
Denn wie der melanchol'sche Dichter sagt:
„Der Mensch muß sterben, darum eilen!"

Arnold.

Eile
Mit Weile, lieber Herr! Ihr habt noch weit
Dahin, seid frisch und kräftig —

Rüdiger.

Aber sechzig!

Arnold.

Ist das ein Alter?

Rüdiger.

Ja und nein! Sind Leute,
Die sich mit siebzig noch des Lebens freu'n,
Ich aber war schon alt mit vierundzwanzig.

Arnold.

Alt oder jung! Ihr führt ein reiches Dasein!
Freut Euch der Segen nicht, den Ihr verbreitet?

Rüdiger.

Segen! Ist's doch ein Tropfen nur in's Meer
Des Jammers und des Elends, den ich gieße!
(Legt Hut und Stock wieder bei Seite.)
Ich will Euch etwas sagen, junger Freund!
Es giebt ein wildes Thier, man nennt es Mensch —
Das gilt's zu bändigen und abzurichten
Durch strenge Zucht und Lehr' und harte Arbeit!
Denn unter sich zerfleischen sich die Menschen
Und führen Krieg und beuten sich einander
Durch alle schlimmen Leidenschaften aus!
Der Reiche baut sich Häuser und Paläste,
Der Arme hungert, friert und darbt und stiehlt —
Ich aber wende meinen Reichthum an,
Dem Armen Brod zu geben, Brod und Arbeit,
Ihm einen Herd zu schaffen, menschlich Dasein,
Den Bettler abzuhalten vom Verbrechen,
Auch manche stille Thräne abzutrocknen
Im kleinen Kreis, so weit ich ihn beherrsche —
Ich thu's, um was zu thun, aus Egoismus,
Weil ich die Noth nicht sehen mag, die Klagen
Nicht hören will, die durch die Schöpfung stöhnen!
So schließ' ich mich in diese Felsen ein,
Laß' mich von Euch und meinen Leuten preisen,
Und bin der gute Alte, der vom Berge.

Arnold.

Was wollt Ihr mehr? Und könnt Ihr Allen helfen?
Seid Ihr ein Gott, um jede Noth zu lindern,
Und Schmerz und Krankheit aus der Welt zu schaffen?

Rüdiger.

Ja, und die Menschheit flugs zu bessern, gelt?
Da fing' ich freilich mit mir selber an —

Arnold.

Euch drückt etwas —

Rüdiger.

Meint Ihr?

Arnold.

Herr — lieber Herr —
Ich bin Euch zugethan wie einem Vater!
Wenn Ihr's vermöchtet — (hält inne).

Rüdiger.

Was?

Arnold.

Mir zu vertrau'n,
Das Herz mir aufzuschließen, Euern Kummer
In Worten, die erleichtern, auszusprechen!

Rüdiger.

Mein Kummer ist — daß ich geworden bin!

Arnold.

Nein, sprecht im Ernst —

Rüdiger.

Wer sagt Dir, daß ich scherze? —
Wozu denn bin ich, und bist Du, wir Alle?
Was geht die Sonne auf und wieder unter?
Wofür entsteh' ich, Mann, wenn ich vergeh'n muß?

Arnold.

Den lieben Herrgott fragt, der mich geschaffen,
Und dem ich dankbar bin dafür.

Rüdiger.

Ich nicht!

Arnold.

Das ist denn freilich schlimm —

Rüdiger.
Was?
Arnold.
Nun, ich meine —
Gott ist es, der Euch fehlt!
Rüdiger.
Lehr' mich ihn finden!
Die alten Weisen suchten ihn vergebens,
Und selbst die grauen Kirchenväter dort,
Sie zanken sich um seine Wesenheit
Und werfen sich den Ketzer an die Köpfe!
Arnold.
So glaubt Ihr nicht an Gott?
Rüdiger.
Ich glaub' an gar Nichts!
Arnold.
Doch an die schöne Welt, der Ihr ein Theil seid?
Rüdiger.
Ein schlechter Theil, mein Sohn! Ein Mensch! —
O könnt' ich
Mein armes Ich erweitern, könnt' zerfließen
In Meeres Welle wie in Himmels Blau
Und reine Sonnengluth, ich mich verfesten
Zu Urfels und Granit! Den todten Stein
Beneid' ich wie die Blumen und die Kräuter,
Denn sie empfinden, denken, leiden nicht!
Arnold.
Und freu'n sich nicht und haben keine Seele!
Rüdiger.
Was hilft Dir Deine Seele, die gebunden
An Deines Leibes flüchtige Atome,
Mit ihnen wieder schwindet und verweht?
Mocht' ich um diesen Preis geschaffen werden?
Arnold.
So fürchtet Ihr den Tod?
Rüdiger.
Nein. Ich erwart' ihn.
(Anfangs mit Ironie.)
Was nennst Du Tod? Was Leben? Alles lebt!
Im Leichnam selber eine Welt von Leben!
Nichts stirbt von alle dem Gewordenen,
Es wechselt nur die Form und die Gestalt,
Doch der Atome keins verweht in's Nichts,
Sie kräuseln fort in ewiger Bewegung,
Sie waren und sie sind und werden sein
Fortdauernd wie der grenzenlose Aether —
Doch was der Erd' entwuchs, das kehrt zur
Erde. —
Der Mensch nun freilich möcht' gern immer leben
Als Mensch und als besond'res Ich! Unsterblich
Wär' gern der Peter wie der Paul — sie sind's
auch!
Die Menschheit ist der Mensch, der ewig lebt,
Und ewig lernt und irrt und niemals stirbt.
Die Schöpfung aber, die sich selbst zerstört,
Ist's nicht ein ewig Sterben! Und wofür?
Wofür bekämpft sich alles Lebende,
Zerfleischt der Tiger und der Wolf die Lämmer,
Zerpflückt der Adler, dem die Schlange droht,
Das Täubchen in der Luft, das ängstlich flattert,
Und, wenn dem übermächt'gen Feind entschlüpft,
Mit gier'gem Aug' das arme Würmchen aufpickt!
Wozu seit tausenden von Jahren kriechen
Die Würmer und die Menschen nur herum?
Die Männer und die Weiber —
Arnold.
Die Ihr haßt!
Rüdiger.
Haß? Nein. Verachtung etwa! Das genügt.
Das Weib ist eine Ab-Art nur vom Menschen.
Die Weiber taugen nichts, die Männer wenig!
Ging's nach Verdienst, wer bliebe ungehangen?
Arnold.
Ihr macht Euch schlimmer, als Ihr seid, uns Alle!
Wer Gutes thut, wie Ihr, und wer das Gute
Erkennt, wie ich, der ist nicht von den schlimmsten!
Auch brave Frau'n und Mädchen giebt's — zum
Beispiel
Die Dirne, die Ihr jüngst in's Haus genommen —
Rüdiger.
Ich nicht. Die Gertrud, die's bequem sich macht.
(Sieht ihn an.)
Die Dirn' ist also brav?
Arnold.
Ein wahrer Schatz im Haus,
Vom frühen Morgen thätig bis zum Abend,
Und immer munter, frisch und frohen Muths —
Rüdiger.
Auch hübsch, nicht wahr?
Arnold.
Und sittsam und bescheiden.
Rüdiger.
Ihr seid nicht gar so jung?
Arnold.
Nächst sechsunddreißig.
Rüdiger.
So, so! — Und sie gefällt Euch?
Arnold.
Die Marie?
Rüdiger.
Die Magd!
Arnold.
Magd oder Fräulein! Schön ist schön,
Und gut ist gut.
Rüdiger.
Und Weib ist Weib. — Genug.
(Nimmt wieder Hut und Stock.)
Ich mache meinen Abendgang (hält inne).

Hört Arnold!
Ich bin Euch gut — Ein's aber merkt: ich will nicht,
Daß Einer meiner Leute sich beweibe —

Arnold (wie betroffen).
Wer denkt daran?

Rüdiger.
Ich möcht's Euch auch nicht rathen,
Sonst wären wir geschied'ne Leut'. — Kein Weib!
Kein lächelnd Weib, kein listig-schlaues Weib!
Der Stier hat Hörner und das Weib sein Lächeln,
Sein Locken und sein Schmeicheln — Teufels Künste!
Kein schönes Weib! Die Schönheit ist nur Köder,
Und beißt Ihr an, Ihr zappelt Euch zu Tode! —
Geschied'ne Leut'! Merkt's Euch. Kein Weib! — Adies —

(Ab durch die Mitte und über die Hügel.)

Fünfte Scene.

Arnold allein. Dann **Marie.**

Arnold (allein).
Geschied'ne Leut'! — Ein eig'ner Mann! — Er will nicht,
Daß Einer seiner Leute sich beweibe! —
Hm! Will ich's denn? Und wenn ich's wollt', wer hindert's? —
Bei Gott, die Kleine hat mir's angethan,
Und wollt' ich einen eig'nen Herd mir gründen,
Wär's hohe Zeit und keine wählt' ich lieber! —
Soll ich mich ewig in der Einsamkeit
Vergraben, dieses brumm'gen Graubarts wegen? —
Geschied'ne Leut'! — Und wär's! Bin ich Dein Sklave, Alter?
Die Welt ist groß und weit, und frischer Muth
Bringt sich wohl allenthalben fort!

Marie (kommt).
Herr Arnold —

Arnold (ihr entgegen).
Marie —

Marie.
Der Herr ist fort?

Arnold.
Ja, just. — Was bringen Sie da?

Marie.
Das hübsche Buch, das Sie mir liehen.

Arnold.
Sie haben's durchgelesen?

Marie.
Bis zu Ende!
Doch stockt' ich hie und da, ich hab' die Stellen,
Die ich nicht gleich begriff, mir eingebogen.

Arnold.
Wo denn? Wenn ich's erklären kann —

Marie.
Jetzt nicht!
Jetzt hätt' ich eine Bitte —

Arnold.
Nun, Mariechen?

Marie.
Der Herr will mich nicht seh'n, das kränkt mich schwer —

Arnold.
Der Mann ist eigen, wissen Sie —

Marie.
Er haßt mich!
Warum? Er kennt mich nicht!

Arnold (in ihrem Anblick).
Wenn er Sie kennte —

Marie.
Er soll mich kennen lernen, ja er muß!
Ich habe was für ihn — ihm was zu sagen —
Mit Ihnen ist er gut, wenn Sie ihn bäten,
Mich anzuhören —

Arnold.
Gern, recht gern! Nur heut' nicht.
Heut' ist er ganz besonders unwirsch —

Marie.
Wirklich?
Ich aber fänd' ihn gern in guter Laune —

Arnold.
Hört' er Sie erst, es müßt' ihn fröhlich machen.
Hört' er Sie lachen, trällern bei der Arbeit,
Und säh' er Sie! Das rosig-helle Antlitz,
Die Augen, die so frisch in's Leben schau'n —

Marie.
Ich bin gesund, schmeckt Essen mir wie Arbeit.
Was will die arme Waise mehr?

Arnold.
Verwaist?
Das bin ich auch!

Marie.
Ein Mann! Das ist ein And'res.
Doch wenn man so gepudelt wird als Dienstbot'
Von Haus zu Haus, von Herrn zu Herrn — und schlimmer:
Von Frau zu Frau, und Kinder sind das Aergste —

Arnold.
Die sind bei uns nicht zu besorgen, mein' ich!

Marie (lacht).
Wo kämen sie auch her? Ein Männerkloster
Ist die Fabrik der schmiedenden Cyklopen,
Und wer an Heirath denkt, verliert den Dienst —

Arnold.
Sie wissen das?

Marie.

Frau Gertrud sagte mir's,
Und Vieles noch, wovon ich wenig glaube. —
Der Herr ist gut, daß laß' ich mir nicht nehmen.

Arnold.

Käm' er nur gleich und hörte Sie so schwatzen —

Marie.

Ich spräch' ihn gern! Sie sagen's ihm?

Arnold.

Wer könnte
So süßer Bitte widersteh'n?

Marie.

Und heut' noch?

Arnold.

Auf die Gefahr, daß er mich tüchtig anschnauzt!

Marie.

Sei's mir zu lieb, Herr Arnold!

Arnold.

Lassen Sie
Den „Herrn" nur weg, sonst muß ich Fräulein sagen —

Marie (lacht).

Fräulein Marie! Das klänge mir!

Arnold.

D'rum eben!
Wir sind in Einem Haus, in Einem Dienst,
Bei seines Gleichen braucht's nicht Etiquette.

Marie.

Ja, wenn ich Ihres Gleichen wär' —

Arnold.

Sie sind's auch nicht!
Denn Sie sind jung und schön, ich alt, so alt!
Achtzehn — und sechsunddreißig!

Marie.

Ist das alt?

Arnold.

Für einen Junggesellen ist's das Grenzjahr.

Marie.

Hier gibt's ja nichts als Junggesellen! Alte
Wie junge —

Arnold (schnalzt mit den Fingern).

Ein Gedanke!

Marie.

Nun?

Arnold.

Ich sage
Dem Herrn, daß ich — (hält inne).

Marie.

Daß Sie —?

Arnold.

Daß ich Mariechen
Im Stillen mir zum Bräutchen auserlesen —

Marie.

Dann jagt er Sie davon!

Arnold.

Nicht doch! Dann wird er
Sie sprechen wollen —

Marie.

Um mich auszuschelten,
Weil ich den besten Werkmann ihm entführe! —
Nein, das ist nichts! Ich will ihn guter Laune —
Auch darf man nicht mit Braut und Brautschaft spaßen.

Arnold.

Je nun, da gäb's ein Mittel!

Marie.

Welches?

Arnold.

Machen
Wir Ernst!

Marie.

Herr Arnold —

Arnold.

Ohne „Herr", ich bitte! —
Bei Gott, Marie, seit Sie im Hause walten,
Bekam die Einsamkeit, die oft mich drückt,
Mir neues Leben, frischen Glanz und Schimmer,
Und leichter geht die Arbeit von der Hand mir,
Seit mir ein Feierabend wird — mit Ihnen!

Marie.

Das heißt, Sie plagen sich mit mir, Sie unterrichten
Ein arm unwissend Ding —

Arnold.

Gelehrig auch!

Marie.

Und dankbar für die Müh', die Sie sich geben —

Arnold.

Sie sind verwaist, sind vater-, mutterlos
Wie ich — d'rum gilt's, daß wir zusammen halten.
Hier oder dort!

Marie.

Hier oder dort?

Arnold.

Sind wir
Gebunden an den Alten da vom Berge?
Der sich die Weiber haßt, die Männer ausnützt?
Er wär' im Stand' mich wirklich weg zu jagen,
Wenn ich ein Mädchen mir erkür' —

Marie.

Nun also —

Arnold.

D'rum also fort! Die Welt ist groß und weit
Ich habe Kopf und Arme — doch ein Herz auch,
Und längst sehnt mein Gemüth sich nach dem Weibe.
Mädchen, hast Du den Muth und fühlst Du etwas
Wie Liebe zu dem alten Junggesellen,
So bin ich Dir zu eigen!

Marie.
Arnold —
Arnold.
Schreckt's Dich?
Marie.
Verdien' ich's denn? Sie wollten —?
Arnold.
Dich, nur Dich!
Marie.
Sie wissen längst, wie sehr ich Sie verehre
Als meinen Lehrer, meinen Freund — doch soll ich
Aus Ihrer guten Stellung Sie vertreiben?
Arnold.
Das ist die Frage nicht! Ob Du mich liebst —
Ob Du den Muth hast, Mädchen, sei's, wo immer,
Das Loos, das ich Dir bieten kann, zu theilen?
Marie.
Den Muth? Den hätt' ich wohl —
Arnold.
Doch nicht die Liebe?
Marie.
Wer Muth hat —
Arnold.
Der hat Alles! Also ja?
Marie.
Mir schwindelt's! Ist's denn möglich? Ist's denn wirklich?
Arnold.
Ja also? — Deine Hand!
Marie.
Von ganzem Herzen!
Arnold.
Und so den Brautkuß drück' ich Dir auf Deinen
Jungfräulich süßen Mund —

Sechste Scene.

Vorige. Gertrud (mit Tischgeräth).

Gertrud (erstarrt, da sie die Gruppe gewahrt).
Herr Je —
Marie.
Frau Gertrud —
Gertrud.
Nun, nun, genirt Euch nicht!
Arnold.
Sie ist mein Bräutchen!
Gertrud.
Nur gleich? Das wird den Alten freu'n! Das giebt Euch
Ein Donnerwetter, Kinder! — Na, ich wasch' mir
Die Hände, deck' ihm flugs den Tisch für's Nachtmahl,
Und schleiche mich davon. — Bald Sonnenuntergang!
Gleich wird er kommen —
Marie.
Arnold —
Arnold.
Nun, mein Liebchen?
Marie.
Habt Ihr's bedacht? Er wird Euch zürnen!
Arnold.
Mag er!
Du aber sollst ihn sprechen, heute noch —
Gertrud.
Ich glaub', da kommt der Herr schon über'n Hügel!
Marie.
Er kommt —
Arnold.
Sei ohne Furcht!
Gertrud.
Fort, Kind, nur fort!
Du seine Braut! Gott gnad' uns Allen — komm nur!
(Ab mit Marie.)

Siebente Scene.

Arnold allein. Dann Rüdiger.

Arnold (allein).
Wie bring' ich's ihm nur bei?
Rüdiger (kommt über den Hügel, betrachtet die untergehende Sonne).
Arnold.
Er kommt! Mir pocht das Herz —
Rüdiger (tritt langsam ein).
Die Sonn' geht unter bald.
Arnold (nimmt ihm Hut und Stock ab).
Und wieder auf, Gottlob!
Rüdiger.
Der ewige Kreislauf — (setzt sich).
Arnold.
Wollt Ihr Euer Nachtmahl?
Rüdiger.
's hat Zeit —
Arnold (tritt zu ihm).
Seid Ihr jetzt beff'rer Laune, Herr?
Rüdiger.
Warum?
Arnold.
Ich hätt' Euch etwas mitzutheilen —
Rüdiger.
Und so ich Dir, mein Sohn —
Arnold.
Ihr, lieber Herr?
Rüdiger.
Ich hatte Dich gewarnt —
Arnold.
Mich?

Rüdiger.
Vor den Weibern!
Arnold.
Ja, das —
Rüdiger.
D'rum dacht' ich d'rüber nach, d'rum ging's mir
Im Kopf herum —
Arnold.
Was nur?
Rüdiger.
Wie übel mir
So Eine mitgespielt! Nimm Dir ein Beispiel.
Du wolltest ja erfahren, was mich drückt —
Arnold.
Aus Neugier nicht, weiß Gott! Das schwere Herz
Möcht' ich Euch leichter machen.
Rüdiger.
Mach' mich jung! —
Doch nein! Was hälf's? Das wär' nur neue
Täuschung!
Ich war ja jung und möcht's nicht wieder sein. —
Ich bin in Noth und Elend aufgewachsen;
Im Vaterhause gab's nur Hunger, Zank und
Schläge,
Und Weib und Kind, sie hatten viel zu dulden.
Der harte Vater, die bedrückte Mutter,
Sie gaben das Product: den tristen Sohn!
Die Leute schwatzten von Familienfreuden —
Die Eine kannt' ich nur: mich manchmal satt
zu essen.
Mit fünfzehn Jahren war ich eine Waise —
Arnold.
So ging es Euch wie mir!
Rüdiger (fährt auf).
Wie Dir? So starb Dein Vater
Im Zuchthaus? Sage, hat sich Deine Mutter
Vergiftet?
Arnold.
Lieber Gott —
Rüdiger.
Das wirkt nicht eben
Wohlthätig auf den Sohn, Du magst Dir's denken!
Die Leute gingen scheu mir aus dem Wege,
Versteckt und einsam schleppt' ich meine Tage,
Die nächsten zwanzig Jahr' in harter Arbeit.
Doch auch des Wissens Drang verzehrte mich,
Und von den Menschen flüchtet' ich zum Buche,
Das Jedem offen steht und Keinen täuscht,
Der treu und ehrlich Lehre sucht, d'rum findet.
So saß ich manche Nacht im traulichen
Verkehr mit edlen Geistern aller Zeiten,
Versuchte ihren Sinn heraus zu grübeln,
Und ward ein fleiß'ger Schüler — ohne Schule,
Nach eig'nem Trieb, man nennt's Autodidakt. —
Da aber kam's — fast schäm' ich mich — (hält inne).

Arnold.
Was kam, Herr?
Rüdiger.
Nimm Dir's zur Lehr'! Die Thorheit, Mensch,
der Unsinn!
Da fiel das Uebel, das Ihr Liebe nennt,
Mich spät an, aber schwer — vielleicht weil
spät. —
Kennst Du das art'ge Stück von Kotzebue?
Heißt: „Menschenhaß und Reue!" — Saub'res
Kunstwerk!
Durch Weiberthränen und durch Kinderquaken
Wird da ein Misanthrop, ein Tropf, ein Hahnrei,
Versöhnt mit seinem Weib, das ihn geschändet!
Ich war kein solcher Tropf —
Arnold.
Wart Ihr denn —?
Rüdiger.
Was?
Arnold.
Je eines Weibes Mann?
Rüdiger.
Nein. Nur ihr Narr. —
Ein armes Mädchen kam in unſ're Werkstatt,
Das Ding war abgehungert, aber schön;
Ich gab ihr Essen, Kleider, Obdach, Arbeit —
Flink war sie, leichten Sinn's, des früher'n Elends
Vergaß sie bald und lacht' und sang durch's
Haus —
Arnold.
Wie die Marie!
Rüdiger.
Marie?
Arnold.
Das ist die neue Magd!
Rüdiger.
So? —
(fährt fort.)
Mir war sie dankbar, nannt' mich ihren Vater —
Das wurmte mich, den Vierziger, um den sich
Die Mädchen in der Runde rings bemühten,
Denn ich war nahe d'ran, mein Glück zu machen;
D'rum mein Familien-Unglück schier verzieh'n.
Die Dirne aber schien um meinen Wohlstand
Sich nichts zu kümmern — und just das gefiel
mir,
Noch mehr ihr braunes Haar und ihre Augen —
Kurz — lach' nicht — ich ward liebestoll!
Arnold.
Begreif's ja!
Rüdiger.
Das Mädchen hatte früher einen Liebsten,
Das wußt' ich, denn sie selbst vertraut' es mir
Und weinte sich die blauen Aeuglein roth,

Als man den Burschen zum Soldaten nahm
Und ihn nach Welschland in den Feldzug schickte;
Leichtsinnig aber, wie die Weiber sind,
Vergaß sie bald ihr Leid und sang und lachte wieder.
Ich aber ward verliebter jeden Tag,
Und sie — glaub's oder nicht — sie kokettirte
Zuletzt mit mir, wie um mich toll zu machen!
Und so — (hält inne).

Arnold.

Und so?

Rüdiger (steht rasch auf).

Und so ward ich ihr Narr!
(geht herum.)

Arnold.

Versteh' —

Rüdiger (tritt zu ihm).

Nein, nichts verstehst Du? Warst Du Vater?
Hat Deines Kindes Aug' Dich angelächelt?

Arnold.

Noch nicht bisher. — Euch aber?

Rüdiger (kurz).

Ja —

Arnold.

Und Ihr machtet
Die Mutter nicht zu Euerm Weibe, Herr?

Rüdiger.

Das Kind lag in der Wieg' und ich mußt' fort,
Weit über's Meer, auf Jahr und Tag und länger.
Erst nach der Heimkehr — (hält inne).

Arnold.

Wolltet Ihr sie frei'n?

Rüdiger.

Wenn als gemachter Mann ich wiederkehrte.
Doch eh' ich wieder kam — errräthst Du's nicht?
Da kam der Bursch, der Liebste, der Soldat —

Arnold.

Und sie —

Rüdiger.

Ging durch mit ihm und in die weite Welt! —
Jetzt magst Du lachen! Lachen, wie ich selber —

Arnold.

Und Euer Kind?

Rüdiger.

Gestorben war's, am Scharlach —
So schrieb sie mir und bat mich um Verzeihung.
Sie sei nun ihres Jugendliebsten Hausfrau —

Arnold.

Das Kind gestorben! Armer Vater!

Rüdiger.

Pah! Warum?
War's doch des Weibes Kind!

Arnold.

Nicht auch das Eure?

Rüdiger (heftig).

Nein!
Es ging aus einem schuld'gen Schooß hervor!

Arnold.

Die Frau ward schuldig erst, als sie die Unschuld
Zur Welt gebracht!

Rüdiger (hart).

So muß die Unschuld büßen
Für fremde Schuld — das geht so in der Welt!
Schlecht, alles schlecht! Erbsünde, mein' ich, nennt man's —

Arnold.

Und Euer — — jenes Weib?

Rüdiger.

Sie ward sein Weib.
Nichts weiß ich mehr von ihr und ihrem Schicksal —
Sie ist wohl längst gestorben und verdorben!

Arnold.

Ihr nahmt's Euch schwer zu Herzen? Haßt die Weiber
Seitdem?

Rüdiger.

Die Weiber nur?

Arnold.

Die Menschen? Alle?
Giebt's nicht auch gute? Schwache, die man bessert?

Rüdiger.

Ich treibe Pferdezucht, Ihr wißt, auch Schafzucht —
Zum Menschenzüchter bin ich nicht berufen. —
Ihr wißt nun g'nug von meinem Menschen-Elend,
Wie's mich von Kindesbeinen an verfolgte —
Und so — nehmt Euch ein Beispiel, laßt die Weiber. —
Schickt mir mein Abendbrod (setzt sich).

Arnold.

Durch wen?

Rüdiger.

Die Gertrud.
Wer sonst?

Arnold.

Die neue Magd darf nicht —?

Rüdiger.

Ich mag nichts Neues!

Arnold.

Wie Ihr befehlt. (Im Abgehen.)
Ich schick' ihm die Marie.
Wird er sie fressen? Pah — (ab).

Achte Scene.

Rüdiger allein. Dann Arnold. Marie.

Rüdiger (allein).

Man sagt, das Herz wird leichter,
Spricht man sich aus — ich spüre keine Lind'rung.
(Zieht ein Fläschchen hervor, betrachtet es.)

Das wär' wohl eine, wär' die beste! Nicht sein
Ist allem Dasein vorzuzieh'n Ein Tropfen
Von diesem Naß und man hat ausgelitten. —
(Legt das Fläschchen bei Seite.)
Hat man? Vielleicht auch nicht. Die mächtige Willkür,
Die mich in's Leben rief, kann mich, wer weiß,
Zu einem zweiten, schlimmern Dasein sparen!
Aengstliche Leute taufen es: die Hölle. —
Hölle und Himmel! Gott! Wo ist er, wo?
Als Kind sah ich den Güt'gen, All-Erbarmer,
Den Greis mit weißem Bart in Wolken schweben;
Nun bin ich selbst ein Greis und glaubte gern
An's Göttliche, doch ist es mir entschwunden. —
Wie gerne rief' ich aus: Ich glaub' an Gott!
(Bleibt in sich gekehrt.)

Marie (mit Speisen). Arnold (folgt ihr).

Marie.
Arnold, ich zitt're —

Arnold.
Muth, mein Kind! Stell' ihm
Die Speisen hin, ich bleibe in der Nähe. — (ab.)

Neunte Scene.

Marie. Rüdiger.

Marie (stellt die Speisen auf, furchtsam).
Ich bitte, lieber Herr —

Rüdiger (fährt auf).
Was ist —? Ja so! Das Essen —

Marie.
Laßt es Euch schmecken, Herr —

Rüdiger (schaut auf).
Wer spricht? Wer bist Du?

Marie.
Die neue Magd —

Rüdiger.
Was soll's? Ich will die Gertrud —

Marie.
Madame hat sich den Fuß verstaucht —

Rüdiger.
So geh'!

Marie.
D'rum schickt sie mich statt ihrer —

Rüdiger.
Geh' nur, geh'!
(Setzt sich zum Essen zurecht.)

Marie.
Ihr seht mich gar nicht an —

Rüdiger.
Du bist noch da?

Marie.
Ich hätte eine Bitte, lieber Herr —

Rüdiger.
Sag's der Madame — (ißt).

Marie.
'S ist aber was Geheimes —

Rüdiger (hält inne).
Ho! zwischen mir und Dir?

Marie.
Und einer dritten —

Rüdiger.
Was? Noch ein Weib?

Marie.
'S ist meine arme Mutter,
Die ich vor Jahr und Tag verlor, im fremden Land —

Rüdiger.
Was geht's mich an? Was schiert mich Deine Mutter?

Marie.
Nun, weil sie mir von Euch erzählt —

Rüdiger.
Von mir?

Marie.
Wie gut Ihr seid, wohlthätig für die Armen!
Klingt Euer Name doch weit in die Fremde —

Rüdiger.
Kommst Du um Geld? Da, nimm —

Marie.
Nein, Herr! Nicht also!
Der Zufall brachte mich in Euer Haus,
Doch wenn mich die Madame nicht angeworben,
So hätt' ich Euch wohl selber aufgesucht —

Rüdiger.
Du? Mich?

Marie.
Wie mir die Mutter anbefohlen —

Rüdiger.
Immer die Mutter! Kannt' sie mich? Wer war sie?

Marie.
Ein armes Weib, Herr, und seit Jahren Wittwe,
Denn Vater Werner war schon längst gestorben,
Ich war ein kleines Mädchen, kannt' ihn wenig —

Rüdiger.
So bist Du doppelt Waise?

Marie.
Wie Ihr sagt.
Doch hat die Mutter mich zum Fleiß erzogen,
Und Eurer Wirthschaft — fragt nur die Madame —
Und Eurem Hause will ich Ehre machen.

Rüdiger (fixirt sie).
Freut mich.
Ein wenig liebeln auch daneben?

Marie.
Herr, ich versteh' Euch nicht —

Rüdiger.
Und wirst doch roth? —
Der Arnold, mein' ich, nannte Deinen Namen.
Marie! Nicht wahr?

Marie.
Der Arnold? — Ja, Marie.

Rüdiger (wie ärgerlich).
Ein hübsches Ding! (steht auf).
Auch flink im Dienst?

Marie.
Das bin ich!

Rüdiger.
Und sonst noch flink? — (drohend.)
Wenn Du mir meinen Werkmann
Verführst, jag' Dich mit Schimpf ich aus dem Hause!

Marie.
Herr, lieber Herr —

Rüdiger (heftig).
Mit Schimpf und Schande, daß Du's weißt!

Zehnte Scene.

Vorige. Arnold.

Arnold.
So jagt nur mich gleich mit!

Marie.
Arnold —

Rüdiger.
Du hast gehorcht?

Arnold (nimmt Marie an der Hand).
Herr, sie ist meine Braut, ich bin ihr Schützer!

Rüdiger.
So schnürt nur Beide Euer Bündel! Fort!

Arnold.
Gut. Komm', Marie.

Marie.
Nein, nein —

Rüdiger.
Fort Beide, sag' ich!
Verliebte unter meinem Dach? Das wär mir!

Marie.
Ein Wort nur —

Rüdiger.
Nichts!

Arnold.
Laß doch den Wüthrich! Komm'!

Marie.
Lest erst den Brief —

Rüdiger.
Was, Brief!

Marie.
Von meiner Mutter!
Sie schrieb ihn auf dem Sterbebett, beschwor mich,
In Eure Hände ihn zu übergeben.

Rüdiger.
Ein Brief! An mich? — 'S ist ohne Aufschrift —

Marie.
Lest nur!
Die Mutter schrieb ihn mit den letzten Kräften!
Sie würd' im Grab nicht Ruhe finden, käme
Das nicht in Eure Hand.

Rüdiger.
Im Grab nicht Ruhe?
Das sind so Redensarten! — Gieb. — Wie hieß
Nur Deine Mutter?

Marie.
So wie ich. Marie.
Und Werner war mein Vater, Handwerksmann,
Arm, aber brav —

Rüdiger.
Was kümmert mich Dein Vater!
Mich Deine Mutter, Deine ganze Sippschaft!
Macht fort! Schnürt Euer Bündel, damit holla!

Marie.
Ihr lest den Brief?

Rüdiger.
Ja doch! Wenn ich allein bin —

Arnold.
Komm' nur, Marie! Du bist und bleibst die Meine!

Marie (zögernd).
Auch wenn's der Herr nicht will?

Arnold (zieht sie fort.)
Ich bin mein eig'ner Herr!
(Beide ab.)

Elfte Scene.

Rüdiger (allein, sieht Beiden nach).
Bist Du? — Und — „wenn's der Herr nicht will?" — Sie will mich ködern!
Der Mann ist undankbar und grob, das Weib ist schlau. —
Ein Brief! Ein Bettelbrief! Nun ja! Was sonst?
Dem Weibe kam mein gutes Herz zu Ohren,
Und d'rum empfiehlt sie mir das Töchterlein,
Und rück' ich aus, dann hat sie Ruh' im Grab!
Zum Henker, diese Alte-Weiber-Floskeln!
(Oeffnet den Brief.)
Was für Gekritzel! Was für Krähenfüße!
Die letzten Kräfte! Freilich, da begreift sich's. —
Was schreibt sie nur? Ist mir die Schrift bekannt?
(Liest).
„Verzeihung!" — Wem? (blickt nach der Unterschrift.)
„Deine Marie im Sterben" —
Meine Marie? Sie schreibt?
(Liest rasch von vorne, scheint bewegt, nach der Pause.)
Sie hat gebüßt. — Nicht mehr

Als sie's verdient! — Der Mann gestorben. — Hätt'st Du
Auf mich gewartet! Ich leb' noch. (Blickt wieder in den Brief.)
„Das Kind" —
Nun ja, ich weiß, am Scharlach ist's gestorben! —
(Wie oben.)
Nein! Was? Das Kind genas? Und sie verhehlte mir's?
(Wie oben.)
Sie konnte sich nicht trennen von dem Mädchen? —
Ei so behalt's! Was frag' ich nach dem Balge!
(Zerknittert den Brief, wirft ihn auf den Tisch, geht auf und ab, hält dann inne.)
Balg? — Ja! Ihr Kind! — Doch auch das meine! — Lebt's noch?
Marie! Sie ist's — (sinkt in den Sessel).
Was nun? — Mit sechzig Jahren werd' ich Vater —
Und achtzehn Jahre hat sie mir's verschwiegen.
(Steht auf.)
Sie schickt mir meine Tochter, ihr Vermächtniß. —
Hm! Wär's nicht ihre Tochter, nähm' ich's an. —
So hab' ich eine Tochter! 'S ist doch eigen —

Zwölfte Scene.

Rüdiger. Arnold.

Arnold.
Herr Rüdiger —
Rüdiger.
Was giebt's?
Arnold.
Mein Bündel ist geschnürt —
Rüdiger.
So geht zum Teufel in die Höll' mein'twegen!
(Geht herum.)
Arnold.
Mit einem Engel, der Marie! Adieu —
Rüdiger.
Halt! Die Marie? Ihr nehmt sie gleich mit Euch?
Arnold.
Da Ihr sie fortjagt, in die Welt hinausstoßt —
(Zum gehen gewendet.)
Rüdiger (für sich).
D'rum geht sie durch! Ganz wie die Mutter! Halt!
Ich will die Dirn' erst sprechen — ohne Euch!
Arnold.
Ich schick' sie her — nur bitt' ich: artig, Herr,
Und nicht mein Bräutchen wieder angeschnauzt!
Sie hat ein fein Gemüth, will gut behandelt sein —
(ab).

Dreizehnte Scene.

Rüdiger (allein). Dann Marie.

Rüdiger (allein).
Ein fein Gemüth? — Hm! Hat sie's von der Mutter? —
Vom Vater auch nicht! — Gut behandelt? Beiß' ich
Sie denn? — Hübsch ist die Dirn'. Der Mutter ähnlich.
Will's hoffen, nur von außen. — Still! Da kommt sie —
Marie (kommt).
Ihr habt befohlen, Herr —
Rüdiger.
Tritt näher, schleich' nicht so! —
Sieh' mir in's Aug'! Hast Du ein bös Gewissen?
Weißt Du, was in dem Briefe steht?
Marie.
Kein Wort, Herr!
Rüdiger.
Nicht? So? — Du warst der Mutter einzig Kind?
Marie.
Ich hatt' ein Brüderchen, fünf Jahre zählt ich,
Da kam's zur Welt, erst nach des Vaters Tode —
Doch lebt's nicht lang! Kaum über's Jahr. Da ward's
Ein Engelchen!
Rüdiger (ironisch).
Mit Flügeln?
Marie (entrüstet).
Spottet Ihr?
Rüdiger.
Verzeih'! — Und Deine Mutter?
Marie.
Weinte, weinte —
Ich weinte mit. Sie schloß mich in die Arme:
„Nun hab' ich Dich, sonst nichts!" — Es war recht traurig —
(Wischt die Augen.)
Rüdiger (für sich).
Nein, sie ist anders als die Mutter! — Ihr wart
Wohl arm?
Marie.
Recht. Sehr. Wir nähten um die Wette
Rüdiger.
Für Geld?
Marie.
Was sonst? — Verwaist trat ich in Dienst,
So kam ich bis zu Euch.
Rüdiger.
Und willst nicht bleiben?
Marie.
Das heißt —
Rüdiger.
Nicht ohne den dort? Was? Doch geht's nicht!
Die Mutter hat Dich mir empfohlen, hat mich —
Zu Deinem Vormund aufgestellt.
Marie.
Steht das
Im Brief?

Rüdiger.

Das und noch mehr. Du sollst mir folgen,
Sollst Dich nach meinem Willen fügen, Mädchen,
Sollst mich, den alten Mann, auch warten, pflegen —

Marie.

Das will ich gern!

Rüdiger.

Gewiß? Bis an mein Ende?

Marie.

Will's Gott, das ist noch fern!

Rüdiger.

Wer weiß?

Marie.

Die Menschen
Brauchen Euch ja!

Rüdiger.

Ich aber brauch' sie nicht!

Marie.

Sagt das nicht, Herr! Denn seid Ihr auch der Meister,
Und habt den Geist, den Sinn, der Alles angiebt,
So braucht Ihr doch der Andern guten Willen,
Fleiß, Neigung und die tücht'gen Arbeitshände,
Um auszuführen Euer Werk.

Rüdiger.

Das wohl —

Marie.

Dafür seid Ihr gepriesen allenthalben,
Verehrt, geliebt —

Rüdiger.

Liebst Du mich auch?

Marie.

Von weitem —

Rüdiger.

So? In der Nähe nicht?

Marie.

Durft' ich Euch nah'n bis jetzt?
Den Namen Rüdiger, ich kenn' ihn längst,
Seit mir die Mutter preisend ihn genannt,
Den Mann erst jetzt, erst heut'!

Rüdiger.

Den Greis, mein Kind!

Marie.

Ehrwürdig, wie ich mir ihn vorgestellt!
Denn als ich kam in diese Einsamkeit,
Die hohen Berge mir die Brust beengten,
Da lachten mich die Leute aus — „Lern' erst den Alten
Vom Berge kennen," — hieß es, — „unsern Vater!"

Rüdiger.

Vater —

Marie.

Das seid Ihr auch! der Vater Aller!

Rüdiger.

Der Vater Aller ist so gut wie keiner!

Marie.

Herr, ich versteh' Euch nicht! Fragt doch den Arnold —
Nein, fragt den Letzten, der geringsten Dienst thut,
Die Kranken fragt, die Armen und die Waisen,
Fragt Jeden, dem Ihr wohlthut, Vater seid —

Rüdiger.

Vater! Ja, wenn ich's wär'! Wenn ich ein Kind hätt'! —
Gesetzt, Du wärst's —

Marie.

Ich? Eure Magd?

Rüdiger.

Die mich
Nach Deiner Mutter Auftrag pflegen soll.

Marie.

Bei Gott, ich will's! Mit aller Treu und Sorgfalt —

Rüdiger.

Wirklich? Und ohne den?

Marie.

Ihr schickt ihn fort?

Rüdiger.

Du liebst ihn wohl von Herzen?

Marie.

Ihn und Euch!
Schickt ihn nicht fort, Herr! Laßt uns Beid' Euch pflegen!
Weiß Gott, Ihr findet keine treuer'n Seelen —

Rüdiger.

Du schmeichelst süß! Wie Deine Mutter einst —

Marie (wird aufmerksam).

Wie meine Mutter? Die Ihr kanntet? Sagt doch!

Rüdiger (ohne zu antworten, halb für sich).

Nein, nein! Es ist ein ander Blut in ihr,
Ein besser Blut, ein edleres! Ist's meines? —
Mein Kind —

Marie.

Mein Herr —

Rüdiger.

Sag' Vater!

Marie.

Darf ich? Vater!

Rüdiger.

Gott, Gott! Wie klingt das süß! — Ruf' mir den Arnold —

Marie.

Arnold! Arnold!

Vierzehnte Scene.

Vorige. Arnold.

Arnold.

Da bin ich!

Rüdiger.

Ist Dein Bündel
Geschnürt?

Arnold.

Mein und das ihre.

Rüdiger (zu Marie).

So willst Du mich verlassen?

Marie.

Wenn er mich liebt —

Rüdiger (zu Arnold).

Und Du?

Arnold.

Herr, laßt das Mädchen
Die Meine sein, und Beide sind wir Euer!

Rüdiger.

Und wenn ich's wollt'! Es ist ein Vater da,
Der Einspruch machen kann —

Arnold.

Des Mädchens Vater?

Marie.

Nein, ich bin Waise längst — Herr, und ich
lieb' ihn!

Arnold.

Des Mädchens Vater, Herr?

Rüdiger (heimlich).

Was ich Dir heut' vertraut —
Sie ist des Weibes Kind — das Weib ist todt! —
Sie lebt —

Arnold.

Herr Gott! Marie — (faßt sie).

Marie.

Was ist? Was soll's?

Arnold.

Dort wende Dich der Sonne zu, die scheidet!
Fall' auf die Knie' und bete für die Mutter!
Dann in des Vaters Arme!

Marie.

Vater, sagst Du?

Rüdiger.

Du bist — bist meine Tochter!

Marie.

Ich?

Arnold.

Sag' Vater!

Marie.

Vater, Vater!

Rüdiger.

O süßes Wort! Mein Kind!
Marie! Arnold! Marie! Ihr meine Kinder!
Wird mir das Glück am Ende meines Lebens?
Das Glück der Lieb'!

(umschließt Beide.)

Ich glaube d'ran! Ich glaub'
An's Menschliche — und mögt Ihr's gött-
lich nennen!

Koptein Pött.

Eine plattdeutsche Geschichte von Klaus Groth.

„Vun Ystadt kamt Ji?" frag en ol Koptein,
— So war he nömt, un seeg ok ut darna;
Wi dropen em in't Fährhus bi den Grog —
„Vun Ystadt! — Ji! — gelehrte Herrn! — vun Sweden!
„Un mit en Damper! — vaer de Wetenschop! —
„Wat maegli! — ahn en Ladung! — un vun Ystadt!"
Verwunnert heel he't Glas an op den Disch.
„Lachs angelt, maegli?" sä he mit Bedacht —
Denn wat ik em vertell vun ünnersöken,
De ganze Oostsee daer un alle Küsten,
Dat löv he nich, „dat broch keen Minsch wat in,
„Wi funn ok nix herut mit ünnersöken,
„Denn wat de See bedeck, dat weer Geheemnis."
Man kunn doch, sä ik, fangn wat ünner lev.
„Lachs angeln, as ik segg, dat is en Sak,"
Weer do sin Wort, „Lachs gift dat dar bi Ystadt,
„Is recht de Platz, de gift't, dat is mi dütli."
Un darbi blev he.
Doch sin breet Gesicht,
Utweddert un vull depe Pockenaaren[1])
Sä doch wat anners, düch mi, as: „Ik löv't ni,
„Bindt mi nix op den Aermel," fründli weer't,
Nadenkli drunk de ol Koptein sin Glas
Un seeg ut Finster op de See hinut,
As weer dar wat to sehn, nordwesten rop,
Wit aewern Kimming,[2]) un he sä sik: Ystadt!
„Sünd Se der west, Koptein?" fung ik denn an
To fragen, denn vun Sweden, vun Stockholm —
Dar rak[3]) em ok nix, wat ik ok vertell[4]) —
Vun Ystadt blot — „Kennt Koptein Pött den Haben?"
Ob ik em kenn, so meent Se, junge Herr?
Weer do sin Antwort, un he wenn' sik um,
As kehr he ut en waken Drom torügg —:
Hier, as min Hand — un darbi wies he mi
Sin Linke, vun en Farv as eken Bork,[5])
Un vun en Umfang as en Ballastschüffel[6]) —
So kenn ik Ystadt! — Weer min eerste Reis'. —
Un nu, as gung dat Schott[7]) op vaer en Slüs',
Ging't an't Vertelln:
Dat weer min eerste Reis',
Ja, de weer anners tacht[8]) as mit en Damper!
De eerste weer't, de argste de ik denk,
Un ok min beste Fahrt de ging na Ystadt,
Na Jahren, un ik broch min beste Fracht
Vun dar to Hus, dat weer min leewe Fru. —
Wa lang is't her! — Wa lang is se al hin!...
Un wat ik dar belev weer fast noch arger,
Sä de Koptein, as dach he wit torügg,
Doch ahn en Kummer, ne, he lach tolet
Un sä: Ik kann ni denken an de Fahrt,
So is mi't jedes mal, as rük ik Plumm,
De drögten Plumm, verstat Se, mit solt Water.
Dat sitt mi in de Naes un op de Tung,
Un dat verget ik ni so old ik warr. —
Min Ol weer Seemann, recht na't ole Slach,
Un dat ik Seemann war, ja, dat verstunn sik,
Dat warn wi all hier vun de Waterkant.
Mi weer't ok recht. Un as ik confermeert,
Do frag sik't blot um Hür[9]) un en Koptein.
De war der funn. Min Ol de weer bekannt
Mit jede Haben an de Ostsee rum,
Mit jeden Rheder un mit jeden Schipper.
So weer't em licht en Hür vaer mi to finn,
En seker Schipp, en düchdigen Koptein,
Un, wat em wichti, vaer en orndli Fahrt.
Denn dal na Lübek, oder rop na Kiel,
Dat, meen he, weer en Lustfahrt vaer Mamsellen

---

[1]) Pockenaaren Pockennarben, Blatternarben. [2]) Kimming Horizont. [3]) raken treffen. [4]) vertelln erzählen. [5]) eken Bork Eichenrinde. [6]) Ballastschüffel Sandschaufel. [7]) Schott Schoß, Schleusenthor. [8]) tacht beschaffen. [9]) Hür Heuer, Anstellung wie Besoldung des Seemanns.

Un nix vaer Een, de Seemann heten wull
Un weten, wa dat utseeg in de Welt.
So kreeg ik denn en Platz, as Jung, natürli —
Koptein vun Femern, splinternies Schipp,
In Sweden bu't, en Schoner, leeg vaer Ystadt
Um Fracht to nehm', en Ladung Lachs un Heering,
Dal na de Mittlandsch See un na Triest.
Ik also mit en annern Kamerad,
En Lichtmatros, un noch en Timmermann,
En farri [1]) Kerl, sin Nam is mi vergeten,
Kroß heet de anner Burß, de Lichtmatros —
Wi dree wi gingn mit Schipper Unbehaun
Op den sin Jacht eens Morgens ut in See.
Dat weer inn Mai, wi harrn en osten Bries,
Un segeln glatt den Cours op nordnorwest,
Lik op den Strich na Ystadt to, na Schonen.
Dree Dag' meen Schipper Unbehauen, veer
Op't höchste kunn de Fahrt uns kosten,
Denn disse Jacht, vertell he, weer en Segler
De söch sins Liken, weer en Meisterstück,
Noch bu't vun de Conradis, vun de Olen,
Wo nu de Jungs de grote Werft vun harrn
Bi't Kieler Slott, dicht achtert Kattendor.
Ja, dat weern Meisters west! un dit en Jacht,
So'n geef't ni mehr!
Un segeln de'n wi richti
As weer't en Wettfahrt. Un wi annern Dree
Wi keken bald na Ystadt ut un Schonen.
Doch schull dat anners kam! Um sprung de Wind,
Eerst hungn de Segel, fungn denn an to klappen,
De Lucht war diesi,[2]) gries un grau de See:
Un darmit keem he an, de echt Nordwester,
Se kennt em ok wul, wenn he Hageln drift,
As sei[3]) he Nateln, un uns arme Jacht
De fung en Danzen an as na Musik.
Dat is en slecht Vergnögen, Herr, so'n Danz
Vaer de't ni wennt[4]) is, un darto solt Water
Vun buten[5]) un vun binn, un solten Heeren[6])
Vun binn un buten! Denn uns arme Magen
Weer rein as umkrämpt, ja, ik rük dat noch,
Wenn ik't bedenk — un Küll as to'n Vertwiefeln.
Denn krüzen mußten wi, un Unbehauen,
Blau anfrarn as en Zippel, reep sin: Ree[7])!
To'n Umleggn ut as en Posaunenengel.
He harr en griesen Pudel mit an Bord,
En gruli Deert, en rechten Minschenfiend,
De harr bi't Rohr[8]) en Hütt ut wülke Bred.
Belln de dat Beest un huln, mi 'st unbegriepli,
Wa he dat utheel dree un twintig Dag!
Un jedes mal, so as en Störrtsee keem —
Rin in de Hütt! dar jammer he un jank,
Un as't vaeraewer — ruter fahr un bell he —
Ne, Gott vergev, dat weer en Höllenfahrt!
Denn gar des nachts! ik mag ni daran denken,
In't Slapen to verdrinken is je häßli!
Un darto keem der in de jungen Magens
De Hunger bald, as weern wi junge Wülf!
Halſ gaare Arfen,[9]) Gott, un ranzi Speck,
Verschimmelt Brod, un wat to kriegen weer —
Rin ging dat, as de Dod inn armen Sünder.
Doch bald so war dat knapp, un Unbehauen
Heel, wat he Proviant nöm, ünnert Slött.
Dat gev Ratschons, as got man Fingerhöt
In Kölfaet.[10]) Ne ik segg, Een weer to Moth,
Man dach an brate Sahlen as an Beefstück.
Ik, as de Jüngste, lee wul fast tomeist.
Ik sleek[11]) herum in't Schipp, krop in den Rum,[12])
Rük, wo ik ni mehr seeg, na wat to eten,
Harr Rötten freten, harr ik se man funn.
Do trock[13]) mi in den Rum wat in de Näs',
As harr ik 't ehrmals rükt[14]) bi unsen Höker[15]),
Wenn ik der keem — wahrrafti, en Geruch —
Dat rük na Plumm! — Un as de Mus dat Speck,
So trock mi 't na de Stell, un mank de Ladung
Dar funn ik ok in Düstern bald en Sack,
Wo ik bi liggn blev, as de Fleeg bi't Syrop.
De Nath weer licht to lösen, un ik eet —
Ne, wa ik eet, dat lett sik nich vertelln.
So hett nix wedder smeckt, so lang ik denk!
Un harr ik mal, as't nich jüs drapen hett,
En Sack funn mit Ducaten — disse Sack
Mit Plumm harr ik vaer schieres Gold ni geben.
Na, allens hett en Enn, un endli keem'
Wi half toschann mit unse Jacht na Ystadt.
Doch ehr wi landen, krop ik in den Rum
Un stopp mi dar vun Plumm de Taschen vull,
Ik harr sitdem den Smack op disse Dinger.
Denn wannern wi, wi Dree, mit unse Snappsäck,
Un sän adüs to Schipper Unbehauen,
In Ystadt rin, un dar na uns Quarteer —
Will seggn en Hüschen mit en Stall der achter,
Un in den Stall en Lock, un dat weer unse.
Dar smeet de Timmermann sin Snappsack dal,
Darto sin Steweln, un, wat meen Se, Herr?
De Steweln stramm vull Plumm, as ik min Taschen!
Harr ok der Smack op kregen, jüs as ik.
Doch wat vaer uns keen Smack harr, weer de Sprak.

[1]) farri fertig, tüchtig, stark. [2]) diesi neblig. [3]) sei säte, seien säen. [4]) wennt, wendt gewohnt. [5]) buten außen, binn innen. [6]) solten Heeren gesalzener Heering. [7]) Ree! fertig! engl. ready. [8]) Rohr Steuer. [9]) Arfen Erbsen. [10]) Kölfaet Kühlfässer, große Gefäße der Brenner. [11]) sleek schlich. [12]) Rum Raum, Schiffsraum. [13]) trock zog, trecken ziehen. [14]) rücken riechen, rükt, gerochen. [15]) Hoker, Höker, Krämer.

Keen Minsch verstunn uns, wi verstunn keen Minschen.
Dat klung as sungn se all en Melodie,
Un unse Melodie de lud op Hunger
Un anners nix. Doch kregen wi to eten,
So slicht dat weer; un ahn en Text darto
Vertehrn wi allens still vaer Fodens[1]) weg
Mit Rupp un Stupp, de Graden vun den Fisch,
Vunn Kees dei Rnn, de Swarten vun dat Speck,
Bet allens op, un wi to Lager musten
In unse Lock.
Do seggt de Timmermann,
Un fat de Daer: Nich mal en Aewerfall,
Wenn ok keen Slött! Un bi so'n Röwervolk,
De alle singt, un de keen Minsch versteit!
Un nimmt sin Klappmeß,[2]) klemmt darmit de Daer,
Dat't nich to aepen, as mit schier Gewalt.
So leggt wi Dree uns ruhi dal und slapt,
Ja, slapt, as harrn de Engeln vaer uns sungen,
Un keen Posaun weer lud noch uns to wecken.
Un dochen, as wi slepen as de Dachs —
Wat weer't, wat klopp, wat bumms an unse Daer?
Op sprungn wi alle Dree. Natürli, Röwer,
Vun't Pack wat singt, wenn anner Minschen spreekt!
Un grepen Jeder na en Stück vun Dings.
Do hörn wi kloppen, un en Stimm de reep,
Wat ok en Minsch sik düden kunn as: Apen!
Un wat uns lud as: Richter! un Gericht!
Ja, denn so weer't wul nödig, meen' wi do.
De Timmermann de trock sin Klappmeß weg,
De Daer gung apen, un inn Morgenschummern —
Wat stunn dar vaer de Daer? Du lewe Gott!
Ja, wat en Schrecken vaer so'n arme Jungs,
In't fremde Land, wo uns keen Seel verstunn!
— Weer't Röwers west, weer't wenigstens ni arger —
Soldaten stunn inn Hof, Gewehr in Hand,
Mit Volk derachter, nieli[3]) un verslapen.
Rut warn wi cummandeert mit Wör un Teken,
Vaeran de arme Timmrer mit sin Klappmeß
Dat he in Hand beheel vaer luter Angst,
Un aewern Hof föhrt, vaerin na de Del —
Herrgott! Dar leeg na't Dörnsch[4]) rin aewern Drüssel[5])
En Fru int Blot — vaer ehr de Timmermann,
Sin Meß in Hand, un't Volk dat stunn un murmel —
Wi kunn noch denken, dat dat heet: He weer't!
Dar weer de Mörder, disse utlandsch Kerl,
Un wi sin Helpers, dis verhungert Jungs!

Ik heff nie weten wat en Ohnmacht is,
So lang ik denk, doch wenn dat darto hört,
Dat all dat Blot Een in de Adern stockt,
So weer ik neeg derbi. — Do reep en Stimm —
Dat weer en Flasskopp Mäden, half noch Kind,
Ik hör se noch, de Stimm, un seeg de Ogen,
Vull Angst un Thran'n, — de wies op min Gesicht
Un reep op Plattdütsch: „Disse hett't ni dan,
Dat is ni maegli, och de arme Jung!"
Na, wenigstens en Trost vaer alle Dree
Man eerst mal Dütsch to hörn. — Natürli sä ik,
De annern weern so schuldlos as ik sülbn,
Wi harrn uns Daer verslaten mit dat Meß
Un ruhi slapen bet den hellen Dag.
Genog, wi keem' to Wort, woher, wohin,
Uns Consul war der halt, wi keem' to Rath,
Un't klär sik op, de Däder harr sik funn,
So vel ik hör en Mann ni recht bi Sinnen.
So warn wi frie, un glik bekannt in Ystadt,
Ja warn der hegt un plegt, as kum to Hus.
Natürli war de lüttje Diern min Fründin.
Se stamm ut Sleswig, weer en Waisenkind,
Hier bi Verwandte. — Un so lang min Schipp
Ni segelfarrig, keem ik jeden Dag
Mit ehr op dütsch to snacken vun to Hus.
Ja Herr, un as wi endli ünner Segel
Un südwarts stürten daer dat Kattegat,
De Nordsee, den Kanal, un wit un wider,
Bet in de Mittlandsch See, Se künnt wul denken,
Ik dach so vel na Ystadt as to Hus.
Um kort to wen, dat dur noch menni Jahr,
Doch as ik't so wit brocht harr dat en Schoner
Min egen weer: ik nöm dat Schipp Marie,
Do neem ik't Rohr to Hand un neem den Cours
Noch eenmal nordnorwesten to na Ystadt
Un hal mi dar de würklige Marie,
Min lüttje Flasskopp, do min lewe Fru. —
Doch mit uns Fahrt do na de Mittlandsch Habens,
Min eerste Reis' vun Ystadt, as ik sä,
Mit Lachs un Heeren, gev't noch dulle Dinger. —
Wi ging daer't Adriatische na Triest
Um maegli dar en nie Fracht to kriegen.
Dat weer de Tid, verstat Se, das al lang,
Se könnt't ni denken, as Napolion,
De grote Spitzbov do vun Elba utkneep.[6])
Das nu al, segg ik, an de süßdi Jahr,
Do legen wi inn Haben vun Triest.
Wat denn? dat kunn wi? un wat ging't uns an?
Ja, junge Mann, do weern dat anner Tiden.
Angan? de ganze Welt de gung dat an,

[1]) vaer Fodens vor der Hand (Pfote) weg. [2]) Klappmeß Einschlagmesser. [3]) nielig ode. nieschierig neugierig. [4]) Dörnsch Stube. [5]) Drüssel Thürschwelle, engl. treshold. [6]) utkneep auskniff, weglief.

Wenn de mal trampel, denn de Welt de draehn
Vun den sin Schritt. Un as he wegleep,
Do leep de halwe Welt em achterna,
Un wi — ja, liggn, dat kunn wi vaer Triest,
Doch ruter kunn wi nich, dat Lock weer to.
Un legen dar de runnen hundert Dag'
Bet se em wedder grepen. Legen dar
As op de Fuhlbank, nich en Hand to röhrn.

Do bummeln wi denn, min Kamrad un ik,
Min Landsmann Kroß, wi beid as dumme Jungs
Un rechte Flaetsen[1]) rum un dreben Schann.
Das nix vaer Jungs, wenn't an de Arbeit fehlt,
Dat heff ik lehrt, de Fulheit föhrt to't Laster.
Wat wi bedreben? Rein de Aewermoth
De stek uns, as man seggt, dat Perd de Hawer.
Ik will ni seggn wat Slechts, doch ok nix Rechts.
To't Slechste fehl uns glückli Wief' dat Geld,
Wi harrn keen Lir[2]) as höchstens dann un wann
To Appelsinas vun de ringste Sort,
Am leefsten anrött,[3]) darvun lohn't am meisten.
Darmit de Taschen vull, un mit de Schell[4])
Un mit de letzten de wi nich mehr muchen,
Wat wi darmit vaern dullen Unfug dreben,
Ik segg't ni wedder, weet ok nich mehr allens.

Doch, wat Se denkt — natürli keem' wi los
Am letzten Enn un wedder op de Fahrt,
Un mähli to Vernunft, un, as ik seggt heff,
Ik war Koptein un kreeg en egen Schipp
Un Fru un Kinner — sitt nu op den Utkiek,[5])
As Se mi findt.

Doch weer't vaer welke Jahren,
As't wedder los gung hier in Sleswig-Holsteen,
Do kam ik rop na Kiel, 't weer veer un füftig,
As do de Dütschen keem' un unse Herzog.
Do treckt wi dar de Straten rum in Staat,
Singt Sleswig-Holsteen, unse ole Psalm,
De lang verbaden weer, ut luden Hals,
Un drinkt darto, un sünd ut Rand un Band,
Dat heet, wi Olen mit, doch bi Vernunft.

Do drep ik dar wahrrafti Koptein Kroß,
Min Kamerad vun't Hus. Ik kenn em glik,
He harr en Naes, de kunn sik nie verännern,
Obglik ik em ni sehn in föfdig Jahr.

Ik segg: Gundag Koptein! He seggt: „Gundag!"
Kennst mi ni, segg ik, Kroß? „Ne, seggt he, ne!"
Mi nich, din Kamerad? Denk an de Fahrt
Mit Schipper Unbehaun sin Jacht na Ystadt!
„Ne, seggt he, ne!" Ik segg: Denk an de Plumm!
Dat hölp nix. An de Timmermann sin Klappmeß!
Hölp allens nix. Ik segg: Denk an de Fahrten
De wi tosam hebbt utföhrt in Triest!
De rötten Appelsinas! — Keen Besinn.

Ne, denk ik, wat en Lock is in de Seel!
Is't maegli, Krüschan, segg ik, Krüschan Kroß
Besinn di doch! as wi do Pusrohrn makten
Ut Reeth, wat in den Dik wuß, dicht ann Haben.
Wi gingn darmit den Fotstieg achter rop,
Dar hung en Bild, dat weer en Frunsminsch, häßli,
Se sän, de Mutter Gottes, wat uns arger,
Dar brenn en smerri Thranlamp Dag un Nacht,
Weest nich? Dar stunn wi beiden achtern Eck
Un schoten mit dat Pusrohr na de Lamp,
Bet wi se dropen.

Meen Se, junge Herr,
Dat en vernünfti Minsch vun Saebendig
De halwe Welt vergitt un't halwe Leben,
Dat de en Streich, so recht en Flaetserie,[6])
Wo blot en losen Jung op kumt ut Fulheit
Un Aewermoth, dat de son Streich behollt,
Un't freut em noch, as weer't en Heldendad?
Is richti so! — „Ja, reep he, Junge, Pött,
Büst du't? min Ol? Wahrrafti, ja, du büst!
Ja, ob ik't denk! Ja, domals weern wi junk!" —

So weer dat, Herr . . . Doch wenn ik't recht bedenk,
Ob ik't noch mal beleben much? — Ik weet nich.

Kiel, Febr. 1875.

Klaus Groth.

---

[1]) Flaets unnützer Bube, grober Geselle. [2]) Lir Lire Geldmünze. [3]) anrött angefault. [4]) Schell Schale von Früchten. [5]) Utkiek Ausguk. [6]) Flaetserie häßlicher Bubenstreich.

Der neue Leander.

Erzählung von Sacher-Masoch.

Ende October 1707 hatten die einander in den Niederlanden gegenüberstehenden Feldherren Vendome und Marlborough ihre Truppen die Winterquartiere beziehen lassen. Der Feldzug von 1707 hatte den Verbündeten keine besonderen Vortheile gebracht. Dies schien Ludwig XIV., welcher den spanischen Erbfolgekrieg mit ebensoviel Siegesgewißheit als Glück begonnen hatte, nach den schlimmen Tagen von Höchstädt, Ramillies und Turin schon ein höchst erfreuliches Resultat, das er durch eine Reihe glänzender Feste feierte. Selbstverständlich durfte es auch nicht an einem militärischen Schauspiel fehlen und so wurde am 10. November in Versailles eine große Revue abgehalten.

Tausende von Menschen kamen aus Paris dahin, um die Truppen, von denen ein Theil eben erst aus Flandern zurückgekehrt war, zu sehen. Der Hof erschien vollzählig und mit allem jenem Glanze, mit dem Ludwig XIV. die Majestät zu umgeben verstand.

Unter den großen Damen, welche reich gekleidet in ihren Staatskarossen sitzend, wie aus bequemen Logen dem Defiliren zusahen, nahm Agrippine, Herzogin von Vaudement, durch Schönheit und Geist den ersten Platz ein. Sie war sehr reich, vor Kurzem erst Wittwe geworden, dreiundzwanzig Jahre alt, unabhängig von ihren Verwandten, von seltenem Reiz und bezaubernder Grazie, und besaß die Belesenheit und den Witz, welche für eine Schöne jenes classischen Literaturzeitalters unerläßlich schienen. Wie sollte es ihr an Bewunderern und Bewerbern fehlen? So war sie denn auch heute buchstäblich von Anbetern umringt, unter denen man den Marschall Bouflers und den Herzog von Burgund bemerkte.

Als das Regiment Navarra vorbeimarschirte, sah man neben der von Kugeln durchlöcherten Fahne desselben einen Officier, welcher die von seiner nicht gewöhnlichen Tapferkeit zeugenden Ehrenzeichen auf einer verschossenen, fadenscheinigen und hie und da sogar geflickten Uniform trug. Die ganze Erscheinung des armen heldenmüthigen Mannes hatte unter der strahlenden Schaar reich geschmückter Kavaliere so viel Rührendes an sich, daß die Herzogin unwillkürlich den Herzog von Burgund um seinen Namen fragte.

So naiv dies an und für sich war, denn wie sollte der nominelle Commandant der Armee Vendomes einen einzelnen Officier kennen, so war er diesmal doch in der



Lage, der schönen Frau Bescheid zu geben. „Es ist Capitain Dubois," sagte er, „ein Braver, den die ganze Armee kennt."

Ein Zufall wollte, daß der Capitain, welcher bisher im Bewußtsein seines ärmlichen Aufzuges finster vor sich hingeblickt hatte, in diesem Momente sein Auge auf der schönen Frau haften ließ und schneller, als es für einen so erprobten Kriegsmann schicklich ist, von ihrer Schönheit besiegt war, und was mußte er sehen? die Herzogin bedeckte ihr Gesicht mit dem Taschentuche. . . .

„O! sie hat genug Erziehung um es verbergen zu wollen, aber sie hat dennoch über mich gelacht!" murmelte Dubois, biß sich in die Lippe und zwei zornige Thränen traten in seine Augen.

Zu Hause angelangt, schnallte der arme Capitain seinen Degen ab und warf ihn auf den Tisch, riß seine Uniform herunter und schleuderte sie auf einen Sessel; dann ging er mit großen Schritten heftig auf und ab.

„Was hat es denn gegeben, Herr Capitain, hat man Sie beleidigt," begann nach einer kleinen Pause sein redlicher Diener Benjamin, ein Veterane seines Regimentes, der von ebensoviel Kugeln getroffen war, wie die Fahne desselben. „Man hat über mich gelacht!" rief Dubois, „gelacht, mein Freund."

„Wer darf es wagen?" sagte Benjamin, der purpurroth geworden war, „wir werden ihn herausfordern, den Elenden."

„O! das ist eben, daß ich mir die Kränkung gefallen lassen muß," fuhr er weinend fort, „daß es eine Dame ist, die mir dieselbe zugefügt hat, und eine Frau, die so schön ist, daß man sie lieben muß."

„Und worüber hat sie gelacht?"

„Ueber meine Armuth, ehrlicher Benjamin, über meine schlechte Uniform."

„Nicht zu glauben," murmelte Benjamin, indem er den Rock vom Sessel hob, nach allen Seiten gegen das Licht wendete und betrachtete, „und ich habe doch alle Risse so herrlich geflickt." —

Einige Tage nach diesem Vorfall erschien in der bescheidenen Wohnung des Capitains, und zwar in seiner Abwesenheit, ein herrschaftlicher reich gekleideter und galanirter Jäger und übergab Benjamin ein parfumirtes Briefchen und einen kleinen Koffer, welcher wohlverschlossen war. Der brave Diener athmete auf, als sein Herr endlich nach Hause zurückkehrte; die Neugierde drohte ihn zu ersticken.

Während sein Capitain das Briefchen erbrach und las, hatte Benjamin sich des Schlüsselchens bemächtigt, das demselben entfallen war, den Koffer geöffnet und eine prachtvolle neue Uniform entfaltet, wobei er es an Ausrufen freudiger Verwunderung nicht fehlen ließ. „Was thust Du?" rief plötzlich Dubois, „packe diese Gegenstände sofort wieder ein."

„Gehören sie denn nicht uns?" staunte der Diener.

„O! es ist eine neue Beleidigung der Uebermüthigen," rief der Capitain, „dieses Briefchen ist von der Herzogin von Vaudement, derselben schönen Dame, die mich bei der Revue so herzlos verspottet hat. Ich habe durch einen Kameraden ihren Namen erfahren. Sie ladet mich zu einer Jagd ein auf ihr Schloß, offenbar nur um mich in Gesellschaft der Gecken, welche sie umgeben, nochmals zu verspotten, und um die Schmach voll zu machen, sendet sie mir eine neue Uniform."

„Nun da sehe ich keine Schmach," erwiderte Benjamin, „ist es doch Sitte, daß

Cavaliere, besonders arme, die in der Armee dienen, von dem Könige, den Prinzen, Prinzessinnen und edlen Damen Geschenke, ja Geld erhalten und annehmen. Ich denke also, wir fahren zu der Jagd und behalten die schöne Uniform."

„Ich aber sage Dir, daß wir nicht fahren und die Uniform zurück senden."

Benjamin seufzte schwer auf, packte Alles wieder schön ein, lud den Koffer auf den Rücken, und gab denselben bei dem Portier der Herzogin ab. „Wir nehmen von Herzoginnen keine Geschenke an," sagte er bei dieser Gelegenheit mit großer Würde, „es muß mindestens eine Prinzessin sein." Noch an demselben Abend, der Capitain war fort und Benjamin eben mit einer erneuerten wissenschaftlichen Untersuchung der Uniform beschäftigt, welche so viel Schmerz über seinen Herrn gebracht hatte, trat, ohne vorher anzuklopfen, eine kleine sehr hübsche Person, offenbar ein Kammerkätzchen, unerschrocken in das Zimmer und fragte nach Dubois.

„Nicht zu Hause," sagte Benjamin ohne sich zu rühren. Ihm erschien nämlich die Kleine ebenso verführerisch wie dem tapfern Capitain die Herzogin von Vaudement, und so nahm er trotz dem kurzen Röckchen und den rothen klappernden Stöckelschuhen ohne Weiteres an, daß er diese Dame vor sich habe.

„Wer ist denn Er?"

„Er ist der Diener des bravsten und heldenmüthigsten Officiers des Königs."

„So?"

„Und sie?"

„Sie hat die Ehre, die Herzogin von Vaudement zu bedienen."

„So, das ist etwas Anderes," rief Benjamin, legte die Uniform vorsichtig auf den Sessel, und trat zu der hübschen Kleinen, um sie herablassend auf die Schulter zu klopfen. „Ihre Dame will wohl capituliren? He?"

„Die Leviten will sie seinem Capitain lesen," sagte die Zofe, „er hat einen schönen Bären von Herrn."

„Nichts über den Capitain."

„Wir sind beleidigt."

„Wir viel mehr."

„Worüber etwa?"

„Ueber ein gewisses Benehmen bei der letzten Revue und gewisse Geschenke," sprach Benjamin mit diplomatischer Ruhe.

„Nicht übel, kommt Ihr denn aus Afrika? beleidigt über Dinge, die einen Anderen entzücken, beseligen würden," rief die hübsche Kleine, „übrigens, hier ist unser Ultimatum und damit Adieu." Sie übergab ein Briefchen.

„Falls wir uns erweichen lassen und antworten sollten," sagte Benjamin nicht ohne Feinheit, „wie erfragt man Mademoiselle?"

„Ich heiße Ninette und Monsieur?"

„Benjamin Vergot. Veterane des Regiments Navarra."

„War mir ein Vergnügen."

„Gleichfalls."

*

* *

Es war eine neue dem Capitain vollkommen unbekannte Miene, mit der ihm Benjamin das Billetdoux der schönen Herzogin einhändigte.

„Von wem?“ fragte er, er ahnte den Zusammenhang.

„Vom Feinde.“

„Von jener Dame?“

„So ist es.“

„Weshalb hast Du ihn angenommen?“

„Der Parlamentair war gar zu hübsch, Herr Capitain.“

„So.“ Dubois sann nach. „Aber ich will den Brief nicht lesen. Was damit anfangen?“

„Wir müssen doch wohl den Inhalt kennen,“ meinte Benjamin.

„Ich bin nicht neugierig,“ rief der Capitain, „was kann das Schreiben enthalten? Vorwürfe! neue Beleidigungen!“

„Vielleicht doch Etwas Besseres, es wurde mir angedeutet.“ —

„Weiberkniffe, damit wir ihn annehmen und lesen,“ fiel Dubois ein, „aber wir lesen ihn nicht.“

„Wir lesen ihn nicht.“

„Und senden ihn zurück.“

„Und senden ihn zurück.“

Der Capitain betrachtete das reizende Brieschen, seufzte und gab es Benjamin, welcher sich damit zu der reizenden kleinen Ninette verfügte. Man erwartete Antwort und ließ ihn daher ohne Weiteres vor.

„Wird nicht angenommen,“ sagte er mit beispiellosem Gleichmuth und legte das Billetdoux in die kleinen Hände des hübschen Kammerkätzchens.

„Das! das ist ja unglaublich! das ist barbarisch! menschenfresserisch!“ schrie die Kleine auf, „und die Entschuldigungen Ihres Herren?“

„Wir entschuldigen uns nicht.“

„Die Gründe dieses unritterlichen Benehmens.“

„Wir befassen uns nicht mit Gründen. Adieu.“

„Adieu.“

Eine Woche verging, die Sache schien abgethan, da kam eines Morgens ein Freund und Kamerad des Capitains, der Lieutenant Roche zu ihm und bat ihn um einen wichtigen Dienst.

„Ich stehe zu Ihrer Verfügung“, sagte Dubois, „gilt es einen Ehrenhandel?“

„Allerdings.“

„Und der Anlaß desselben, wenn ich fragen darf?“

„Eine Dame.“

„Und Ihr Gegner?“

„Der Prinz von Soubise.“

Dubois zog seine Uniform an, welche, wenn Benjamins Schwüren zu trauen war, wieder wie neu aussah, schnallte seinen Degen um und folgte dem Freund. Die Sekundanten besprachen Ort und Waffen, sowie andere Umstände des Rencontres leicht und gefällig, wie es in jenen Tagen üblich war, und trennten sich mit dem Austausch der verbindlichsten Redensarten.

Am folgenden Morgen trafen sich die beiden Parteien in einem Gehölze bei Versailles, begrüßten sich in der artigsten Weise und nachdem die Sekundanten ihre Vorbereitungen beendet hatten, traten die Gegner einander gegenüber und kreuzten die Klingen.

Der Kampf mit den feinen elastischen Florets machte für den Uneingeweihten den Eindruck eines anmuthigen Spieles; es war die Zeit, als man sich mit Witz beleidigte, mit Liebenswürdigkeit angriff und mit Grazie tödtete.

Diesmal sollte aber der so oft mit kostbarem Blut getränkte Rasen unbefleckt bleiben. Während die beiden Gegner sich auf demselben hin- und hertrieben, bald der eine, bald der andere attakirte oder sich zurück zog, wurde zwischen den Bäumen eine von zwei reichgekleideten Mohren getragene Sänfte sichtbar, aus der sich eine Dame herausbeugte und von Weitem schon mit ihrem Tuche wehend, Einhalt gebot. Zu seinem nicht geringen Schrecken erkannte Capitain Dubois in derselben die schöne Herzogin Vaudement.

„Sie ist es also, welche den Streit veranlaßt hat," dachte er, „sie ist offenbar ebenso coquett als herzlos."

Unterdessen hatte die schöne Frau ihre Sänfte verlassen und war zwischen die Kämpfer getreten. „Ist es war," sagte sie, „daß Sie sich meinetwegen schlagen, meine Herren?"

Die beiden Gegner schwiegen.

„Ich bitte mir zu antworten."

Der Prinz von Soubise verneigte sich.

„Wenn es so ist," fuhr die Herzogin, die schöne helle Stirne runzelnd fort, „stecken Sie sofort die Degen ein. Ich habe Ihnen kein Recht gegeben, sich meinetwegen zu schlagen. Ich befehle Ihnen, sich zu versöhnen oder für immer meine Nähe zu meiden."

„Madame —" versuchte der Lieutenant zu widersprechen.

„Wollen Sie gehorchen?"

Die Gegner reichten sich die Hände und steckten die Degen ein.

„So ist es recht, meine Herren," rief die schöne Frau mit einem freundlichen Kopfnicken, „ich bin mit Ihnen zufrieden. Und Sie, mein braver Capitain" — sie wendete sich unerwartet zu Dubois, welcher erbleichend einen Schritt zurück trat — „geben mir Ihren Arm. Ich habe mit Ihnen zu reden."

Während sich die Anderen langsam entfernten, schlug die Herzogin mit Dubois einen schmalen Pfad ein, welcher sie noch tiefer in das Dickicht führte, sie sprachen kein Wort, bis sie einen Rasenplatz erreichten, auf dem sie ohne Zeugen waren. Hier ließ die schöne Frau plötzlich den Arm des Capitains los, blickte ihm fest in das Gesicht und sprach mit einem reizenden Lächeln: „An uns ist es, uns zu schlagen, machen Sie sich bereit, mein Herr, aber vorher stehen Sie mir Rede. Ist es bei der flandrischen Armee Sitte, schutzlose Frauen zu beleidigen?"

„Vergeben Sie, Madame," stammelte Dubois, „aber wenn hier Jemand der Beleidigte ist, so bin ich es."

„Sie? wie das?"

„Erinnern Sie sich der letzten Revue, Herzogin?"

„Ja wohl."

„Auch der Einzelheiten?"

„Es kommt darauf an, auf wen sich dieselben beziehen."

„Erinnern Sie sich, daß Sie über einen armen Offizier in geflickter Uniform gelacht haben?" rief Dubois, „nun, Madame, ich bin dieser Offizier und dies ist die

geflickte Uniform, unter der ein warmes Herz schlägt, das Sie nicht gesehen, aber tief gekränkt haben."

„Mein Gott!" rief die Herzogin mit einer Art freudigem Schreck.

„Wer sagt Ihnen denn —"

„Ich sah, wie Sie Ihr Tuch vor die Augen drückten —"

„Ja, Capitain, um meine Thränen zu verbergen."

„Ist es möglich?"

„Nun sehen Sie, wie Sie mich gekränkt haben," rief die schöne Frau, „mich, die über Sie weinte, weil es mir das Herz zerdrückte, einen Helden in diesem Aufzuge zu sehen."

„O! ich Verblendeter! ich Sinnloser!" rief Dubois, „ich habe mich betragen wie ein unartiger Knabe. Sie können mir nicht vergeben. Befehlen Sie, daß ich mich vor Ihren Augen tödte —" er zog in galanter Extase seinen Degen und ließ sich vor ihr auf ein Knie nieder, wie ein römischer Fechter, der von der Vestalin Leben oder Tod erwartet.

„Was fällt Ihnen ein," sagte die Herzogin, ihm ihre Hand reichend, „wer sagt Ihnen, daß ich zürne. Im Gegentheil, Capitain, es — es hat mich gereizt, von Ihnen in dieser Weise verschmäht zu werden. Man huldigt mir so viel, daß es mich anfängt zu langweilen."

„Welches Glück!" jubelte Dubois, die Hand der schönen Frau an seine Lippen pressend, „daß dieses unselige Mißverständniß sich aufgeklärt hat, daß ich Ihre Gnade erlangt habe, — kein Glück — bis jetzt war ich gegen Ihre Reize gewaffnet durch mein beleidigtes Ehrgefühl, jetzt giebt es keine Rettung mehr für mich. Ich gehöre Ihnen wie der gefangene Christ dem Muselmann, schmieden Sie mich an Ihre Galeere, Madame, zu den Anderen."

„Stehen Sie auf, Capitain," erwiederte die schöne Frau, „und versprechen Sie mir vor Allem, mir zu gestatten, daß ich ein wenig für Sie und Ihre kleinen Bedürfnisse sorge. Die Frauen verstehen das besser als Ihr heldenmüthigen Männer."

„Ich weiß nicht, wie ich so viel Güte verdienen soll, Madame."

„Und besuchen Sie mich," fuhr die Herzogin fort, „oft, so oft wie nur möglich, ja täglich —"

„Und jene Herren, welche —"

„Es giebt Niemanden, dem ich nur das geringste Recht über mich eingeräumt hätte," entgegnete die Herzogin, „nun sagen Sie mir aber Ihren Taufnamen."

„Hektor."

„Und ich heiße Agrippine. Sie werden mich fortan so nennen? Ja? und ich werde Hektor zu Ihnen sagen — der Name hat nur zwei Sylben, während Dubois! ah! was spreche ich da für Unsinn, Dubois hat keine Sylbe mehr, aber Hektor klingt besser."

„Madame —"

„Sagen Sie auf der Stelle Agrippine."

„Agrippine —"

„So ist es recht, mein lieber Hektor, geben Sie mir Ihren Arm. Und nun —"

„Nun soll noch Jemand über meine geflickte Uniform lachen!"

* * *

Der tapfere Capitain besuchte nun die schöne Herzogin Tag für Tag. Eine unsichtbare Fee beschenkte ihn mit allen jenen Dingen, welche damals den Mann von Welt, den Elegant ausmachten, und jetzt erst wo Dubois mit den glänzendsten Cavalieren Ludwig XIV. in Anzug und Schmuck wetteifern konnte, jetzt sah man erst, wie er alle anderen Männer tief in Schatten stellte. Agrippine hatte dies allerdings auch schon damals entdeckt, als er noch die geflickte Uniform trug.

Sie unterhielt sich mit Dubois vortrefflich, sie thaten Alles, was nur zwei junge verliebte Leute thun können ohne die Gesetze des Anstandes zu verletzen, sie ritten zusammen aus, sie jagten, spielten Karten, Dame oder Domino, der Capitain las zuweilen vor und Agrippine sang entzückend, wobei sie sich selbst auf dem kleinen Clavier begleitete, dessen Tasten mit Perlmutter eingelegt waren, sie scherzten, lachten, plauderten, neckten sich und speisten zusammen. Der Welt galt Capitain Dubois längst als der erklärte Anbeter, als der zukünftige Gatte der Herzogin, während die beiden eigentlich seit ihrem ersten Gespräche im Gehölze von Versailles keinen Schritt weiter gekommen waren.

Jeder Blick, jede Bewegung des Capitains verrieth seine Anbetung für Agrippine, wozu sollte er auch von seiner Liebe sprechen? und durfte er als Mann von Ehre überhaupt von derselben sprechen, ohne an das Geständniß sofort eine Bemerkung zu knüpfen, und wie konnte er, der arme Soldat ohne Namen, es wagen, um die Hand einer der vornehmsten Damen des Hofes anzuhalten?

Und Agrippine? Sie liebte Dubois vom ersten Augenblicke an, aber war es an ihr es ihm zu sagen? Sie war frei und konnte unbekümmert um ihren Namen, ihre Stellung, sich mit ihm für immer verbinden, aber welche Rolle spielte sie dann in der Welt, in der sie zu glänzen, zu triumphiren gewohnt war? Die Herzogin von Vaudement soll eines Tages zu einer Frau Dubois werden, Dubois schlechthin. Wer ist Dubois? fragt die Welt. Ein Officier des Königs und ein tapferer Officier. Aber mein Gott! es giebt so viel tapfere Officiere in der Armee des Königs!

So schwankte die schöne Agrippine zwischen dem Verdruß, daß Dubois sich ihr nicht erklärte, und der Furcht, wenn er sich erkläre, von dem stolzen Piedestal ihrer Stellung heruntersteigen zu müssen.

Es kam der Carneval, die Feste bei Hof versammelten Alles, was Namen und Rang besaß, und Dubois schien noch immer vollkommen glücklich, mit Agrippine Domino spielen zu dürfen.

Eines Abends warf die schöne Frau die kleinen Steine unmuthig zusammen und rief: „Weshalb besuchen Sie die Hoffeste nicht, Hektor, ich will mit Ihnen tanzen, Sie müssen auf den nächsten Hofball gehen.“

„Sobald Sie es befehlen, Agrippine —.“

„Ich befehle es also, aber Sie müssen hübsch sein, Hektor, Sie müssen alle Cavaliere des Hofes überstrahlen, ich werde Ihnen Ninette senden, sie wird Sie anziehen.“

Wirklich erschien an dem Abende, als der Ball stattfand, die kleine Ninette in der Wohnung des Capitains. Benjamin hatte denselben bereits vollständig angekleidet und blickte mit einigem Stolz auf sein Werk, aber für scharfe geübte Frauenaugen erschien dasselbe noch unvollkommen genug. Ninette packte einen Carton aus und brachte hier Spitzen, dort eine Schleife und andere ähnliche kostbare Kleinigkeiten an, bis der Capitain in makellosester Eleganz strahlte. Als er die glänzenden



Säle von Versailles durchschritt hafteten alle Augen an ihm, die Damen fragten nach dem Namen des unbekannten schönen Cavaliers und die Herren runzelten die Stirne.

Der Herzog von Burgund erkannte den braven Dubois, ging auf ihn zu und stellte ihn dem Könige vor. Ludwig XIV. sprach volle fünf Minuten mit ihm, was ungeheures Aufsehen machte, aber dasselbe steigerte sich noch, als die schöne bewunderte Herzogin von Vaudement einen königlichen Kammerherren zu ihm sendete und den Capitain zum Tanze befahl.

Als das schöne Paar bei der Polonaise mit graziösem Anstand dahin schritt, zog ein Flüstern der Bewunderung durch die glänzende Gesellschaft, Agrippine strahlte vor Glück und Dubois dachte, daß es doch weit angenehmer sei den Bajonetten der Engländer gegenüber zu stehen, als an so viel neugierigen schönen Augen vorüber zu defiliren, aber er ließ es sich nicht anmerken. „Ach! wie schön wäre es," sagte Agrippine plötzlich von der Lust des Augenblickes hingerissen, „wenn man so das ganze Leben durch neben einander hergehen dürfte!"

„O gewiß Agrippine," flüsterte der Capitain, „es wäre ein Glück, das ich nicht zu denken wage, das mir nur manchmal im Traum erscheint, um mich zu versuchen und mir mein Schicksal um so trauriger erscheinen zu lassen."

„Ein Held muß das Schicksal zwingen —."

„Ach! Agrippine, das Leben ist kein Ball, wo ein armer Officier es wagen darf, die Hand einer reichen Herzogin zu berühren."

Agrippine schwieg, aber zu Hause angekommen warf sie sich weinend in die Ecke eines Sopha's. „Er ist ein Feigling," rief sie, „oder er liebt mich nicht."

„Wie?" fragte Ninette, „was ist geschehen?"

„Er hat mir deutlich genug erklärt, daß wir nicht zu einander passen."

„Darin hat er nicht so Unrecht, wenn er Ihre Stellung in Betracht zieht, Madame."

„Aber ich liebe ihn, und bin bereit ihm Alles zu opfern."

„Und er will dieses Opfer nicht annehmen, nur weil er Sie liebt."

„O! wenn ich eine kleine Kriegersfrau wäre!"

„Sie sind aber die Herzogin von Vaudement und er ist nicht einmal von Adel," sagte Ninette, „indeß läßt sich dies vielleicht gut nachholen, wir haben bald wieder Krieg, der Capitain wird Gelegenheit haben eine Heldenthat zu verrichten —"

„Oder zu sterben," rief Agrippine, „sprich mir nicht vom Krieg." Sie begann heftig zu schluchzen. —

Wieder ritten die Liebenden zusammen aus und plauderten und spielten Domino, und Woche auf Woche verrann, ohne daß die Situation sich verändert hätte.

Indeß machte Ludwig XIV. für den kommenden Feldzug die unglaublichsten Anstrengungen und es gelang ihm wirklich die Armee des Herzogs von Vendome in Flandern wieder auf 100,000 Mann zu bringen. In Spanien hatte die Schlacht bei Almanza zu Gunsten Frankreichs entschieden und der Herzog von Berwik konnte die Halbinsel verlassen, um am Niederrhein den Oberbefehl über eine Armee von 35,000 Mann zu übernehmen. Ende März marschirten die Truppen auf allen Straßen. Auch das Regiment Navarra bekam den Befehl aufzubrechen und zu dem Heere Vendomes zu stoßen.

Der Tag des Abmarsches kam und Dubois hatte sich noch immer nicht erklärt.

Es war eine schwere Stunde, als Agrippine mit Hunderten anderer Frauen das Regiment begleitete. Sie ritt neben Dubois und reichte ihm immer wieder die Hand und trocknete ihre Thränen. Andere Damen folgten in Kutschen, während die Frauen und Mädchen aus dem Volke mit den Soldaten in Reih' und Glied marschirten. Neben Benjamin sah man Ninette, welche ihn nur deshalb zu begleiten schien, um seinen Herren als den größten Barbaren zu verwünschen.

Endlich hieß es Abschied nehmen. Dubois küßte wiederholt die Hand der Geliebten, während ihre heißen Thränen auf ihn herabfielen, sie war es, die sich losriß und nach Versailles zurück sprengte, während Benjamin der kleinen schreienden Ninette durch einen derben Kuß bewies, daß er kein Barbar sei.

Es folgten schlimme Tage für die Herzogin und noch schlimmere für die Zofe, welche unter ihrer verzweifelten Laune zu leiden hatte.

Agrippine schwor täglich, daß sie den Capitain vergessen wolle, und brach in Thränen aus, wenn sie irgend ein unbedeutender Gegenstand, ein Buch, aus dem er gelesen hatte, ein Dominostein, der vergessen auf dem Sims des Kamines lag, an ihn erinnerte.

Endlich verlor Ninette die Geduld mit ihrer Gebieterin. „Wie lange soll denn dies eines kleinen Mädchens würdige Betragen noch dauern?“ fragte sie Agrippine eines Tages in ihrer resoluten Weise.

„Es wird nicht anders werden, ehe Dubois nicht zu mir zurück kehrt,“ seufzte Agrippine.

„Sie sind nicht klug, Madame,“ sprach das kluge Kätzchen, „der Capitain ist im Felde und kann nicht vor dem Winter zurück kehren, aber wer hindert Sie denn, wenn Sie ihn so sehr lieben, ihm zu folgen? Ist es doch geradezu Mode geworden, im Sommer in das Lager zu reisen, wie in ein Bad etwa. Sogar die Pariser Schauspieler folgen der Armee und schlagen ihr Theater unter Zelten, Kanonen und Gewehrpyramiden auf. Packen wir unsere Sachen und fahren wir dem Capitain nach: es soll sehr lustig im Lager sein, sagt Benjamin.“

Agrippine begann hell und fröhlich zu lachen und lachend faßte sie den Entschluß, gleichfalls in das Feld zu ziehen. Die Koffer waren bald gepackt und von zwei verläßlichen bewaffneten Dienern begleitet, einen großen dicken Kutscher auf dem Bocke und Ninette bei sich im Wagen, rollte sie in ihrer großen schwerfälligen Kutsche am 7. April 1708 aus Versailles fort und schlug die Straße nach Flandern ein.

* * *

Es war in den ersten Tagen eines warmen sonnenhellen Mai's, im Lager bei Soignies, als Benjamin, welcher eben die hohen Stiefel seines Herrn putzte und ein muthiges Liedchen dazu sang, plötzlich wie eine Bildsäule dastand, stumm und versteinert.

„Nun, was ist denn so Erschreckliches an mir, daß man Sprache und Besinnung bei meinem Anblick verliert?“ fragte eine helle Stimme.

„Sind Sie es denn wirklich, Mademoiselle Ninette?“ stotterte Benjamin.

„Ja, Monsieur Benjamin, ich bin es und meine Herzogin ist auch da. Wir haben eine Stube erobert im Dorfe drüben, klein genug, aber im Felde geht es eben



nicht anders. Da der Capitain uns fortmarschirt ist, sind wir ihm nachgefahren, denn wir sind erschrecklich verliebt in seinen Herrn."

„Nur des Herrn wegen ist man gekommen?"

„Auch ein wenig seinetwegen, aber wo ist der Capitain? meine Dame kann es nicht erwarten, ihn zu sehen."

Schon trat Dubois, von der wohlbekannten Stimme angelockt, aus seinem Zelt und als er recht vernommen hatte, welches Glück, im vollsten Sinn des Wortes, im Schlafe über ihn gekommen war, nahm er sich nicht einmal Zeit, seinen Degen umzuschnallen, sondern eilte, wie er war, zu der Geliebten hin. Die Herzogin gab sich alle Mühe, den Anstand zu bewahren, als aber der Capitain in ihre Stube trat und sich mit einem Ausruf des Entzückens zu ihren Füßen niederwarf, vergaß sie sich so ganz, daß sie ihn leidenschaftlich in ihre Arme, an ihre Brust schloß, und unter einem glücklichen Lachen mit Küssen und Thränen bedeckte.

„Ach! Hektor! Sie haben mir furchtbare Tage bereitet," sprach sie, als sie sich ein wenig gefaßt hatte, „nun ist aber Alles gut, wozu es noch länger läugnen wollen, ich liebe Sie, nur Sie und Sie sollen mein Gatte werden, kein Anderer."

„Aber Agrippine, das ist ja nicht möglich," erwiderte Dubois, auf den wieder die alten Bedenken einstürmten, „die Herzogin von Vaudement kann nicht die Frau eines einfachen Officiers werden, sie würde sich dem Spott aussetzen, sie würde —"

„Aber sie darf ihre Hand einem Helden reichen —"

„Ich bin ein braver Soldat, aber kein Held."

„Sie müssen also eine Heldenthat verrichten," sagte Agrippine begeistert, „eine That, welche Ihren Namen in ganz Europa bekannt macht."

„Ein wunderbarer Gedanke!" rief der Capitain mit einem Ernste, der etwas Heiliges an sich hatte. „Jetzt erst sehe ich, Agrippine, wie sehr Sie mich lieben, Sie wollen uns nicht dem Spotte preisgeben, aber Sie wollen mir auch nicht entsagen; so rufen Sie denn das Schicksal auf und legen es in meine Hand, die Kluft zu überspringen, die uns trennt, Sie zu erringen als den höchsten Preis, den mir das Leben bieten kann, oder bei diesem tollkühnen Beginnen schön und beneidenswerth zu enden. Ich danke Ihnen, Agrippine."

Das Schicksal schien aber den Capitain necken zu wollen. Vendome stand bei Soignies dem Herzog von Marlborough, nur drei Stunden weit entfernt, gegenüber, ohne daß es zu einer Schlacht kam. Es folgte ein, wie es schien, unnützes und planloses Hin- und Hermarschiren, bei welchem die schöne Herzogin an allen Strapazen der Armee theilnahm

Endlich hieß es, Vendome beabsichtige einen Handstreich auf Gent. Dubois war der Erste, der sich meldete, aber Gent wurde mit Hülfe der französisch gesinnten Bewohner genommen, ohne daß ein Schuß gethan war, und die Aussicht auf die heroische That zerrann wieder im Nebel.

Zu gleicher Zeit wurde Brügge von den Franzosen genommen, ohne daß Marlborough, der auch Eugen von Savoyen mit seinem Heere erwartete und allein zu schwach war, sie hindern konnte. Vendome wendete sich hierauf gegen Oudenarde und schloß es ein. Unter den Belagerern befanden sich auch Dubois und die schöne Agrippine. Indeß hatte sich Eugen mit Marlborough vereinigt und die beiden ebenso genialen als tapferen Generale schoben, unbekümmert um die Bedenklichkeiten des Hof-

kriegsrathes in Wien, ihre Armee durch einen beispiellos kühnen Marsch zwischen jene Vendome's und die französische Grenze.

Die nächste Folge dieser ganz unerwarteten Bewegung war die Schlacht bei Oudenarde am 11. Juli 1708. Die Franzosen wurden, trotz der Wunder von Tapferkeit, welche sie verrichteten, durch das überlegene Genie Eugens und Marlboroughs vollständig geschlagen. Ihr Rückzug artete in Flucht aus. Wenn die Sonne zwei Stunden später untergegangen wäre, hätte kein Mann entkommen können. Vendome verlor 20,000 Mann, worunter 9000 Gefangene, und zog sich bis in die Nähe von Gent zurück, wo er hinter dem Canal von Brugge in einem befestigten Lager eine beinahe uneinnehmbare Stellung fand.

Wieder hatte Capitain Dubois keine Gelegenheit zu einer Heldenthat gehabt, dagegen mehr als eine, die Geliebte auf der Flucht vor den verfolgenden englischen Dragonern und plündernden Marodeurs zu beschützen. Nachdem die Engländer auch die französischen Linien zwischen Ypern und Wareelen genommen hatten, stand den Alliirten der Weg in das Herz Frankreichs offen.

Marlborough wollte den Krieg rasch entscheiden und direkt auf Paris marschieren, aber er wurde im Kriegsrath überstimmt, und mußte sich damit begnügen französisches Gebiet zu betreten und Lille, die erste der französischen Festungen, das Meisterstück Vauban's zu belagern.

Als Vendome von diesem Unternehmen Nachricht erhielt, wollte er zuerst gar nicht an dasselbe glauben, und als die Franzosen endlich daran glauben mußten, lachten sie über die Feldherren der Verbündeten, denn Lille galt für uneinnehmbar.

Ludwig XIV. ernannte im letzten Augenblicke den Marschall Bouflers, einen der besten Officiere Frankreichs, zum Commandanten von Lille und verstärkte die Besatzung auf 15,000 Mann. Die Belagerung dieser berühmten Festung beschäftigte ganz Europa, und die berühmtesten Krieger und Fürsten versammelten sich im Lager der Verbündeten wie einst vor Troja.

Am 14. August wurde Lille vollständig eingeschlossen. Eugen leitete die Belagerung, während Marlborough die Armee befehligte, welche dieselbe zu decken hatte. Am 23. August wurden die Laufgräben eröffnet, am 24. begann die Kanonade. Das Feuer war von beiden Seiten ein geradezu furchtbares. Belagerer und Belagerte, Engländer, Deutsche und Franzosen wetteiferten an Umsicht, Hartnäckigkeit, Muth und Aufopferung.

Endlich begann Vendome, die Sache ernst zu nehmen, ja er wurde um das Schicksal Lille's besorgt, vereinigte sich bei Gramont mit dem vom Niederrhein anrückenden Herzog von Berwick und wendete sich gegen Lille, um den Belagerern eine Schlacht zu liefern und die Festung zu entsetzen.

Marlborough ging ihm jedoch entgegen und nahm zwischen Noyelles und Peronne eine so feste Stellung ein, daß Vendome die Chancen einer Schlacht nicht auf sich nehmen wollte, sondern Halt machte und einen Courier nach Versailles sendete, um von dem Könige selbst Befehle zu erbitten.

Am 5. September hatte der erste Sturm auf Lille stattgefunden, er galt allerdings vorläufig nur den Außenwerken und hatte geringen Erfolg, aber die Lage der Festung wurde doch von Tag zu Tag eine gefährlichere und es war unter diesen Umständen von höchster Wichtigkeit für Vendome, mit dem Commandanten von Lille



in Verbindung zu treten, um ihm einerseits Nachrichten von der Armee zukommen zu lassen und anderseits zu erfahren, woran die Besatzung etwa zunächst Mangel leide.

Alle Versuche, mit Bouflers Depeschen auszutauschen, scheiterten indeß an der Wachsamkeit der Belagerer.

Es war der Augenblick gekommen, den Capitain Dubois bisher vergebens erwartet hatte. Er begab sich zu Vendome und bot sich an nach Lille zu gehen. Die Art und Weise, wie er dahin gelangen wollte, behandelte er, um vor Verrath vollkommen sicher zu sein, als Geheimniß.

Vendome gab ihm die nöthigen Instruktionen und entließ ihn, auf das Tiefste bewegt.

Als der Capitain Agrippine von seinem Vorhaben unterrichtete, sah sie ihn erst starr an, als verstände sie nicht um was es sich handle, dann brach sie aber in heftiges Schluchzen aus und bat ihn, die Arme um ihn geschlungen, dasselbe aufzugeben.

„Ich will lieber allen Spott der Welt tragen, als Sie in solcher Gefahr wissen," rief sie aus.

Dubois blieb jedoch unerschütterlich. „Das Schicksal soll entscheiden," sprach er mit einem rührenden Enthusiasmus, „ob der arme Capitain würdig ist, die Herzogin von Vaudement sein zu nennen oder nicht."

Es war ganz vergeblich, daß Agrippine ihm anbot, auf der Stelle mit ihm vor den Altar zu treten, ebenso vergeblich warf sie sich vor ihm nieder.

Er nahm einen Abschied, wie ihn ein Mensch nimmt, der auf dem Todtenbette liegt und verließ noch in derselben Nacht, von seinem treuen Benjamin begleitet, das französische Lager.

* * *

Es war eine mäßig helle Nacht als Capitain Dubois seine gefährliche Wanderung antrat, nur wenige Sterne waren an dem dunklen Himmel zu sehen, über den große weiße Wolken zogen. Die beiden Männer gingen schweigend neben einander her, nicht auf der Fahrstraße, auch nicht auf einem der vielen Seitenpfade, sondern in gerader Richtung durch die Felder, über Wiesen, Hecken und Zäune, bald einen Bach durchwatend, bald im Sumpf bis an die Kniee. Auf diese Weise begegneten sie Niemand und waren stets von Gegenständen umgeben, welche ihnen im schlimmsten Falle ein Versteck gewähren konnten. Sie gelangten auf diese Weise unangefochten bis zu einem breiten Canal, dessen Ufer von dichtem Gebüsch bewachsen war, hier nahm der Capitain Abschied von seinem Diener, gab ihm die liebevollsten Grüße an Agrippinen auf, und begann dann sich auszukleiden. Benjamin sah ihm einige Zeit erstaunt zu.

„Was haben Sie vor," fragte er endlich, „wie wollen Sie nach Lille gelangen?"

„Sehr einfach, mein Freund," gab der Capitain mit einem Lächeln zur Antwort, „indem ich die Deule hinabschwimme, welche Lille durchschneidet, vorher aber einige Canäle passire, welche mich, der Karte zufolge, von dem Flusse trennen."

„Wie wollen Sie aber durch das Lager der Feinde durchkommen, welche den Fluß gewiß scharf bewachen?"



„Ebenso einfach: indem ich unter dem Wasser schwimme. Du kennst mich ja und weißt, daß ich als Schwimmer und Taucher meines Gleichen suche.“

„Gott sei Lob, es ist so,“ bekräftigte Benjamin, „aber das, was Sie vorhaben, das ist kein Mensch im Stande.“

„Ich will eben etwas leisten, was über Menschenkräfte geht.“

„Sie werden dabei zu Grunde gehen,“ sagte Benjamin, der vergeblich seine Thränen zu zerdrücken suchte, „nehmen Sie mich mindestens mit.“

„Mein Freund, das würde mich und Dich ganz sicher ins Verderben stürzen;“ erwiderte Dubois, „während ich allein mehr Aussicht habe, unbemerkt zu bleiben und glücklich durchzukommen. Leb' wohl.“

Dubois verbarg seine Kleider in einem dichten Gebüsch, legte einen großen Stein darauf und stieg in das Wasser. Benjamin sah ihm betrübt nach und trat dann langsam und vollkommen gebrochen den Rückweg an.

Nachdem der Capitain den Canal durchschwommen hatte, sah er sich plötzlich auf eine Entfernung von kaum zehn Schritten einem englischen Vorposten gegenüber, der ihn jedoch nicht zu bemerken schien, er mäßigte seine Bewegungen und ließ sich fast nur von dem Wasser abwärts treiben. So kam er glücklich vorbei. Im Osten wurde es licht und lichter, schon regten sich einzelne Vögel in den Zweigen der Bäume, die da und dort am Ufer standen, manche Stimme wurde hörbar, hier ein zwitschernder Sperling, dort das gellende Schmettern eines Hahnes oder zornige Gebell eines Hundes; Mühlen klapperten, aus der Ferne klangen die Glocken eines Dorfes.

Einmal näherte sich Pferdegetrappel und Stimmen wurden vernehmbar. Es war eine Abtheilung feindlicher Cavalleristen, welche sich dem Wasser näherten, um ihre Pferde zu tränken. Dubois schien verloren. Es gelang ihm zwar das Ufer zu erreichen und sich unter den dichten Zweigen einer Weide, welche sich in den Wellen badete, zu verbergen und hier den Athem anhaltend einige Zeit unentdeckt zu bleiben, plötzlich riß sich aber eins der Pferde los und kam bis in seine Nähe, wo es stehen blieb. Fliehend kam ein anderer Reiter auf seinem Thiere herbei, um es aufzuhalten.

Eine Bewegung von seiner Seite, ein scharfer Blick des Reiters und er war entdeckt, aber der Dragoner hatte nur Augen für das Pferd, das er einfing und kehrte an das Ufer zurück damit, ohne den Capitain zu bemerken.

Einige Augenblicke später entfernte sich der ganze Trupp und Dubois konnte nach kurzer Rast, die ihm gut zu Statten kam, seinen gefahrvollen Weg fortsetzen. Noch einmal kam er in Gefahr entdeckt zu werden. Vier Frauen schwemmten am Ufer Wäsche. Eine von ihnen sah ihn und rief: Ei! da badet einer! Die Anderen blickten hin und lachten, während der Capitain mit dem ganzen Aufgebot seiner Kräfte weiterruderte.

Nachdem Dubois sieben Canäle durchschwommen hatte, erreichte er die Deule dort, wo sie in die Linien der Belagerer trat.

Hier tauchte er unter und schwamm, von der Strömung begünstigt, eine unglaublich lange Zeit unter dem Wasser fort, mitten durch das Lager des Prinzen Eugen, so daß er den Augen der Wachen völlig entging.

Wohlbehalten, aber zu Tode ermüdet langte er im Innern der Stadt an.



„Da schwimmt ein Mensch," sagte ein Soldat zu den anderen, als Dubois sich dem Ufer näherte.

„Woher mag er kommen?" rief ein zweiter.

„Es ist ein Bote von Vendome;" fügte ein dritter hinzu. „Kein Zweifel." Rasch hatten sich mehr als hundert Officiere und Soldaten der Besatzung von Lille um Dubois versammelt, welcher kaum an das Land gestiegen, und noch ohne Athem, auf hundert Fragen zu antworten hatte.

Marschall Bouflers kam auf die erste Nachricht des merkwürdigen Vorfalls selbst herbei, ließ den Capitain einen seiner eigenen Anzüge geben, sowie ihm Stärkung an Speise und Wein reichen. Dann erzählte Dubois sein unerhörtes Wagstück. Lauter Jubel folgte seinen Worten, die Officiere hoben ihn auf die Arme und trugen ihn von einer, von Schritt zu Schritt anwachsenden Menge von Soldaten und Einwohnern von Lille begleitet zu der Wohnung des Marschalls, wo der Held des Tages von seinen Anstrengungen ausruhte.

Nachdem er sich genügend erfrischt fühlte, wurde der Capitain von dem Marschall persönlich in die Festung hineingeführt und nahm sämmtliche Werke, sowie die neuen Verschanzungen, welche hinter den Breschen aufgeführt waren, in Augenschein, machte sich mit der Lage und allen Umständen der Belagerten genau bekannt und kräftigte sich dann durch einen mehrstündigen Schlaf für den Rückweg.

Den 15. September, als es zu dunkeln begann, trat er denselben an, mit einem in Wachs gehüllten Briefe des Marschalls Bouflers an Vendome im Munde. Der Commandant und viele Officiere gaben ihm das Geleite bis zu dem Punkte, wo er sich entkleidete und in den Fluß stieg.

Dubois schwamm auch diesmal, obwohl ihn die Dunkelheit schützte, an den gefährlichen Stellen unter dem Wasser und gelangte endlich glücklich an jenen Punkt, wo er sich entkleidet hatte, zurück. In dem Augenblicke, wo er seine Kleider hervorsuchte und sich anzuziehen begann, stürzte ein Mensch aus dem Gebüsche und zu seinen Füßen.

Es war Benjamin, der zu gleicher Zeit weinte und lachte und lange keine Worte fand. Dubois kleidete sich mit seiner Hülfe vollends an, setzte sich auf einen Stein am Ufer des Canales und trank aus der Feldflasche, welche sein treuer Diener vorsorglich mit feurigem Wein gefüllt hatte.

Als er sich erhob, um dem Lager zuzueilen, rief eine Stimme von jenseits des Canales in deutscher Sprache: „Wer da?"

Dubois gab keine Antwort, sondern ging rasch vorwärts, von Benjamin gefolgt. Da fiel ein Schuß. Ein zweiter folgte. Die Kugeln pfiffen den beiden um die Ohren.

Die letzte Gefahr war glücklich vorüber gegangen.

Im französischen Lager wurde der heldenmüthige Capitain mit einem Enthusiasmus empfangen, der ihn bis zu Thränen rührte, Alles eilte aus den Zelten, einige hoben ihn auf die Schultern, andere schwenkten ihre Waffen, Tausende schrieen: Es lebe Dubois!

Vendome kam ihm mit seinen Officieren entgegen und schloß ihn in die Arme. In dem Zelt des Feldherrn erstattete er Bericht über den Zustand von Lille und übergab das Schreiben Bouflers. Noch war er nicht zu Ende, als Agrippine, alle

Bedenken des Anstandes bei Seite lassend, mit einem Schrei des Entzückens hereinstürzte und im nächsten Augenblicke an seiner Brust lag.

„Herzog," sagte sie dann zu Vendome gewendet, „hier ist mein künftiger Gatte."

„Sie hätten keinen würdigeren wählen können," sagte Vendome.

„Er ist da, er ist allen Gefahren glücklich entgangen!" Das war der Ruf, mit dem der brave Benjamin in das Zelt der Herzogin einfiel und Ninette umarmte, „und jetzt wird auf der Stelle geheirathet."

„Wer wird heirathen?" schmollte die Kleine, indem sie sich vergebens aus der Bärenumarmung des Veteranen loszumachen suchte.

„Der Capitain heirathet die Herzogin," rief Benjamin, „und sein Diener die Zofe."

„Da habe ich doch auch noch ein Wort drein zu reden —"

„Noch hundert Worte, Ninette, wenn Sie überhaupt zu Worte kommen," lachte Benjamin, und schloß der hübschen kleinen Person den Mund mit einem Kusse.

* * *

Nicht bald hatte eine That in ganz Europa so viel von sich reden gemacht, wie jene des Capitain Dubois. Freund und Feind zollte ihm gleichmäßig seine Bewunderung. Da er sich als kühner Schwimmer die Geliebte errungen hatte, nannten ihn seine Kameraden fortan: Capitain Leander.

Glücklicherweise traf der Vergleich nicht ganz zu, denn die Liebe des braven Officiers nahm ein gutes und fröhliches Ende.

Ludwig XIV. erhob ihn in den Adelsstand und er verließ die Armee, um sich mit der schönen Agrippine zu vermählen und mit ihr auf dem Schlosse Vaudement, fern von dem Glanze und den Intriguen des Hofes von Versailles zu leben.

Benjamin, der die kleine hübsche Ninette heim führte, erhielt das Amt eines Castellans, das er mit vieler Würde versah.

Das Schicksal von Lille wurde, trotz der heroischen That des Capitains, zu Ungunsten der französischen Waffen entschieden.

Am 22. October steckte Marschall Bouflers die weiße Fahne aus, und capitulirte nach sechzigtägiger Belagerung, das heißt er übergab die Festung und zog sich mit dem Reste der Besatzung, 5000 Mann, in die Citadelle zurück.

Eugen von Savoyen, der edle Ritter, behandelte Bouflers mit jener Hochachtung, welche der Bewunderung entsprach, die seine beispiellos heldenmüthige Vertheidigung allgemein hervorrief. Als ihm die Capitulationsbedingungen gebracht wurden, nahm er die Feder und unterschrieb ohne zu lesen.

„Marschall Bouflers kann nichts fordern," sagte er, „was er nicht verlangen und ich nicht bewilligen dürfte."

Die Citadelle capitulirte am 11. December 1718, nachdem die Besatzung während der ganzen Belagerung 12,300 Mann, die Verbündeten aber über 18,000 Mann verloren hatten.

Balladen.

1. Prometheus.

Festgeschmiedet an den Felsen,
Müd' der tausendjähr'gen Qual,
Liegt in tiefem Schlaf Prometheus,
Der das Licht vom Himmel stahl.

Ja! Er schläft! — Ein selig Lächeln
Spielt um den entschloss'nen Mund,
Und das giebt des Traumes Wonne
Den erstaunten Göttern kund:

Fels und Fessel sind gebrochen,
Todt der nimmersatte Aar,
Und geheilt die tiefe Wunde,
Die geblutet tausend Jahr'!

„Endlich langersehnte Freiheit!
„Götter! Ahnt Ihr diese Lust?
„Nein! denn fremd ist Euch der Wechsel, —
„Ebb' und Flut der Menschenbrust!

„Im Olympe thront Ihr ewig, —
„Ew'ger Tag und ew'ge Pracht!
„Doch das Licht ist fremd dem Auge,
„Denn dies kennt ja nicht die — Nacht!

„Ewig schwelgend im Genusse,
„Des Genießens nie bewußt, —
„Arme Götter! Wer Euch böte
„Ebb' und Flut der Menschenbrust!

„Arme Götter! lieber träumen
„Von der Freiheit eine Nacht,
„Als, stets frei, nicht einmal ahnen
„Wie die Freiheit selig macht!"

Also ruft im Traum Prometheus,
Götter fodernd, selbstbewußt:
Horch! — Da klirrt's ... der Adler hungert ...
— Ebb' und Flut der Menschenbrust!

Oscar Welten.

2. Die Gitana.

Scheiden muß ich jetzt, Miranda,
Von dem Paradies der Liebe,
Denn mich ruft die Pflicht des Kriegers
Unerbittlich fort zur Heimath.
Singe mir das Lied des Schmerzes,
Jenes Lied vom Mohrenkönig,
Der vom Christenschwert bezwungen
Weinend ging von dieser Schwelle.
Als er von dem letzten Hügel
Seufzend sah zum letztenmale
Nach dem Schlosse seiner Väter,
Hat die Mutter ihn gescholten,
Ihn getröstet nur sein Liebchen.

Eine Weile schwieg das Mädchen,
Dann die großen, schönen Augen
Aufgeschlagen zur Alhambra,
Wo das Gold der Abendsonne
Zögernd hing noch an den Zinnen,
Griff sie spielend, fast wie träumend
In die Saiten der Guitarre.

Sanft geneigt das Haupt zur Schulter
Sprach Miranda süß und schmeichelnd:
„Willst du Lieber nicht ein Liedchen,
Wie es die Verliebten singen
In den Straßen von Granada

Vor dem Fenster ihrer Schönen,
Nachts im Mondschein, bis zum Lohne
Eine Rose fliegt durch's Gitter?"

Nein, mein Kind, denn solche Liedchen,
Wie sie die Verliebten singen
In den Straßen von Granada,
Hab' ich selber schon gesungen —
Stets dieselben Lieder sind es
Und es wechseln nur die Sänger,
Weil Hispaniens stolze Schönen
Gott und ihre Launen lieben.
Doch die duft'gen Rosen trugen
Scharfe Dornen, und mich schmerzen
Noch die Narben von dem Dolche,
Den die Eifersucht gedungen. —

Ihre weißen Zähne glänzten
Durch die blühend rothen Lippen,
Und die Augen halb geschlossen
Dachte sie vergang'ner Stunden.
Zog ein Lied durch ihre Seele
Weich und lockend, wild und stürmisch,
Unterbrochen jäh und schrecklich
Durch den grellen Schrei des Todes?
Saß sie wieder in Gedanken
An dem Bett des bleichen Fremden
Lange Tage, läng're Nächte,
Den sie pflegte, bis die Röthe
Wieder auf die Wangen kehrte:
Den sie liebte mit den Gluthen,
Die des Südens heiße Sonne
Rasch entfacht im jungen Herzen? —

Plötzlich fuhr sie mit den Händchen
Durch die langen, schwarzen Haare,
Ihre dunkeln Augen flammten:
„Nun, so lasse dir Romanzen
Von den Eseltreibern singen,
Wenn sie sich und ihren Thieren
Langen Weges Weile kürzen.
Jeder ist ein Caballero,
Wenn ihm auch die Füße streifen
Von dem Sattel auf den Boden.
Treu der Liebsten bis zum Tode,
Glücklich nur in ihren Armen
Bangt er niemals vor den Messern
Ungeduld'ger Nebenbuhler.
Doch du sprichst von deiner Heimath
Und du wagtest mich zu lieben?
Ziehe hin, bevor's zu spät ist,
Denn die Liebe, Haß und Rache
Schlummern hier auf Einem Kissen." —

Rasch erhob sie sich vom Boden
Und im Weitergehn da sang sie
Eine nie vergess'ne Copla:
„Wenn du wüßtest, welche Liebe
Lebt im Herzen der Gitana,
Wirst du wünschen: Wär' Zigeun'rin
Doch ein jedes Christenmädchen."

Bald verklang das Lied im Dunkel,
Das die schlanken Rüstern schatten
Auf den Pfad hinab zum Darro. —

Schon am andern Abend lief ich
Alle Straßen auf und nieder
Und ich spähte vor den Thoren
In den rebumrankten Höhlen:
Sagt, wo find' ich meine Mira?
Niemand wußt' es und vergebens
Such' ich heute noch ein Mädchen,
Das so glühend lieben könnte,
Wie mich liebte die Gitana. —

Heinrich Keder.

3. Tilly in Rothenburg.

Der Tilly lag vor Rothenburg,
Das Städtlein war in Nöthen,
Dem großen und dem kleinen Rath
Ging alle Weisheit flöten.

Die Wälle waren schlecht bewehrt,
Ohn' Wasser stand der Graben,
Und was noch schlimmer, ohne Herz
Die Männer und die Knaben.

Man bat den wilden Tilly blos,
Die arme Stadt zu schonen.
Dann rückten durch das Thor herein
Kroaten und Wallonen.

Im Rathhaus war ein Tisch gedeckt,
Drauf stund ein großer Humpen,
Der große und der kleine Rath
Will sich nicht lassen lumpen.

Gefüllt mit ächtem Tauberwein
Ist der Pokal, der blanke,
Der Bürgermeister reicht ihn dar
Dem General zum Danke.

Doch der hat kaum den Bart genetzt
Sich mit dem Gastgetränke,
So wirft den Humpen er zur Erd'
Und schreit: „Hol' Euch die Kränke!

„Solch sauren Plempel trank ich nie,
„Ihr seid des Todes, Hunde,
„Wenn Einer nicht zur Sühne mir
„Den Humpen leert zum Grunde!“

Da stand in Angst der große Rath
Und schreckensbleich der kleine,
Dem Bürgermeister schlotterten
Vor Todesfurcht die Beine.

„Ich gebe fünf Minuten Euch,
„Die Sache zu bedenken.
„Sind sie vorbei, so wählt Ihr bloß
„Euch Spießen oder Henken!“ —

„O schlimmer Fall, o böse Wahl!
„Es geht uns an die Seele!“
Des Bürgermeisters Rechte greift
Wie prüfend an die Kehle.

Da tritt ein junger Rathsherr vor,
Im Zechen wohl erfahren,
Und spricht: „Ich bin der Kleinste zwar
„An Ehren und an Jahren.

„Jedoch in puncto Tauberwein,
„Das darf ich kühnlich sagen,
„Thut's von den Herrn mir keiner gleich
„An Kraft in Schlund und Magen.“

Und hurtig rafft vom Boden auf
Den Humpen er, den schweren,
Und füllt ihn ein bis an den Rand
Und hebt ihn an zu leeren.

Und schluckt und schluckt und trinkt und trinkt,
Daß ihm die Augen fließen,
Und thät kein einzig Tröpflein doch
Dabei daneben gießen.

Dann macht er mit dem Humpen gar
Die schönste Nagelprobe:
„Herr Tilly, wißt, der Tauberwein
„Verdient, daß man ihn lobe!“

Da lacht der wilde General:
„Die Gusto's sind verschieden,
„Doch bin mit deiner Kehle Kraft
„Ohn' Maßen ich zufrieden.“

Dann macht er Kehrt und ging hinaus
Und ließ zum Aufbruch blasen,
Und schnell der groß' und kleine Rath
Trug wieder hoch die Nasen.

Und zum Beweis, daß solches ist
Wahrhaftig einst geschehen,
Kann man noch heut' zu Rothenburg
Den großen Humpen sehen.

Theodor Renaud.

Bogadil.

Lustspiel in einem Akt von Murad Efendi.

(Aufgeführt am Königl. Schauspielhause zu Berlin am 24. Mai v. J.)

Personen.

Der Herzog von Wellington, englischer Premierminister.
Lady Arabella, dessen Nichte.
Fürst Trubezkoi, russischer Botschafter.
Vicomte von Chabannes, französischer Botschafts-Attaché.
Ein Kammerdiener.

London bei Lady Arabella.

Erste Scene.

(Reichmöblirter Salon bei Lady Arabella.)

Lady Arabella (im Morgenkleide auf einem Ruhebette). Vicomte von Chabannes.

Arab. Ihre Zuversicht, mein Herr Diplomat, macht mir bange für den Erfolg Ihrer Sendung. Sie sehen sich zu rasch am Ziele.

Chab. Ich bin es fast, Mylady.

Arab. Fast erreicht, heißt oft soviel, als gänzlich verfehlt.

Chab. Ihre huldreiche Hand hat mir die Wege geebnet.

Arab. Sachte! Man kann auch auf ebenen Wegen in eine Sackgasse gelangen. Mein Oheim, der Herzog von Wellington, ist nicht nachgiebig gesinnt, und Fürst Trubezkoi, der russische Botschafter —

Chab. Bei welchem ich vorerst ein warmes Empfehlungsschreiben meines Vetters, des Herzogs von Noailles abgab —

Arab. Wird gleichwohl Alles daran setzen, die Wünsche des französischen Ministeriums, dessen Agent Sie sind, zu durchkreuzen.

Chab. Nicht dieses Terrain ist es, Mylady, auf welchem ich ihn am meisten fürchte.

Arab. Haben Sie Acht; Fürst Trubezkoi ist ein Staatsmann aus der alten Schule, ein erfahrener und noch dazu gelehrter Diplomat, ein berühmter Meister in politischen Intriguen.

Chab. (bei Seite). Wie sie ihn preist. (laut) Um so lockender für den Lehrling, den „berühmten Meister" zu besiegen.

Arab. Sie sind ehrgeizig?

Chab. Wenn Sie mein ernsthaftes Bestreben, die mir anvertraute Sendung pünktlich und ehrenvoll durchzuführen, Ehrgeiz nennen, ja. — Im Uebrigen fühle ich mich zur diplomatischen Laufbahn nicht berufen. Mir fehlt es an Eignung dazu — ja, an Eignung. Ich darf es Ihnen, Mylady, beichten. Meine Vergeßlichkeit, — meine Zerstreutheit —

Arab. Durch die Sie sich innerhalb weniger Tage in London einen Ruf erworben haben —

Chab. Eine gewisse Schüchternheit —

Arab. (für sich). Wem sagt er das?

Chab. Machen mich zum Diplomaten wenig geeignet. — Außerdem sagt diese Laufbahn meinem Geschmack nicht mehr zu, als meinem Naturell. Ich liebe die Natur, den Landaufenthalt. Die Verwaltung meiner Güter in der Normandie reizt mich mehr, als alle rothen Ministerportefeuilles und grünen Conferenztische.

Arab. Das lobe ich an Ihnen, Vicomte. Ich hege eine geringe Meinung von der Diplo-

matie, eine schlimme von den Diplomaten. — Doch, wie kommt es denn, daß Sie dennoch Diplomat wurden?

Chab. Wie man in England Matrose wird. Ich wurde zum Diplomaten gepreßt, um gewissen Familienüberlieferungen und einem sehnlichen Wunsche meines Vaters zu genügen. Er war es, dessen Einfluß mir meine gegenwärtige Sendung verschaffte, eine Sendung — die nun bestimmt scheint, mich die Ziele meines höchsten Strebens erreichen zu lassen.

Arab. Sie sagten doch, daß Sie keinen Geschmack an der Carriere hätten!

Chab. Darum eben. Mein heiß ersehnter Austritt aus der Carriere ist an den Erfolg dieser meiner ersten und hoffentlich letzten Sendung geknüpft. Als Sieger kann ich mich mit Ehren und mit Zustimmung meines Vaters, der damit der diplomatischen Familienehre des Namens Chabannes Genüge gethan sieht, in den Schatten meiner normannischen Wälder zurückziehen.

Arab. Und darf ich — Sie haben doch Vertrauen zu mir?

Chab. Oh!

Arab. Sie halten mich für Ihre treue Alliirte.

Chab. O, für mehr, für vielmehr als das.

Arab. Für mehr? — Zum Beispiel?

Chab. Sie sind —

Arab. Nun? —

Chab. Meine Fee, mein Schutzgeist, ja eine Art von Vorsehung für mich.

Arab. So darf Ihre Vorsehung wohl wissen — worauf, bei ganz ungünstigen, äußeren Anzeichen für den Erfolg, Ihre Siegesgewißheit sich eigentlich gründet?

Chab. Als mir meine gegenwärtige Sendung aufgebürdet wurde, trat das drückende Bewußtsein, ihr nicht entsprechen zu können, mit unbarmherziger Klarheit vor meine Seele. Daß es sich durchaus nicht um die Erreichung eines hohen politischen Zweckes, sondern nur um ein sehr unbedeutendes Zugeständniß in einer rein persönlichen Angelegenheit handelt, konnte einen Mißerfolg für mich nur noch peinlicher gestalten. Er eröffnete mir die trostlose Aussicht, Jahre hindurch als Gesandtschaftssecretair oder Geschäftsträger die Scharte auswetzen zu müssen; allenfalls an einem jener deutschen Miniatur-Höfe, wo die Hauptaufgabe des Diplomaten darin besteht, tödtliche Langweile mit Würde zu ertragen. — Diese Aussicht vermehrte meinen angebornen Hang zur Verwirrtheit. Die deutschen Residenzstädte wurden das Alpdrücken meiner Träume, jede Nacht abwechselnd eine andere; die Hof-Uniformen der großherzoglichen, herzoglichen, kurfürstlichen, fürstlichen Kammerjunker und eine erschreckliche Auswahl der ehrwürdigsten Hofdamen des gothaischen Almanachs schwirrten gleich Nachtfaltern durch meine wirren Träume. Eine tiefe Schwermuth bemächtigte sich meiner. — Da fiel mir in meiner Noth plötzlich Herr von Talleyrand ein, der König der Diplomaten, ein alter Freund meines Hauses. Ich eile zum Fürsten, lege ihm die Sachlage klar und beschwöre ihn, mir Beistand zu leisten. — Der Fürst, von den öffentlichen Angelegenheiten in den tiefsten Schmollwinkel seines Hotels zurückgezogen, schenkte mir anfänglich kein Gehör, und fertigte meine Vorstellungen mit scherzhaften Wendungen ab. Endlich schienen die Kammerjunker und Hofdamen, die meine Zukunft mit steifen Hälsen und blondem Lächeln bedrohten, ein menschliches Rühren in seiner Brust erweckt zu haben. Er ließ sich erweichen, und gab mir —

Arab. Seinen Segen?

Chab. Nein. Einen Talisman.

Arab. Einen Talisman! (sie lacht) Ha, ha, ha!

Chab. (für sich). Bogadil. Diesmal weiß ich ihn.

Arab. Ich irre nicht? Sie sprechen doch von Talleyrand, und nicht vom Vesir aus tausend und einer Nacht?

Chab. Vom Fürsten Talleyrand, Mylady, der mir einen diplomatischen Talisman mitgegeben hat, die unwiderstehliche Zauberformel der Unterhandlungen, das „Sesam, thu dich auf" für die festzugeknöpfte Brust des Herzogs von Wellington.

Arab. Das klingt wirklich märchenhaft, und ist ganz dazu angethan, meine Neugierde zu reizen!

Chab. Es galt nun, beim Herzog ohne officielle Vermittlung sogleich eine Privatzusammenkunft zu erlangen. Außerhalb seines Minister-Cabinets ist der Herr Herzog allem, was an Geschäfte mahnt, unzugänglich. Wäre diese Unterredung noch einen Tag verzögert worden —

Arab. Es lag nicht an Fürst Trubezkoi, wenn sie nicht verzögert wurde.

Chab. So war meine Sendung gescheitert. Dank Ihrer gütigen Fürsorge, Mylady! habe ich die Unterredung heute erlangt. In einigen Minuten stehe ich vor dem Herzog, und meine Sendung ist glücklich beendet, im äußersten Fall

durch die Zauberformel. Sie lächeln, Mylady? — Herr von Talleyrand hat sich mir für die Wirksamkeit seines Talismans verbürgt.

Arab. O, behüte der Himmel! daß ich mich erkühnte, an Herrn von Talleyrand's Talismanen zu zweifeln. Wenn nur nicht — wie Sie ja selber sagen — Ihre Vergeßlichkeit —

Chab. Dafür ward gesorgt. Mangel an Selbsterkenntniß zählt nicht unter meine Fehler. Ich habe die Instruction des Fürsten zu Papier gebracht, und trage sie bei mir. (bei Seite) Ro ... Bo ... nein, — richtig wieder vergessen!

Kammerdiener (meldet). Seine Lordschaft, der Herr Herzog von Wellington läßt den Herrn Vicomte von Chabannes zu sich bitten.

Arab. Glückauf, Vicomte! Ich würde für Ihren Sieg beten, wenn der Jünger Fürst Talleyrand's dessen bedürfte.

Chab. Mylady. Beten Sie immerhin. Es gilt ja einen geschulten, gelehrten Diplomaten, einen berühmten Meister zu besiegen. (bei Seite) O, dieser Moskowite! — (abgehend) Fast hätte ich vergessen!

Arab. Diesmal glücklicherweise ist Ihr „fast" vergessen verbesserungsfähig.

Chab. Was doch nur? — Ach ja! Fürst Trubezkoi hofft Sie bei seinem nächsten Ballfest die Stelle der Hausfrau vertreten zu sehen; die Welt würde dieser Gunst eine besondere Bedeutung beimessen; er legt auf dieselbe ein großes Gewicht —

Arab. Mag er immerhin; ich jedoch —

Chab. O tausend Dank, Mylady!

Arab. Wofür? Für dieses Jedoch? Nun, da wird es wohl bestrebt sein müssen, Ihrem warmen Dank Ehre zu machen. Das Billet des Fürsten harrt noch der Antwort. Sie könnten mir behilflich sein, sie zu verfassen.

Chab. O Mylady!

Arab. Nun, Vicomte —

Chab. (bei Seite). Noch darf ich mich ihr nicht erklären. (laut) Die Antwort — richtig, das war's — die Antwort werde ich mit Vergnügen sogleich verfassen. (Setzt sich.)

Arab. Ja, Vicomte, aber mein Oheim erwartet Sie!

Chab. (springt auf). Bei Gott! Das hätte ich beinahe auch vergessen. Sie erlauben, Mylady. Der Sieger allein ist würdig, Ihnen als Secretair zu dienen. (Geht ab.)

Zweite Scene.

Arabella (allein).

Seine Zurückhaltung ist geradezu unverantwortlich! Unverantwortlicher als seine Zerstreutheit. Weshalb entwickelt er mir gegenüber diese Eigenschaft des Diplomaten, während ihm sonst alle andern fehlen?

Die Diplomatie ist doch ein recht albernes, unnützes Gewerbe. Wenn ich dem Vicomte diese Erbsünde verzeihe, so ist es nur darum, weil er eigentlich kein Diplomat ist. — Ein Diplomat mit Talisman, das ist zu köstlich! — Und wenn mir Fürst Trubezkoi mißfällt, denn ich bemerke jetzt, daß er mir im Grunde mißfällt, so ist es eben nur deshalb, weil er ein eingefleischter, hartgesottener Diplomat ist, der mit seinen Schachzügen die Sendung des Vicomte verwickelt und ihn dadurch vollends blind für das Nächstliegende macht, weil er — (hält inne) ha! ha! ha! Gesteh' dir's nur, Arabella — einfach, weil er nicht der Andere ist.

Kammerdiener (meldet). Seine Durchlaucht, der russische Herr Botschafter.

Arab. Kommt meiner Anwendung gelegen.

Dritte Scene.

Fürst Trubezkoi. Arabella.

Arab. Fürst, ich habe soeben Ihrer gedacht!

Trub. Da Sie es selbst gestehen, Mylady, habe ich mehr Grund, stolz darauf zu sein, als mir dazu Glück zu wünschen.

Arab. Des unbescheidenen Anspruchs! Ich dachte Ihrer als Diplomat. Ich dachte, wie gut es sich träfe, wenn Sie Ihre ersprießliche Thätigkeit nicht gerade am Hofe von St. James entwickeln müßten.

Trub. Ei!

Arab. Einer Ihrer Berufsgenossen würde dann seine Aufgabe leichter erfüllen.

Trub. Der Vicomte von Chabannes. Ich errathe.

Arab. Was erriethen Sie nicht? Sie durchkreuzen seine Mission.

Trub. In diesem Augenblicke nicht mehr! Sie ist bereits gescheitert.

Arab. Wirklich?

Trub. Ich weiß, Sie nehmen daran großes Interesse; wenn nicht das Interesse vielmehr dem Träger der Mission —

Arab. Durchlaucht! — der Vicomte von Chabannes ist gewissermaßen mein Landsmann, und wenn man es ganz genau nimmt, eine Art von Verwandter; meine Mutter war Französin.

Trub. (halb für sich). Man kann nicht verwandter sein.

Arab. Ich selbst bin in Paris geboren und groß gewachsen —

Trub. Und vereinigen derart alle Eigenschaften des stolzen Inselreiches mit den Reizen des Heimathlandes der Grazien, des sprudelnden Muthwillens, des lieblichen —

Arab. Leichtsinnes. Sagen Sie es nur immerhin, . . . welche glückliche Mischung Sie indeß nicht hindert, den Interessen meines einen Vaterlandes entgegen zu treten. Bin ich gut berichtet?

Trub. Selbst auf die Gefahr, in Ihrer Ungnade weitere Fortschritte zu machen, kann ich nicht umhin, zu gestehen, daß ich Einiges zum Abweis der Mission des Vicomte — ich wollte sagen, der Forderung des französischen Ministeriums, beigetragen habe.

Arab. Sie sind hoffentlich meines Dankes nicht gewärtig!

Trub. Mir muß — so karg der Trost auch ist — das Bewußtsein der erfüllten Pflicht genügen, einer Pflicht —

Arab. Die Sie mit besonderem Nachdruck ausgeübt haben, nicht?

Trub. Es bedurfte dessen nicht. Mein Widerstand gegen die französische Forderung war für mich diesmal viel mehr eine Erholung, als eine Anstrengung. Der geübte Schachspieler kann sich dem Neuling gegenüber die Anwendung der vollen Kräfte füglich ersparen. Der Vicomte ist auf diplomatischem Parquett ein grüner Neuling, ja weniger als das — ein Dilettant. Ihm fehlt das diplomatische Naturell, das angeboren ist wie der Feldherrnblick, wie die Künstlerbegabung, das aber nur durch rastlosen Fleiß, durch unausgesetzte Vertiefung zur wirklichen Kraft herangereift werden kann. Dem Vicomte mangelt außerdem jedes systematische Wissen, und auch dieses ist unentbehrlich. Wer die Menschen beherrschen, und auf der Höhe der Verhältnisse stehen will, der muß bemüht sein, die Naturanlage durch ernste Uebung und gründliche Kenntnisse zu schärfen. Das System ist Hauptsache, ohne System keine Kraft — kein nachhaltiger Erfolg.

Arab. So ist die Diplomatie wohl gar eine Wissenschaft?

Trub. Sie ist Kunst, Mylady, welche die Wissenschaft in sich begreift.

Arab. Ich werde also meine Meinung über Diplomatie und Diplomaten gründlich ändern müssen! — Ich gestehe Ihnen, Fürst, reumüthig, daß sie mir jetzt sehr leichtfertig erscheint. Sie bestand bisher darin, als erstes Erforderniß für ein gesandtschaftliches Haupt den Besitz eines geschickten Koches anzusehen, und für die gesandtschaftlichen Anhängsel das Talent, bei Tänzen und Proverbedarstellungen leitend oder wirksam einzugreifen.

Trub. Sie sind bei Laune, Mylady.

Arab. Ich werde meinen Irrthum abschwören, der mich glauben ließ, daß Diplomaten nur geschickt seien, das Einfache zu verwickeln, und das kunstvoll Verwickelte dem Schwert oder dem Zufall zur Lösung zu überlassen; daß die Diplomaten keine andere Aufgabe hätten, als unter ernster Miene zu verbergen, was — sie nicht wissen; gar nicht oder unrichtig anzuwenden, was sie wissen; mit Anstrengungen und Opfern Nutzloses zu erspähen, um Wichtiges hinterdrein und von aller Welt zu erfahren. — Doch, wovon gingen wir aus? Ach ja, Sie triumphiren zu früh über den Neuling; der Vicomte ist beim Herzog.

Trub. Wie? (bei Seite) Es wäre ihm doch gelungen?

Arab. Er ist beim Herzog.

Trub. Ich begreife.

Arab. Was begriffen Sie nicht?

Trub. (bei Seite). Er ist mir bei der Frau entschieden gefährlich. (laut) Mag er immerhin sich bei seiner Lordschaft befinden. Auch ein für seine Sendung erfolgloses Zwiegespräch mit Lord Wellington kann nutzbringend für die Erziehung des Anfängers sein. Ich gönne ihm diesen Vortheil.

Arab. Sie unterschätzen den „Dilettanten".

Trub. Bah!

Arab. Er ist ein Schüler Talleyrand's.

Trub. Der ihn höchstens darin unterwiesen haben kann, mit kleinen Mitteln zu verfahren, sich hinter Damen und Günstlinge zu stecken, und von der Vermittlung des Fächers die Erfolge zu erwarten, die allein die Frucht systematischer Bemühungen sein können. Ich kenne den Fürsten und seine leichtfertigen Ansichten, und weiß auch, daß der Vicomte in dieser Richtung den Lehrmeister zu erreichen bestrebt ist.

Arab. (für sich). Worauf zielt er? (laut) Was meinen Sie?

Trub. Ich, Mylady? Nichts im Besonderen. Ich combinire und schließe von bestimmten Annahmen auf wahrscheinliche Ergebnisse. Doch darum sollte es sich nicht handeln. — Ich habe ein Anliegen an Sie.

Arab. Ein Anliegen?

Trub. Ich wollte Ihre freundliche Vermittlung in einer Angelegenheit ansuchen, die den Vicomte betrifft. Er suchte mich heute auf, um mir ein Schreiben des Herzogs von Noailles

zu übergeben. Nach seinem Fortgehen öffne ich den Briefumschlag und sehe, daß der zerstreute Vicomte einen Mißgriff gethan hat. — Der Briefumschlag war unbeschrieben, und — ich finde darin zu meinem Erstaunen —

Arab. Etwa seine Instruction?

Trub. Nein, das nicht.

Arab. (bei Seite). Gottlob! — (laut) Also, was fanden Sie?

Trub. Entschuldigen Sie, Mylady — eine Adresse.

Arab. Weiter nichts?

Trub. Es könnte ihm an der sofortigen Wiedererlangung dieser Adresse viel gelegen sein.

Arab. (bei Seite). Wo will er nur hinaus?

Trub. Da Sie ihn wahrscheinlich früher treffen als ich, erlaube ich mir die Bitte an Sie, Mylady, dies dem Vicomte zu übergeben. (Giebt ihr einen Brief.)

Arab. Ein bereits eröffneter Briefumschlag? Darin eine Adresse, sagen Sie? — Es ist wohl keine Indiscretion dabei, sie zu besichtigen.

Trub. Ich wüßte nicht.

Arab. (liest). Bogadil! Was soll das heißen?

Trub. Nach den Erkundigungen, die ich eingezogen, ist dies ein Name —

Arab. Nun, und —

Trub. Und zwar eine Art Kriegsname —

Arab. Wollen Sie deutlicher sein?

Trub. Der Kriegsname einer sehr schönen, sehr geistreichen, sehr bekannten, — wie soll ich nur sagen? — Frau oder eines Fräuleins — oder — die Petersburg verlassen hat, wo sie als Balletkönigin Opfer brachte und auferlegte. Sie befindet sich seit Kurzem in London, um den brittischen Lebemännern von Stand einen angenehmen Versammlungsort zu bieten.

Arab. Durchlaucht!

Trub. O, sie verkehrt mit der besten Welt — Männerwelt nämlich — das Oberhaus ist in ihrem Salon glänzend vertreten. In welche Beziehungen der Vicomte zu dieser Dame zu gelangen trachtet, ist mir weniger bekannt als vermuthlich.

Arab. Abscheulich!

Trub. Wie meinen Sie, Mylady?

Arab. Daß Sie sich diese Beschreibung und derlei Betrachtungen füglich ersparen könnten.

Trub. Das warme Interesse, welches Sie für Ihren Schützling —

Arab. Schützling? Ich sehe, Herr von Chabannes ist erfahrener, als ich vermuthen konnte. Er bedarf —

Trub. Ihrer Nachsicht. Mylady. (Für sich.) Das hat gewirkt.

Arab. Uebrigens, was kümmert mich die Angelegenheit, die doch nicht vor meine Ohren und innerhalb der Wände meines Boudoirs gehört. — Die Adresse besudelt meine Hände — fort damit. (Wirft das Blatt in den Kamin.)

Trub. Mylady, was thun Sie? Wenn der Vicomte die Adresse, welche seine Zerstreutheit mir in die Hände gespielt hat, von mir zurückverlangt?

Arab. Kümmert das mich?

Trub. Was soll ich ihm sagen?

Arab. Bin ich ein Diplomat? Sie werden ihm sagen, was Ihnen beliebt, die Wahrheit gewiß nicht; das wäre gegen die Tradition!

Trub. Sie sind ungerecht, Mylady. Der Vicomte —

Arab. Haben Sie mir keine bessere Unterhaltung zu bieten, als den Vicomte? Nichts von ihm. — Sprechen wir von etwas Anderem. Sie haben mir in Betreff Ihres Ballfestes geschrieben.

Trub. Darf ich hoffen?

Arab. Hoffen darf man immer.

Vierte Scene.

Chabannes (ist zurückgekehrt). **Die Vorigen.**

Chab. Mylady! — (Trubezkoi erblickend, grüßt er.)

Trub. (verbeugt sich).

Chab. (leise zu Arabella). Alles ist gefährdet. Gestatten Sie mir, an Fürst Trubezkoi einige Worte zu richten?

Arab. Ich überlasse Ihnen das Terrain, meine Herren.

Trub. (zu Arabella). Darf ich für mein Ballfest auf die liebenswürdigste Hausfrau zählen?

Arab. (laut). Ich wüßte nicht, wo ich den Muth fände, diese Bitte abzuschlagen.

Chab. (für sich). Was ist das? (tritt zu Arabella) Mylady! —

Arab. (zu Trubezkoi). Wollen Sie mich begleiten, Fürst?

Trub. Durch's Leben, wenn Sie es gewähren wollten. —

Arab. Vor der Hand auf einem Ritt nach Hydepark.

Chab. (zu Arabella). Mylady!

Arab. (an der Thür). Mit Gott, Vicomte (Geht ab.)

Chab. (für sich). Wie wird mir?

Trub. (für sich). Doppelt geschlagen! Schach und zweifach matt.

Chab. (für sich). O, nur jetzt Fassung. Samm-

lung, wenn es möglich ist. — (laut) Was wollt' ich sagen — (für sich) Mein Kopf ist wüst. (laut) Ja — ganz recht — Sie entschuldigen, Fürst, wenn ich Sie mit einer unbedeutenden Angelegenheit behellige. Ich hatte die Ehre, Ihnen heute ein Schreiben des Herrn von Noailles zu überbringen — das heißt, ich glaubte es zu thun, und habe Ihnen durch Versehen aus meinem Portefeuille (für sich) was doch nur — (laut) ja — eine Adresse — übergeben. — Hier ist der Brief.

Trub. Ganz recht. Das sind die Schriftzüge meines werthen Freundes Noailles; die willkommne Erinnerung konnte mir nicht durch willkommnere Hand übergeben werden. Die Empfehlung Noailles giebt Ihnen Anspruch auf meine ganze Person.

Chab. Sehr gütig, aber —

Trub. Ich werde Ihr Verpflichteter sein, wenn Sie mich nicht schonen —

Chab. Ich danke — Ich —

Trub. Sie sind zu bescheiden. — Ich stelle mich ganz zu Ihrer Verfügung. Demnächst sind die Derby-Rennen — Lord Harley wettet gegen meine Cleopatra auf Sylphide.

Chab. (für sich). Cleopatra — Sylphide. Er verwirrt mich noch mehr. (laut) Entschuldigen Sie, — ich wollte — das heißt — ja — Sie ersuchen —

Trub. Und da —

Chab. Sie sind sehr freundlich, Fürst. — Darf ich Sie nun bitten, mir die Adresse auszufolgen. Ich habe einen Auftrag zu besorgen.

Trub. Bei dieser Dame?

Chab. Bei? — Von Seiten einer Dame.

Trub. Von Seiten einer Dame?

Chab. Ja wohl, Aufträge für (bei Seite) — was doch nur? (laut) für dieses Modegeschäft.

Trub. Sie nennen das ein Modegeschäft.

Chab. Eine mir befreundete Dame, die englische Artikel —

Trub. Englisch? der Name klang eher wie indisch.

Chab. Das meinte ich ja — indisch. Richtig, es handelt sich um einen indischen Shawl —

Trub. (bei Seite). Auch im Lügen ein Dilettant. (laut) Sie meinen, daß es mit einem indischen Shawl abginge und ohne Diamanten?

Chab. Diamanten? Ja, auch Diamanten sollte ich besorgen. Sie begreifen also, daß ich die Adresse nothwendig —

Trub. (lacht). Ha! ha! Verehrtester Vicomte! wozu dies Alles unter uns Männern? Ich begreife vollkommen, daß Ihnen an der Adresse einer reizenden Person —

Chab. Einer reizenden Person? Ich erstaune.

Trub. Sie werden Ihre Erwartungen übertroffen finden.

Chab. Fürst, Sie sprechen in Räthseln und ich muß Sie ersuchen —

Trub. Gut. Sie wollen nicht Farbe bekennen. Das ist unnütz, aber Ihr Recht.

Chab. Ich verstehe Sie wirklich nicht. — Doch die Adresse —

Trub. Die Adresse — ich bedaure — ist leider nicht mehr in meinen Händen.

Chab. Verloren? (bei Seite) O Unheil! und ich kann das Wort nicht finden.

Trub. Fassen Sie sich, Vicomte. Der Schaden ist zu bessern. Ich glaube, die Dame —

Chab. Welche Dame?

Trub. Deren Adresse Sie mir übergaben, nun — wenn Sie es durchaus wünschen — des Modelagers hieß —

Chab. Hieß?

Trub. Erlauben Sie. (bei Seite) Es ist immer besser, zu schweigen. (laut) Verwünscht! Jetzt ist auch mir der Name entfallen. Sehen Sie, Vicomte, ich leide hin und wieder an Vergeßlichkeit. Bei einem Diplomaten ein verhängnißvolles Gebrechen, wenn auch manchmal von Vortheil.

Chab. (bei Seite). Verzweifelte Lage! (laut) Aber die Adresse, Fürst! Entsinnen Sie sich nicht, wo Sie dieselbe gelassen haben?

Trub. Vollkommen. Sehen Sie hier das Flöckchen Asche?

Chab. Nun?

Trub. Das war die Adresse.

Chab. Wie? Sie hätten —.

Trub. Ich? Nein. Ihre Gönnerin, Lady Arabella, ist die Urheberin dieses chemischen Processes.

Chab. Lady Arabella?

Trub. Sie selbst hat mit ihren schönen Händchen die Adresse den Flammen überantwortet.

Chab. (für sich). O, Hohn des Schicksals!

Trub. Ich hatte Ihr Versehen sogleich bemerkt und war hierher geeilt, wo ich Sie vermuthete. Sie befanden sich beim Herzog. Ungewiß, ob ich die Ehre haben würde, Sie zu treffen, ersuchte ich unsere liebenswürdige Freundin, Ihnen den Briefumschlag zu übergeben. Damen sind neugierig. Der Briefumschlag war nicht gesiegelt. Lady Arabella las den Namen — die Adresse. Ich errathe nicht, wodurch sie sich bewogen gefunden, damit ein Auto-da-fé zu veranstalten.

Chab. (für sich). Alles verloren!

Trub. Wahrscheinlich bedient dieses Modewaarenlager Lady Arabella, und sie ist ungehalten darüber, daß ihre Toilettenquelle entdeckt und weiterhin bekannt wurde; Damen halten darin auf eine gewisse Ausschließlichkeit. (sich verbeugend) Auf die Ehre, Sie bald wieder zu sehen. (Ab.)

Fünfte Scene.

Chabannes (allein).

Das ist zu viel! Ich bin bloß gestellt, und auch in Lady Arabella's Augen. Schlimmer noch! Sie ist für mich verloren. Mein verhängnißvoller Talisman, aus welchem der Russe durchaus einen Frauen-Namen heraus buchstabiren will, scheint sie verletzt, wider mich aufgebracht zu haben. Ich fange an, zu begreifen. Nein, ich begreife immer weniger. — Ich begreife Nichts — gar Nichts. — Ich trete vor den Herzog und entfalte meine ganze Ueberredungskunst. — Ich übertreffe mich. Er aber schlägt meine Gründe auf der ganzen Linie, und weist die Forderung des Ministeriums ab! Das Hin und Her, das Für und Wider verwirrt mich; ich nehme Zuflucht zu meinem Talisman, stottere einige Silben arabisch — chinesisch, mehrere Worte, nur nicht das richtige. — Der Herzog hört mit Staunen zu. — Ich lange nach meinem Portefeuille, suche, suche; der Herzog sieht mich befremdet an; ich suche mit der Angst der Verzweiflung und finde — den Brief von Noailles. Todesschweiß tritt auf meine Stirne; der Herzog lächelt, — lächelt offenbar über meine Haltung. Das raubt mir vollends die Besinnung; ich stammle — ich weiß nicht was — stürze zur Thür hinaus, — ich weiß nicht wie. — Meine Sendung ist glorreich beendet. — Wenn ich dieses unselige Wort nur fände! der Russe wird es mir vorenthalten, vielleicht mißbrauchen. Glücklicherweise scheint er es zu mißdeuten; das thut aber unglücklicherweise Lady Arabella auch. — Wie hieß es doch nur? A . . . A . . . Abigail — Nein, das wäre biblisch — hebräisch — — Ro . . . Ro . . . Robigal — Auch nicht — Aber, es endet in il . . . il — Ro . . . Krokodil! So, jetzt gelange ich zur Naturgeschichte. Verwünschte Vergeßlichkeit! — Bo . . . ja . . . Ich hab's. Boabdil. — Auch das nicht! Vergeblich; selbst wenn ich eine Hetzjagd auf dem Revier aller lebenden und todten Sprachen versuche. — Ich kann nicht denken; die Aufregung lähmt, vernichtet mich. — Ich liebe Arabella. Jetzt, da sie sich von mir wendet, empfinde ich die ganze Unerträglichkeit des Verlustes!

Ihr plötzlicher, unvermittelter Entschluß, auf dem Ballfeste des Fürsten dennoch als Hausfrau zu erscheinen, spricht deutlich — spricht mein Urtheil aus. Fürst Trubezkoi hat den Neuling auf zwei Feldern geschlagen. Halt! der russische Botschafter hat den französischen Attaché besiegt. Gut oder nicht gut; — für den Sieg bei Arabella hat Fürst Trubezkoi dem Vicomte von Chabannes Rechenschaft zu legen. (schreibt) — (zum Kammerdiener, der eingetreten ist) Ist Mylady noch im Palast?

Kammerdiener. Soeben werden die Pferde vorgeführt.

Chab. Diese Karte für Mylady — sogleich. (Kammerdiener ab.) Ich will ihr Lebewohl sagen; Lebewohl für immer. — Sie hätte mich nicht so leichthin, so jählings aufgeben sollen. — Sie kommt. — Ruhig, mein Herz, bezwinge dich.

Sechste Scene.

Arabella (im Amazonenkleid). **Chabannes.**

Arab. Sie schrieben mir —

Chab. Um Sie zu bitten. — Ich reise.

Arab. Sie reisen? (bei Seite) Es fällt mir schwer, an seine Unwürdigkeit zu glauben.

Chab. Ich wollte Ihnen Dank sagen für die Güte, die Sie an mich verschwendet —

Arab. Sie bedurften ihrer nicht, Vicomte! da Sie sich, wie ich erfuhr, anderer Mittel zur Erreichung Ihrer Zwecke versichert hatten. — Ich rechne zu diesen Ihre Verbindung mit gewissen Personen —

Chab. Meine Verbindung mit? —

Arab. Ja, Vicomte. Mir steht es zwar nicht zu, über Ihre Beziehungen zu richten; nur gestatten Sie mir, mein Verhalten darnach zu regeln. —

Chab. Ich höre und fasse nicht. Hier obwaltet ein ungeheures Mißverständniß. Helfen Sie dem Scheidenden, Mylady, dieses Mißverständniß aufklären. Entlassen Sie mich nicht so von sich.

Arab. (bei Seite). Ich kann nicht sprechen, ohne mich bloß zu stellen. — (laut) Sie wissen am besten selbst —

Chab. Entschuldigen Sie, Mylady, nichts weiß ich, nichts als das Eine, daß es sich hier, wo Ihr Mund mir stumm bleibt, um eine Verleumdung handelt, und auch wo und wie ich mir die Aufklärung zu holen, zwar nicht als Diplomat, sondern als Mann zu holen habe.

Erlauben Sie mir, Ihnen Lebewohl zu sagen. (Will ab.)

Arab. (für sich). O Gott! (laut) Vicomte, ein Wort! Sie suchen Fürst Trubezkoi.

Chab. Da Sie es vermuthen, bestätigen Sie mir, daß ich richtig suche.

Arab. Ich will nicht, daß Sie mit dem Fürsten Streit suchen.

Chab. Ich bedauere, Mylady.

Arab. Ich bitte, ich beschwöre Sie!

Chab. Der Fürst hat Grund, auf Ihre Erregung stolz zu sein.

Arab. Handelt es sich denn um den Fürsten? Nehmen Sie denn nicht wahr, daß meine Theilnahme, mein Interesse nur Ihnen gilt?

Chab. Mir, Mylady, mir?

Arab. Es ist gesagt. — Ich widerrufe nicht.

Chab. Himmel! (sich fassend.) Ich bin Ihrer Theilnahme unwürdig.

Arab. Also doch? — Aber wenn Sie eingestehen —

Chab. Was hülfe mir auch, es nicht einzugestehen?

Arab. Und bereuen —

Chab. Das bessert Nichts —

Arab. Und sich gänzlich zurückziehen —

Chab. Das wollte ich —

Arab. Nun also —

Chab. Jetzt ist es nicht mehr möglich —

Arab. Sie übertreiben. Vertrauen Sie mir, ich will nachsichtig sein.

Chab. Sie sind ein Engel, aber — ich kann jetzt nicht mehr meine Entlassung aus dem Staatsdienst einreichen. Der Makel einer Niederlage haftet an mir.

Arab. Nur das?

Chab. Nur? Das ist es eben.

Arab. Wer denkt an Ihre Niederlage?

Chab. Ich selber —

Arab. Aber nicht davon spreche ich —

Chab. Wovon denn? — die ganze Welt wird davon sprechen. Ich bin bloßgestellt.

Arab. Nun, und Herrn von Talleyrand's Talisman?

Chab. Ist dort zu Asche verbrannt.

Arab. Wie? Das Papier, das mir Fürst Trubezkoi übergab —

Chab. Enthielt Fürst Talleyrand's Instructionen.

Arab. Um so besser —

Chab. Nein, um so schlimmer.

Arab. Auf dem Papiere stand aber nichts weiter als der Name einer — wie man mir sagte — einer jener Damen. . . . .

Chab. Ich wiederhole, Mylady — obschon ich nicht begreife — jenes räthselhafte Wort wurde mir von Herrn von Talleyrand als letztes Mittel mitgegeben, um den Herzog von Wellington zur günstigen Entscheidung zu bewegen.

Arab. O, mein thörichter Unmuth. — Ich habe Ihren sonderbaren Talisman vernichtet, habe Sie beraubt. — Können Sie mir verzeihen? Wie soll ich Sie entschädigen?

Chab. Entschädigen? Nein; den Sieger hätten Sie beglücken, zum Gott erheben können, den schmachvoll Besiegten trennt der unverzeihliche Mißerfolg von Ihnen. Es bleibt ihm nichts übrig, als mit schwerem Herzen von Ihnen zu scheiden. — Scheiden? Das Wort spricht sich aus wie ein anderes — für mich hat es den Sinn eines Todesurtheils.

Arab. (bei Seite). Endlich. —

Chab. Leben Sie wohl, Mylady, und —

Arab. Sie sollen nicht scheiden, mindestens so nicht scheiden. — Fürst Trubezkoi muß uns zum Besitz des Wortes verhelfen. Wenn er nur dessen Zusammenhang mit Ihrer Sendung nicht ahnt.

Chab. Ich gab vor, es sei die Adresse eines Modewaarenlagers.

Arab. Eben reitet er vor.

Chab. Um Sie nach Hydepark abzuholen.

Arab. Das Wetter trübt sich. Ich werde nicht ausreiten. — Treten Sie in meine Bibliothek. Ich führe indessen Ihre Sache.

Chab. Werden Sie auf seinem Ballfest in der Eigenschaft —

Arab. Von der Eigenschaft später, Vicomte! Jetzt empfängt ihn Ihre Verbündete von ehedem.

Chab. Aber ich bin es mir schuldig, Mylady, von dem Fürsten Rechenschaft zu verlangen.

Arab. Und mir sind Sie schuldig, keine Uebereilung zu begehen. — Also etwas Geduld und Vertrauen!

(Chabannes ab zur Linken.)

Siebente Scene.

Trubezkoi. Arabella.

Trub. Ich bin zu Ihren Befehlen, Mylady.

Arab. Das seid Ihr Herren der Schöpfung stets, wenn es Eurer Annehmlichkeit oder Eurer Eitelkeit paßt.

Trub. Mein Gehorsam verzichtet gern auf den Schein des Verdienstes. Ich sehe die Amazonenkönigin gerüstet; alles ist zum Aufbruch bereit; ihr Streitroß scharrt mit ungeduldigen

Hufen das Pflaster des Hofes; der Seneschall ist des Zeichens gewärtig —

Arab. Nur das Gefolge der Königin ist noch nicht vollzählig.

Trub. Nicht vollzählig? Ihr Gefolge sind außer Ihrem glühendsten Verehrer die Blicke von ganz London: Blicke der Bewunderung der einen Hälfte, Blicke des Neides der anderen.

Arab. Es fehlt noch der, dem sie den Mitgenuß dieses Schauspiels besonders gewähren möchte, — der Vicomte von Chabannes.

Trub. (Für sich). Wieder in Gnaden?

Arab. Wir haben dem Vicomte schweres Unrecht gethan. Ich schäme mich meiner unbegründeten Aufwallung, denn er hat sich vor mir glänzend gerechtfertigt. Ich gestehe, daß ich in Betreff der Beziehungen meiner Freunde sehr empfindlich, fast überempfindlich bin. Ich hätte ihm einen Umgang, wie Sie ihn angedeutet, nimmermehr verzeihen können. Sie sind der Haupturheber meiner vorschnellen Verdammung. Die Adresse war die eines Modegeschäftes.

Trub. Er hat Ihnen das gesagt? Fabel!

Arab. Weshalb soll ich Ihrer Erklärung mehr Glauben schenken als der seinen?

Trub. Weil die meine einer Thatsache entspricht.

Arab. Ein Modelager ist auch eine Thatsache.

Trub. In diesem Falle eine erdachte, während ich die Wirklichkeit der meinen zu beweisen vermag.

Arab. Sie sind ein zu geübter — Diplomat, als daß mir selbst Ihren Beweisen gegenüber nicht eine gewisse Zurückhaltung geboten schiene.

Trub. Wohlan! Mylady, — ich will Sie in die Lage setzen, die Beweise selber zu erlangen.

Arab. Wozu das?

Trub. Sie bestehen darauf, mir eine Unrichtigkeit, oder um genauer zu sprechen, ein Unrecht aufzubürden.

Arab. Ich bestehe darauf, an einem Unschuldigen ein vorschnell begangenes Unrecht gut zu machen.

Trub. Ich will Sie überzeugen.

Arab. Aber, Fürst, wo gerathen Sie hin? Eine Frau überzeugen, wenn sie vielleicht gar nicht überzeugt sein will. — Ich bitte Sie — brechen wir ab. — Lassen Sie das.

Trub. Mylady! mein Wort, meine Absichten sind in Zweifel gestellt! daß Sie auch meine Rechtfertigung entgegen nehmen, darf ich von Ihrer Billigkeit fordern.

Arab. Wenn Sie es so nehmen — muß ich mich wohl fügen — obzwar —

Trub. Und wenn Sie die Bestätigung meines Ausspruches erlangen.

Arab. Das scheint unglaublich! Der Vicomte hätte zur Leichtfertigkeit in seinen Beziehungen den Versuch gefügt, mich zu hintergehen, mich zum Besten zu haben? O es wäre unverzeihlich!

Trub. Haben Sie Vertrauen zu Ihrem Haushofmeister James?

Arab. Unbedingt. Das Beste ist, er soll mir das Adreßbuch sämmtlicher Damenmodelager Londons bringen.

Trub. Besser als das. Er soll Ihnen die genauesten Auskünfte verschaffen über Madame Bogadil —

Arab. (Für sich) Bogadil! Ganz recht; so hätte ich denn das Wort.

Trub. Bogadil, gefeierter Stern eines Spielsalons —

Arab. Genug!

Trub. Die Wohnung ist Haymarket, Nummer —

Arab. Woher wissen Sie das?

Trub. Diplomaten haben doch nach Ihrer Meinung, Mylady, die Aufgabe, mit Anstrengungen und Opfern Nutzloses zu erspähen, um Wichtiges hinterdrein und von aller Welt zu erfahren.

Arab. Ich will in's Reine kommen, und zwar auf der Stelle. (Nimmt scheinbar die Glocke.) Doch ich höre meinen Oheim. Wollen Sie, Fürst, die Sache gütigst selbst besorgen, und James den Auftrag geben?

Trub. Ich eile. (Ab durch die Mittelthür.)

Arab. Bogadil, Bogadil! So hättest Du Dich doch in Deiner eignen Falle gefangen, schlauer Diplomat! Bogadil! (ruft zur Thüre links hinein.) Vicomte!

Achte Scene.

Wellington. Arabella. Chabannes.

Well. Ich störe Sie, Arabella? (Chabannes von der Linken.) Siehe da — Vicomte von Chabannes!

Arab. Der in meiner Bibliothek nach Pandecten sucht, in denen die Formel zur Lösung verwickelter Fragen zu finden ist. (bei Seite) Bogadil.

Well. Auf diesem neutralen Teppichboden kann — so meine ich — keine Verwicklung vor-

kommen, die nicht die weißen Finger meiner schönen Nichte geknüpft hätte.

Arab. Es handelt sich nicht um Boudoirverwicklungen und Lösungen, sondern um sehr ernsthafte Staatsgeschäfte; der Vicomte von Chabannes —

Well. Möge hier, in Wellesley, Wellington, der sich glücklich schätzt, ihm die Hand zu reichen, den Minister vergessen, der dort drüben bei stummen Noten geblieben ist, um bald wieder im Parlament vor lauten Schreiern aufzutauchen.

Arab. (heimlich zu Chabannes). Bogadil!

Chab. (für sich). Bei Gott! das war's. Bogadil!

Well. Sie bleiben doch noch bei uns, Vicomte?

Chab. Ja, Herr Herzog, wenn -- (bei Seite) Bogadil!

Well. Wenn? Arabella, was sagen Sie zu diesem „Wenn"? Es klingt wie Hochverrath an Ihrer Macht.

Arab. Das mag Ihnen, lieber Oheim! der Hochverräther selbst erklären. (leise zu Chabannes) Bogadil!

Chab. (tritt zum Herzog). Ja, Herr Herzog; wenn es (leise) Bogadil gestattet.

Well. Wie?

Chab. Bogadil!

Well. (erstaunt). Bo . . . . (Pause) Richtig. Fast hätte ich vergessen.

Chab. Sie hätten auch vergessen?

Well. Ich verstehe jetzt —

Chab. Sie verstehen? Gott sei Dank! (bei Seite) Ich noch immer nicht. (leise zum Herzog) Bogadil, in welchem Namen ich von Seiten Herrn von Talleyrand's die Regelung der bewußten Angelegenheit noch einmal ansuche —

Well. Ich habe Ihnen meine Meinung darüber mitgetheilt.

Chab. Ja. — Aber Bo . . . . Bogadil!

Well. Ist anderer Meinung? — Nun, da muß ich mich wohl in der heutigen Ministersitzung zu Bogadil's Ansichten bequemen.

Chab. (für sich). O Wonne! (z. H.) Herr Herzog, darf ich diese Entscheidung sogleich nach Paris berichten?

Well. Ich sehe keinen Hinderungsgrund.

Chab. Herr Herzog, (verbeugt sich) Triumph! Mylady! — Ich — wir haben gesiegt. (Geht zur Mittelthüre ab.)

Neunte Scene.

Wellington. Arabella.

Arab. Der Vicomte stürzt wie ein Rasender zur Thür hinaus —

Well. Um sein Ministerium durch eine Estafette zu benachrichtigen, daß seine Sendung, an welcher Sie ein so warmes Interesse nahmen, ihre günstige Erledigung gefunden habe.

Arab. Vor einer halben Stunde war die Erledigung ungünstig.

Well. Weil ich dem russischen Botschafter hier, in diesem an sich unwichtigen Fall angenehm zu sein für nöthig fand. In letzter Instanz' haben jedoch höhere politische Rücksichten —

Arab. (lacht). Ha, Ha! Höhere politische Rücksichten! — und Bogadil —

Well. Wie? Sie wissen?

Arab. Nichts weiß ich. Und darum möchte ich Bogadil —

Well. Wie haben Sie diesen Namen erfahren?

Arab. Ich bin nicht umsonst die Nichte eines großen Staatsmannes, und seit drei Monaten von dem gewiegtesten russischen Diplomaten, und seit neuerem Datum von dem zerstreutesten französischen umworben. Wollen Sie also meiner Wißbegierde den Zusammenhang erklären, der zwischen dem europäischen Gleichgewichte und den abgetanzten Balletschuhen der Tänzerin Bogadil besteht?

Well. So will ich denn — weil ich muß, auf Ihre Verschwiegenheit bauen und Ihnen, da Sie den Anfang bereits wissen, das Schlußwort sagen.

Arab. Die verkörperte Aufmerksamkeit hört Ihnen zu.

Well. Talleyrand, Metternich und ich, wir hatten uns nach Abschluß des Pariser Friedens zu einem traulichen Abschiedssouper zusammengefunden. Wir waren heiter, gesprächig —

Arab. Ziemt sich das für Diplomaten?

Well. Wir hatten an jenem Abend die Diplomaten bei unseren Ueberröcken gelassen und freuten uns als harmlose Menschen des Klingens der Gläser. Ein heller Strahl aus unseren Jugendtagen vergoldete unsere grauen Häupter. Ein reizendes Geschöpf, zu deren Füßchen die Potentaten der Erde schmachteten, war unsere Hebe und warf die sprühenden Funken ihres Witzes in unsere Gespräche; die Stimmung unseres Kreises war übermüthig, weltvergessen. Erst mit Morgengrauen reichten wir uns die Hände zum Abschied, zur Trennung. Die

Freunde einer Nacht sollten als Wächter oft widerstreitender Interessen und Ziele, vielleicht als Gegner sich wiederfinden. Da ergriff Talleyrand das Wort: „Wir haben in Europa eine Friedenssäule aufgerichtet! Laßt uns zur Erinnerung unseres ungetrübt heiteren Zusammenseins von heute ein Gedenkzeichen stiften. Wer von uns im Namen unserer Hebe Bogadil, die dort in der Sophaecke von künftigen Triumphen und Kaschemirshawls träumt, an Einen von uns das erste Verlangen stellt, dem werde es, wo nur immer möglich, gewährt." „So sei's!" und drei geleerte Gläser klirrten zerschmettert auf dem Boden. — — Ich habe mein Versprechen bei Talleyrand eingelöst.

Arab. Und ich bin in die geheimen Triebfedern des diplomatischen Waltens, in die Mysterien staatsmännischer Weisheit eingeweiht!

Well. Lose Spötterin! Die Nationen und Staaten werden blos von großen Ideen und Principien getragen; im Rahmen dieser bewegenden Factoren aber weben die kleinen Interessen, und diese werden von kleinen, oft kleinlichen Triebfedern bestimmt, und mit Miniaturhebeln zu Tage gefördert.

Arab. Ich will sie diesmal gerne gelten lassen, begünstigen Sie doch die Bemühungen des Vicomte —

Well. Den meine schöne Nichte Arabella ihrerseits zu begünstigen scheint. — Doch hier naht der Glückliche siegesstrahlend selber; ihm zur Seite Trubezkoi, wie ein sibirischer Schneesturm.

Zehnte Scene.

Trubezkoi. Chabannes. Vorige.

Trub. Höre ich recht, Herr Herzog?

Well. Ich weiß nicht, was Sie hörten.

Trub. Die französische Forderung —

Well. Ach ja, das? Eine neue sorgfältige Erwägung der schwebenden Angelegenheit hat mich zu einem schließlichen Eingehen auf den im Grunde billigen Anspruch des französischen Ministeriums bewogen.

Chab. Arabella, Sie machen mich überselig!

Arab. Wenn Sie nur nicht auch das vergessen.

Trub. Aber nach allen Regeln und Bestimmungen des Staatsrechts —

Well. Sie mußten vor höheren Rücksichten weichen.

Trub. (tritt zu Arabella). Mylady, Ihr Auftrag ist —

Arab. Erledigt. — Ich danke, Fürst.

Trub. So? — Und die Pferde —

Arab. Müssen vorderhand abgesattelt werden.

Trub. (für sich). Wie versteh' ich das?

Arab. Mein Oheim, der Vicomte von Chabannes hält um meine Hand an.

Trub. (für sich). Verwünscht! Doppelt besiegt von einem Dilettanten!

Well. Wenn Sie dessen ganz gewiß sind, Vicomte — Ihnen Beiden meine besten Glückwünsche. — Wann findet die Verlobung statt?

Arab. Ehe er noch Zeit findet, dies zu vergessen.

Chab. Arabella!

Trub. (bei Seite). Mir fehlt jeder Schlüssel! (laut) Aber Mylord, es wäre noch zu bedenken —

Well. Das ist es eben. Meine Entscheidung ist durch eine zwingende Nothwendigkeit bestimmt.

Arab. (leise zu Wellington). Der heiligen Bogadil —.

Well. (legt ihr die Hand auf den Mund). Pst!

Schluß.

Hermann Schiff.

Ein Beitrag zur deutschen Poetengeschichte.

Hamburg, im Mai.

Ein braver Mann ist hier gestorben: J. P. F. Richter, der Begründer der Zeitschrift: „Hamburger Reform“, der Buchhändler und Verleger, der — nomen et omen — schon durch seinen Namen bestimmt zu sein schien, in die deutsche Literatur werkthätig einzugreifen. Jean Paul Friedrich Richter! Wenn man durch eine seltsame Laune des Zufalls und der Pathen vier Namen trägt, welche zusammen den eines Unsterblichen bilden, so ist es schon äußerlich schwierig, wenn nicht unmöglich, ihn ein zweites Mal unsterblich zu machen. Auch ging unseres Richter Beruf und Streben gar nicht darauf hin. Er war einfach ein Geschäftsmann. Was ihn aber von Tausenden seines Gleichen unterschied, ein braves Herz, und Das hat von jeher nicht den Anspruch, Ruhm zu erwerben.

Ich überlasse die Aufzählung seiner Verdienste und namentlich die Schilderung seiner Liebenswürdigkeit im persönlichen und brieflichen Verkehr den zahlreichen Schriftstellern, die an ihm einen Verleger verloren, den ihnen die Fortdauer seiner Firma, die blos geschäftliche Weiterführung der Verbindung schwerlich jemals ganz wird ersetzen können. Nur im Namen eines einzigen der von Richter der Welt zugeführten Schriftsteller, im Gedanken eines Mannes, der selbst nicht mehr sprechen kann, weil er auch schon zu den Todten gehört, möchte ich Sie bitten, mir ein paar Seiten in Ihrer Zeitschrift zur Verfügung zu stellen.

Hermann Schiff ist der Name dieses Mannes und ich kann nicht voraussetzen, daß er trotz der ziemlich zahlreichen Schriften, für die ihm Richter aufopfernd genug als Verleger diente, in einer der vielen deutschen Literaturgeschichten zur Genüge charakterisirt ist.

Hermann Schiff, vor etwa zehn Jahren gestorben, war der Typus des „armen Poeten“, wie ihn Kotzebue aufstellte und wie man ihn als eine bereits unwahr gewordene und überlebte Figur aus einem vergangenen Culturzustand ansehen zu dürfen in Deutschland sich nur allzusehr schmeichelt. Hörte ich doch selbst einst einen Literaturhistoriker im geselligen Kreise sogar die Nothwendigkeit der Schiller-Stiftung mit den Worten bezweifeln: „Wer Talent hat, der wird ohnehin hinreichend bezahlt, und wer keines hat, der sollte nicht schreiben.“ — „Sie schreiben?“ fragte ihn lakonisch ein Witzkopf. — Die Frage war nur eine halbe Richtigstellung. Der Literaturhistoriker hatte an sich selbst eine volle, wenigstens negative Widerlegung seines Axioms. Denn er wurde hinlänglich bezahlt, ohne mit Talent zu schreiben. Die positive Widerlegung gewährt ein Blick auf die Schaar talentvoller Männer, die kein Mitleid mehr erwecken, weil es ihnen an trockenem Brote nicht immer fehlt und weil man keine Lücken an ihren Stiefeln bemerkt, womit man auch alle Lücken des ihnen nothwendigen Daseinsgenusses ausgestopft glaubt.

Für eine Künstler-Existenz ist in der That das Ueberflüssige just das Nothwendigste. Zuweilen stillt bei dem Künstler ein Glas Champagner eine Art von Durst, welche weder der Gourmand noch der Proletarier kennt und empfindet; zuweilen wird eine ihm gegönnte Frist beschaulichen Müßiggangs fruchtbarer für die Welt,

als die unausgesetzte Arbeit vieler Andern. Kurz, der Künstler hat Existenzbedingungen, welche durch die Almosen wohlthätiger literarischer Stiftungen nicht befriedigt werden können. Und für andere als literarische Künstler sind solche Anstalten auch überhaupt nicht nöthig. Man hat keine Raphael- oder Beethoven-Stiftung, um analog der Schiller-Stiftung talentvolle Maler und Tonsetzer durch Ehrengaben zu unterstützen. Nur die armen Poeten trifft das Loos, nicht nur den Champagner, sondern sogar das trockene Brot zu entbehren, in Folge des nationalen deutschen Lasters, dessen sich kein anderes Culturvolk schuldig macht: Bücher auf jedem erdenklichen Wege, nur nicht auf dem des Ankaufs sich zu verschaffen.

Lorenz Kindlein lebt und darbt also noch, wir haben noch arme Poeten und einer der ärmsten war Hermann Schiff. Es ist nicht zu sagen, in welcher vereinsamten Höhle des Jammers er wie ein herrenloser kranker Hund verendet wäre, wenn ihm nicht rasch noch Richter einige helle Lebenstage bereitet hätte, bevor der bereits vorhergegangene jammervolle Daseinskampf seine letzte Folge, den Tod, geltend machte.

Hermann Schiff war ein Jude, und als Jude in einer jener großen Handelsstädte hungern und darben zu müssen, wo wie in Hamburg, Berlin, Frankfurt und Wien die Glaubensgenossen Millionen aufeinander häufen wie die Titanen der Mythe die Gebirge — glauben Sie, das gesellt zur Entbehrung noch die Empörung.

Und nicht blos ein unbekannt gebliebener armer Teufel wie Hermann Schiff, auch ein von unsterblichem Ruhm Gekrönter wie Heinrich Heine hat Solches erleben müssen. Schlagen Sie den praktischen Commentar auf zu seinem unvergleichlichen „Wintermärchen", zu der Reise, die er im Anfang der vierziger Jahre von Paris nach Hamburg antrat. Der Commentar liegt in den Briefen, die Heine damals an seine Frau nach Paris schrieb und die Strodtmann aus dem Nachlaß herausgab. Heine's einziger Reisezweck war, seiner Frau ein genügendes Auskommen für den Fall seines Todes zu sichern und zwar mit Hülfe seiner in Millionen schwelgenden Verwandten. — Obgleich Heine selbst einer Erbitterung darüber nicht den geringsten Ausdruck verleiht, muß sich doch das Herz jedes Menschen von Erziehung krampfhaft beschwert fühlen, wenn er von den nackten Thatsachen liest, von dem Markten und Schachern, von den peinlichen Schwierigkeiten, welche dem Dichter bereitet wurden, um nur einigermaßen und keineswegs wie er es gewünscht und verdient hätte, jedenfalls aber ganz außer Verhältniß zu den colossalen Mitteln der Angehörigen, an sein Ziel zu kommen.

Bekanntlich haben sich gleich nach dem Tode des in seiner Art großen Salomon Heine, dessen wahrer Edelmuth keine andern Grenzen hatte, als die natürlichen seiner beschränkten Bildung und Erkenntnißkraft, von Seiten seiner Erben Zwistigkeiten erhoben wegen des Bischens Pension, das Heinrich Heine von seinem Oheim bezogen hatte. „Schanden halber" wurde der Zwist geschwind noch gedeckt; es leuchtete den Geschäftsleuten ein, daß hier mehr zu verlieren als zu ersparen war.

Sie werden ungeduldig und sagen: Der Fall gehört bereits ganz der Vergangenheit an. Der Zustand aber, aus dem er hervorging, gehört leider noch ganz der Gegenwart an. Noch immer gefällt sich die Ironie des Schicksals darin, ein Genie oder Talent in einer Familie entstehen zu lassen, die für nichts Sinn hat als für das Geld und zwar nicht als Mittel zu irgend einem Zweck, sondern selbst als letzten und höchsten Lebenszweck. Drachen einer modernen Unterwelt, sitzen diese Händler, die man in Oesterreich zu Rittern und Baronen macht, gleichsam um einmal die Wappenthiere selber zu adeln, auf ihren Schätzen; Zorn und stille Verzweiflung ergreift sie, wenn das Decorum sie zu einer Ausgabe zwingt, die nicht wieder Geld hereinbringt. Ja, sie fluchen dem Verwandten, den sie in den Augen der Welt unterstützen müssen, daß er berühmt geworden ist und daß sein Talent nicht im Stillen — gewuchert hat.

Nun denke man wie diese Steinreichen, die nichts so sehr hassen als das Geistreiche, erst jene armen Schriftsteller und Poeten ihrer Verwandtschaft behandeln, welche nicht berühmt wurden, deren Schicksale also nicht von dem controlirenden

Auge der Welt verfolgt werden. Für diese verborgenen Unglücklichen brauchen sich der Geiz und die Habsucht der Millionäre keine Opfer aufzuerlegen; ungestraft können diese reichen Leute ihre armen Blutsverwandten dem Elend überlassen oder durch almosenhafte Anerbietungen zu Tode kränken, statt einen großartigen Umschwung in die ganze Lebensgestaltung dieser unglücklichen Poeten zu bringen.

Ich könnte Beispiele anführen, daß anerkannt talentvolle Schriftsteller, welche mit anerkannt unermeßlich reichen Banquiers in Familienbeziehung und Blutsverwandtschaft stehen, ihre letzte Augenkraft daran wenden müssen, um Weib und Kinder durch journalistische Arbeiten zu ernähren, welche nicht zu ihrem eigentlichen philosophischen oder poetischen Beruf gehören. Aber nicht um zu klagen oder anzuklagen, spreche ich bei Erinnerung an Hermann Schiff von dem Gegenstande, sondern um die reale Thatsache festzustellen, auf daß sie von den künftigen Geschichtschreibern unseres Culturlebens nicht übersehen werde.

Hermann Schiff war nur ein Glaubensgenosse, nicht ein Verwandter der Hamburger Juden und obgleich hier sonst schon die Religionsverwandtschaft zur Mildthätigkeit anregt, so hat doch der arme Literat oder Poet unter dem Vorurtheil zu leiden, das die geldstolze Geistlosigkeit der Bildung immer entgegensetzt und das sich zu frechem Hohn gestaltet, wenn es der Geist nicht auch zu Geld gebracht hat. Gerne wird dem ungebildeten Bettler gegeben, krampfhaft entzieht sich aber die Hand dem geist- und kenntnißreichen Armen: er wollte klüger sein als wir Alle und hat nicht einmal zu leben?

So wäre Hermann Schiff auf die erwähnte Weise verkommen, ohne die Unterstützung Richter's, der wenig literarische Vortheile mehr aus seiner Wohlthat zog. Denn obgleich Schiff keiner von Denjenigen war, die den Poetentitel aus einigen mittelmäßigen Verseleien herleiten, sondern ein entschiedenes und eigenthümliches Talent besaß, so war er doch, als es ihm wieder gegönnt worden, an den Schreibtisch zu treten, vom Lebensgrame schon zu sehr gebrochen. Was mich dennoch berechtigt, ihm Bedeutung zuzugestehen und seinen Namen, wenn möglich, der Verschollenheit zu entreißen, ist ein von der Welt vergessenes Buch, das weit früher erschienen ist, als die kleinen von Richter verlegten Büchlein.

Ich will erzählen, wie das Buch mir bekannt wurde, weil dies bezeichnend ist für den Werth, den man ursprünglich dem Werkchen beimaß. Es führt den Titel: „Hundert und ein Sabbath", kam vor mehr als dreißig Jahren in Leipzig heraus und wurde mir damals zu meinem 13. Geburtstag, der bei den Juden zugleich Confirmationstag ist und deshalb besonders feierlich begangen wird, von einer weisen Muhme als Geschenk verehrt. Nicht gerade der Inhalt hatte sie zu dieser Wahl bestochen, denn sie verstand sehr wenig von deutscher Literatur, wohl aber der Titel, der zu den salbungsvollen und dabei den jüdischen Witz nicht verläugnenden Begleitungsworten Anlaß gab, mein Leben möge stets so heilig sein wie ein Sabbath und ich zwar von den „hundert Sabbath" nicht Einen übergehen, aber gleichwohl in jedem Jahre nur Einen lesen.

Was ich nun von dem Büchlein zu erzählen weiß, das schöpfe ich aus einer so weit zurückgreifenden Erinnerung, die sich auf den Inhalt beschränkt und bei allen Nebenumständen erloschen ist, daß ich nicht einmal den Namen des Verlegers mehr anzugeben vermag, geschweige denn, daß ich irgend etwas daraus wörtlich zu citiren im Stande wäre. Das Büchlein kam mir schon ein halbes Jahr, nachdem ich in den Besitz desselben gelangt war, spurlos abhanden und zwar auf dem gewöhnlichen Wege des Verleihens, auf dem in Deutschland mit den Büchern selbst auch der Wohlstand ihrer Autoren verloren geht.

Was mir meine Erinnerung zunächst vergegenwärtigt, ist der Unterschied zwischen Schiff und andern deutschen Schriftstellern, welche aus dem jüdischen Volksleben und dessen religiösen Anschauungen literarisches Kapital geschlagen haben. Bei den Letztern mischt sich in den Witz eine Sentimentalität, die früher durch die herrschende Intoleranz gerechtfertigt zu sein schien, nach Eintritt der bürgerlichen Gleichstellung aber

sich nur mehr auf eine krankhafte Auffassung der Glaubensconflicte stützen kann. Bei Schiff tritt der Witz naiv und unbefangen die Alleinherrschaft an. Zunächst führt er den polnischen Juden in seiner Urgestalt vor, mit seinem Familienleben, in welchem die Kinder schon miteinander durch einen Trauungsspruch verheirathet werden, während sie noch mit Kreisel und Puppe spielen. Dann erzählt er unmelodische, vom süßen Müßiggang des Sabbaths trunkene Sagen, von denen ich eine mittheilen will, leider nur, aus den erwähnten Gründen, mit meinen eigenen Worten: sie sollen durch Kürze entschädigen, wenn sie den ursprünglichen Geist des Autors vermissen lassen.

Es gab einst einen weit und breit ob seiner Frömmigkeit und Gelehrsamkeit berühmten Rabbi, dessen Weisheit und Ruhm freilich Hand in Hand gingen mit seiner großen Armuth. Als er einst an einem Vorabend des Sabbath in seinem großen Lehnstuhl der Ruhe pflegte, da gab ihm seine Frau unwillig einen Stoß, der ihn weckte. Sie klagte ihm laut, daß die Nachbarn so wohlschmeckende kostbare Gerichte für die Sabbathfeier zubereiten und über die Gasse tragen, während sie weder Fisch noch weißes Brot hätte, geschweige denn, daß sie sich mit schönen Kleidern schmücken könnte: was nun all' die Weisheit und Frömmigkeit des Mannes eigentlich nütze sei?

„Mein Kind," erwiderte der Rabbi, „wie du mich da wecktest, hatte ich gerade dasselbe geträumt. Du sprachst in meinem Traum zu mir, was meine Weisheit und Frömmigkeit tauge, wenn du davon weder Schmuck, noch Fisch und weißes Brot kaufen könnst. Im Traum richtete ich nun auf diese deine Klagen ein Gebet zum Allmächtigen und sieh'! plötzlich rasselte es im Schlot und durch den Schornstein fiel eine Kohle auf den Zimmerboden nieder. Als du sie aber näher betrachtetest, war die Kohle ein Edelstein, so groß wie ein Hühnerei. Du gingst damit zum Goldschmied, der dir viel Geld dafür gab, so daß du alle Leckerbissen der Erde zum Sabbath kaufen konntest. Wie ich dich nun in meinem Traum so zufrieden sah, da wandte ich mich im Lehnstuhl wieder zum Schlummern und kam aus dem Traum in einen noch höhern Traum. Ich befand mich mit dir in einem großen goldenen Saal, unmittelbar vor Gottes Thron in der Ewigkeit. Da saßen an unzähligen kleinen Tischen die Rabbiner mit ihren Frauen und jeder Tisch hatte in der Mitte einen hellleuchtenden Edelstein, so groß wie ein Hühnerei. Jeder Tisch, nur der unsere nicht. Mit Hohn und Spott blickten die Frauen der andern Rabbiner auf dich, so daß du mich fragtest, wie es komme, daß gerade unser Tisch dieses leuchtenden Schmuckes entbehre. Ich erinnerte dich, daß ich diesen Edelstein schon für unsern Erdenwandel erbeten hatte, damit du den Sabbath mit guter Speise begehen könnest. Auf diese Erklärung jedoch wurdest du sehr zornig. „Wie! sprachst du, du warst ein so großer und frommer Gelehrter und wußtest nicht, daß dieser Stein, der uns auf Erden nur eine so kurze Freude bereitete, uns hier eine ganze Ewigkeit lang zu bitterem Verdruß fehlen werde?" Und in deinem Zorn gabst du mir einen Stoß, von dem ich erwachte."

Nicht der zehnte Theil der „hundert und ein Sabbath" ist wirklich geschrieben worden. Das erschienene erste Bändchen war nur ein dünnes Heft und wahrscheinlich bewirkte der Mangel an Theilnahme, daß keine weitere Fortsetzung möglich wurde. Verschollenheit breitete sich über Buch und Dichter. An Beide wieder zu mahnen, gibt Richter's Tod Veranlassung. Vielleicht findet sich ein Autor unter den Juden, der den Torso Schiff's zu ergänzen fähig wäre, indem er bei gleicher Verachtung aller Tendenzmacherei über ebensoviel kaustischen Witz und ebensoviel Poesie geböte. Und mit all' diesen Eigenschaften verfiel Hermann Schiff dem Armenhause. Die Welt aber meint, es gebe keinen armen Poeten mehr, und der reiche Literaturhistoriker hält die Schiller=Stiftung für überflüssig.

— r —

Die heilige Schablone.

Bemerkungen von Oskar Blumenthal.

Man weiß, daß es oft als die Aufgabe der Feuilletonisten bezeichnet wird, über ein Nichts zu plaudern.

Es ist also gewiß feuilletonistisch, wenn ich über den Geist unser Reporter zu plaudern versuche; über ihren Geist und ihre Erfindungsgabe.

Heute Morgen las ich nämlich den dreiundzwanzigsten Artikel, der eine Klage über die verspätete Ankunft des Lenzes enthält! — Nur eine Klage über die verfrühte Ankunft solcher Herzensergüsse dürfte ebenso allgemein erschollen sein.

Aber die heilige Schablone! Wo blieben ohne diese fruchtbare Schutzgöttin die meisten Berichterstatter und Feuilleton-Correspondenten! Zumal diejenigen, die man so gemeinhin als die „liebenswürdigen" zu feiern pflegt. Es ist eine spaßhafte Beobachtung, mit welcher Harmlosigkeit immer von Neuem die stereotypen Wiederholungen zu Markte getragen werden: diese abgegriffenen Kupfermünzen, die längst außer Cours gesetzt sind — diese Betrachtungen, die man bei jedem litterarischen Trödler in allen Façons vorräthig findet — diese Scherze, die so alt sind, daß man sich nicht mehr erinnern kann, wann man sie zum ersten Mal vergessen hat!

Die Ritter von der heiligen Schablone gleichen in ihrem Handwerk den Stubenmalern: sie legen immer wieder dasselbe Muster an, um den Raum, der ihnen angewiesen ist, mit einigen dürftigen Arabesken zu schmücken — ja, es ist immer dasselbe Muster, — und es sind immer dieselben Pinsel.

Die Schablone ist die Livree der Gedankenlosigkeit. Die Gedankenlosigkeit aber ist verschwenderisch equipirt, und hat eine Frühlings-, Sommer-, Herbst- und Winter-Livree. Ihre Mittel erlauben ihr das und ihre Zwecke befehlen ihr das — die Rücksichten auf den „Bedarf".

Die Frühlingslivree ist besonders zweckmäßig, weil sie eine doppelte „Wendung" gestattet. Denn erwacht die Natur rechtzeitig, so werden die Frühlingslieder schaarenweis losgekoppelt; macht sie aber den guten Witz, aus Furcht vor diesen lieber nicht rechtzeitig zu erwachen, so giebt es zahllose Einsiedler „unter'm Strich", die sich just dieses Witzes der Natur eilfertig bemächtigen. Und die Natur hat gewiß Nichts dagegen, daß er von denjenigen in Beschlag genommen wird, denen sie keinen andern verliehen hat. Wenn nur durch die Lenzverspätung wenigstens die Willkommensgrüße der Lyriker vermindert oder verbessert würden! Aber leider ist

Heine im Unrecht mit seiner Betheuerung, daß man hinter dem Ofen die besten Frühlingslieder dichtet. Denn obwohl die diesjährigen gewiß noch zum größten Theil hinter dem Ofen gedichtet wurden, kann ich doch durchaus nicht sagen, daß sie die vorjährigen an Güte übertreffen. In allem Ernst sollte die Statistik einmal die Spalten zählen, die so jährlich über den Frühling und Nicht-Frühling geschrieben werden. Es würde sich dabei eine erschreckende Ziffer, aber auch ein holdes Geheimniß enthüllen. Das Geheimniß, warum die Feuilletonisten so gern und zärtlich von ihrem „geliebten Leser" reden. Es geschieht offenbar nur deshalb, weil es unter Liebenden von Alters her gestattet ist, sich — vom Wetter zu unterhalten, und die Herren wären verloren, wenn sie das nicht mehr dürften.

„Aber das gilt doch wohl nur von der ersten Epoche der Bekanntschaft," meinte eine schöne Frau, als ihr Gatte eine Unterhaltung dieser Art begonnen hatte.

„Du irrst," war seine Antwort. „Die Gespräche unter den Liebenden bleiben auch später dieselben. Nur — das Wetter wird anders."

So ist es auch im Feuilleton. Ach ja, nur das Wetter wird anders und wenn die Augustgluth schwül über die Lande brütet, so wird die Sommerlivree hervorgeholt: die Elegie über die „Sauregurkenzeit", die „saison morte". In solchen Tagen ist die Todesanzeige der Saison das einzige Lebenszeichen der Feuilletonisten, und durch spaltenlange Berichte über den Umstand, daß Nichts zu berichten ist, geben sie sich die naive Mühe, ihre eigne Ueberflüssigkeit klar zu machen. Geschieht gleichwohl etwas, so ist ihnen das nur ein Strich durch die Rechnung, denn — die Schablone ist dann nicht mehr anwendbar! Sie erinnern an den Studenten, der sich schon derart gewöhnt hatte, seine Armuth als Normalzustand zu betrachten, daß er eines Tages seinen Vater schrieb: „Durch einige unvorhergesehene Geschenke habe ich heute eine beträchtliche Einbuße an meinem Deficit erlitten." Die Berichterstatter können während der saison morte keine Einbuße an ihrem Stoff-Deficit vertragen, weil dann die Livree nicht mehr passen würde. Sie ist zwar schon bis zum Ueberdruß verbraucht und fadenscheinig. Aber das wird nicht hindern, daß auch diesmal wieder die saure Gurke in den Riesenbeeten des Feuilletons ihre Pflanzstätte findet und sich dabei die Gärtner noch obendrein immer höchst schelmisch und witzig vorkommen. Es lebe die Schablone!

Aber die losen Schäker können auch windelweich werden und sentimental: die Herbstlivree! Vom Beginn des Octobers an muß schon das Herannahen des Weihnachtsfestes den Stoff ihrer geistreichen „Causerien" geben. Weil die Zeit wieder so unvorhergesehen und gegen alles Vermuthen sich den Weihnachtstagen nähert, obwohl man nach so häufigen Wiederholungen der Sache gar nicht mehr darauf gefaßt sein konnte, so hält sich nun auch die Schablone berechtigt, mit ihren alten Vorzeichnungen wieder herzuhalten. Da tauchen denn alljährlich immer dieselben Individuen aus dem Pontus Euxinus der Druckerschwärze empor. Wie unsäglich oft ist mir allein schon das halberfrorene Kind begegnet, das mit seiner Schachtel Schäfchen vor der Thür einer Garküche kauert und gierig den heraufsteigenden Bratenduft einsaugt. Das war vor Jahren sehr rührend und herzbeweglich. Aber heute immer noch dasselbe Kind? — das ist nur traurig und nicht mehr rührend. Aber allem Anschein nach sind unsere Weihnachtsplauderer zu lendenlahm, um noch ein zweites solches Kind in die Welt zu setzen ... Ueberraschend ist auch die regelmäßige



Wiederkehr der Mittheilung, daß „in diesem Jahr" wegen des „Druckes, der auf allen Geschäften laste", die Weihnachtsgeschenke allgemein nicht so reichlich ausgefallen wären, „wie in den vorigen Jahren". Und dasselbe hat man auch in den „vorigen Jahren" zu hören bekommen. O heilige Schablone!

Die Winterlivree ist das große knisternde Papiergewand der Faschingsberichte. „Der Einzug des Prinzen Carneval", das ist die sinnige Allegorie, die schon so fürchterlich todtgehetzt ist und doch noch nicht sterben kann. Der buntangestrichene Uebermuth, der dann in den Feuilletons seine Purzelbäume executirt, wirkt um so verstimmender, je deutlicher man doch immer die graue Grundfarbe des Schema's hervorkommen sieht. Ein großmüthiger Gedanken-Besitzer sollte sich einmal der armen Zeitungsleser erbarmen, und wie es hier und da für unbemittelte Soirée-Besucher Frackverleihinstitute giebt, die ihnen aus der Noth helfen, so sollte er für hülfsbedürftige Feuilletonisten ein Gedankenverleihinstitut in's Leben rufen, damit sie endlich einmal die ärmliche Schablonenlivree ablegen könnten. Leider wird der Vorschlag daran scheitern, daß eine Rückgabe der entliehenen Gedanken in unbeschädigtem Zustand schwerlich zu hoffen ist: unsern Tagelohnschreibern verwandelt sich der beste Einfall unter den Fingern in eine erschreckende Plattitüde.

Das ist die Schablone auf dem Gebiet der feuilletonistischen Unterhaltung. Immerhin ein harmloses Gebiet, wo sie keine großen Verwüstungen anrichten kann. Leider hat sie auch auf das kritische Feld ihre geisttödtende Wirksamkeit ausgedehnt. Zumal in der Theaterkritik hat sie sich behaglich eingenistet. Man kann hier freilich für die Schablonen der Kritik als Entschuldigung anführen, daß es sich auch oft nur um die Kritik von Schablonen handelt .... Und doch. Das Unwesen ist gar zu toll: — „Ist der Held eines Stückes ein Bonvivant und lustig, so nennt man ihn den „verwässerten Konrad Bolz", ist das junge Mädchen naiv, so heißt es ein aufgewärmtes „Käthchen von Heilbronn" oder „Lorle im Reifrock", fordert das Stück zum Lachen heraus, so wird es „possenhaft", stimmt es aber zu Thränen, eine „Birchpfeifferiade" oder ein „Rührstück" genannt. Ist es einheitlich, so muß der Vergleich mit der „Lüneburger Haide", — ist es bunt, das beliebte Bild der „Mosaikarbeit" herhalten. Die weichen Contouren der Zeichnung heißt man „verschwommen", die derben Striche sind „in grober Holzschnittmanier" ausgeführt .... Kurzum, für alle denkbaren Fälle haben wir ein bewährtes geflügeltes Wort zur Hand, das uns die Mühe des Selbstdenkens erspart, und so kommt es, daß auf dem Thron, der von Rechtswegen dem vornehmen Gedanken gehören sollte, sich das plebejische Gedächtniß breit macht." Das ist eine sehr treffende und wahre Stelle aus Paul Lindau's Lustspiel: „Ein Erfolg".

Nur mit einem Seufzer kann die Betrachtung der heiligen Schablone schließen.

Von den Menschen im Allgemeinen sagte Talleyrand bekanntlich, daß sie nur die Worte haben, ihre Gedanken zu verbergen: hätten doch umgekehrt unsere Schablonenritter lieber den Gedanken, ihre Worte geheim zu halten!

Ein Bühnen-Kapitel.

Von Adolf Schwarz.

J. C. Schmidt läßt in seinen eben erschienenen „Denkwürdigkeiten" den berühmten Schröder erzählen, daß eines Tages nach der Vorstellung des Lear ein dem Anschein nach ganz gewöhnlicher Mann zu ihm kam und ihm ein Compliment machte. „Aber," setzte er hinzu, „wissen Sie, was mich geärgert hat? Der König verlor einmal den Hut im Walde, der Kent hob ihn auf und stülpte ihn dem König wieder auf den Kopf, ohne ihn auszuschwenken und zu säubern, und doch hatte der Hut auf dem nassen Boden gelegen und Kent's Herr war ein König." Diese Bemerkung, die eben so überraschend für einen „ganz gewöhnlichen Mann", wie beschämend für den Darsteller des „Hofmannes" Kent ist, um so beschämender, als der Schauspieler von Berufswegen ein Priester des Anstandes sein soll, gab mir Anstoß zu weiterem Nachdenken über die Frage: Was ist Anstand auf der Bühne? Und lassen sich für den Bühnen-Anstand unwandelbare Gesetze aufstellen?

Es geht uns mit dem Begriff des Anstandes wie mit dem der Schönheit, von der auch leichter gesagt werden kann, was sie nicht ist, als was sie ist; wie denn Goethe sich mit der negativen Definition begnügte, der Anstand bestehe im Unterlassen dessen, was nicht anständig ist. Wollten wir aber positiv vorgehen und darunter das allgemein Schickliche im Betragen verstehen, so würden wir bald mit der Mode, bald mit den Nachbarn in Collision gerathen und einsehen müssen: „Eines schickt sich nicht für Alle".

Was ich meine, dürfte durch eine Gegenüberstellung dessen, was z. B. zu Anfang des Jahrhunderts auf der Bühne für anständig galt, mit den Gepflogenheiten der Gegenwart am deutlichsten werden. Zu diesem Zwecke sehen wir uns die Regeln für Schauspieler an, die Goethe in Bezug auf die Körperbewegung aufgezeichnet hat. Es sei hier gleich bemerkt, daß die meisten derselben ihren Werth behalten werden, weil sie aus allgemein gültigen Beobachtungen abgezogen sind; die hier herausgegriffenen sollen aber zeigen, wie sich auf diesem Gebiete bereits eine Wandlung vollzogen hat.

In diesen 1803 niedergeschriebenen Regeln heißt es unter Anderem:

„Der Kopf sei ein wenig gegen den gewendet, mit dem man spricht, jedoch nur so viel, daß immer drei Viertel vom Gesicht gegen die Zuschauer gewendet ist."

„Die Schauspieler sollen nicht aus mißverstandener (?) Natürlichkeit unter einander spielen, als wenn kein Dritter dabei wäre; sie sollen nie im Profil spielen, noch den Zuschauern den Rücken wenden", und im Widerspruch mit der später folgenden Regel: „auf der Bühne gilt kein Rechts oder Links", heißt es vorher: „man hüte sich gegen die Person zur Rechten allzustark einzudringen, weil dort immer die Frauenzimmer, die älteren und vornehmeren Personen stehen".

Man stelle sich nun diesen Zwang und die geringe Wahl in der Stellung vor, wozu die Spieler von vornherein verurtheilt waren und vergleiche damit unsere freie

Spielweise, die jede Wendung gestattet, vorausgesetzt, daß die Deutlichkeit des Verständnisses dadurch nicht beeinträchtigt wird. Man erwäge, wie durch den beliebten, häufigen Wechsel des Platzes die Monotonie der Gruppen eingeschränkt, die Lebendigkeit der Scene erhöht und das Rechts und Links nun wirklich aufgehoben ist.

Wenn wir weiter lesen, „daß die neumodische Art, bei langen Unterkleidern die Hand in den Latz zu stecken, gänzlich zu unterlassen sei", ein Fall, der bei unserer Tracht nicht mehr vorkommen kann, so werden wir doch dabei erinnert, wie sehr man bei gewissen Manieren von dem Kleide abhängig ist. Und wie vom Kleide, so auch von der Zimmer-Einrichtung. Die letztere war nach der französischen Revolution von 1798 von einer coquetten Einfachheit und wenn auch der Tagesgeschmack neue Formen einführte, so gefiel man sich doch andererseits darin, die Möbel eben so sparsam, wie die Stoffe bei den römischen Frauentrachten anzuwenden. Dieser Einfluß machte sich natürlich bei den modernen Stücken peinlich geltend und zwei Tische mit je zwei Stühlen bildeten das gewöhnliche Ameublement, wozu allenfalls noch zwei weitere Stühle im Hintergrunde kamen. Die Decoration war gewöhnlich kahl, um freiere Verwendung dafür zu haben. Ein Lehnstuhl, Schreibtisch, ein Schrank oder Schubkasten erschien nur, wenn er zu einem bestimmten Zwecke vorgeschrieben war. Sophas vermied man so viel wie möglich, weil sie beim Abräumen aufhielten und in dem engen Gange hinter den Coulissen genirten. Der Raum in der Mitte der Bühne blieb immer leer und die sich setzen wollten, thaten dies in der Regel gemäß der Respectsvorschrift auf der rechten Seite vom Schauspieler, oder trugen ihre Stühle in die Mitte. Wie ist das Alles anders geworden! Als man bei den Verwandlungen durch das Herablassen eines Zwischenvorhanges den Blicken des Publicums entzogen, war man in den Stand gesetzt, nach und nach die geschlossenen Decorationen einzuführen, die schon an sich etwas Anheimelndes haben, aber bei offener Courtine nicht aufgestellt werden können. Es wurde dadurch zugleich ermöglicht, reiche Möbelgruppen mit verhältnißmäßig wenigen Kräften aufzustellen, was bei offener Verwandlung allein schon Heiterkeit erregen mußte, die übrigens auch früher durch die „zeitgemäß" gekleideten Abräumer oft genug hervorgerufen wurde. Heutzutage ist das Etablissement in der Mitte oder am Kamin der beliebteste Platz, aber an allen Ecken und Enden stehen Subsellien in jeder Form und Richtung bereit, um die Sprechenden aufzunehmen, und nach einer durch den lebhafteren Dialog herbeigeführten Unterbrechung zu einem wiederholten Niederlassen einzuladen. Das wäre ehedem nicht gut ausführbar gewesen.

Was nun die Kleidung betrifft, so begreift es sich leicht, daß die Allonge-Perrücke und der Rohrstock, wie der Reifrock dem Schauspieler auch in bürgerlichen Stücken eine Grandezza aufnöthigten, bei der die würdige Haltung nicht immer frei von Steifheit war. Auch das Rococo mit seinen Schuhen und Strümpfen und dem unvermeidlichen Galanteriedegen machte schon bei jedem Niedersetzen gewisse Vorsichtsmaßregeln nothwendig und die Verlegenheit pflegten die Herren gewöhnlich durch ein Zupfen an den Manchetten oder Schnallen am Jabot auszudrücken. Die eigentliche Anstandsstellung war die in der vierten Position, die rechte Hand über dem Jabot in die Brust gesteckt, während die linke herabhing. Meister Eckhof hatte dagegen die Eigenheit, auf dem Theater stets die eine Hand auf den Rücken zu legen. Noch in den dreißiger und vierziger Jahren konnte man selbst renommirte Schauspieler den ganzen Abend mit bunten Foulards in den nach einem Halt verlangenden Händen agiren sehen, obwohl schon Goethe seiner Zeit mit Recht gesagt hatte: „man lasse auf dem Theater kein Schnupftuch sehen, um nicht innerhalb eines Kunstproductes an Natürlichkeiten zu erinnern".

Seitdem durch den Wegfall der Stege das Bein gleichsam fessellos geworden, hat eine Ungezwungenheit der Stellungen Platz gegriffen, die oft über die Grenzen des ästhetisch Zulässigen hinausgeht. Das Ueberschlagen des Beines möchte noch angehen, wenn es nicht mit der dem Publicum zugewendeten Seite geschieht; dagegen giebt es andre viel gebräuchliche Gesten, die unbedingt verwerflich sind. Der Latz ist

zwar abgekommen, aber das Verbergen der Hände in den Seitentaschen, eine Lieblingsattitüde der Franzosen, mag unter Umständen die herausfordernde Haltung des Proletariers charakterisiren, ist aber im Allgemeinen unschön. Eher möchte es gestattet sein, die Finger der einen Stützpunkt suchenden Hand mit Ausschluß des Daumens in eine Quertasche einzuführen; jedenfalls wäre es dem krampfhaften Spiele der unbeschäftigten Hände mit der Uhrkette vorzuziehen. Eben so ist vor der übertriebenen Anwendung der Zierstöcke (Badinen) zu warnen; ja zu Goethe's Zeit sollten die Schauspieler niemals einen Stock tragen, um eine freie Bewegung der Hände und Arme zu erlangen; eine Anordnung, die bei Tänzern noch in Ehren steht.

Eine andere Regel, „daß man, um eine leichtere und anständigere Bewegung der Füße zu erwerben, niemals in Stiefeln, sondern in Pantoffeln (?) probiren solle", mochte damals, als der Schuh noch die Fußbekleidung des Besuchenden bildete, am Platze sein, jetzt hat sie sich in Folge des Trachtwechsels überlebt.

Was Goethe in Bezug auf Armbewegung sagt, muß auf einer Täuschung in der Beobachtung beruhen. Er schreibt vor, daß dieselbe „theilweise" geschehen solle. „Zuerst hebe oder bewege sich die Hand, dann der Ellbogen und so der ganze Arm." Durch diese Vorschrift wäre der Mime durchaus nicht vor marionettenhaften Bewegungen geschützt; jede Lagenänderung des Armes wie der Hand kann nur dann mit Rundung ausgeführt werden, wenn sie von den Schultern aus eingeleitet wird.

„Die zwei mittleren Finger immer zusammenzuhalten, dagegen Daumen, Zeige- und kleinen Finger etwas gebogen hängen zu lassen, weil so die Hand in ihrer gehörigen Haltung und zu allen Bewegungen richtigen Form wäre," scheint mir für die ungezwungene und gefällige Form derselben in der Ruhe nicht so vortheilhaft, als wenn sie sich von dem am stärksten gekrümmten kleinen bis zum Zeigefinger immer mehr und mehr öffnet.

„Sich das Podium als ein Damenbret vorzustellen, sich vorzunehmen, welche „Casen" man betreten wolle und sich solche auf dem Papier zu notiren, um gewiß zu sein, daß man bei leidenschaftlichen Stellen nicht hin und wieder stürmt," ist ebenfalls eine durch unsere moderne Inscenirung hinfällig gewordene Weisung.

Zu meinem Ausgangspunkt zurückkehrend schließe ich diese aphoristischen Bemerkungen über Bühnenanstand mit Goethe's zutreffender Weisung, daß man bei Darstellung von bäurischen und tölpischen Charakteren mit Kunst und Bewußtsein das Gegentheil vom „Anständigen" thue, d. h. immer dabei bedenke, daß es eine nachahmende Erscheinung und keine platte Wirklichkeit sein soll. Auch dagegen wird oft gefehlt.



Kritische Rundblicke.

Lyrik.

Fahrendes Volk. Gedichte von Arthur Fitger. 5 Mk., in eleg. Original-Einband 6 Mk. Oldenburg, Schulze. 1875.

Diese Gedichtsammlung des Malers und Dichters A. F. (der vor einigen Jahren ein Drama „Adalbert von Bremen“ sowie einige zur Aufführung in Bremen bestimmte Festspiele bei Gelegenheit der Jubiläen von Dürer und Kepler hat erscheinen lassen), ist insofern als eine bedeutsame Erscheinung zu bezeichnen, als in derselben der unseres Wissens erste Versuch durchgeführt ist, der darwinistischen Weltanschauung poetische Seiten abzugewinnen. Der Verfasser bekennt sich mehrfach offen als Anhänger dieser neusten „Religion des Universums . So S. 13:

Jeglich Dogma, drauf die Pfaffen
Als des Himmels Eckstein schwören,
Wird der Strom der Zeit entraffen;
Doch das Volk erkennt im Schaffen
Stets den Gott und im Zerstören.

Seine Geister sieht es hausen
Im Gebären, im Begraben,
In des Wintersturmes Brausen,
In des Lenzes sanftem Sausen,
In des Herbstes goldnen Gaben.

Nimmer in des Tempels Hallen
Stimm' ich ein in's Miserere;
Aber heut' bei Flötenschallen,
Gott-Natur, sing' ich mit Allen
Laut den Hymnus deiner Ehre.

Oder S. 23:

Ein Thor, ein Blinder nur
Mag deinen Frieden preisen,
Allwaltende Natur.
Daß Feind den Feind bezwinge,.
Ist ewig dein Gebot;
Denn nur der Kampf der Dinge
Bewahret dich vor Tod.

Mit einer Deutlichkeit aber, die nichts zu wünschen übrig läßt, tritt der Standpunkt des Dichters in den vertraulichen Zwiegesprächen S. 15 hervor. Der Gottvater der biblischen Legende setzt im Stil des Hans Sachs einem nach Klarheit und Wahrheit Schmachtenden das Wesen der Welt dahin auseinander, daß Gott und Welt identisch seien, daß sich das Leben noch am leichtesten unter dem Bilde einer Pflanze begreifen lasse: „Zahllose Verästung ist das Ganze“, und daß nicht Gerechtigkeit, sondern Stärke im Lebenskampfe entscheide.

Daß der Verfasser, offenbar eine faustische Natur, sich erst nach mannigfachen Seelenkämpfen einer Weltanschauung zugewandt hat, die ihm Trost und Heiterkeit zu gewähren scheint, entnehmen wir dem Gedicht: Todessehnsucht S. 14, das nach Form und Inhalt zu den besten der ersten Abtheilung zählt. Es lautet so:

Fern im Westen grollt ein Wetter,
Und verstummt ist rings die Flur;
Kaum noch durch des Eichwalds Blätter
Zieht der Wind die flücht'ge Spur.
Haupt, du hast dich müd' gedacht
In der schwülen Bücherzelle;
Träufe deine Regenwelle
Auf mich nieder, kühle Nacht.

Geist des Weltalls, hör mein Sehnen!
Ach, dich such' ich Nacht und Tag,
Und mein Herze will sich dehnen,
Daß es schier zerspringen mag.
Statt des Stückwerks gieb dich ganz,
Lösung statt der Räthselknoten,
Wenn auch hin mich zu den Todten
Stürzte deiner Gottheit Glanz.

Dieser Menschheit dumpfe Schranke,
Dieser Erde Lust und Pein
Ist von deinem Licht der kranke,
Der getrübte Widerschein.
Daß ich klar dich selber seh',
Führe mich zu deinem Sitze,
Raffe mich im Flammenblitze
Lodernd auf wie Semele.

Aus des Verfassers Grundanschauung, welche die Idee des Jenseits ausschließt (vgl. S. 26.

„Was ich geliebt, hab ich verloren, Verloren, ja, für alle Zeit, Und eitler Klang ist meinen Ohren Das Märchen der Unsterblichkeit") und den Menschen lediglich auf diese Welt verweist, um hier gleich den übrigen Lebensgebilden im Kampf um's Dasein seine Kräfte zu entwickeln, und nach dem Maß seiner Kräfte in die Entwicklung des Ganzen einzugreifen, resultirt nun keineswegs ein dichterischer Pessimismus, eine Poesie der Verzweiflung im Sinne Byrons, wozu für ein elegisch gestimmtes Gemüth die Versuchung nahe genug läge. Vielmehr tritt überall trotz einzelnen wehmüthigen Anwandlungen eine mannhafte Gesinnung hervor, die diesen einmal als nothwendig erkannten Kampf um seiner selbst willen liebt und sich lieber unter den Rädern widrigen Geschicks zermalmen läßt, als träger Ruhe sich hingiebt. Dies Thema, daß Ruhe mit Tod, Kampf mit Leben identisch sei, findet sich mehrfach variirt, am ansprechendsten in „Die blaue Blume" S. 56; der Dichter steht schon in Begriff, die in tiefster Waldeinsamkeit gefundene romantische Wunder-Blume zu pflücken:

„Und wer die blaue Blume pflückt,
Gewinnt das Reich der Feyen,
Und ihre Fürstin hochbeglückt
Wird ihn zum König weihen;
Sie wiegt an ihrer weißen Brust
Sein Haupt in süßem Sinnen
Und all' des Lebens Staub und Wust
Verscheucht ihr Kuß von hinnen.
. . . .
Schon hebt die Hand sich mit Begier
Zu brechen die schöne Blüte; —
Da fährt ein eisig Grauen mir
Durch's innerste Gemüthe.
O, dreifach sel'ge Leidenschaft,
Im Erdenkampf zu ringen!
Und mit des Lebens bester Kraft
Des Lebens Preis erzwingen!

Nicht selten klingt ein gewisser Sarkasmus durch, der unerbittlich der Heuchelei und dem eitlen Selbstbetruge die Larve abzureißen sucht, während die Bornirtheit mit epigrammatisch zugespitzten Pfeilen der Ironie bekämpft wird. Dabei steht dem Künstler ein reicher Schatz von Erlebnissen in Nähe und Ferne zur Seite, die, gehörig verwendet, den Gedichten Localfarbe verleihen und sie der Mehrzahl nach zu lebensvollen Situationsbildern erheben.

An diese eigenartige Poesie, die den Inhalt der ersten Abtheilung, des „Credo", bildet, reihen sich Liebeslieder, die nach Form und Inhalt stark an Heine erinnern, mitunter auch dem Heine'schen Wohllaut sich nähern. — Die Via felice, in der Form den „Römischen Elegieen" nachgebildet, schildert ein Erlebniß römischen Künstlerlebens mit derbrealistischen Farben. Manches Vortreffliche enthalten die Distichen; mit Gewandtheit handhabt hier der Dichter die scharf geschliffene Waffe des Sarkasmus.*)

Aus der Abtheilung „Singen und Sagen" sind die balladenartigen Dichtungen Kallikrates, Sebastian Bach und Antinous als besonders gelungen hervorzuheben. Die Anschaulichkeit, mit der im letztgenannten Gedicht die Porphyrstadt der Pharaonen vor unserm geistigen Auge ersteht, erinnert an die wirksame Kunst des Malers. Eingerahmt von der bedeutsamen Anfangszeile: „In lauer Mondnacht schlief der heil'ge Nil" und den mit ihr in bewußter Kunst in Beziehung gesetzten Schlußzeilen:

„Und jählings stürzt' er in die Flutentiefe,
Daß hoch empor die gelbe Woge stieg,
Und Kreise wirbelten in weitem Zug;
Dann schwieg sie still, als ob sie wieder schliefe,
Und schwemmt' in ihrer feuchten Nacht begraben,
Hinweg den schönen Leib des treuen Knaben.

spielt sich die geheimnißvolle Selbstaufopferung des Kaiserlieblings ab, der den in Selbstgenügsamkeit und Schlaffheit versunkenen Herrn der Welt durch einen tiefeinschneidenden Schmerz zu heilen sich entschlossen.

Daß der Dichter auch schalkhaft-naive Töne anzuschlagen versteht, beweist das waldesduftige, quellenfrische Märchen „König Drosselbart", während „Roland und die Rose", ein Traum im Bremer Rathskeller, in Nibelungenstrophen aus dem vollen Born der mittelalterlichen Romantik schöpft und in geistreicher Combination den Paladin Karls des Großen und Riesen am Rathhaus zu Bremen mit dem ehrwürdigsten, schon von Hauff und Heine gefeierten Faß des Bremer Rathskellers in Verbindung setzt.

Titelblatt und Einbanddecke des Buches sind nach Zeichnungen des Dichters selbst hergestellt. **D.**

Ein Schicksalsroman.

Juschu. Tagebuch eines Schauspielers. Von Hans Hopfen. Stuttgart 1875, Ed. Hallberger.

„Juschu" ist eine Schicksalstragödie in Romanform, ein Lied der Vergeltung. Und zwar der Vergeltung durch Gott. Oder auch durch den

*) Leider sind die Distichen oft metrisch so verunglückt, daß der hübsche Inhalt schlechterdings nicht zur Geltung gelangt. Anm. der Red.

Zufall — aber das kommt für den Verfasser auf Eins hinaus. „Zufall?" ruft er im Schlußsatz. „Und wenn auch wirklich nur dieser! Ist denn der Zufall etwas Geringeres als der kleine Finger an der Hand des allmächtigen Gottes?!" Der Finger Gottes setzt diesmal zur rechten Zeit den Hahn eines „Pistölchens" (S. 294) in Bewegung, das mit der göttlichen Gerechtigkeit und einer kleinen Spitzkugel geladen ist; und an diesem verhängnißvollen Hahn spielt der Romanheld ahnungslos herum. Natürlich geht jetzt die tückische Spitzkugel los, die göttliche Gerechtigkeit aber nimmt ihren Lauf, und wandelt recta via „durch's Nasenbein in's Gehirn" (S. 295) des Schuldigen, der sofort todt hinstürzt . . . „maustodt", wie es ausdrücklich heißt, „so todt, als hätte er nie gelebt." In diesem jähen und darum schmerzlosen Hinsterben des Sündigen, ohne jede vorausgegangene Seelenbedrängniß und Gewissensqual, erkennt der fromme Schauspieler, hinter den sich diesmal der Erzähler versteckt, ganz deutlich die himmlische Rächerhand!! Der kühlere Skeptiker denkt freilich anders darüber und macht sich höchstens die Notiz, daß bisweilen der Lauf eines Revolvers vernünftiger sein kann als der Lauf der Welt.

Man wird errathen, daß es keiner geringen künstlerischen Kraft bedurfte, um unser Interesse ernsthaft in den Kreis einer Handlung hineinzubannen, die in solchem grobäußerlichen Schluß sich auflöst.

Wenn gleichwohl die spöttische Zweifelsucht verstummt, so lange man die mitgetheilten Tagebuchblätter durchliest — länger freilich nicht! —, so verdankt der Erzähler diesen Erfolg dem feinspürigen dichterischen Geist, mit welchem er gleich von Anfang an den Glauben an Gott zu verklären weiß — bisweilen sogar in so stimmungsmächtigen und farbensatten Worten, daß selbst der eingeteufelte Ketzer für einen Augenblick Halt macht. „Ich bin nun heut ein hübsches Weilchen vor der Votivkirche gesessen," heißt es S. 5, „und meine Blicke kletterten an dem feinen gothischen Laubwerk auf und ab und musterten alle Schnörkel und weilten in allen Nischen. Wie schön und strebend nimmt sich dieser schlanke Bau, diese noch ungeweihte, unvollendete Kirche aus! Sie schien mir ein rechtes Bild unserer heutigen Kirche überhaupt. Fest und zierlich in die Lüfte gethürmt, mit moderner Kunst altehrwürdig überkommene Formen verwerthend, aus allen Fundamenten fertige Mauern erhebend und zu erstaunlichen Bogen zusammenwölbend — aber in den Nischen keine Heiligen, im Tabernakel keine Monstranz, über dem Altar kein Bild und im erhabenen Raum kein Gott, kein anderer Gott, als der im Windeswehen durch alle offenen Scheiben zieht und seine Gegenwart in jedem Sonnenstäubchen verschwendet."

An ähnlichen Stellen ist der Roman reich und erleichtert so die Fiction einer gerechten planvollen Weltordnung, von der Juschu, die Heldin, sagen kann: „Ich glaube an keine Versöhnung, an keine Vergebung, ich glaube nur an Vergeltung. An unausweichbare Strafe und vollgestrichenes Maaß und himmelschreiende Rache. Und es liegt auch ein Trost darin, daß Jeder büßen muß, was er durch sein Thun angerichtet hat, und eher mehr als weniger!"

In der Schilderung Juschu's und ihrer Schicksale liegt der Reiz, der uns fast mit dem Ganzen vertraut macht. Einzelne Scenen von plastischer Anschaulichkeit, manches anmuthige Beiwerk in der Darstellung, hier und da ein satirisches Streiflicht auf verkehrte Richtungen der Gegenwart — das wäre Alles nicht im Stande gewesen, mit dem oberflächlichen Gedankengang der Begebenheiten zu versöhnen. Die Zeichnung Juschu's vermag es fast. Diese holdselige Mädchengestalt sehen wir mit immer steigender Theilnahme eine stationsreiche Leidensbahn durchwandern, — und die Poesie einer unvergänglichen hingebungsvollen Liebe, die noch unter den Fußtritten der Rohheit und mit tausend Wunden im Herzen weiterlebt, umglänzt das naiv-sinnliche Weltkind wie mit einem madonnenhaften Heiligenschimmer.

Im Einzelnen hat der Roman sehr durch die unglückliche Behandlung der Tagebuchform gelitten. Es ist unglaublich, was sich der Schauspieler Alles aufschreibt. Jene tausend Kleinigkeiten, die er ohne denkbaren psychologischen Antrieb zu Papiere bringt, waren für den Dichter freilich, der den Zusammenhang des Ganzen übersieht, sehr wichtig und bedeutsam, für den Schreiber aber völlig seelenleer und gleichgültig. Durch ein coquettes Natürlichkeitsstreben in manchen Einzelwendungen — z. B. wenn er über einen Klecks spricht, den er eben gemacht hat, — tritt die Unnatürlichkeit der Gesammtbehandlung nur in ein um so grelleres Licht. Wer die Tagebuchform nicht so kunstgewandt und seelenkundig bemeistern kann, daß er den Leser in die Täuschung eines unmittelbaren Miterlebens hineinschmeichelt, soll sich mit der einfachen, gradlinigen Erzählungsmanier begnügen.

Im innersten Kern birgt übrigens „Juschu“ noch eine artistische Frage, die leicht überhört werden könnte. Es ist die eifrige polemische Frage:

Woher nehmt ihr Bewohner einer entgötterten Welt, sofern ihr nämlich Dichter seid, das gewaltige Schicksal, die poetische Gerechtigkeit?

Eine wirklich dichterisch gegebene Antwort auf diese wirklich dichterisch gestellte Frage gäbe einen interessanten Gegenroman zur Juschu, der noch auf seinen Poeten wartet. Möge dieser für seine gesunde und erquickliche Aufgabe ebenso viel künstlerischen Geist mitbringen, wie ihn Hans Hopfen, besonders in der Charakteristik Juschu's, an seine krankhaft peinliche Aufgabe verschwendet hat.

Oscar Blumenthal.

Novellen.

Im Fegefeuer. Eine Geschichte nach der Natur von Johannes Kugler. Mit biographischer Einleitung herausgegeben von Adolf Wilbrandt. Wien 1874. Verlag von L. Rosner.

Diese Novelle, die noch bei Lebzeiten des genialen unglücklichen Verfassers im „Salon“ gedruckt wurde, erscheint heute, nach dem tragischen Ende Johannes Kugler's in einem ganz anderen Lichte. Sie heute wiederzulesen würde unter allen Umständen Jedem eine nachdenkliche, anregende Stunde bereitet haben, der von dem Schicksal des Verfassers gehört und an demselben Theil genommen. Adolf Wilbrandt aber, der Herzensfreund des Verstorbenen, hat sie durch seine biographische Einleitung, mit der sie jetzt zu einem einzigen Ganzen zusammengewachsen erscheint, in der That zu einem neuen Kunstwerke gemacht.

Ich habe die Geschichte früher nicht gelesen und gebe mir vergeblich Mühe, mir vorzustellen, welchen Eindruck sie auf mich machen würde, wenn ich das Schicksal Kugler's und seiner edlen Mutter, das Wilbrandt so rührend schlicht und beredt dargestellt hat, nicht kennte, ja, wenn mir die Züge dieser Hauptpersonen der Geschichte, denen ich freilich nur flüchtig vor einigen Jahren in München begegnet bin, in eigener Erinnerung nicht noch lebhaft vorschwebten. Vermuthlich würde ich der Novelle einen Platz unter ihren in der neuern deutschen Literatur zahlreichen Schwestern, deren Handlung auf rein psychologischem Gebiete vor sich geht, angewiesen, würde sie in manchen Beziehungen Paul Heyse's „Unheilbar“ an die Seite gestellt, übrigens aber ihren eigenartigen, von tiefsinnigem Humor durchwehten Ton hervorgehoben haben.

Aber es kommt jetzt gar nicht mehr darauf an, welchen Eindruck die Geschichte, die von Anfang an ein Stück Selbstbiographie sein wollte, ohne unsere Kenntniß ihres wirklichen Ausgangs auf uns machen würde. Denn in der neuen Ausgabe tritt sie uns, durch die Zugabe von Freundeshand, die uns die nackte Wahrheit in ergreifend schöner Sprache mit liebevoller Spannung enthüllt, wenn nicht mit dem Anspruche so doch mit der Erlaubniß entgegen, nur im Zusammenhange mit unserer Kenntniß der wirklichen Katastrophe beurtheilt zu werden.

Es hat etwas tief Erschütterndes, den freundlichen Ausgang, den der kranke Dichter selbst, eine Weile hoffnungsreichen Phantasien nachgebend, seiner Geschichte verliehen, mit dem furchtbar tragischen Ende zu vergleichen, welches das unerbittliche Schicksal in Wirklichkeit für dieselbe bereit hielt. Die ähnliche Katastrophe in Shakespeare's Romeo und Julie erweckt „Furcht und Mitleid“ in uns, wie nur wenige andere. Daß wir es in unserem Falle mit einer wahren Begebenheit zu thun haben, kann ihre tragische Wirkung natürlich nicht beeinträchtigen; und daß der Herausgeber es uns nahe gelegt, diesen wahren Ausgang der Geschichte dem von ihrem Helden selbst ersonnenen zu substituiren, rechtfertigt sich schon dadurch, daß — offen gesagt — die Wirklichkeit hier poetisch logischer wirkt, als die Dichtung. Daß die Liebe in Wahrheit ein organisches körperliches Leiden zu heilen vermöge, wird Niemand in unserem nüchternen Zeitalter ernstlich glauben. Der Dichter hat mit diesem Motive nur seinen eigenen leicht erklärlichen Wunsch poetisch verklärt. Daß dagegen ein Held von dem Charakter, den Anlagen und den Anschauungen des Verstorbenen einem hoffnungslosen Leiden durch freiwilligen Tod ein Ende machen würde, erscheint durchaus wahrscheinlich. Gleichwohl begründet sein erster Selbstmord, wie die Sachen liegen, eine tragische Schuld, die durch das entsetzliche Wiedererwachen und dessen begleitende Umstände poetisch gesühnt wird, sodaß in dem letzten, wirklich zum Ziele führenden Selbstmord keine erneute Schuld, sondern nur die einzig mögliche Lösung im Sinne der poetischen Gerechtigkeit gefunden werden kann. Die Natur bietet so selten malerische oder dramatische Motive dar, die ganz ohne „Arrangement“ künstlerisch wirken, daß es wenigstens für jeden

Künstler oder Dichter vom höchsten Interesse ist, solche kennen zu lernen. Die vorliegende Geschichte, die ich, wie gesagt, nur als Ganzes mit Wilbrandt's biographischer Einleitung aufzufassen vermag, wird dementsprechend den Künstler oder Dichter mehr fesseln, als den Laien, wie sie sich auch schon durch ihre gedankenreiche, aus Ernst und Humor in feiner Weise gemischte Diction überhaupt nur an die höchst Gebildeten zu wenden scheint.

Daß einem rein pathologischen Stoffe, wie diesem, ernste Bedenken vom künstlerischen Standpunkte aus entgegenstehen, kann freilich nicht geleugnet werden; und wenn ein ganz objectiver Kritiker dieser an Werther erinnernden fortwährenden Selbstbespiegelung gegenüber sich ablehnend verhalten würde, so würde das nicht unverständlich erscheinen. Viele aber werden derartige Bedenken über der sinnigen, von philosophischem Geiste durchdrungenen Behandlung hier, wie beim Werther, vergessen; und mindestens wird Jeder eine höchst interessante psychologische Studie nach der Wirklichkeit in dieser einfachen und traurigen Geschichte anerkennen müssen. Es wird nicht angebracht sein, die kleine Schrift irgend einer ästhetischen Rubrik unterzuordnen; auch Wilbrandt gibt zu, daß die novellistische Form in ihr wenig zu bedeuten hat; genug, daß schwerlich ein selbstdenkender und empfindender Mensch sie aus der Hand legen wird, ohne in seinem Gedanken-, wie in seinem Empfindungsleben mächtig berührt worden zu sein.

Karl Woermann.

*

Neue Novellen von Adolf Stern. (Leipzig, J. J. Weber. 1875.)

Keine Dichtungsform ist in neuerer Zeit von den Deutschen mit so viel Glück angebaut und gepflegt worden, wie die der Novelle. Während wir im Romane von den Engländern, ja selbst von den Franzosen noch tief in Schatten gestellt werden, haben wir sie in dieser Gattung ohne Ruhmredigkeit weit überflügelt. Schon frühere Arbeiten Stern's, seine „Novellen vom Königssee“ und seine „Historischen Novellen“ ragen aus der Menge hervor. Seine Dichtungen zeugen für die tiefe Innerlichkeit seines poetischen Berufs und die künstlerische Begeisterung, mit der er sich demselben weiht. Wohl möglich, daß gerade dieser Vorzug seinem den Ernst des Lebens vielleicht zu ausschließlich in's Auge fassenden Schaffen eine gewisse Schwere giebt, und an seinen Darstellungen jene leichte Gefälligkeit vermissen läßt, welche an manchem ihm untergeordneten Talente anmuthet und blendet; gewiß finden wir aber auch eben nur deshalb eine Weihe über dieselben verbreitet, die heute immer seltner zu werden droht, gewiß erscheinen sie gerade nur deshalb so frei von jeder außerkünstlerischen Nebenabsicht, von der wir die meisten, selbst manche genialeren Hervorbringungen der Gegenwart beeinflußt und getrübt sehen.

Diese Eigenthümlichkeit und dieser Vorzug des Dichters ist auch der vorliegenden Novellensammlung wieder eigen. Sie schließen sich ihrem Inhalte nach sonst aber nur theilweise den früheren an; diese brachten durchgehend Conflicte zur Darstellung und zu poetischer Lösung, wie sie aus dem Zusammenstoße von Einzelschicksalen mit dem Gange der großen Weltbegebenheiten hervorgehen, während aus dem neuen Bande nur drei zu dieser Gruppe gehören, wogegen die übrigen: „Et ego in Arcadia“, „Ellen“ und „Verrathene Ideale“ unmittelbar aus Zuständen der modernen Gesellschaft und aus Lebensanschauungen entwickelt sind, welche diese bewegen. In allen ist jener Vorzug noch zugleich mit einem Fortschritt in der äußeren Darstellung und mit einer noch größeren Vertiefung und Reife der Lebensauffassung verbunden. Ein noch wärmeres Colorit, ein sonnigeres Leben, eine noch feinere, die Härten und Schroffheiten der Charakteristik hinweg tilgende Vertheilung von Licht und Schatten zeichnet vor Allen „Ellen“ und „Verrathene Ideale“ aus, obschon in ihnen der Conflict etwas auf die Spitze getrieben, die Lösung desselben aber vielleicht nur eine vorübergehende und scheinbare ist. In „Die Fluth des Lebens“ und „Et ego in Arcadia“ finden wir uns dagegen vom Dichter durch den Gesammteindruck in völlig harmonischer Stimmung entlassen. In der ersten dieser beiden Novellen stellt uns der Dichter dar, wie ein jugendliches, phantasievolles Gemüth sich aus stiller Weltabgeschiedenheit nach dem wallenden Strome des Lebens sehnt, und, selbst auf die Gefahr hin, unter seinen Wellen begraben zu werden, mit vollen Zügen daraus zu trinken lechzt. In nächtlicher Stille wird der Held von dieser verhängnißvoll heraufbeschworenen Fluth ergriffen und fühlt sich als der Beschützer eines herrlichen, vom Unglück in seiner Schöne noch verklärten Weibes auf den Gipfel des Lebens gehoben. In seinen Blicken erschließt sich ihm

aller Glanz des Daseins und in der Vertheidigung, zur Rettung dieses Weibes opfert er sein Leben, während der kalte Strom der Welt über seine Leiche wild dahinbraust. Vielleicht, daß die tragische Schönheit dieses Vorganges noch reiner hervorgetreten wäre, wenn es dem Dichter gefallen hätte, seinen Helden den Preis für eine Spanne höchsten Lebensgefühls mit noch freierer, ungetrübterer Stimmung und ohne jeden bitteren Nebengedanken zahlen zu lassen.

Auch in den übrigen Dichtungen erscheint der Gesichtskreis des Verfassers als ein außerordentlich weiter. Das Leben vergangener Zeiten, ihre Localität, ihre Sitten und Zustände stehen ihm ebenso lebendig vor Augen, wie die Erscheinungen der unmittelbaren Gegenwart. Er beherrscht die Mittel der sprachlichen Darstellung vollständig und weiß sie mit feinsinnigem Gefühl für charakteristische Schönheit zu beleben.

R. Prölß.

Kleine Bücherschau.

„In sieben Farben. Ein Bündel Gedichte von Engelbert Albrecht." Unter diesem barocken Titel erschien bei Theodor Ackermann in München ein Bändchen Lyrik. Die sieben Farben sind die des Regenbogens. Zum Glück sind die Gedichte besser als ihr Titel, denn sie geben uns zum Mindesten das Recht, den Verfasser aufzumuntern. Leider ist er nicht wählerisch genug. Er hätte die Symbolik der sieben Farben getreuer einhalten und sich in der That mit nur einem — Bogen begnügen sollen.

Der Vorwurf einer zu geringen Selbstkritik trifft auch H. Falkland, der seine „Gedichte" im Verlag der G. J. Manz'schen Buchhandlung in Wien herausgegeben hat. Neben Erzeugnissen von blutiger Unreife finden sich in diesem, 344 Seiten starken, Band manche überraschend sinnige und gehaltvolle. Den Anfang machen nicht weniger als 59 Sonette. Heine's Rath hat noch immer viel für sich: In Deutschland eine Sonettensteuer zu erheben.

A. Mels hat einen vierbändigen Roman veröffentlicht: „Unsichtbare Mächte" (Leipzig, Ernst Julius Günther). Leider ist eine Macht darin nur allzu sichtbar: Die Sensationsgier um jeden Preis. Napoleon III, Eugenie, Bismarck, Pater Beckx, Louis Veuillot, Lothar Bucher, Mazzini u. s. w. kommen hier als handelnde und was noch schlimmer ist, als redende Personen vor, und es erscheint ungeheuerlich, wie sich in einzelnen Capiteln die gewagtesten Effecte überstürzen. Wer die ganze Gattung gelten läßt, wird den combinatorischen Scharfsinn des Verfassers bewundern. Wer sie nicht gelten läßt, wird immerhin die gefällige Darstellungsgabe und die geistvolle dramatische Zuspitzung einiger Situationen — z. B. der Begegnung zwischen Napoleon und Mazzini — anerkennen müssen.

Von Karl Braun's „Mordgeschichten" (Hannover, Carl Rümpler) las ich nur die erste: „Ziobà". Sie enthüllte sich zu meiner Freude als eine alte Bekannte von mir aus der Revue des deux mondes. Es liegt hier jedenfalls eine gemeinsame Quelle vor. Aber man freut sich doch immer über ein so unvermuthetes Wiedersehen.

Miscellen.

Daß die deutschen Theaterbeherrscher den Franzosen noch immer übergebührlich entgegenkommen, davon giebt selbst Heinrich Laube in seinem Buch: „Das Wiener Stadttheater" ein heiteres Beispiel. Er erzählt (S. 191) wie er ein französisches Stück unbesehen angekauft habe: „Und als ich es dann besah, war es nicht zu brauchen." G. von Moser versprach einen Heilungsversuch und Laube gab ihm das Stück mit Freuden, erhielt aber nach einigen Wochen sein lahmes Roß von Moser mit der Bemerkung zurück: das wisse auch er nicht zu curiren. — Beneidenswerthe Franzosen! Unsre heimischen Dichter bringen es mit ihren Dramen zwar ebenfalls bis zum Nichtbesehenwerden; aber dafür werden sie auch nicht angekauft! Und das ist kein bittrer Scherz. Eduard Devrient, dem Niemand Sachkenntniß absprechen wird, bestätigt in seiner „Geschichte der deutschen Schauspielkunst," daß die meisten eingereichten Stücke ungelesen bleiben.

*

In einer Besprechung des ersten der „Neuen Monatshefte" knüpft Bruno Meyer an den von uns veröffentlichten Vorschlag an: ein „Kinderbuch für Erwachsene" zusammen zu stellen, eine „Sammlung aller Kinderaussprüche, die des unbewußten Tiefsinns voll sind oder auf denen der Himmelsthau eines unwillkürlichen Humors sitzt." Bruno Meyer nennt diesen Vorschlag sehr hübsch und steuert folgende hierhergehörige Kinderanekdoten bei:

„In einer Familie sind kurz hintereinander mehrere Kinder gestorben. Schon wieder steht

eine kleine Leiche im Hause. Ein Freund des Hauses kommt, und ein kleines Mädchen öffnet ihm. „Ist Papa zu sprechen?" — „„Nein, er ist ausgegangen."" — „Nun, kannst Du mir vielleicht sagen, wann Dein Brüderchen beerdigt wird?" — Darauf die Kleine schluchzend: „„Papa begräbt uns immer Morgens um 8 Uhr.""

Ein kleiner Knabe sitzt mit einer Harmonica in der Hand während eines Gewitters auf dem Schoße der Mutter. „Hörst Du, wie der liebe Gott zornig ist?" spricht diese zu dem Kinde. Darauf der Knabe, ganz vergnügt sein Instrument hochhebend: „„Mama, soll ich dem lieben Gott was vordudeln?"" — Feuerbach's ganze Religionsphilosophie ist nicht tiefsinniger!"

*

Eine gewisse Sorte von modernem „Realismus" ironisirt Carl Gutzkow in einem Aufsatz: „Was sich der Buchladen erzählt" auf folgende geistreiche Weise: „Deutsches Volk, bei der Arbeit suche hinfort die Dichtkunst auf! Die Poesie war bisher nur Bummelthum! Auch Schiller und Goethe waren in gewissem Sinne Bummler und Jean Paul hatte sogar Anlagen zu criminalwidrigen Handlungen. Die deutsche Literatur muß arbeiten, sie muß an die Hobelbank! Von den Menschen, die uns die Dichter vorführen, muß man wissen, wovon sie leben, welches ihre jährliche Einnahme ist und wie viel sie in die Steuerkasse abzutragen haben. Denn wer ist denn dieser lächerliche „Oscar" — wer ist denn so ein simpler jungdeutscher „Edmund"! diese blaß umrissenen Gestalten ohne beschwertes Portemonnais, ohne die Fähigkeit einem Dienstboten, der ihnen die Treppe hinunterleuchtet, auch nur fünf Silbergroschen Trinkgeld zu geben. Und überhaupt — wovon lebt selbst Romeo? Wie stand er als Sohn zu seinem Vater? Spricht Paris wohl ein Wort über die Mitgift seiner Braut und hat Mercutio Geld genug, um ehrwürdige alte Matronen so junkerhaft zu verspotten, wie er's thut? Nur da kam Shakespeare aus der Romantik in die Sphäre der modernen Poesie, als Jago sagte: Thu Geld in deinen Beutel! Der nervus rerum, money, die Arbeit und der gesunde Menschenverstand, das sind die richtigen Kriterien der Poesie!" . . . . .

Der vortreffliche Aufsatz, der an solchem satirischen Blitz und Donner reich ist, findet sich in Gutzkow's „Gesammelten Werken" Bd. I. Die schöpferische Kraft des Dichters tritt uns aus dieser Gesammtausgabe in ihrer ganzen Größe und erstaunlichen Vielseitigkeit entgegen.

*

„Für alle Wagen- und Menschenklassen." Plaudereien von Station zu Station. So betitelt sich ein anspruchsloses Plauderbuch, das der Herausgeber d. Bl. bei Ernst Julius Günther in Leipzig binnen Kurzem erscheinen läßt. Das zweite Bändchen wird eine Reihe neuer Epigramme enthalten, von welchen die folgenden vielleicht hierher gehören:

Unsere Theater.

„Das sind die Bretter, die die Welt bedeuten!"
Der Dichter spricht's.
Doch fügt ein Wort hinzu aus alten Zeiten:
„Die Welt ist Nichts!"

Den Gegnern der Kritik.

Ob gegen die Kritik ihr tobt —
Ihr liebt sie doch: wenn sie Euch . . lobt
Ihr duldet selbst des Tadels Gift: —
Nur daß er Eure Freunde trifft.

Das heutige Publicum.

Warum nur haben sich die Thoren
So dick mit Wachs verstopft die Ohren?
Die Vorsicht, traun! war nicht bedingt —
Da kein Sirenenlied erklingt.

Hoffnungslos.

Nur litterar'sche Dürre weit und breit!
Im neuen Reich wird's täglich böser.
Ach, unsre Leser haben keine Zeit —
Und „Unsre Zeit" hat keine Leser.

Ein Lustspieldichter.

„Ein Stück — wie gerne schrieb ich's doch!
Auch schürzt' ich längst der Handlung Knoten.
Nur fehlt die nöth'ge Sammlung noch."
— Du meinst: Der neu'sten Anekdoten?

Aus unserer Briefmappe.

Erwiderung an Herrn Dr. med. Kurt Mook.

Geehrtester Herr!

Die Erwähnung Seume's im Eingange meines Aufsatzes über Bürger's politische Ansichten bezog sich lediglich auf den Verkauf deutscher Landeskinder an England zur Bekämpfung der amerikanischen Revolution. Ich hob hervor, daß dieser ruchlose Seelenschacher so wenig von Seume, wie von den meisten übrigen gleichzeitigen deutschen Schriftstellern damals mit einem einzigen Worte als eine Ausgeburt frevler Despotenwillkür gebrandmarkt wurde. Die Thatsache stimmt auch mit Seume's eigenen Erklärungen überein. Noch in seinen autobiographischen Erinnerungen bemerkt er: „Ich kann mich nur weniger Kleinigkeiten erinnern, die ich damals geschrieben hätte, und keiner einzigen, die verdient hätte, aufbewahrt zu werden, wäre es auch nur als Beleg der Bildungsgeschichte; Alles war höchst mittelmäßig. Dafür lief ich, wenn ich Zeit hatte, mit Horaz oder Virgil in der Hand, oder auch wohl mit einem alten Homer, in den Wäldern herum, lagerte mich in einer Grotte oder einer alten Baumgruppe und vergaß nicht selten über meinen Lieblingsstellen den Sonnenuntergang, so daß ich oft sehr spät in's Lager oder die Kaserne zurück kam. Daneben war ein alter Hagedorn und ein Exemplar von Hölty, die ich irgendwo aufgetrieben hatte, meine Begleiter." In solchen idyllischen Reminiscenzen schwelgt auch sein „Abschiedsschreiben an Münchhausen," seinen treuen Begleiter in jenen Tagen:

> Erinn're Dich, wie Arm in Arm wir gingen,
> Und an dem Blick der Abendsonne hingen,
> Die bei Neufundland niedersank;
> Und wie wir auf den Adlerbergen saßen,
> Und in der Dämm'rung Klopstock's Hermann lasen,
> Auf einer Felsenbank.

Erst die französische Revolution erweckte auch in Seume jene glühende Begeisterung für die Freiheit und jenen ingrimmigen Haß wider die Tyrannei, denen die von Ihnen in Nr. 4 dieser Zeitschrift citirten Verse entstammen. Es lag jedoch kein Grund für mich vor, auf diese, mir wohlbekannten Gedichte einer viel späteren Zeit zu verweisen, in welcher das politische Bewußtsein in zahlreichen Schriftstellern unsrer Nation erwacht war.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Adolf Strodtmann.

Berichtigung.

In dem Aufsatz über Hermann Kurz (im Aprilheft) haben sich zwei peinliche Druckfehler eingeschlichen. S. 339 zweite Spalte, Z. 15 von unten ist Regimentsfeldscheer (statt Regimentsfeldherr) und S. 343, zweite Spalte, Z. 20 von oben: im Ruhme des Sonnenwirths (statt: im Busen des Sonnenwirths) zu lesen.

☛ **Zur Nachricht.** Sendungen und Zuschriften für die **Redaction der „Neuen Monatshefte"** sind an Herrn **Oscar Blumenthal, Berlin S. W.,** 32 Hallesches Ufer zu richten.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in Berlin.



Eduard Mörike.

Von Edmund Hoefer.

Man braucht grade kein würdevoller Literarhistoriker und Aesthetiker, kein grämlicher Kritiker zu sein, sondern mag sich immerhin als ein nachsichtiges oder sogar wohlwollendes Menschenkind erweisen, und wird dennoch über unsere neuere schöne Literatur, sei es voll Unmuths, sei es mit Betrübniß, wohl den Kopf schütteln müssen. Wer das Auge zumal auf die moderne Poesie richtet, muß sich ernstlich daran erinnern, daß der poetische Kern unserer deutschen Natur ein unverwüstlicher ist und, gleichviel nach wie langer Ruhe und nach wie hartem Zwange, immer wieder einmal schöne und duftvolle Blüthen treibt, um von der Zukunft Besseres zu hoffen, als die Gegenwart gewährt und zu verheißen scheint.

Niemand wird leugnen, daß an Talenten auch jetzt durchaus kein Mangel ist. Allein nach einem wirklich reichen und schönen, nach einem ächt selbständigen sehen wir uns unter den neueren fast vergeblich um. Wir finden kaum eines, das uns nicht zweifeln und unsere Anerkennung noch zurückhalten läßt, das unsere Theilnahme und Liebe sozusagen mit einem Schlage und für immer gefangen nimmt. Und wir dürfen schon, sei es mit Wehmuth, sei es mit einem gewissen Neide, an jene wunderbare Zeit zurückdenken, wo trotz aller Ungunst und aller Beschränkung, fast jedes Jahr einen oder ein paar Dichter erscheinen ließ, denen solches gelang, welche die Zeitgenossen sich zu eigen machten, die auch uns, die Nachkommen, noch zu ihren getreuen Bewunderern zählen und in der Geschichte unserer Literatur stets auf das rühmendste genannt werden müssen. Diese Zeiten sind freilich schon ferne und ihre Dichter haben meistens schon längst nicht nur geistig, sondern auch leiblich von uns Abschied genommen. Die Reihe der Lebenden wird immer kürzer, und nun ist wieder einer ausgetreten — am 4. Juni starb Eduard Mörike nach langen körperlichen Leiden zu Stuttgart und wurde am 6. trauervoll von uns zu seinem Grabe begleitet.

Eduard Mörike ist allerdings keiner von unseren Dichterfürsten, allein er behauptet sich in ihrer Nähe und obendarein in der warmen Liebe aller, die ihn kennen, auf das Ehrenvollste. Sein Talent war kein umfassendes, aber in seinen Schranken eines der reichsten und schönsten, der naturwüchsigsten und frischesten, die man kennen gelernt hat, und kein Dichter verdient es mehr als er, in weiteren Kreisen und besser gekannt, gewürdigt und geliebt zu werden, als es ihm und seinen Dichtungen während seines Lebens zu Theil geworden ist.

Ich kann es nicht versuchen wollen, ein auch nur annähernd vollständiges Bild dieses Menschen und dieses Dichters zu entwerfen. Das muß ich Berufeneren und Kundigeren überlassen. Ich selber bin ihm niemals nahe gekommen, und Mörike

war einer von jenen, welche man, wenn überhaupt, nicht durch Erzählungen Anderer, sondern nur durch den eigenen genauen Verkehr mit ihnen und durch die eigene liebevolle Beobachtung kennen zu lernen vermag. Ich möchte nur die Aufmerksamkeit wieder auf den schon halb Verschollenen lenken und die Kundigen aufrufen, an die Herstellung seines wirklichen Bildes zu gehen, bevor es zu spät ist. Viele solcher Kundigen gibt es überhaupt nicht, denn Mörike lebte, wenn irgend einer, sein eigenstes Leben ganz und gar in seinem, Jedermann mehr oder weniger verschlossenen Innern, und die Spuren eines so stillen und engen Daseins, die selbst während des Lebens nur von Wenigen bemerkt und beachtet worden sind, pflegen nach dem Tode mit erschreckender Schnelligkeit vollends zu verschwinden.

Eduard Mörike wurde am 8. September 1804 zu Ludwigsburg geboren, wo sein Vater als ein angesehener und beliebter Arzt lebte. Zum Studium der Theologie bestimmt, folgte der Sohn dem in Württemberg üblichen Wege — durch das Seminar zu Urach führte derselbe ihn in's Tübinger Stift und, nach Beendigung des Studiums, als Vicar zu diesem und jenem Pfarrer, bis er endlich, 30 Jahre alt, selber zu diesem Amte gelangte und 1834 die Pfarrei zu Clevensulzbach erhielt. Der kleine Ort, in der Nähe von Weinsberg gelegen, hat dadurch eine gewisse Berühmtheit erlangt, daß auf seinem Friedhofe Schillers Mutter begraben liegt, welche hier bei ihrer Tochter Louise und ihrem Schwiegersohn, dem damaligen Pfarrer Frankh, weilte. Die Stelle gilt oder galt doch als eine Art von Anfangsdienst und bannt ihren Besitzer in eine große Einsamkeit. Dazu kam für Mörike das Unglück, daß er bald nach seiner Anstellung von einem schweren Rücken- oder Nervenleiden befallen wurde, welches ihn zur Versehung seines Amtes fast unfähig machte und ihn zwang, einen Vicar bei sich aufzunehmen.

Mancher Andere, ja die meisten, möchten von solchen Verhältnissen zerdrückt worden sein. Bei Mörike war dies, wenn freilich auch niemand sagen kann, was ohne dieselben aus ihm und seinem Talent geworden wäre, so weit ich davon weiß, keineswegs der Fall. Ja, ich möchte sagen: seine Natur und, wenn man so will, auch sein Talent waren gewissermaßen auf dergleichen angelegt oder doch schon dazu gestimmt. Bedürfniß- und anspruchslos wie Wenige, ließ er sich keine äußere Beschränkung anfechten, ja er hatte sich von jeher sozusagen freiwillig in die engste Enge und Abgeschlossenheit zurückgezogen. Schon auf der Universität schließt er sich in den kleinsten Kreis, flieht, wie David Strauß einmal von ihm in einer gelegentlichen aber meisterhaften Charakteristik (Schwengler's Jahrbücher der Gegenwart, 1847, Heft 6) sagt, jede fremdartige Berührung, errichtet eine Art Freimaurerloge um sich her, aus welcher alle Profanen ausgeschlossen sind — „er verbaut sich gegen die Wirklichkeit", er schafft sich eine eigene phantastische Welt und „eine eigene Sphäre der Poesie", in der er träumt und schwärmt und lebt, und er nennt selber diese Zeit noch weit später die schönste seines Lebens (s. die Erklärung vor seinem „letzten König von Orplid" in der Sammlung „Iris").

Und dennoch — und das ist eben das Räthselhafte, das aus Mörike überall hervorlauscht, so bald man ihn mit sehendem, festem Auge zu erfassen sucht! — und dennoch wurzelt er auch wieder in der vollsten Realität und lebt, äußerlich dem Leben abgewandt, im Inneren das reichste, frischeste, fröhlichste Leben. Das zeigt sich an ihm selber, dem Träumer, dem Hypochonder, dem Kranken, dem dennoch der



Scherz und die Neckerei, die Schalkhaftigkeit nicht fremd war, dessen „unvergleichliches Talent der humoristischen Mimik", wie man rühmen hört, selbst in den letzten Jahren noch zuweilen die Freunde entzückte. Das zeigt sich ferner in seiner merkwürdigen Verbindung mit seinem Jugend- und Studienfreunde Wilhelm Waiblinger, einem Charakter und Talent, die dem seinen anscheinend so fremd, wie irgend denkbar sind, und dessen Gedichte gerade er trotzdem herausgab und gewissermaßen bearbeitete (1844). Daran schließt sich die Vorliebe des Träumers und Weltabgezogenen für jene „Triumvirn Amors" (Goethe's Römische Elegien V), Catull, Tibull und Properz, von deren ersten beiden er in seiner „Classischen Blumenlese", 1840, Uebersetzungen liefert. Hieher gehört weiter der nicht wenig bemerkenswerthe Umstand, daß er, im Innern so vielseitig, äußerlich stets im engsten Kreise sich zu halten und bewegen vermochte, daß er, auch in seinen verhältnißmäßig guten Tagen, die Grenzen seiner Heimath so gut wie niemals überschritt, daß ihn niemals nach einer äußeren Anregung zu verlangen schien, — sei es, weil er ihrer gar nicht bedurfte, sei es etwa, weil er, dann freilich wohl mehr instinktartig als in weiser und klarer Selbstbeschränkung, vor jedem Versuch einer Ausdehnung und Hingebung zurückwich. Wer weiß, ob nicht in solchem Falle vielleicht Mächte in ihm wach gerufen wären, die im unbesieglichen Widerstreit mit den irdischen Verhältnissen, für ihn und seine Natur hätten verderblich werden mögen.

Wie es mit ihm und dieser Natur gestanden haben mag, darauf kann man, glaub' ich, einigermaßen schon aus der, sicherlich nicht blos in seinem Leiden begründeten Ruhelosigkeit schließen, die ihn nirgends lange rasten, sondern immer wieder eine neue Enge aufsuchen ließ. Denn als er sich endlich 1843 durch sein Leiden gezwungen fand, die immer noch behauptete Pfarrstelle aufzugeben, lebte er sieben Jahre lang bald zu Hall, bald in Stuttgart, bald in Mergentheim, indem er nur auf diesem letzteren Platz länger weilte, ja hier auch in dem Fräulein Margarethe von Späth seine Gattin fand. Im Jahre 1851 fand er eine Anstellung als Lehrer der Literaturgeschichte am Katharinenstift zu Stuttgart und widmete sich diesem Amt unter unausgesetzten Leiden bis 1866. Dann folgte ein erneutes Umherziehen, nach Lorch, zurück nach Stuttgart, nach Nürtingen und zuletzt wieder nach Stuttgart, wo er denn jetzt sein Grab gefunden hat.

Am deutlichsten offenbart sich jenes Räthselhafte, die Doppelwelt, oder sage ich, dies in sich nirgends vermittelte eigene Doppelleben, selbstverständlich in seinen dichterischen Schöpfungen, vor allem in seinem Erstlingswerk, dem 1832 erschienenen „Maler Nolten", einem unerquicklichen Werk, von dem es mir sehr zweifelhaft ist, ob es die vom Dichter in den letzten Jahren unternommene vollständige Umarbeitung zu einem wahrhaft künstlerischen zu erheben vermocht haben wird. In der schon genannten Sammlung „Iris" stehen das Märchen, der Operntext, das Schattenspiel, die Novelle neben einander vor uns. Selbst die im Einzelnen reizende „Idylle am Bodensee" leidet unter dem Mangel der Einheit in der Composition, und sogar in seinen Gedichten, — erste Auflage 1838, die vierte, um das Doppelte vermehrte, 1867 — finden sich hart neben dem Phantastischen, Nebelhaften und Gespenstigen jene entzückend schönen Lieder, voll der einfachsten Natürlichkeit und Volksthümlichkeit, voll der tiefsten und innigsten und zugleich gesundesten Empfindung, reich an glänzenden Schilderungen, durchwebt mit den feinsten und nicht selten genialsten Zügen,

ohne eigentliche Kraft zwar, die man in Mörike überhaupt nicht suchen muß, aber von einer poetischen Zartheit und einer wunderbar duftigen Klarheit, die in unserer poetischen Literatur Ihresgleichen suchen. Jene Lieder und anderen Dichtungen, mein' ich, die des Dichters Ruhm begründet haben und ihn trotz aller Ungunst der Zeiten auch unter den Nachkommen noch erhalten werden, die — „Rosenzeit, wie schnell vorbei", „Schön Rothtraut", „Ach wenn's nur der König auch wüßt'", „Drei Tage Regen fort und fort", „Früh morgens, wenn die Hähne krähn", und wie diese Perlen unserer Lyrik sonst heißen mögen.

Mag man an Mörike's Talent mäkeln und zweifeln, diese Lieder allein schon zeigen ihn uns als einen Dichter vom Scheitel bis zur Sohle. Sein Stern ist, ob auch nicht einer der glänzendsten, doch einer der schönsten an unserem Dichterhimmel. Das sollte in den weitesten Kreisen erkannt werden und Mörike sollte zu den geliebtesten und vertrautesten Dichtern unserer Nation gehören. Wir haben auch gegen ihn, wie gegen manchen Anderen, eine Ehrenschuld abzutragen und ihm sein Recht angedeihen zu lassen, das dem Lebenden nur allzulange kalt und gleichgültig vorenthalten worden ist.

Aus alten Tagen.

Skizze von Ada Christen.

Es ist ein altes halbzerfallenes Schloß, das auf einem steilen hohen Felsen liegt. In Schneckenform zieht sich die hohe Ringmauer rund um den Berg; sie mag wohl aufgebaut sein von den Steinen, die aus dem Felsen gehauen sind, denn hinter dieser Mauer läuft eine Straße, auf welcher nicht ein Körnlein Sand oder Erde zu sehen ist: Lauter Felsplatten bilden den Weg, zuweilen glatt wie ein Tisch, zuweilen rauh und geborsten. Vom Fuß des Schloßberges an bis hinauf in den Schloßhof ziehen sich zwei breite Räderfurchen, die tief in das spröde Gestein eingefahren sind, und wenn es regnet, schießen zwei lustige Bächlein drinnen hinab.

Immer rund herum geht es, wenn man da hinansteigt, immer enger wird der Kreis, den die hohe Mauer einschließt, endlich aber hört die Steigung auf, man geht ein Stück Weges auf ebenem Boden und steht plötzlich drinnen in dem Burghof, der noch immer zwanzigmal so groß ist, als der Hof des größten Hauses, das unten im Markte liegt.

Dach und Fach fehlt an der alten Burg. Nur ein langgestreckter würfelförmiger Thurm ist gut erhalten; kleine Fenster sind hinein geschlagen — eine schmale steinerne Treppe führt bis an die Hälfte der Höhe, wo durch einen finstern Gang getrennt, rechts und links je zwei Stübchen sind; die andere Hälfte des Würfelthurms hat von keinem Ende einen Zugang, — es ist als wäre fast Felsstück auf Felsstück geschichtet; kein Dach, kein Söller ziert den Klotz; sein oberes Ende ist glatt, flach und grau.

Ein armer Hausirjude bewohnte um ein Billiges mit Weib und Kind den alten Thurm.

Das zerfallene Schloß selbst ist der Rest eines stattlichen Besitzes. Die leeren Fenster glotzen hinab in das Thal. Zwischen den Ritzen der Steingesimse blühen schon im Frühlingsanfang Blumen. Aus einem Fenster wächst sogar ein dichter Hollunderbusch, in dem die Vögel zwitschern, und von dem sich die Buben Pfeifen schneiden, um mit den Vögeln um die Wette zu lärmen.

In Ungarn steht diese alte Burg, und von dem Söller, dessen Brustwehr längst zerfallen ist, sieht man weit hinaus in das Land. Rechts dehnt sich durch die Felder eine lange Pappelallee bis hinüber zu einem Dorfe, die Strohdächer schimmern gelb her; am Ende des Dorfes beginnt die steife Doppelreihe der Pappeln wieder und

verliert sich erst bei dem grüngrauen Flüßchen, wo die Weiden stehen, die leise im Winde schwanken, und schier wie das Wasser selbst anzusehen sind, wenn es wettert oder die Dämmerung kommt. Ein Stück hinter den Weiden beginnt der schmale Wald, der immer breiter und immer höher wird, so daß die alten Eichen wie eine hohe Mauer dahinterstehen und in ihren Wipfeln die Wolken zu hängen scheinen. Links hinüber aber ist es kahl und flach. Wo der Marktflecken endet — der am Fuß des Schloßbergs beginnt — ist noch dürftige Weide, magerer Weizen und krüppelhaftes Gesträuche. Noch weiter hinaus flimmert und flattert es auf der grauen Erde, wie feine goldigschimmernde Federn. Das ist das Haidekraut; „Frauenhaar" nennen es die Bauern und schmücken ihre Mützen damit am Sonntage, und die Dirnen stellen es zwischen Blumen hinter die niedern Hüttenfenster. Doch immer dürftiger wird Gras und Gesträuche da drüben, immer stiller und öder wird die Ebene — diese weglose einsame Fläche, die sich im Nebel verliert, ist die Pußta . . .

Die Sonne fällt gleichsam da hinten in ein Nebelmeer; jetzt ist es als ob sich ein glührother Schleier über die Erde zöge — dann kommt das blasse verschwimmende Lila — fahler wird es, trüber, endlich aber farblos und todttraurig. — Mit einem Male wird es Nacht — am dunklen Himmel glimmen ein paar Sterne — und durch die feuchte, würzige Luft zittern zirpende kurze Töne — auf der Erde unten ist es aber so hell, daß der Vogel, der durch die Nacht fliegt, oder der einsame Reiter, der heimkehrt, jeden Stein auf dem Wege sehen kann.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich war ein junges Ding, als ich auf dem Söller, der eigentlich nur mehr ein in die Luft hinausgestreckter Stein war, lehnte und alles das sah. Neben mir stand damals ein junges schlankes Mädchen, daß nach rechts und links sah und sich auf den Fußspitzen hob, so daß mir Angst und bange wurde, denn der Wind blähte ihr dünnes Tuch auf als ob sie Flügel bekäme, und ich zitterte, daß sie jetzt fortgetragen würde von einem hinterlistigen Windstoß, der oft plötzlich um die Ecke flog, ohne daß wir ihn früher hörten.

Das schlanke Mädchen und ich, wir wohnten damals bei dem Hausirjuden im Thurm. Wir waren mit einer reisenden Schauspielgesellschaft angekommen. Mit den Wohnungen sah es unten im Markte übel aus, da wies man uns also, die wir die Jüngsten und die Unzertrennlichsten waren, da hinauf zu der Judenfamilie.

„Die können noch laufen, die sind jung," hieß es.

Es war Sommer und heller Sonnenschein, als wir athemlos zum erstenmal oben ankamen. Die alte Judenfrau hatte die Schwindsucht, sie saß mitten in einer leeren Fensterhöhle, sonnte sich und hustete so laut, daß die Vögel in dem Hollunderbusch schwiegen.

Liese, meine Gefährtin, sagte ihr was wir von ihr begehrten, und während die Frau immer ihren welken Leib vorwärts und rückwärts schleuderte und die hageren Hände über das Knie kreuzte, musterte sie uns vom Scheitel bis zur Sohle.

„So? Komödianten sind da?" hustete sie, „und ihr jungen Kinder seid ganz allein? Ohne Vater und Mutter? Nun, ich nehme Euch auf."

Die Frau rief nach einem schwarzlockigen kleinen Mädchen, das unweit in einem verfallenen Erker saß. Ein hochmüthiger Ausdruck machte das schmale Gesicht der Kleinen unkindlich, sie schaute uns mit großen ernsten Augen an.

„Führ' die Zwei da in die Kammer vom Rafe," sagte die Frau zu dem Mädchen, uns aber bedeutete sie: „Das ist meiner todten Tochter Kind — die Rahel, ein kluges Kind!" setzte sie mit ihrer gebrochenen Stimme flüsternd bei, „und der Rafe, den Gott lang leben lasse, mein Sohn, er geht heute nach den Feiertagen wieder in die Fremde! Gott! was ist das für ein gelehrter Mensch! Er geht lehren den Herrn Grafen seinen Söhnen im nächsten Comitat, den Herrn Grafensöhnen geht er lehren die Methamatak!"

Sie betonte das letzte Wort scharf und sprach es recht falsch aus, es mußte ihr etwas ganz Fremdes sein, was sie da sagte.

„Die Gelehrsamkeit!" murmelte sie bewundernd und ihr spitzes gelbes Gesicht wendete sich hastig uns zu, als ob sie fragen wollte, ob wir jemals schon so etwas gehört. —

Das Kind schritt, uns immer groß anstarrend, neben uns her, zuweilen hob es den mageren braunen Arm und deutete uns nach dem Wege, dann schlüpfte es wieder durch niedere Ruinen, immer mit den ernsten Augen herüberlugend, dann schritt es quer über den Hof knapp vor uns her, sprang eine zerberstende Treppe hinan, schleuderte eine braune schwere Thüre auf und lief an uns vorbei wieder die Treppe hinab.

Wir standen an der offenen Kammerthür und wagten nicht einzutreten, denn an dem kleinen Fenster, den Rücken uns zugewendet, stand ein hoher Mann, er hatte den Kopf weit nach rückwärts gebeugt, seine langen schwarzen Haare lockten sich über den lichten Sommerrock bis an die Schultern.

Liese zerrte an ihren goldblonden Flechten, zerrte und zerrte und wandte kein Auge von dem Mann ab, ihre Brust hob und senkte sich, endlich aber klopfte sie hastig an die geöffnete Thüre, der Mann wandte sich um und im selben Augenblicke flogen sie aufeinander zu . . .

„Liese!"

„Rafael!" ächzte sie und wendete sich hastig zum Gehen.

„Bleibe, Liese," bat er und führte sie in die Kammer, aber Liese erfaßte mich am Kleide und wollte mich mit sich hineinziehen.

„Liese, seit wann fürchtest Du, mit mir allein zu sein?" sagte er traurig, ihre Hand ließ mein Kleid los, sie folgte ihm und lehnte die Thüre nur an.

Ich setzte mich draußen auf die letzte Stufe der Treppe nieder und schaute in die Weite. Etwas wie Eifersucht regte sich in mir, denn ich ahnte, daß die beiden Menschen einander gut kannten — daß sie sich liebten, und sich vielleicht in jedem Winkel der Welt früher zu finden dachten als da oben auf dem zerfallenen Schlosse in der Kammer des Hausirjuden. Ich trocknete meine kindischen Thränen, als Liese langsam wie im Traum die Treppe niederstieg.

„Der hat Vater und Mutter und die Menge Menschen, die er lieb hat und die ihn lieb haben — warum nimmt er mir Dich — mir, die niemand mehr hat als Dich?"

„Sei still Du," lächelte Liese — „sei mäuschenstill — niemand darf wissen, daß er mich liebt. — Du bist zu jung, um zu fühlen, daß Alles kommen muß, wie es kommt. Wir bleiben hier oben."

Rafael ging noch am selben Abend fort und wir bezogen seine beiden Stübchen.

Wir verbrachten glückselige Stunden da oben, wir lernten und träumten zusammen, und durch das kleine Fenster flogen unsere schönsten Gedanken in die blaue Luft.

Als der Herbst kam, da starb die schwindsüchtige Frau, und da sahen wir auch Rafael zum erstenmale wieder, aber er sprach weder zu Liese noch zu mir ein Wort, er saß drüben auf der kalten Diele, sieben Tage und sieben Nächte, sein Vater saß bei ihm und die kleine Rahel auch, wir knieten jeden Abend und beteten für das Seelenheil seiner Mutter, die wir so liebgewonnen hatten und die so gut gegen uns gewesen war.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Nach acht Tagen verließ uns Rafael wieder, er klopfte am Morgen des achten Tages an unsere Thüre und als Liese öffnete, reichte er durch den Spalt einen glatten silbernen Reifen hinein. Seine Mutter hatte ihn bis an ihr Lebensende getragen — er ging, ohne ein Wort zu sprechen.

Es hatte sich durch den Tod der alten Frau wenig verändert. Seit wir droben wohnten, besorgten wir schon ihr kleines Hauswesen. Jakob, der Vater Rafaels kam jede Woche von seinen Dorfgängen erst Freitag heim und ging Sonntag wieder vom Hause fort. Die kleine Rahel mußte einen Theil ihres landstreicherischen Wesens ablegen und mir zur Hand sein, besonders seit Liese viel lernte, und zwar aus Büchern, die sie vor mir verbarg. — Oft auch ging sie halbe Tage in den Wald; sie studire dort am besten ihre Rollen, sagte sie kurz. Manchmal erwachte ich des Nachts und sah sie emsig lernend in ihrem Bette sitzen, manchmal auch ging sie hinab in die Synagoge, und im Markte wunderte man sich, was doch die junge Schauspielerin oft noch Abends bei dem alten, freilich sehr gelehrten Rabbi thue, der gleich neben dem Bethaus wohnte und ganz abscheulich sang.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Weihnachtsabend war gekommen. Neugierig stand die kleine Rahel bei mir, als ich ein Tannenbäumchen mit Flittergold und bunten Papierketten behängte, die wenigen Wachskerzlein anklebte und die Paar Kleinigkeiten, die ich Liese schenken konnte, unter dem Baum zurechtlegte.

„Warum thust Du das?“ frug mich Rahel plötzlich und schüttelte den Baum.

„Weil heute Christabend ist.“

„Was ist Christabend?“ frug das Kind gleichgültiger.

„Jesus Christus wurde heute Nacht vor tausend und so viel Jahren geboren.“

„So! — Der blutige Mensch, der an dem großen Kreuz hängt, unten bei Deiner Schul', der?“ forschte sie.

„Ja!“

„Und wer hing ihn da hinauf?“ drängte die Kleine, mit widerwilliger Hast des unschönen Bildes gedenkend. „Wozu den hölzernen Mann an ein Kreuz schlagen und blutig malen?“

„Der hölzerne Mann ist nur ein Bild des Lebendigen, der einst gekreuzigt wurde!“

Erschreckt hafteten die großen Augen des Kindes an meinen Lippen.

„Wann? Wo? Ein Lebendiger mit Nägeln?! — Oh wer hat das thun können?!“

Und mich rührte die Angst und der Wehruf nicht, mich überkam jene Härte

und jene Furcht, die man mir eingebläut, als ich noch selber ein kleines Kind war, die Härte gegen ein armes gehetztes Volk, und die Furcht, weil ich von meinem Gott wie von einem Menschen sprach, — und mit kindischer trotziger Bosheit rief ich der Kleinen zu:

„Wer ihn gekreuzigt hat? — Ihr — Ihr Juden!"

Mein Lebetag werde ich das blasse verzerrte Kind nicht vergessen, wie es sich mit seinen mageren Händen an meinen Arm klammerte und zu mir hinaufstierte, wie sich die festgeschlossenen Lippen langsam aufthaten, daß die spitzen weißen Zähne sichtbar wurden und wie es durch die Zähne verachtungsvoll hindurchzischte:

„Du lügst!"

Ich weiß nicht, warum mich die zwei Worte so erschütterten, mir schwindelte, mir war zu Muthe als hätte ich dem Kinde ein ungeheures Unrecht zugefügt — dem Kinde und von jeher ihnen Allen — Allen! — Ich schüttelte die kleinen Hände von mir ab und lief hinüber zu Jacob, um Liese zu holen; bei ihr wollte ich mir Trost suchen, sie sollte mich beruhigen, sie sollte kommen, damit wir, wenn auch in einem jüdischen Hause, dennoch nach rechter Art unsern Christabend feiern konnten. Ich suchte und suchte sie, fand sie aber nirgend. Eben wollte ich zurück in unsere Kammer, da ging der Mond auf und ich sah sie droben auf dem Söller in das dünne Tuch gehüllt. Ich kletterte hinauf zu ihr und bat sie, daß sie kommen möge, aber sie stand unbeweglich und schaute hinaus in die Ebene. Der Schnee glitzerte im hellen Mondlicht und auch nicht ein dunkler Punkt war auf der weißen endlosen Fläche sichtbar, Liese aber streckte sich auf den Fußspitzen, um besser hinaus zu sehen, lauschte hinab und zitterte am ganzen Leibe.

„Siehst Du etwas?" frug sie, ohne mich anzusehen.

„Nein. — Ja! — etwas Schwarzes dort — jetzt vorbei beim Friedhof!"

„Ein Reiter?!" —

Die Frage klang wie Lachen und Weinen zugleich.

„Ja, ein Reiter!" — stieß ich hervor und bebte vor Kälte und Angst, denn Liese schwebte fast in der Luft, so hatte sie sich hinausgebeugt.

Der Reiter kam näher und näher, er jagte bald durch den Markt dem Schloßberg zu. Als er gegen die Mauer einbog, da zog mich Liese herab auf die Treppe und Hand in Hand liefen wir über den Burghof unserer Kammer zu.

„Geh' ein wenig zu Rahel hinüber" — bat ich Liese, sie nickte glückselig, schaute zu den flimmernden Sternen empor, schloß dann ihre frommen blauen Augen für eine Athemzuglänge und huschte in das Stübchen unseres Hauswirths.

Obwohl sie nie mehr mit mir von Rafael gesprochen hatte, so wußte ich doch, daß sie ihn erwartet hatte, und daß der gedämpfte Hufschlag seines Rosses zu mir heraufscholl.

Ich ging in unsere Kammer, steckte die Lichter des Christbäumchens an, ordnete noch einmal die Geschenke für Liese, dachte auch daran, was sie mir wohl Hübsches geben würde, gedankenlos plapperte ich ein Gebet her, brannte einen Tannenzweig an, damit es recht frisch duftete, und als nun Alles vorbereitet war, ging ich hinüber, Liese zu holen . . . O du unvergeßliche Stunde!

Als ich sachte die Thüre öffnete, sah ich mitten in der Stube sie die Freundin, die Gefährtin, meine Liese, an der Brust Rafaels liegen, an der Brust des Juden.

Der Alte hatte die Hände auf ihre Häupter gelegt und Rahel stand, wie ein Kobold zu mir hinlachend, neben ihrem Großvater.

Daß die Welt nicht unterging, begriff ich nicht, bedenklich drehte sich zwar die ganze Stube um mich, und meiner innersten Ueberzeugung nach wankte mindestens der alte Thurm.

„Liese!“ schluchzte ich laut auf, „schau hinüber, der Christbaum ist angezündet — ich mein' wir setzen uns drüben zusammen, das paßt besser für uns als daß Du —“

„Still, mein Liebling,“ unterbrach sie mich mit ihrer lieben Stimme — „geh' ruhig in Deine Kammer zu Deinem Christbaum — ich habe Dich von Herzen lieb — aber meinen Rafael habe ich doch lieber. — Weine nicht, ich werde bald seine Frau sein — und darum habe ich keinen Christabend mehr — denn seit vier Wochen schon bin ich selber übergetreten, bin eine Jüdin. . . . . .“

Der alte Thurm stand fest — ich aber setzte mich rasch auf einen Stuhl und wartete, daß nun etwas ganz besonderes geschehen müsse. — Es geschah nichts. Die kleine Rahel kam wie eine Katze näher geschlichen, sah mich nur so über die Schulter an und sagte dann im allerboshaftesten Ton: „Lea heißt die Liese seit vier Wochen, weil sie schon so lang eine Jüdin ist. — Du, hat die auch helfen, den blutig bemalten Mann an das Kreuz hängen?“ —

Schweigend und allein ging ich in meine Kammer, ich ließ den schweren Kopf auf die Tischdecke fallen und weinte leise; über mir knisterten die Tannenenden, die manchmal aufflammten, und die Kerzlein verlöschten langsam eines nach dem andern, ich aber dachte, ich sei verlassen, vergessen, mutterseelenallein auf der Welt, ich hörte nicht wie Liese eintrat und ein Päckchen vor mich hinlegte, ich taumelte erst auf, als sie mich an ihre Brust zog. . . .

Die halbe Nacht hindurch erzählte sie mir die Geschichte ihrer Liebe.

Ich war zu jung, meinte sie, als daß ich vor zwei Jahren, wie sie zu der Gesellschaft kam, das verstanden hätte. Sie erzählte mir, wie sie sich vor Jahren gefunden hatten, sich nicht angehören durften, und doch nicht von einander lassen konnten. Wie sie alle Kraft zusammennahm und von dort wegging, wo er die Kinder des Grafen erzog, wie sie dann zu uns kam, und wie sie sich mühte ihn zu vergessen.

„Du sahst es,“ schloß sie, „wie ich ihn wiederfand in seinem armen Vaterhaus, was er nicht konnte und durfte um der Seinen willen, das durfte ich, die Einsame — ich entsagte meinem Glauben, um sein Weib werden zu können.“

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Das ist lange her — o wie lange! Die kleine Rahel ist eine große Dame geworden, die ihre Schwägerin anbetet. Rafael, der freilich ein wenig anders heißt, ist heute ein bekannter Schriftsteller — ich selbst habe die Menge sündhaft-weltlicher Bücher gelesen — habe auch ein wenig geschrieben — und mich vielleicht darum nie wieder mit der schönen Rahel gezankt, die mich doch einst der Lüge bezichtigte. . . .

Aus der französischen Revolution.

Dramatische Scenen von S. H. Mosenthal.

(Erster und dritter Aufzug aus der Tragödie: „Lambertine von Méricourt".)

Personen.

Henri de Suleau, Dichter.	Santerre, Bierbrauer.
Lambert d'André aus Méricourt.	Legendre, Fleischer.
Lambertine, seine Tochter.	Rocher
Abbé Raphael, sein Neffe.	St. Hurugc } Volksführer.
Brissot, Präsident der Assemblée.	Théroigne
Robespierre, Deputirter von Arras.	Ein Huissier.
Marie Roland.	Ein Hausmeister.

Ort: Paris. — Zeit: 1792 vom 9. bis 10. August.

Erster Aufzug.

Straße in Paris. Ein hervorspringendes Haus im Mittelgrund theilt die Bühne in zwei praktikable engere Gassen. Links Vordergrund, Suleau's Haus, Thor mit Schubfenster. Rechts ein Brunnen mit praktikablem Rand. Ueber den Häusern blicken die Thürme von Notre-Dame hervor. Trüber, stürmischer Abend.

Erster Auftritt.

Lambertine, gefolgt von Lambert d'André und dem Abbé Raphael stürmisch rechts. Sie trägt ein einfaches Kleid mit Fichu, eine schwarze Mantille über Kopf und Schultern. Die Haare, mitten gescheitelt, fallen in ungezwungenen Locken über die Schultern. Raphael in weltlicher Kleidung.

Lambertine (fliegend).

Dies ist die Straße, dort die Nummer —

d'André.

Kind!

Vergiß nicht, wer Du bist und mäß'ge Dich.

Raphael.

Laßt sie, mein Ohm, sie handelt wie sie fühlt,
Meßt sie nach ihrem Maßstab, nicht nach Eurem.

Lambertine (hat stürmisch die Glocke des Hauses links gezogen, das Schubfenster öffnet sich).

Hausmeister (am Fenster).

Was gibt's?

Lambertine.

Den Bürger Suleau suchen wir.

Hausmeister.

Nichts Bürger Suleau! (Schiebt zu.)

Lambertine.

Halt! hört mich, mein Freund.

Hausmeister.

Wer ist Ihr Freund?

Lambertine.

Ein Wort! beim ew'gen Gott!

Hausmeister.

Wer ist der ew'ge Gott?

Lambertine.

Dies ist sein Haus?

Des Bürgers Suleau Haus?

Hausmeister.

Wer fragt mich aus?

Wer spionirt? — Die Hände weg vom Guckloch,
Sonst kostet's Eure Finger.

Lambertine (angeklammert).

Nur ein Wort,

Nur ob er lebt! ob Suleau lebt! dies Wort,
Dies einz'ge Wörtlein: ja.

Hausmeister (zuschlagend).

Schert Euch zum Teufel!

(Heftiger Windstoß.)

Lambertine.

Wer gibt mir Antwort? Bürger! Nachbarn!

d'André.

Kind,

Laß Dich beschwören!

Lambertine.

Nur ob Suleau lebt!

Ob er nicht todt, wie mir mein Herz gesagt.

Suleau ist todt! (Ringt die Hände.)

Raphael.

Ich bitt' Euch Lambertine,

Zerreißt nicht vorschnell Euer — unser Herz.

Laßt mir die Sorge, ihn zu suchen, folgt

Dem Vater in das Haus, das Euch beherbergt.

Es sinkt die Nacht und nach der weiten Reise

Bedürft Ihr Ruhe — und mein greiser Ohm.

Lambertine.

Ruh, Ruh! mit diesem Sturm in meiner Seele!

Laßt mich, mein Vater, geht und pflegt der Ruh,

Ich brauche Niemand — ihn, ihn muß ich finden.

Sechs Wochen sind's, daß er sich mir verlobt,

In unserm Mericourt, mit heißen Schwüren,

Nur wen'ger Tage Frist — so sagt' er ja —

Nur wen'ger Tage kurzer Frist bedürf' es,

Rasch in Paris das Nöthige zu ordnen

Und heimzukehren auf der Liebe Flügeln,

Sein Wort zu lösen und mich — großer Gott!

Sollt' ich's nicht glauben dürfen, was er mir

In jener Stunde unter glüh'nden Küssen —

Weh mir — sollt' ich's bezweifeln dürfen? Nein

Ich glaub an ihn! Und wenn nicht Krankheit, Tod,

Verlust der Freiheit, eine höh're Macht

Ihn fesselte, wie könnt' er zaudern, zaudern,

Zwei Monde zaudern und kein einz'ges Wort,

Nicht ein armsel'ges Wort mir senden, daß er

Der Braut gedenkt und seiner Ehr' und Pflicht.

Von Tag zu Tag, nach bang durchwachten Nächten

Ließ ich durch Eures Trost's gleichförmig Lied

Mein Herz einlullen, wie ein krankes Kind,

Und harrte, zählte nicht nach Stunden mehr,

Nach Tagen, Wochen — und umsonst, umsonst!

Da gingst auch Du, mein einz'ger Freund!

Raphael.

Mich zog

Ein heil'ger Eid her, eine theure Pflicht.

Lambertine.

Gibt's eine Pflicht, die theurer als die Treue?

Gibt's einen Eid, der heil'ger als die Liebe!

Auf meinen Knieen fleht' ich, nach Paris

Mich mitzunehmen — und wir sind am Ziel.

Habt Ihr den Weg gestattet und am Ziel

Wollt Ihr mich hemmen? Klarheit will ich haben!

Ist Suleau todt, so muß ich, seine Wittwe,

Ihm nach in's Grab. Und lebt er — und vergaß mich —

Dann — ja was dann? In bodenlose Tiefen

Sinkt der Gedanke unter. Großer Gott!

(Sinkt auf den Brunnenrand.)
(Windstoß schwächer.)

d'André.

Kind! Lambertine! Gott, sie hört mich nicht,

Da liegt sie wie ein Stein auf feuchten Steinen.

Willst Du in dieser grauenvollen Stadt,

Bei deren Anblick mir das Herz erstarrt,

In dunkler Nacht auf offner Straße liegen?

Hat dich die zügellose Leidenschaft

So ganz der Tochter und dem Weib entfremdet,

Daß Du des Vaters Stimme nicht mehr kennst,

Nicht mehr der Jungfrau Sitte?

Lambertine (schaudernd).

Wehe mir!

Verlaßt mich, geht!

d'André (heftig).

Bei Gott! ich lasse Dich.

Lambertine (auf das Haus eilend, die Pfosten umklammernd).

Ich kann nicht fort, bis ich von Suleau weiß.

Raphael.

Hört, Lambertine, bot ich Euch die Hand,

Euch nach Paris zu führen, wohlbewußt,

Welch stürmisch Meer des schwachen Seglers harre,

Erschwert nicht dem Piloten noch die Fahrt,

Vertraut Euch seiner Hand und laßt Euch leiten.

Nicht weit von hier wohnt mir ein treuer Freund,

Der Suleau kennt; ich eil' ihn zu befragen,

Und bring' Euch sich're Botschaft, doch versprecht mir,

Daß Ihr in Fassung sie erwarten wollt!

Lambertine
(ihn gerührt anblickend).

Du Guter! der Du jede Müh und Plage

Mit einem milden Wort vergiltst, hab Dank!

Ja Du hast Mitleid — und doch siehst Du nur

Den sturmbewegten Spiegel meiner Seele,

(schaudernd) O sähst Du auf den Grund!

Raphael (abwehrend, mild).

Ihn sieht nur Gott

Und heilig muß er seinem Priester sein.

d'André (rasch).

Schweig, Unbesonnener! dies ist Paris,

Das für den treuergebnen Priester Gottes

Das blut'ge Richtbeil schleift!

Raphael (ruhig).

Wir sind allein,

Still ist die Nacht, der Sturm der Elemente

Hat sich gelegt, (zu Lambertine) laßt Eures Herzens Sturm
Sich auch besänftigen, bald kehr' ich wieder.
(Ab durch die Straße links.)
(Der Mond tritt aus den Wolken.)

Zweiter Auftritt.

d'André. Lambertine.

d'André (milder).

So komm, laß uns zu Haus der Botschaft warten,
Komm!
(Er führt sie fort, sie folgt, das Gesicht nach dem Hause gewandt.)

Lambertine (sich losreißend).

Dort am Fenster huscht ein Schatten, Suleau!

d'André (umkehrend).

Du folgst nicht? Deines Vaters Mahnungsruf
Verhallt in Deinem Ohr, in Deinem Herzen,
Und machtlos seh ich Dich, unselig Kind,
Bethörten Sinnes in den Abgrund stürzen.
O Lambertine, bist Du denn mein Kind,
Der früh verlornen Mutter süßes Abbild,
Der lichte Stern in meines Lebens Nacht,
Der meinen Herbst zum Frühling einst verklärte
Und jetzt so ganz verwandelt, daß Du mich,
Die Welt und Gott vergessen kannst um Einen,
Der kaum gekannt, ein Fremdling zu uns trat
Und wie ein Dieb mir Dich, mein Alles stahl.
O Fluch der Stunde, wo an Brissots Seite
Er unser friedliches Asyl betrat,
Und Fluch dem lockenden Sirenensang,
Mit dem er in den Abgrund Dich gezogen!

Lambertine.

Fluch' nicht der Stunde, Vater, nicht dem Mann,
Der wie ein himmlisch Meteor erschien
In uns'res Lebens dämmertrüber Nacht;
Gedenk' der Tage, als der Völkerfrühling
Mit stürm'schem Brausen über Frankreich zog
Und Millionen Herzen jubeltrunken
Die Freiheit grüßten, Frankreichs junge Braut.
Da klangen Suleau's Brautgesänge, laut
Durch alle Seelen bebend, wie das Lied
Rouget de Lisle's, die Hochzeitshymne Frankreichs!
Und als er selbst an Brissots Hand erschien
An unserm Herde, mit beredtem Mund
Den ganzen Blüthenreichthum seines Geistes
Wie einen Frühling auf uns niedergoß,
Schlug nicht D e i n Herz mit jugendlichen Pulsen?
Verwandelt warst auch Du; die Bande fielen,
Die Mensch von Menschen frech getrennt, ein Geist,
Der heil'ge Geist der gottentstammten Liebe,
In tausend Flammen zuckend, glühend, leuchtend,
Entsiegelte den Blick und taumelnd fiel
Der Bruder in die Arme seines Bruders!
(Gesteigert.)
Ich aber sah den göttlichen Gedanken
Verkörpert in dem schönsten Menschenbild,
Den Heiland sah ich, der den Himmel bot
Und was mein Herz an trunkner Wonne faßte,
Warf ich zu des Geliebten Füßen hin,
Frankreich, die Welt, die Freiheit war vergessen,
Suleau mein Bräutigam, mein Gott, mein Alles!

d'André.

Das ist der Mutter südlich heißes Blut,
Das jeden Funken Dir zur Flamme facht.
Wohl haben wir den leuchtenden Vulkan
Von fern bestaunt in seiner Größe Pracht,
Doch in der Nähe — hier an diesem Ort —
Hat er die eckle Schlacke nur gezeigt!
Wo waren Deine Augen, als ich schaudernd
Das Weichbild der unsel'gen Stadt betrat
Und in den Abgrund dieses Kraters blickte,
Der scheußlich wühlend Koth und Feuer speit!
Des Staats, der Menschheit Bande sind gelöst,
Der Hunger bricht sie und die Raserei,
Und gier'ger Blutdurst jagt wie wilde Thiere
Entmenschte Wesen zähnefletschend auf!
Sahst Du die Weiber, die entsetzlichen,
Die in der Vorstadt, vor dem Fleischerladen,
Wölfinnen gleich, sich um die Beute rissen
Und mit dem blut'gen Lappen in der Hand,
Den nackten Säugling schwingend über'm Haupt,
Mit heis'rer Stimme: Freiheit, Gleichheit! schrieen
Wie rasende Mänaden! Sahst Du sie,
Die Männer mit zerrauftem Haar und nackter
Blutrünst'ger Brust, die ihrer Werkstatt Eisen
Als Waffen schwangen und ein schamlos Lied
Als Hymne der entweihten Freiheit brüllten!
Das ist das Heer, das Marats giftige Geißel
Aus seines Schlupflochs Moder aufgepeitscht,
Das heute noch vom Blut des Fleischers trieft,
Und morgen nach dem Blut des Henkers lechzt,
Das rasend uns'res Königs heilig Haupt,
Den Adel — mich — den Priester, deinen Freund,
Die U n s c h u l d — Dich mit Mörderhänden faßt!

Lambertine
(zuckt zusammen und verhüllt sich).

d'André.

Und dahin führst Du mich! noch ist es Zeit,
Bethörtes Kind, in dieser letzten Stunde
Hör' Deines Vaters Ruf! Laß uns zurück!

Lambertine (dumpf).

Ja, Du hast Recht; ich bin ein sündhaft Kind,
Daß ich Dein heilig Haupt an meines feßle,
Das nicht — des Namens werth, den Du ihm gibst.

(Nahe herantretend.)
Das sag ich Dir, damit Du mich verwirfst,
Wie ich's um Dich verdient. Er aber, nein,
Er darf mich nicht verwerfen, er allein
Muß mir den Namen geben, der mir ziemt.
Und darum — laß mich, lüge Deinem Herzen
Den Trost, daß Dir der Tod Dein Kind geraubt,
Kehr' heim und wein' um mich — ich bleibe hier.
Denn auf die Hostie hab ich's geschworen:
Als Suleau's Gattin kehr' ich heim, sonst nie!
Ha, Raphael!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen, Raphael von links.

Lambertine (ihm entgegen).
Was ist mit Suleau?

Raphael (bewegt).
Still!
Sprecht nicht den Namen laut.

Lambertine.
Er lebt?

Raphael.
Er lebt!

Lambertine.
Und wo, wo find' ich ihn?

Raphael.
Ich weiß es nicht,
Und wüßte man's, so wär's um ihn gescheh'n!

Lambertine.
Allmächt'ger! sprich.

Raphael.
Nicht hier. Hört Ihr das Brausen
Verworr'ner Stimmen, dort in jener Straße?
Die Menge sammelt sich, wälzt sich heran,
Die Fäuste ballend, suchen sie —

Lambertine.
Suleau!
So ist er hier? Was wollen sie von ihm?

Raphael.
Man klagt ihn an geheimen Einvernehmens
Mit König Ludwig, mit den Tuillerien.

Lambertine.
Sie rasen! Suleau! Frankreichs Freiheitssänger?
Den Freund der Girondins, Brissots, Dantons!
Wer klagt ihn an?

Raphael.
Seit jenem Junitag,
Als in das Königsschloß der Pöbel drang,
Soll er — so schüret Camille Desmoulins,
So geifert Marat, der ihn Apostat,
Verräther an des Volkes Sache nennt,
In seinem „Volksfreund", bei den Jacobinern,
Im Club der Cordeliers mit wilden Flüchen
Nach seinem Blut schreit —

Lambertine.
Gott!

Raphael.
Des Pöbels Wuth
Hat Suleau sich entzogen durch die Flucht,
Doch Marats Tigerblick hat ausgespürt,
Daß er in seinem Hause sich verbirgt,
Und Würgerbanden zieh'n heran, Legendre,
Der blut'ge Fleischer, Rocher, St. Hurruge,
Théroigne, die entweibte Furie,
Sie schreien Rache, Blut, Vernichtung!
(Getümmel in der Straße links.)
Horch,
Wie wilde Brandung rauscht es schon heran,
Im nächsten Augenblicke sind sie hier,
Entflieh', es gilt Dein Leben!

d'André.
Ahnt' ich's doch!

Lambertine.
Wer spricht von meinem Leben? Seines gilt's,
Mich führte Gott hieher; mit ihm zu sterben.

d'André (faßt sie).
Laß uns sie mit Gewalt —

Lambertine.
Wer rührt mich an?
Zu Hilfe! Bürger!

d'André (sie fortstoßend).
So fahr' hin, Verlor'ne!

(Er geht ab, durch die Straße rechts, Raphael fortziehend; auf Lambertinens Ruf haben sich Fenster geöffnet, aus den Hausthüren und durch die Straße rechts treten Einzelne, durch die Straße links wälzt sich das Volk in den von André oben beschriebenen Anzügen. Männer mit Spießen und Hämmern, Weiber, Sansculotten, Amazonen, unter ihnen Legendre, Rocher, St. Hurruge, Théroigne mit phrygischer Mütze, Einzelne tragen Fackeln, die Scene ist hell.)

Vierter Auftritt.

Lambertine, Legendre, Rocher, St. Hurruge, Théroigne, Volk.

Volk.
Wo ist sein Haus?

Andre.
Dort, dort am Eck!

Legendre.
Die Höhle,
Die den Verräther birgt!

Volk.
Heraus mit ihm!
Er soll uns Rede steh'n.

Théroigne.
Was? Rede steh'n?
Wenn Marat spricht, wer zweifelt?

Volk.

Keiner, Keiner!
Er ist ein Apostat, ein Volksverräther!

Rocher.

Er hält's mit Ludwig, mit dem dicken Veto,
Mit Braunschweig, mit der Oesterreicherin!

Volk.

Erbrecht die Thür!

St. Huruge.

Führt ihn vor den Convent,
Die Guillotine für den Hochverräther.
(Bewegung).

Lambertine (vor der Thür).

Zurück! Was wollt Ihr hier?

Volk.

Wir wollen Suleau!

Lambertine.

Den Dichter Suleau?

Volk.

Den Verräther Suleau!

Lambertine.

Wer wagt's, ihn so zu nennen?

Legendre.

Desmoulins,
Marat, der Volksfreund, ich und wir!

Volk.

Wir Alle!

Théroigne.

Und ich, Théroigne. Kennst Du mich? Ich sah's,
Als wir am zwanzigsten die Höhle stürmten,
Wo Capet und die Oesterreicherin
Das Volk verrathen — Rocher, Du bist Zeuge,
Und St. Huruge, auch Du! Als wir marschirten,
Das brave Faubourg St. Antoine — wie sprangen
Der Tuillerien Gitter vor uns auf,
Wie einst die der Bastille, ça ira!
Suleau zog mit in den Tyrannenbau,
Verlog'ne Freiheitslieder singend.

St. Huruge.

Ja!
Die Pestilenz in seine falsche Kehle!

Théroigne.

Da, hört, ich weiß den Augenblick genau,
Wo er zum Judas ward!

Alle.

Hört!
(Sie schaaren sich um Théroigne, Lambertine lauscht.)

Théroigne.

Ihr Andern stürmtet
Den Rathsaal, wo das dicke Veto stammelnd
Euch Rede stand, ich aber, ich und der, (auf Rocher)
Wir drangen in das Oeil de Boeuf, um sie,
Die Quelle alles Unheils aufzufinden,
Die Oesterreicherin. Suleau mit uns.
In eine Fensternische eingeklammert,
Da stand sie, einer Wölfin gleich, die Jungen
Mit beiden Händen fassend, die Lamballes,
Die blonde Tourzel, wie zwei blöde Schafe
An ihre Knie geschmiegt. Ich drängte vor
Und stülpte meine rothe Freiheitsmütze
Auf's Haupt des Knaben, Deinen Spieß, Rocher,
Ablenkend rief ich, dies sei Deine Krone,
Wenn Du das echte Kind von Frankreich bist!
War's so?

Rocher.

So war's!

Théroigne.

Doch er, Suleau, er stand,
Als hätt' ein Zauber ihn in Stein verwandelt,
Die Augen glotzten auf die Königin
Und auf die blonde Tourzel starr und blöde.
„Nun rede, Dichter!" rief ich, „handle, Mann!"
Und er —

Volk.

Und er?

Théroigne.

Eilt auf den Knaben zu,
Und wie ein unterwürfiger Lakai
Nimmt er die rothe Mütze ihm vom Kopf
Und mit verzückten Blicken, Worte stammelnd,
Geheimnißvolle, die ich nicht verstand,
Drängt er mit beiden Armen uns zurück —

Legendre.

Ihr wichet? Du Rocher?

Rocher.

Ich mußte wohl,
Da Péthion, der Maire, vom Stuhl herab
Uns zurief: Bürger, Bürgerinnen! endet
Den Tag so würdevoll, als er begann,
Im Namen des Gesetzes, folgt mir!

Théroigne.

Ja!
Seit damals ward Suleau nicht mehr geseh'n
Bei seinen Freunden; mit des Blickes Köder
Hat ihn die Königin, wohl gar die blonde
Tourzel zum Renegat gemacht. Bei Nacht
Soll er sich in die Tuillerien schleichen,
Marat beschwört's.

Volk.

Hört Ihr, Marat beschwört's!

Legendre.

Heraus mit ihm aus seiner Mausefalle!

St. Huruge.

Schleppt ihn zum Club der Jacobiner!

Théroigne.

Nein,
Zeigt, daß Ihr mündig seid, dem Ueberläufer
Schießt man die Kugel in die freche Stirn.

Volk.
Erstürmt das Thor, heraus mit dem Verräther!
Reißt ihn in Stücke!
Lambertine (die bei der Erzählung gespannt und betroffen gelauscht, mit abwehrenden Armen).
Bürger! Bürgerinnen!
Théroigne.
Zurück! wer bist Du?
Lambertine.
Ich bin Suleau's Weib.
Théroigne.
Was willst Du?
Lambertine.
Nicht zu Dir, zu Frankreichs Frauen,
Die noch ein Herz im Busen tragen, red' ich.
(Da die Weiber drohend abwehren, auf Legendre zueilend.)
Zu Dir, Du bist ein Mann!
Legendre (geschmeichelt).
Was willst Du? Sprich!
Théroigne.
Vorwärts!
Legendre.
Zurück!
Volk.
Hört sie!
Andre.
Nein, hört sie nicht!
Legendre (wild).
Wer commandirt hier, wenn Legendre spricht?
Théroigne (höhnisch).
Er weicht vor des Verräthers Weib!
Lambertine.
Ich bin's!
Doch wär' er, was Du sagst, hätt' er sein Volk
Um einen buhlerischen Blick verkauft,
So gäb' ich selber ihn zuerst Euch preis!
Legendre.
Ein prächtig' Weib, wer bist Du?
Lambertine.
Frankreichs Tochter!
Legendre.
So setzt ihr Frankreichs Ehrenmütze auf!
(Nimmt die rothe Mütze von Théroigne's Kopf.)
Lambertine (für sich).
Von diesem Haupt? Mich überrieselt Schauder.
Théroigne.
Sie zögert!
Lambertine.
Gebt!
Legendre.
Sprich!
Lambertine.
Bürger! Bürgerinnen!
Ihr greift, wie Schergen, den, den man verklagt,
In dunkler Nacht, ohn' Urtheil und Verhör,
Ist das die That des freien Volkes?
Legendre.
Hm.
Lambertine.
Tagt dort nicht die Nation? Die Assemblée
Hat off'nes Thor für ihres Volkes Klagen,
Ist es nicht so, Legendre?
Legendre.
Ja, so ist's!
Lambertine.
Gewalt zu brauchen
Geziemt der Tyrannei; sie kann am Marsfeld
Unschuld'ge Männer, Weiber, Kinder morden,
Ihr aber höret erst, eh' Ihr verdammt.
Théroigne.
Suleau verrieth uns an die Tuillerien!
Lambertine.
Wer sagt das?
Volk.
Marat!
Lambertine.
Marat klagt ihn an?
Volk.
Der Volksfreund!
Lambertine.
Marat ist der Freund des Volks,
Ich glaub' es gern, doch Marat ist ein Fremder,
Ein Schweizer; kennt Ihr selbst nicht Eure Freunde?
Suleau, ist er ein Kind nicht von Paris?
Ob er des Volkes Freund, was fragt Ihr Marat,
Fragt seine Lieder, die Ihr selbst gesungen,
Als die Bastille sank, die Zwingburg Frankreichs
Als Marat sich verkroch, wer führte Euch?
Suleau! Wer sang der Freiheit Brautgesang?
Suleau! Kennt Ihr nicht mehr sein Lied der Lieder:
„Für's Vaterland, für's theuere, zu sterben,
Das heißt ein neidenswerthes Loos erwerben."
Legendre. Volk.
Ja, das ist Suleau's Lied.
Lambertine.
Und Marat sagt,
Daß er versteckt, daß er entflohen sei?
Ihr seid getäuscht! An Brissot's Seite zog
Er durch die Lande, für die Freiheit werbend,
Ein glühender Apostel Eures Rechts,
Bis an den Rheinstrom, bis an Flanderns Grenze.
Dort fand er mich, in Méricourt, dort warf
Mein Herz sich an das Herz des Freiheitshelden
Und heut' erst folgt' ich ihm.
Théroigne.
So ist er hier?

Volk.

Wo weilt er?

Lambertine.

Suchet ihn an Brissot's Seite
Bei Barbaroux, bei Guadet, Vergniand,
Sind das Verräther?

Legendre.

Brissot! Vergniand!

Volk.

Es lebe Barbaroux! Es lebe Brissot!

Lambertine.

Dort sucht Suleau! Den Freund!

Volk.

Es lebe Suleau!

Théroigne.

Laßt seh'n, ob sie die Wahrheit spricht!
(Will gegen das Haus, Stimmen im Hintergrund rechts, ferne Glocken.)

Santerre!

Fünfter Auftritt.

Vorige. Santerre in Uniform. Begleiter.

Volk.

Santerre! Santerre!
(Umringen ihn.)

Santerre.

Wo ist Legendre?

Legendre.

Hier!

Volk.

Hoch! Hoch Santerre!

Santerre.

Was, Bürger, sucht Ihr hier?
Auf! die Marseiller kommen, 20,000,
Das ganze Faubourg St. Antoine marschirt,
Sie bei der Sternbarriere zu empfangen.
Hört Ihr den Gruß von Notre Dame, brecht auf!
(Wendet sich nach links.)

Volk.

Hoch die Marseiller! Hoch!
(folgen.)

Lambertine (aufathmend).

Er ist gerettet!

Théroigne (die Mütze nehmend).

Du nennst mich herzlos! Gib auf Deines Acht!

Legendre.

Weib, Du gefällst mir! Wenn Du je mich brauchst,
Legendre heiß' ich und bin leicht zu finden.
(Alle ab durch die Straße links.)

Sechster Auftritt.

Lambertine (den Abziehenden gespannt nachblickend).

Sie zieh'n dahin, er ist befreit — durch mich.
Wer leiht mir Flügel, daß ich's ihm verkünde!
Vergessen Alles — wie — er birgt sich hier —
Was ich Verleumdung nannte — wär' es wahr?
Darf ich an meine eig'ne Lüge glauben?
Wenn er um jene blondgelockte Schöne,
— Wie nannte sie das wuthberauschte Weib?
Tourzel, Tourzel? Die Tochter der Marquise,
Die man als Frankreichs schönste Perle preist,
Wenn er um einen Zauberblick von ihr
Sein Volk verrathen hätte — wie? Und mich,
Sein Weib! Wie ist mir denn? Was dringt in's Herz mir
Bei dem Gedanken, wie ein blut'ger Dolch!
(Wild.)
Ich muß ihn seh'n, Gewißheit will ich haben,
Und müßt' ich mit den Händen dieses Thor
Aus seinen Angeln heben! Ha, wer späht
Am Fenster dort?

(Pause.)

Jetzt klingt's wie Tritte — näher
Und näher — ha — jetzt öffnet sich das Thor
Ein Mann, im Mantel tief verhüllt, er ist's,
Suleau!
(Fliegt auf ihn zu.)

Siebenter Auftritt.

Lambertine. Suleau.

Suleau (wie versteinert).

Wer — Lambertine! Du.

Lambertine (liebevoll).

Ich bin's.

Suleau.

Du hier
Und jetzt — Was führt Dich her?

Lambertine (wie oben).

Du fragst?
Der Himmel führt mich her, Dich zu erretten!
Du bist's. Der Bürger Schaar hab' ich entfernt —

Suleau.

Du, Lambertine! (verwirrt) Großer Gott!

Lambertine (freudig).

So ist's!
Und was mein Herz seit langen bangen Wochen
Zu fragen aufgespart, es ist vergessen,
Seit ich Dich sehe, Dich gerettet weiß.
Sie schuldigten Dich an — doch nichts davon,
Der nächste Augenblick kann Dich gefährden.
Komm, laß uns fort, verlaß den Schreckensort,
Nach Méricourt laß uns — wohin Du willst,
An jeden Ort, wo jene blut'gen Hände
Dein theures Haupt nicht fassen können, komm!

Es bebt mein Herz, o sieh, vor Angst, vor Wonne,
Ich habe Dich, ich lasse Dich nicht mehr!
Wie zögerst Du — und hörtest ihr Geheul,
Den Sturm, den nur ein Wunder fesselte!
Du windest Dich aus meinen Armen los?
Suleau! wie faß' ich das?

Suleau.

Du kannst's nicht fassen,
Und doch — ich muß!

Lambertine.

Was?

Suleau.

Laß mich! Frag' mich nicht!

Lambertine.

Dich lassen — Dich! Du wendest Dich von mir?
Du folgst mir nicht, Suleau!

Suleau.

Ich darf, ich kann nicht!

Lambertine (starr).

Du darfst nicht? Mir nicht folgen? Träum' ich denn?
Wie, oder Du? Suleau! Du kennst mich nicht,
Mich, Lambertine, Deine Braut, Dein Weib!

Suleau.

O, woran mahnst Du mich!

Lambertine.

Muß ich Dich mahnen?
Hast Du's vergessen, was Du mir gelobt,
Nach wen'ger Tage Frist mich heimzuführen.
Nach wen'gen Tagen! Wochen, Monden floh'n,
Du hielt'st nicht Wort; Verzweiflung trieb mich her,
Die Heimath gab ich auf, von allen Banden
Riß ich mich los, Paris und seinen Gräul'n
Bot ich mich wehrlos dar, blutgier'ger Meute,
Die mir der Furie Mütze auf das Haupt
Gedrückt — ich hielt ihr Stand, um Dich — um Dich!
Und nun, da ich Dich finde, mich an Dich
Wie die Ertrinkende aufathmend klamm're,
Drängst Du mich fort — nein, nein, ein Gaukelbild,
Ein Fieberwahn bethört Dich, sieh' mich an,
Ich bin es, Lambertine!

Suleau.

Unglücksel'ge!
Mahn' mich nicht jetzt, nicht jetzt in dieser Stunde,
Sie ist nicht mein mehr, ein Geheimniß schließt
Die Lippen mir und eine heil'ge Pflicht
Ruft mich hinweg, an der Secunde Flucht
Hängt Wohl und Wehe —

Lambertine (scharf).

Wessen?

Suleau.

Frag' mich nicht.

Lambertine (tonlos).

Ein Wort, Suleau! Du sprichst von heil'ger Pflicht,
Von Wohl und Wehe — und das gilt nicht mir?
Suleau — Du liebst mich nicht mehr?

Suleau.

Frag' mich nicht!
Ich selbst, mein Herz, mein Leben sind nicht mein mehr.

Lambertine (groß).

Wohl wahr, denn sie sind mein, Du gabst sie mir,
Und weißt Du auch, was ich dagegen gab?
Mein Herz — nichts mehr davon! — doch — meine Ehre!
In jenem letzten Kuß, der uns vermählt,
Ward ich Dein Weib! Du hast das Band gelöst,
Das mich an die Vergangenheit geknüpft,
Nichts hab' ich mehr — als Dich — Suleau!
Du weisest
Mich von Dir?

Suleau (verzweifelt).

Jetzt? — Ich muß!

Lambertine (verächtlich).

Du bist ein Feigling!

(Geht hinüber.)

Suleau.

Das bin ich nicht. Die Sendung, die mich ruft,
Verlangt der Opfer höchstes, grenzenloses!

Lambertine (ihn fixirend höhnisch.)

Du opferst? Dich?

Suleau (verwirrt).

Ich thue, was ich muß
Das Unbegreifliche, einst wirst Du's fassen!

(Leidenschaftlich.)

Doch trittst Du hemmend jetzt mir in den Weg,
So muß ich grausam (sich fassend) und das will ich nicht.

Lambertine (höhnisch).

Haha! das willst Du nicht.

Suleau.

Besinne Dich!
Kehr heim zu Deinem Vater.

Lambertine (dumpf).

Er verstieß mich.

Suleau.

Nach Méricourt!

Lambertine.

Nie! oder als Dein Weib.
Ich fordre nicht Dein Herz mehr — hörst Du wohl?
Nur Deine Hand — doch beim lebend'gen Gott!
Ich lasse Dich nicht mehr!

Suleau (wild).

Du mußt mich lassen,
Mich ruft ein unaufhaltsames Geschick.

Lambertine.

Wohin? Verstummst Du? (lauernd) In die Tuilerien?

Suleau (entsetzt).

Was sagst Du!

Lambertine (laut).

In die Tuilerien! Traf's?
Verräther, hab' ich Dich!

Suleau.

Ob Du verstummst!

Lambertine.

Nein! schreien will ich's, bis sie wiederkehren,
Die Dich gesucht, vor denen meine Lüge
Dich rettete; ich will sie widerrufen!
Abtrünn'ger! das ist Deine heil'ge Sendung?
Bei Nacht verkappt in's Königsschloß zu schleichen?
Lockt Dich die blonde Buhlerin Tourzel?

Suleau.

Du bist von Sinnen, laß mich!

Lambertine.

Nein, Verräther
An Deinem Volk und mir — ich laß Dich nicht!
Herbei! herbei! (faßt seinen Mantel.)

Suleau.

Wahnwitzige! Hinweg!

(Er schleudert sie fort und entflieht nach links. Lambertine sinkt wie zerschmettert an dem Brunnen zusammen.)

(Pause.)

Achter Auftritt.

Lambertine, Raphael durch die Straße rechts.

Raphael.

Ob auch der strenge Vater sie verstößt,
Ich kann die Aermste nicht der Einsamkeit
Und fremder Willkür hilflos überlassen.
Wo find' ich sie? Wo weilt sie? Lambertine!
O welche Saite klingt in meinem Herzen
Bei diesem Namen! Selbst die heil'ge Weihe
Löscht nicht der Kindheit gold'ne Träume aus!
Wer sagt mir — ha! dort an dem Brunnenrand
Ein menschlich Wesen leblos hingekauert!
Es regt sich — Lambertine! Heil'ger Gott!
Sie starrt mich an, sie kennt mich nicht, ich bin's,
Bin Raphael — o sprich, was ist gescheh'n!
Du schweigst — Ein Wort nur —

Lambertine (starr).

Gibt's ein Wort auf Erden,
Das dieses Frevels ganzes Maß umfaßt?
Undank? — Als hätt' ich Dank gesucht? Verachtung!
Wie man den Wurm, den ekeln, von sich schleudert,
Ein schnöder Fußtritt auf ein zuckend Herz!
Oh!

Raphael.

Lambertine, laß mich Dich beschwören,
Erheb' Dich über Deinen Schmerz. Gott trifft
Kein Herz so schwer, daß es nicht heilen könnte,
Wenn es in seinem Schooß die Heilung sucht.
Vertrau' Dich mir! steh auf, komm mit!

Lambertine (welche die Hände um die Knie geschlungen, starr sitzen bleibt).

Wohin?

Raphael (zurücktretend).

Wohin? (für sich) Allmächtiger! ich weiß es nicht.
Ihr Vater grollt, will nie sie wieder seh'n,
Ich selbst — mich ruft mein Wort zu meinem König
In dieser Nacht. Ist für die Aermste denn
Kein Zufluchtsort?

Lambertine.

Ich weiß wohin ich muß,
Für mich ist ein Asyl nur noch — die Seine!

Raphael (springt auf).

Halt ein! Gott, Du erleuchtest mich! Ich führe
Sie zu der edlen Dame von Tourzel,
Sie wird sie schützen, bis ich selbst es kann.
Komm, Lambertine, folge mir —

Lambertine (abwehrend).

Wohin?

Raphael.

Vernimm der Seele heiligstes Geheimniß:
Mich ruft die Pflicht in dieser Nacht noch in
Die Tuilerien.

Lambertine (aufzuckend).

In die Tuilerien!
Das ist sein Weg, das muß der meine sein.

Raphael.

Du harrest dort, bei einer edlen Dame,
Der Frau Marquise von Tourzel.

Lambertine (aufjubelnd).

Tourzel!
(für sich) Ein Strahl der Hoffnung — nein, ein Rachestrahl!
Raphael, Bruder, Retter, Himmelsbote,
Du führst mich hin?

Raphael.

In Gottes Namen! Ja!

(Der Vorhang fällt rasch.)

Dritter Aufzug.

Vorhalle im Carroussel. Im Hintergrund führt eine Rampe mit Stiegen zu beiden Seiten in den Sitzungssaal der Assemblée. Rechts Eingangsthür von 2 Huissiers bewacht, links Thür zum Gang der Tribünen. Rechts (Mittelgrund) die Statue der Freiheit, links die der Gerechtigkeit; Tag, Oberlicht.

Erster Auftritt.

Die Huissiers, Volk an der Eingangsthür, darunter Rocher, St. Hurugc und Théroigne.

Huissier.
Zurück, im Namen der Nation!
Volk.
Vorwärts!
Im Namen der Nation!
(Dringen ein.)
Rocher.
Wer wehrt dem Volk
Die Thür zur Assemblée?
Huissier.
Die Vorschrift, Bürger!
Der Saal ist voll, auf den Tribünen preßt sich
Das freie Volk wie Häringe in Tonnen.
Rocher.
Tribüne! Schaf! Wir sind Petitionäre!
Volk.
Wir sind Petitionäre! Vor die Schranken!
(Drängen vor.)
Huissier (zum andern).
Petitionäre? Simon! (pfiffig) Pethionäre,
Die hat Pethion, der Maire, uns losgelassen,
Gestern 600 Stück und heut', Gott weiß —
— Pardon! der Teufel weiß, wie viel.
St. Hurugc (fanatisch gegen den Hintergrund weisend).
Macht auf!
Volk.
Die Thüren, reißt sie auf!
Théroigne.
Wir wollen wissen,
Ob wir marschiren sollen!
Rocher.
Seit heut Nacht
Campirt mein Viertel auf den Straßen.
St. Hurugc.
Die
Marseiller lagern bei den Cordeliers;
Wenn nicht die Assemblée die Losung gibt,
Marschiren wir auf eigne Faust.
Théroigne.
Hinein!
Wozu das Schwätzen und das Debattiren?
Ihr habt gehört, was bei den Jacobinern
Marat enthüllt!
Ein Theil des Volkes.
Was hat Marat enthüllt?
St. Hurugc.
Was Danton proclamirt!
Volk.
Was sagt Danton?
Théroigne.
Man schmiedet ein Complot, den Landesfeind
Hat uns die Oesterreicherin gerufen,
Entfliehen will sie, unser Heer bestechen,
Und Lafayette, der Schuft, mit ihr verschworen,
Gibt uns're Grenzen preis!
St. Hurugc und Volk.
Die Guillotine
Für Lafayette und für das Weib Capet!
Auf, weckt die Assemblée aus ihrem Schlaf,
Paris muß Frankreich retten! Zu den Waffen!
(Applaus und Rufe im Saal und vor den Tribünen.)
Rocher.
Horch, was ist das? Von Beifall dröhnt das Haus
Wem gilt der Jubel?
(Sie drängen gegen die Estrade, durch die Mittelthür, die von innen durch einen schweren Vorhang geschlossen ist, treten Santerre und Legendre.)

Zweiter Auftritt.

Vorige, Santerre, Legendre.

Rocher.
Ha, Santerre, Legendre!
Volk.
Santerre! Der Bürgerkönig, hoch Santerre!
Rocher.
Der unsern Durst aus seinen Fässern stillt!
St. Hurugc.
Still' unsern Durst nach Rache!
Volk.
Hoch Santerre!
Santerre (herabkommend).
Ich dank' Euch, wack're Kinder von Paris!
Euch soll geholfen werden.
Volk.
Hoch Santerre!
Santerre.
Die Zeit ist nahe!
Legendre.
Nein, die Zeit ist da!
„Schlagt los, die Zeit ist reif!" rief sie uns zu,
Das Heldenweib,
Volk.
Wer, wer?

Legendre.

Das Weib Suleau!

Théroigne.

Das Weib Suleau?

Legendre.

Sie hat ihr Wort gehalten:
„Wenn er sein Volk verräth, bin ich die Erste,
Die ihn Euch preisgibt.“ Und sie hat's gethan!
Hört Ihr's, ihr galt der Jubel der Nation!

Théroigne.

Suleau? Was ist mit ihm?

Santerre.

Er ist der Buhle
Der Oesterreicherin, sie haben ein
Complot zur Flucht und Rache angezettelt!

Volk.

Tod den Verräthern!

St. Huruge.

Ha, das war's, was Marat
Uns bei den Jacobinern heut' enthüllt'.
Das Heer hat Lafayette dem Feind verkauft,
Mit Artois und mit Coblenz sich verbündet,
Schon in der Nähe steh'n sie, bei Compiègne,
Vor Nacht noch sind sie in Paris und metzeln
Das Volk, das Weib Capet hat es geschworen,
Gleich Medici ein Blutbad anzurichten,
Das St. Barthélemie zu Schanden macht.

Legendre.

Zu Schanden ward sie selbst, ein neues Mädchen
Von Orleans ist Frankreich auferstanden,
Das Weib Suleau ist unsre Retterin.
Als Zeuge stand sie vor der Assemblée,
Im Namen der Nation zur Rache rufend
Ge'n Treubruch und Verrath; wer sie geseh'n,
Dem fuhr die Hand von selber nach den Waffen.
Holt sie, tragt auf den Schultern sie voran,
Zum Pantheon!

St. Huruge.

Was Pantheon? Jetzt zeigt
Der Weiser Frankreichs auf die Tuilerien,
Formt Eure Bataillone, auf zum Kampf!
Santerre, zu Pferd!

Santerre.

Von der Versammlung fordr' ich
Die Vollmacht und im Namen der Verfassung
Soll sie das Volk bewaffnen wider Eidbruch
Und Tyrannei!

Volk.

Hoch die Verfassung
Und nieder mit der Tyrannei!

Santerre.

Brissot,
Der Präsident muß jeden Augenblick —

St. Huruge.

Was soll Brissot, der Schwätzer der Gironde?
Ruft Robespierre, das ist der Mann der That!

Rocher.

Sprengt diese Thür, daß die Nation uns höre!

Santerre.

Zwingt die Versammlung, daß sie anerkenne,
Das Vaterland sei in Gefahr!

St. Huruge.

So sei's!
Wie Rom vor diesem Wort zum Heere ward,
So wird's Paris!

Volk.

Auf, reißt die Thüren auf!

(St. Huruge und Volk stürzen über die Estrade hinauf, die Mittelthür öffnet sich, heraus tritt Robespierre; er trägt ein elegantes Kleid, ein Rosenbouquet in der Hand.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen, Robespierre.

St. Huruge (zurückfahrend).

Ha, Robespierre!

Volk.

Es lebe Robespierre!

Robespierre (auf der Estrade).

Bürger, was soll der Lärm? Was stört ihr die
Berathung der Nation, im Augenblicke,
Da sie die Wage hält, die Frankreichs Schicksal
Entscheiden soll?

Santerre.

Sein Schicksal ist entschieden.

Legendre.

Ihr habt gehört, was jenes Weib enthüllt.

Rocher.

Was uns Danton und Marat offenbart,
Wir sind verrathen!

Volk.

An den Landesfeind,
Zum Kampf!

Robespierre (süß).

Hört, Bürger!

St. Huruge (von oben).

Höret Robespierre!

Volk.

Nein, hört ihn nicht!

Robespierre (wie oben).

Mein guter St. Huruge,
Die Bürger haben recht. Ist hier der Ort,
Zum Volk zu reden? Die Verfassung öffnet
Ihm dieses Thor!

Volk.

Es lebe die Verfassung!

Robespierre.

Sie lebe! Darum harrt, bis Brissot kommt,

Der weise Brissot! Er und Vergniaud,
Die edlen Führer der Gironde werden
Dem Volke Rechenschaft nicht weigern, werden
Euch sagen, welche kummervolle Botschaft
Uns eben kam, nicht mir geziemt es —

St. Huruge.

Redet!

Volk.

Was? Welche Botschaft?

St. Huruge.

Raum für Robespierre!

(Es wird Platz, Robespierre steigt herab.)

Robespierre.

Wenn ihr mich zwingt, zu reden —

St. Huruge.

Höret! Stille!

Robespierre.

Der König hat erklärt, daß er sein Veto
Aufrecht erhalte.

Volk.

Nieder mit dem Veto!

Robespierre.

Daß er die Priester schütze, die dem Staat
Den Eid der Treue weigern —

Volk.

Tod Capet!

Rocher.

Reißt ihm das Veto aus der feisten Hand!

Santerre.

Erklärt, das Vaterland sei in Gefahr,
Gebt uns zum Kampf die Vollmacht.

Robespierre.

Vollmacht? Wir?
Bedenket doch, das heiligste Gesetz
Ist die Verfassung uns, die dieser Reichsrath
Beschworen, wie der König.

Volk.

Der sie brach!

Robespierre.

Gemach, Ihr urtheilt vorschnell, hört mich an!
(Er riecht an das Bouquet, dann mit etwas gehobener Stimme).
Der Volkserhebung stolzer Siegeswagen,
Der Frankreich aus dem Schlamm der Tyrannei
Zu lichten Höhen der Philosophie,
Des reinen Menschenrechts emporgetragen,
Er stockt in seinem Lauf, er rollt zurück,
— Wohl ist es wahr. Doch wessen ist die Schuld?

Volk.

Ihr fragt!

St. Huruge.

Geduld, er wird die Antwort geben.

Robespierre (ruhig).

Der Feind rückt an, geführt von Ueberläufern
Des eig'nen Landes Adel, — uns're Jugend
Trägt ihm ihr Blut gleich Sparta's Heldensöhnen
Entgegen — doch die Führer weichen, geben
Die Grenzen preis und preis die Tricolore
Der Schmach der Flucht — doch wessen ist die Schuld?
Die Diener Roms verweigern der Nation
Den Eid der Treue, die Tiara halten
Sie heil'ger, als das Vaterland, der König
Läßt ungestraft sie die Nation verrathen,
Wen trifft die Schuld?

Volk.

Wen? Nieder mit dem König!

Robespierre (sanft).

Gemach! Hört erst, was die Verfassung sagt,
Und hört den König, ob er sie verletzt!
Er stellt dem Feind ein Heer entgegen wohl;
Es ist zu schwach, gewiß; doch die Verfassung
Bezeichnet nicht die Stärke der Armee.
Es kommt zu spät, gewiß — doch die Verfassung
Bestimmt die Zeit zum Abmarsch nicht. Das Heer
Rückt siegreich vor im feindlichen Gebiet
Trotz alledem; der König heischt den Rückzug,
Die Truppen knirschen wohl — doch die Verfassung
Befiehlt ihm nicht, zu siegen. Die Minister
Sind Memmen, sind Verräther! zugestanden —
Doch die Verfassung läßt die Wahl dem König.
Die Priester pred'gen Reaction und Haß,
Und die Nation verfehmt sie, doch das Veto
Des Königs schützt sie und das Veto gab
Ihm die Verfassung. Mit dem Eisenscepter
Kann er, wie Nero, diese Stadt Paris
In Schutt und Trümmer schmettern, uns're Freiheit
Mit Knebeln binden — aber die Verfassung
Verletzt er dabei nicht.

Volk.

Schmach der Verfassung,
Reißt sie in Stücken!

Robespierre.

Wir? Die sie beschworen?
Ich? Der ich, wie's im Parlament geziemt,
— Mit blut'gem Herzen, ich gesteh's — der Mehrheit
Der weisen Volksvertreter mich gefügt?
Im großen Rath der edlen Girondisten
Ist meine Stimme ein verlorner Schall.
Wär' ich das Volk, ich spräche:

St. Huruge und Volk.

Hört! Ihr sprächet:

Robespierre (mächtig bis zum Donner gesteigert).

Ich spräche: König! Wenn Du das Gesetz,
Das Dir gegeben ward, um uns zu schützen,

Zur Waffe kehrst wider Dein eig'nes Volk,
So reißt es Dir die Waffe aus der Hand
Und schleudert sie zerschellt Dir in's Gesicht!
Wenn dieser Reichsrath gleich den schwachen Greisen,
Geduldig harrt, bis Brennus mit dem Schwert
Die Stadt vertilgt, so hat das Volk Spartaner,
Die ihre Thermopylen suchen! Hängt
Des Volkes Zorn nur noch an einem Band,
So hängt die Krone nur an einem Faden!
(tonlos)
So würd' ich sprechen. Doch das darf ich nicht!

Santerre.

Wir aber dürfen's, was? Reichsrath? Verfassung?
Das Vaterland ist in Gefahr. Zum Kampf!

Robespierre.

Ihr wolltet —

Santerre, Volk.

Ja, wir wollen's! Nieder Capet
Und nieder die Verfassung!

Robespierre.

Bürger! Still!

Santerre.

Nein, laut durch alle Lüfte ruft's: Es lebe
Die Republik!

Volk (die Arme und Waffen erhebend).

Die Republik! Es lebe
Die Republik!

Théroigne.

Und ça ira! Es lebe
Die Stimme der Kanonen! Auf zum Tanz
Der Carmagnole!

Volk.

Ça ira! Zum Kampf!

St. Huruge.

Auf, zieht den Glockenstrang von Notre-Dame,
Paris steht auf, Frankreich steht hinter uns,
Und vor uns zieh'n die Brüder von Marseille!
Santerre, zu Pferd!

Santerre.

Im Namen der Nation!
Formt Eure Bataillone, St. Huruge
Du führst St. Honoré, Théroigne, Du
Das wackere St. Antoine, Jourdan führt Passy
Und Rosignol führt St. Marceau. Voran!
Ich commandir' Euch! An dem Carroussel
Laßt die Colonnen aufeinanderstoßen,
Legendre, Du —

Legendre.

Ich führ' die Sansculotten,
Doch hol' ich hier das kühne Weib mir ab,
Die uns die Flamme aus der Asche blies.
Ich hab's ihr zugesagt, sie zieht voran,
Wenn es den Sturm gilt auf die Tuilerien.
Auf Wiederseh'n am Kampfplatz: ça ira!

Volk (in wildem Getümmel).

Ça ira, ça ira, es lebe
Die Stimme der Kanonen, ça ira!
(Alle ab bis auf Robespierre.)

Vierter Auftritt.

Robespierre.

Die Kugel rollt! Wer mißt ihr Lauf und Ziel?
Die That vollbringt, wo Worte feilschend zaudern.
Nun fechtet, weise Redner der Gironde,
Die Ihr den Bund mit Robespierre verschmäht,
Und siegt im Rath — indeß mit Meilenschritten
Die That Euch überholt!
(brütend.)
Das Königthum
Ringt seinen Todeskampf. Durch blut'ge Nebel
Seh' ich in unbestimmten Formen dämmern,
Was einst an seine Stelle tritt. Zum Abgrund,
Der den Tyrannen aufnimmt, seh' ich schwindelnd
Die Andern taumeln: Erst die feigen Halben,
Die nur zu wollen wagen, nicht zu handeln,
Die Schwärmer der Gironde; dann die Feilen
Die Simonisten, die das Heiligste
Um Gold verkaufen, wie Danton; die Frechen
Die ohne Ideal die Bestien
Der Freiheit sind, wie Marat. Und zuletzt,
Wer dauert, wenn das Weltgericht vollbracht?
Wer herrscht?
(Groß.)
Der ew'ge König der Natur,
Der keinen Zwang und keine Lüge duldet,
Und wer ihn ganz erkannt und ihm gedient!
(Er hat sich demuthsvoll gebeugt und erschrickt vor seiner eigenen Person.)
(Mit der Hand über die Stirn fahrend)
Und nun — auf meinen Sitz zur Assemblée;
Zur rechten Zeit, denn dort naht die Roland,
Die kluge Frau, die mich so tief verachtet!
(Ab über die Estrade.)

Fünfter Auftritt.

Marie Roland gefolgt von d'André und dem Huissier von rechts. Sie trägt ein weißes Kleid, schwarzen Schleier, die Haare in der Mitte gescheitelt in off'nen Locken.

Roland (zum Huissier).

Brissot, den Präsidenten muß ich sprechen,
Sagt ihm, daß ihn Marie Roland erwarte!
(Huissier ab.)

d'André.

O edle Frau, an Eures Kleides Saum
Dräng' ich mich ein, ein Wort nur mit Brissot!

Roland (bewegt auf- und abgehend).
Jetzt nicht!

d'André.
Ein tiefgebeugter Vater ist's,
Der um sein Kind — Ich kannte Sie als Kind,
Marie Phlippon!
(Roland bleibt steh'n.)
Ich hatte auch ein Kind,
So schön wie Sie! Ich stieß sie fort, im Zorn,
Und nun — verzweiflungsvoll, such ich sie wieder,
Der Einz'ge, den sie kennt hier, ist Brissot,
Er wird vielleicht —

Roland.
Jetzt nicht! Ich bitte Sie,
(Ungeduldig.)
Verlassen Sie den Ort!

d'André.
Sie sind die edle
Marie Roland? Ein Weib, das ohne Mitleid!

Sechster Auftritt.

Vorige, Brissot von rechts.

d'André (freudig).
Brissot!

Brissot.
d'André! Sie sind es, armer Freund,
Sie suchen Ihre Tochter? Warten Sie,
Sie werden hier sie finden!
(Führt ihn ab nach rechts.)

Roland (herb).
Wie, Brissot —

Brissot (sie erblickend).
Manon!

Roland.
Du hast für Eines Kummer Zeit
In diesem Augenblick, wo Frankreichs Schicksal
In Deinen Händen liegt?

Brissot.
Was führt Dich her?

Roland.
Du fragst? Vom Krankenlager meines Gatten
Flog ich hieher. Ein Sandkorn, das der Uhr
Entflieht, kann die Lawine rollen machen,
Die unser Ideal begräbt!

Brissot (trüb.)
Ich weiß!

Roland.
Noch weißt Du nicht, daß ein fanatisch Weib
Die Assemblée verwirrt, das Volk entflammt hat,
Daß Marat in dem Club der Jacobiner
Waffen vertheilt, daß in der Vorstadt Gassen
Heere campiren, die statt einer Fahne
Durchbohrte Herzen auf den Picken tragen,
Daß nach dem Glockenstrang von Notredame
Die Furie der Guillotine greift;
Vielleicht noch eine Stunde, und der Mord
Bringt seine Hekatomben am Altar
Der reinen Freiheit, den wir aufgerichtet!
Brissot! Soll so der Völkerfrühling enden,
Den uns're Seele einst in Blüthen trieb?
Soll unser Ideal — und Ihr mit ihm,
In der Gemeinheit blut'gem Sumpf ersticken?
Brissot! Aus Millionen Augen schaut
Auf uns die Nachwelt, rette unser Banner
Der reinen Freiheit!

Brissot.
Kann ich's? Kann ich's noch?

Roland.
Du kannst's, doch Muth erheischt es! Höre mich.
(Zieht ihn in den Vordergrund.)
Tritt ein, umgürte Dich mit all' den Unsern,
Erklärt, das Vaterland sei in Gefahr!
Zerreißt mit kühnen Händen die Verfassung
Und proclamirt die Republik, Ihr selbst,
Eh noch die wilde Meute Euch zuvorkommt!
Laßt Ludwig flieh'n, der Schatten weicht dem Licht,
Erfaßt des Reiches Zügel, fest und stramm,
Beruft Mandat, den Chef der Bürgergarde,
Den Kern der echten Bürger von Paris
Versammelt um dies Haus, verhaftet Marat,
Danton, Hébert und seine Satelliten
Und Robespierre, den glatten Basilisk!
In die Provinzen sendet Flügelboten,
Die Männer leben noch, die vor drei Jahren
Kein and'res Ziel gekannt, als Menschenwürde,
Kein and'res Opfer suchten, als sich selbst.
Den Abschaum kehrt hinweg, der Quell ist rein.
Noch kann die Republik, die Plato träumte,
In Frankreich auferstehn, wenn sie mit Geist
Getauft wird — nicht mit Blut!

Brissot (entzückt.)
O Schwärmerin!
Du glaubst, daß wir's erreichen werden?

Roland (groß).
Nein!
Allein ich weiß, daß Ihr's versuchen müßt!
Fallt lieber in dem Kampf für Eure Reinheit,
Als daß Ihr fallt im Siege der Gemeinheit!

Brissot.
Ja! Du hast Recht! erhab'nes, edles Weib,
Leih' meiner Zunge Deiner Seele Flammen,
Ich will's versuchen. Ob's gelingt? das steht
Bei Ihm, dem namenlosen Geist der Welt,
Der sich in Dir am schönsten offenbart!
(Ab über die Estrade.)

Roland (voreilend).
O wenn ich beten könnte, wie als Kind!
Wenn ich — Ich kann's!
(Wirft sich vor der Statue der Freiheit nieder.)
Du, heilige, reine Freiheit,
In deren Namen man so oft gesündigt,
Steig Du herab und schütze Dein Panier!

(Jubel und Beifall im Saal, die Thür mitten öffnet sich, Lambertine finster und blaß steigt herab, durch die Thür rechts tritt d'André ein.)

Siebenter Auftritt.

Roland, Lambertine, d'Andre.

Lambertine.
Sie jubeln mir und sprechen mir von Rache,
Von ihrer Rache, von der meinen nicht,
Nenn' ich Suleau — antwortet man mir Frankreich,
Wohlan, so setz' ich Frankreich für Suleau,
Frankreich, die Welt! Wenn ich an diesem Einen,
Der mich verachtet, Rache nehmen kann!
Des Volkes Arm sprengt mir die Tuilerien, —
Das Alles ihnen, nur der Eine mir!

Roland (die sie herabkommen sah und entsetzt erkannt).
Ha! das die Furie, die des Brandes Fackel
In diesem Tempel schleudert?

d'André (zitternd.)
Lambertine,
Mein Kind!
(Breitet die Arme aus.)

Roland.
Unsel'ger Vater! Dies dein Kind!
(Furchtbar.)
Hast Du von jenem Weib gehört, das jubelnd
Die Mörderbande auf den Schild erhebt,
Frankreichs Würgengel! — Diese ist's!

d'André (taumelnd).
Mein Kind!
(Pause.)
Nein, nicht mein Kind! Nein! Reißt, des Herzens Bande,
Verblute, Vaterherz, und spei den Strom
Des Bluts ihr in's Gesicht als Deinen Fluch!
Würgengel Frankreichs! Warum stehst Du starr?
Zieh Deinen Mordstrahl! führe Deine Meute
Hin nach den Tuilerien! doch der Erste,
Den Du dort treffen wirst — ich werd' es sein!
(Wendet sich.)
Hinweg, Marie Roland! In dieser Nähe
Darf keine reine Tochter Frankreichs steh'n!
(Wankt ab.)

Achter Auftritt.

Lambertine, Roland.

Lambertine (mit zitternder Stimme).
Marie Roland! Der Vater darf mir fluchen,
Die Liebe braucht den Haß nicht zu versteh'n,
Doch was in Deiner Seele flammend lodert,
Ist meines Herzens Gluth verwandt.

Roland (entsetzt).
Verwandt?
Wie Tag und Nacht, verwandt wie Tod und Leben!
Entsetzliche! Trittst Du heran — zu mir!
Ich habe nichts gemein mit Dir!

Lambertine (wild).
Doch! Eins,
Haß gegen die gekrönte Gleisnerin,
Die Frankreichs Unheil, wie das meine ist,
Die mir den Mann, der meine Ehre stahl,
In ihren buhlerischen Netzen fing.
Du, die man Frankreichs Rachecherub nennt,
Du hassest sie, wie ich!

Roland.
Die Tyrannei
Haßt meine freie Seele, nicht das Weib!
Du hassest — (verächtlich) Deine Nebenbuhlerin!
Wen klagst Du an? Was nennst Du Dich betrogen?
Was nied're Leidenschaft dem Mann geschenkt,
Darf er aus nied'rer Leidenschaft verwerfen,
Verworf'ne, geh'! denn ich verachte Dich!

Lambertine.
O Du hast nie geliebt!

Roland (glühend).
Ich nie geliebt?
So lang' ich leb' und fühle, lieb' ich auch,
Doch nicht mit jenem nieder'n Trieb, dem Ihr
Der Liebe falschen Stempel aufgedrückt,
Die Menschheit lieb' ich und mein Vaterland,
Mein Frankreich ist der Abgott meines Herzens!
Und dies Palladium — Du gabst es preis!
Von Deinem Wahnsinn aufgestachelt, rast
Der blinde Pöbel zu verruchter That,
Verhallen wird die Stimme uns'rer Retter,
Der Mord wird Herrscher! Du hast ihn gekrönt,
Und Deinen Namen gräbt, wie Herostrats,

Als blut'gen Schandfleck der Geschichte Griffel
In ihre eh'rnen Tafeln. Du erbebst!
Faßt Dich des eigenen Gewissens Schauer?
Es ist zu spät! Und wenn des Vaters Fluch
Dich nicht vernichtet hat, nun so vernichte
Dich die Verwünschung Frankreichs, Deiner Mutter!

(Ab nach rechts.)

Neunter Auftritt.

Lambertine (allein).

O ewige Erbarmung! Sie spricht wahr!
(Zusammenschaudernd.)
Es graut mir vor mir selbst. Was thu' ich, was?
Soll ich hinein und soll ich widerrufen?
Die Wahrheit? Nein, sie widerruft sich nicht,
Und wenn ich sie enthüllt, üb' ich Verrath?
Ich duldete Verrath, ich bin das Opfer!
Sie mögen richten, wie der Spruch auch falle!
Doch wenn des Volkes Wuth dem Richterspruch
Voraneilt, ungezügelt, grenzenlos!
Rief ich nicht selbst die Mordgier zu den Waffen?
Dieselben Horden, die ich gestern noch
Grauend zurückgedämmt, hab' ich entfesselt,
Die Furie der Guillotine wirbt
In meinem Namen ihr entsetzlich' Heer!
Barmherzigkeit! Noch einmal, gnäd'ger Gott,
Gib mir die Kraft, den Strom zurückzudrängen,
Den Strom von Blut, in dem ich untersinke.
Ich will nicht! Nein! O leih' mir tausend Arme,
Allmächt'ger Gott!

(Sie stürzt rasend gegen die Thür rechts, wilder Lärm von Waffen. Sturmgeläute. Zurückprallend.)

Ha, was ist das! Es dröhnen
Die Glocken Sturm, es braust heran, wie Stimmen
Des Weltgerichts!

(Die Thüren brechen auf, bewaffnetes Volk, Männer, Weiber, Sansculotten, Legendre an ihrer Spitze, Volk von den Tribünen an der Thür links, Deputirte in der Mitte, Brissot mitten an der Rampe.)

Zehnter Auftritt.

Lambertine, Legendre, Brissot, Volk.

Legendre.

Wo ist das Weib Suleau!

Brissot (entsetzt).

Bürger! Was ists!

Legendre (zu Lambertine, die wie leblos steht).

Auf! die Colonnen rücken
Im Sturm heran, das Stadthaus ist genommen,
Auf, nach den Tuilerien!

Brissot.

Haltet ein!

Legendre.

Das rufe Du dem Meer zu, wenn es stürmt,
Schläft Euer Rath, so ist das Volk erwacht!

Brissot.

Hört, was die Assemblée —

Legendre.

Was Assemblée!
Hörst Du, die Trommeln wirbeln schon zum Tanz,
Voran, Du schönes Weib, ich halte Wort,
Du führst die Sansculotten —

Brissot (mächtig).

Haltet ein!
Im Namen Frankreichs, das wir hier vertreten,
Wir waschen uns're Hände rein von Schuld,
Die Schärpe reiß' ich ab von meinem Leibe,
Die Tricolore heb' ich auf zum Himmel,
Auf Euch allein das Blut, das sie befleckt!

(Pause. Trommeln schweigen.)

St. Huruge (von außen).

Blut, Blut, Man mordet uns!

Legendre, Volk.

Wer mordet uns?

Elfter Auftritt.

Vorige, St. Huruge (rasend.)

St. Huruge.

Théroigne fiel von eines Meuchlers Hand,
Von rückwärts stach ein Royalist sie nieder!

Volk.

Des Volkes Kind! — Um Rache schreit ihr Blut!
Tragt sie herein und vor des Volkes Augen
Taucht Eure Rächerwaffen in ihr Blut.

Legendre.

Zerreißt den Mörder!

St. Huruge.

Er entfloh!

Legendre.

Entfloh!

St. Huruge.

„Du bist es, die die Königin geschmäht,
Und die das Volk zu blut'gem Aufruhr stachelt,"
Rief eine Stimme, und von hinterrücks
Getroffen sank sie, und der Mörder floh!
Man glaubt, es war Suleau.

Lambertine (gell aufschreiend).
Suleau!

St. Huruge.

Da seht!
Des Volkes rothe Fahne trinkt ihr Blut.

(Théroigne's Leiche von der Fahne bedeckt, wird an der Schwelle rechts niedergelegt, Brissot verhüllt sich und geht ab.)

Volk.

Rache! Zum Kampf!

Lambertine.

Hinweg, du feiles Zagen,
Suleau! Dies Wort gibt mich mir selbst zurück!
Mir war der Dolch gezückt, sie starb für mich,
So tret' ich ihres Lebens Erbschaft an!
Volk von Paris! Wenn deine Théroigne
Die Rächerin, von Mörderhänden fiel,
Hier hast du deine neue Théroigne,
Théroigne von Méricourt! Mir gebt den Dolch,
Die Freiheitsmütze gebt, gebt mir die Fahne!
Mir nach und stimmt die Marseillaise an!

(Musik im Orchester.)

Lambertine (mit der Freiheitsmütze, die Fahne schwingend).

Zitt're Tyrann und Ihr Verbrecher,
Ihr Schandfleck unserer Nation,
Erbebt, erbebt, es kommt der Rächer
Und die Vergeltung nahet schon!
Ob' unsern Häuptern, Euch verderbend,
Soll hoch der Rache Fahne weh'n
Und uns're Feinde sollen sterbend
Den Sieg des freien Volkes seh'n!
Auf, Bürger, greift zur Wehr!
Auf, Volk und sei ein Heer!
Voran! in der Verräther Blut
Taucht Eurer Rache Speer!

Alle.

Auf, Bürger 2c.

(Der Vorhang fällt schnell.)

Gedichte.

Von Elise Tiedemann.

Mitgetheilt von Theodor Storm.

Ich hörte auf des Wassers Lauf,
Wie Tropf' auf Tropfen fiel;
Scheinbar so zwecklos, doch gewiß
Hat jeder wohl sein Ziel.

Und ich, ein kleiner Tropfen nur
Im großen Meer der Welt,
Will hoffen, daß mein Gott auch mir
Erreichbar' Ziel gestellt.

Hinter den Tannen am Gartenzaun
Wird mir immer das Herz so weh;
Es wallt empor, es klopft so laut
All'mal, wenn ich dort vorübergeh'.

Hinter den Tannen am Gartenzaun
Tanzte das Licht auf dem moosigen Grund;
Da saß ich oft und träumte gern
In schattiger Kühle, zur Mittagsstund'.

Hinter den Tannen am Gartenzaun
Kamst du gegangen; da bliebst du stehn
Und schautest mich an — ich sah es wohl,
Es war dir unmöglich vorüber zu gehn.

Hinter den Tannen am Gartenzaun
Liegt es begraben in Eis und Schnee —
Ein kurzer Frühling, der kaum erwacht,
Geboren, verloren, verwandelt in Weh.

Wie hätt' ich gern mich aufgerafft
Zum Wandern; doch mir fehlt die Kraft.
Denn dunkel, ohne Licht und Schein,
Liegt jener Weg vor mir;
Er führt mich einsam, ganz allein,
Er führt mich weit von dir.

O sieh mir nicht so schmerzlich nach!
Mein Herz ist jung, mein Wollen schwach;
Ich fürchte nur, Gott schütze mich!
Ich fürchte gar zu sehr,
Den rechten Weg, den ohne dich,
Den find' ich nimmermehr.

Am Horizont verschwimmt der Abendschein,
Den Himmel matt umsäumend;
Aus tiefem Nebel blitzt ein Stern;
Noch eine Lerche singt wie träumend.

Es wallt das Korn, ein Mückenschwarm
Tanzt auf den goldnen Aehren —
Vor'm Hause sitz' ich auf dem Stein,
Und lasse mein Herz gewähren.



Mein Esel und ich.

Dem nassen Wind entgegen,
Erquickend in's Gesicht —
Mein treues Thier, wir Beide,
Wir fürchten 's Wetter nicht!

Halloh! In lust'ger Eile
Hin durch das dunkle Feld!
Siehst du den fernen Schimmer,
Der durch die Bäume fällt?

Die hellen Lichter winken,
Die Wipfel rauschen sacht
Und heißen uns willkommen —
Nur vorwärts durch die Nacht!

So lang ich lebe, werd' ich dir
Die Thränen nicht vergessen können,
Die, bittrer Scham und Schmerzen Preis,
Ihr Mal auf meine Wange brennen.
Und sollt' ich je im Lebenskampf
Dir einst noch gegenüberstehn, —
Ich wollte stolz und glücklich sein,
Könnt' ich auch dich so weinen sehn.

Die schöne Melusine.

Von Gottlieb Ritter.

Nixen.

Melusine, Du mußt meiden
An den Gatten stets zu denken.
Himmlische Gestirne neiden
Jedes große Erdenglück.
Götter dürfen nimmer schenken
Ewig Glück den Staubgebornen:
Die zum Leiden Auserkornen
Müssen stets in's Leid zurück.

Melusine.

So auch sangt Ihr, meine süßen
Schwestern, als in Liebeswerben
Stumm er lag zu meinen Füßen,
Da sein Schweigen mich bethört.
Doch mir war es weh zum Sterben,
Und ich glaubte zu vergehen,
Ließ ich jenes Jünglings Flehen
Und sein Werben unerhört.

Nixen.

An dem Quell in dunkler Grotte
Ruhst Du einsam, traumversunken ...
Schöne Melusine, spotte
Deiner treuen Schwestern nicht.
Nicht mit Blicken sehnsuchtstrunken
Mußt die Menschenwelt Du suchen:
Nein, dem Gatten sollst Du fluchen,
Der vergessen Schwur und Pflicht.

Melusine.

Theure Schwestern, laßt mich trauern,
Trauern um den Früh-Verlornen!
Hinter seines Schlosses Mauern
Liegt mein Glück und meine Lust:
Denn um Raimund, den Erkor'nen,
Um der holden Kinder sieben,
Die entsprossen unserm Lieben,
Schwellt die Sehnsucht mir die Brust.

Nixen.

Wehe, schöne Melusine,
Unglückselig Seingedenken!
Schwur er nicht, daß er Dir diene,
Seiner angetrauten Frau?
Schwur er nicht trotz allen Ränken,
Daß er nie und nimmer lausche,
Wenn sein Weib die Burg vertausche
Mit dem heil'gen Nixenbau?

Melusine.

Ja, er schwur. Auf hoher Zinne
Sah er staunend meine Halle
Nach der Brautnacht sel'ger Minne,
Und ein Aufschrei ihm entfuhr;
Und ich nahm zu Hülfe alle
Meine süßen Zauberreden:
Schwör' und ende nicht mein Eden, —
Bruch heißt Trennung! ... und er schwur.

Nixen.

Schwur, — und wenn der Mond sich füllte
Schwandst Du aus der Kemenate.
Tief Geheimniß Dich umhüllte,
Schwandst — und niemand wußt' wohin.
Er nur kannte Deine Pfade,
Wußte Dich in unsrer Halle,
Wußt' es und verrieth uns Alle,
Denn voll Falschheit ist sein Sinn.

Melusine.

Schöne Zeiten! ich indessen,
Mich verjüngend in den Fluthen,
Pflegte selig weltvergessen
Meinen gnadenvollen Leib.
Ihr umkostet mich, Ihr Guten, —
Aber schwand der Mond auf's Neue,
Schied ich von Euch und in Treue
Ward ich Ritter Raimund's Weib.

Nixen.

Schwestern, schnell zieht Euch zurücke
In's krystall'ne Reich der Grotte,
Denn es naht von jener Brücke
Uns ein sterblich Wesen hier!
Seht, er dient dem Christengotte:
Här'ne Kutte deckt die Glieder,
Und er singt — wohl fromme Lieder! —
Schnell, Ihr Nixen, lauschen wir!

Raimund von Lusignan.

Melusine, Melusine!
Holdes Weib, find ich Dich nimmer?
Daß ein Engel mir erschiene,
Der in Deinen Schoß mich trieb'!
Unstät, ruhlos irr' ich immer,
Sehnsuchtskrank ist meine Seele....
O vergieb mir meine Fehle!
O vergieb, mein Weib, vergieb!

Nixen.

Schwestern, haltet sie! Sie hörte,
Was der Bösewicht gesungen,
Der sie einmal schon bethörte, —
Aber heute soll er's nie!
Weh, von Liebesmacht bezwungen,
Stürzen will sie allerwegen
Jenem falschen Mann entgegen, —
Haltet, Schwestern, haltet sie!

Raimund von Lusignan.

Hier am einsam düstern Quelle
Hab' ich sie zuerst gesehen;
Liebeheiß an dieser Stelle
Warb ich um ihr süßes Ja.
Sie erhörte mild mein Flehen —
Reichte mir den Ring — ich führte
Auf mein Schloß die mir Erkührte —
O wie selig war ich da!

Nixen.

Mann des Meineids, wie so schnelle
Konnt' Verleumdung Dich bezwingen!
Wie des Sturms die Meereswelle,
Ward Dein Herz des Argwohns Spiel.
Und mit wildem Degenschwingen
Brachst Du Nachts in unsre Halle:
Wir mit ihr entflohen Alle,
Und der Geisterbau zerfiel.

Raimund von Lusignan.

Ich war schwach und ward betrogen.
Argwohn mir in's Herz zu legen,
Schloßgesind und Pater logen,
Und ich glaubte, was erdacht.
Von verschmähtem Beichtesegen
Raunten sie, die Eh' zu lösen,
Und von Buhlschaft mit dem Bösen
In der vollmondhellen Nacht.

Melusine.

Laßt mich, Schwestern! An dem Herzen
Des Gemahls ist meine Stelle!
Muß sein Lied sein Weib nicht schmerzen?
Und ich bin ja noch sein Weib!
Grau sein Haupt und die einst helle
Strahlten, seine Augen starren . . .
Laßt ihn nicht vergeblich harren!
Laßt ihn herzen diesen Leib!

Raimund von Lusignan.

O daß ich ihr nicht vertraute,
Hegte Eifersucht im Sinne!
Ihre vorwurfsvollen Laute
Hör' ich schaudernd jede Nacht;
Sehe sie mit alter Minne
Geistergleich im Mondesweben
Um der Kinder Lager schweben,
Halten treue Mutterwacht.

Melusine.

Fort, reißt mich zurück nicht länger,
Schwestern! denn mich zieht's gewaltsam
Hin zu ihm, dem theuren Sänger,
Der vergeht in Kümmerniß.
Nur noch einmal unaufhaltsam
Will ich herzen Dem ich diene . . .
Raimund, nimm hier Melusine,
Und vergiß Dein Leid, vergiß!

Raimund von Lusignan.

Ja, ich seh', ich hab' Dich wieder!
Deiner Augen zaub'risch Leuchten
Ist's — es sind die Marmorglieder —
Deiner Locken gleißend Roth —
Pressest stürmisch Deinen feuchten,
Immerfrischen Mund an meinen . . .
Glüh'nd Umarmen — wild Vereinen . . .
Ist das Leben — ist das Tod? . . .

Melusine.

Tod, — ein selig Sterbenmüssen
Und Erlösung ist's auf immer!
Denn ich nehm' in diesen Küssen
Von Dir Erdenlust und Noth.
Meine Brust schwell' Sehnen nimmer,
Weil ich klagen muß und — leben . . .
Stirb im Kuß, — ich hab' vergeben . . .
Höchste Liebe fordert Tod.

Nixen.

Höchste Liebe fordert Leiden,
Tod bringt minniglich Gedenken.
Himmlische Gestirne neiden
Jedes große Erdenglück.
Götter dürfen nimmer schenken
Ewig Glück den Staubgebor'nen:
Die zum Leiden Auserkor'nen
Müssen stets in's Leid zurück.

Die arme Gräfin.

Scenen deutschen Badelebens.

Von Hieronymus Lorm.

1. Die Freunde.

Der Morgen eines Julitages kann sehr kalt sein. Zwei junge Männer, die bei Sonnenaufgang an der fast noch ganz vereinsamten Brunnenhalle vorüber den Weg in den Wald einschlugen, hüllten sich fest in ihre Plaids. Von dem Einen, dessen schönes, blasses Gesicht den Ausdruck vornehmer und weichlicher Eleganz hatte, ließ sich dies nicht anders erwarten. Der Andere aber, breitschultrig, stark, hatte das Aussehen eines arbeitsamen Pächters oder Landedelmannes, und dennoch schüttelte ihn sichtbar das Unbehagen.

„Du hast Recht, Lorizon," sagte der Letztere, „wenn Du mir nicht glaubst, daß ich hier geboren bin, da ich Dich als Wegweiser nöthig habe. Aber als ich aus der Heimath davon lief, existirte die Waldstelle, die ihr in eurem verwünschten romantischen Kauderwälsch „Schwermuths-Ruhe" nennt, meines Wissens noch gar nicht. Ja, das Dorf selbst war noch kein Badeort. Dazu ist es seitdem erst von jenen namenlosen Speculanten gemacht worden, deren Gewerbe es ist, die Welt zu betrügen. Bei mir in Amerika wird ihnen das Geschäft schwerer gemacht; ihr in Deutschland seid noch verzweifelt naiv. Diese Kälte!"

Richard von Lorizon lächelte. „Mein lieber Constantin Klemmer," sagte er, „Du vergißt, daß ich auch in Amerika war."

„Wie sollte ich dies vergessen!" rief Constantin, „man vergißt niemals den Dienst, den man einem Andern erwiesen hat. Ich habe Dir in Amerika das Ungeheure geleistet, mir von Dir das Leben retten zu lassen. Jene verteufelte Schnellfahrt bei Eröffnung der halbfertigen Eisenbahn! Dadurch bist Du für immer ein idealer Romanheld geworden. Du wirst mir verzeihen, daß dazu noch eine Kleinigkeit fehlt; ein boshafter Zufall will, daß ich kein Frauenzimmer bin. Aber ich schwöre Dir, ohne diesen unbedeutenden Umstand würde ich im Augenblicke der Rettung gesagt haben: Sprechen Sie mit meiner Mutter!"

„Du wärst mir viel zu sehr naive Liebhaberin gewesen," sagte Lorizon, „ich liebe das Genre nicht. Denn das wollte ich eben mit meiner Erinnerung, daß ich in Amerika war. Du nennst uns in Deutschland naiv, aber wenn wir es in Geschäftssachen sind, so seid ihr es in Amerika tausendmal mehr in Weibersachen."

„Wieso?“ fragte Constantin und blieb aufmerksam stehen.

„Bist Du nicht zum Beispiel der unerschütterlichen Ueberzeugung,“ entgegnete Lorizon, „die verheirathete Frau, die Dir für diese frühe Morgenstunde ein Rendezvous bei der Schwermuths-Ruhe gab, könnte eine anständige Frau sein?“

„Mein lieber Richard,“ sagte Constantin, „ich habe leider noch gar keine Ursache discret zu sein; ich will Dir daher genau erzählen, wie die Sache zusammenhängt. Ich habe meine Besitzungen im Westen verlassen, um in Deutschland eine Frau zu suchen, eine Frau mit den Gewohnheiten und den Manieren, mit der Bildung und dem Geschmacke der Heimath. Ich ging über England und Frankreich, und auf dem Boote nach Boulogne sur mer traf ich eine verheirathete Deutsche, sprühend von Geist und Leben. Ich verliebte mich nicht in sie, nicht in ihr Gesicht, nicht in ihre Hände, nicht in ihre Schönheit, sondern einzig und allein in ihre Kunst zu reden, hauptsächlich in ihr Organ. Ich sagte mir, dieses Geplauder, diese Stimme täglich um mich zu hören, wäre werth, Alles daran zu wagen. Die Kühnheit des Gedankens, die verheirathete Frau heirathen zu wollen, bekam neuen Reiz durch den Ehemann, dessen Eifersucht eben so komisch als wüthend ist. Sie lachte erst ausgelassen zu meiner Idee, im Hotel in Boulogne aber sagte sie mir, nachdem sie gerade einen Brief aus Deutschland erhalten hatte, — denn sie ist eine Deutsche — ich möge sie für den Augenblick in Ruhe lassen und verschwinden; sie habe keine Lust, von ihrem Othello auf fremder Erde erdrosselt zu werden, denn jedes Vergnügen schmecke in der Heimath doppelt gut. Und sie gab mir zur gründlichen Schlichtung der Angelegenheit eine Zusammenkunft an, für diesen Ort, für diese Stunde. Gestern kam ich hier an, an meinem Geburtsort. In Boulogne hatten wir nicht einmal Zeit, in dem merkwürdigen Zufall, daß sie, ihr unbewußt, meinen Geburtsort zum Stelldichein wählte, ein romantisches Omen zu erblicken. Wir versprachen uns, hier davon gerührt zu sein. Ich wollte nun gestern zunächst Vorstudien machen, den Weg zu der mir unbekannten Schwermuths-Ruhe erforschen. Bei der table d'hôte sah ich aber ein Mädchen, so lieblich, so blond, so deutsch, daß ich mich jetzt erst zu Hause fühlte. Statt den Weg zu suchen, der mich zu einem neuen Lebensglück führen soll, suchte ich einen Weg, möglichst in der Nähe des Mädchens bleiben zu können. So überfiel mich, als die Nacht einbrach, eine schreckliche Verlegenheit. Wie werde ich am Morgen zur Schwermuths-Ruhe gelangen? Ich kann doch wohl keinen Fremdenführer zu einem Rendezvous mitnehmen. Aber ich bin vom Glücke verfolgt: Du fielst mir in die Augen. Und den Dienst, den ich Dir in Amerika erwiesen habe, vergiltst Du mir durch ein barbarisch grobes Frühaufstehen, um mich hierher zu geleiten.“

Die jungen Männer waren während dieser Erzählung weiter geschritten. Jetzt bog Lorizon die Büsche auseinander und zeigte den Eingang zu einer wie von der Natur selbst aus Felsen und Ahornbäumen gebildeten Laube.

„Hier sind wir wohl zur Stelle?“ sagte Constantin und sah auf die Uhr; „es ist gerade die richtige Minute: nun sei so gütig, Richard, und lasse Dich vom Teufel holen.“

„Es hat keine Eile,“ erwiderte Lorizon, indem er sich entfernte, „Du wirst eine Weile warten müssen. Wir treffen uns am Brunnen.“

Constantin Klemmer war der Sohn eines verarmten Kaufmannes. Bis zu

seinem sechzehnten Jahre in Wohlstand erzogen und an vornehme Manieren und Lebensgenüsse gewöhnt, ging er nach dem Tode seines Vaters, der sich wegen plötzlichen Vermögensverlustes erschossen hatte, nach Amerika. Binnen zehn Jahren war es ihm dort geglückt, unermeßlichen Reichthum zu erwerben.

Er wartete jetzt ziemlich phlegmatisch und wurde weniger über das Warten selbst verdrießlich, als weil er es nicht für schicklich halten durfte, sich eine Cigarre anzuzünden.

„So weit bin ich nicht mit Clotilde," sagte er sich, „daß ich bei einem Rendezvous der Zweite sein dürfte. Wenn es aber heute nicht zur Entscheidung kömmt, wenn sie nicht Muth und Energie zeigt, mit einem Worte Ernst, so ist auch meine Liebe nur ein Scherz. Dann will ich mich sogleich erkundigen, wer das blonde Mädchen ist, nach dessen Namen zu fragen ich bisher nicht für praktisch gehalten habe. So dicke, goldene Flechten und kohlschwarze Augen! Clotilde hat freilich einen ähnlichen Contrast: schwarze Haare und dunkelblaue Augen. Es ist aber nicht derselbe."

Nun war doch plötzlich ein leiser Schritt vernehmbar. Constantin sprang vom künstlichen Rasensitz auf und bog die Büsche auseinander. Eine schlanke, zierliche Gestalt trat ihm entgegen.

2. Das Rendezvous.

„Das ist Ihr Geburtsort, Constantin?" sagte Clotilde.

„Ja," erwiderte dieser, „er wurde es während einer Villeggiatur, die meine Eltern gerade hier gewählt hatten."

„Sie müssen eine sehr rauhe Jugend gehabt haben," fuhr sie fort, „wenn der Morgen Ihres Lebens dem Morgen in Ihrer Heimath glich. Reichen Sie mir die Hand."

„Ich bin nicht Ihr Freund," entgegnete Constantin halb ernst, halb lächelnd

„Es wird mich wärmen, ich bitte Sie."

„Nun, um das Frieren zu mildern," sagte Constantin und reichte ihr seine Hand.

Jetzt erst ließ sie sich auf der Rasenbank nieder und hüllte sich fester in ihren mit Pelzwerk besetzten Sammetmantel. Clotilde Baronin von Panther war Schaupielerin gewesen; ihr Geburtsname Laffler hatte für die Bühne natürlich in Lafleur umgewandelt werden müssen. Gegen ihren Ruf hatte selbst die leichtfertigste Causerie des Salons nichts Bedenkliches vorzubringen gewußt. Arthur Baron von Panther, einer von den reichen Jünglingen, die, weil sie nicht gezwungen sind für ihren Lebensbedarf zu sorgen, absolut nicht mehr wissen, was sie mit sich und der Welt anfangen sollen, hatte, als ihn selbst das Pistolenschießen und Duelliren, seine stärkste Leidenschaft, nicht mehr ausschließlich zu amüsiren vermochte, in der Verbindung mit Clotilde ein ernstes, was bei ihm so viel hieß, als ein für immer amüsirendes, Lebensziel zu finden gehofft.

Clotilde stand damals unter der Vormundschaft des alten Hofraths Sturm von Sturmwall, an dem sie mit kindlicher Liebe hing und der gern in ihre Verheirathung mit Baron Panther willigte. Mit diesem fast immer auf Reisen, weil ihn die

Langeweile aus jedem Orte vertrieb und die Hoffnung, sie los zu werden, wieder einem neuen zuführte, hatte Clotilde in Boulogne einen Brief erhalten, der ihr eine ungünstige Wendung in den Verhältnissen des Hofrathes anzeigte. Dieser hatte sich mit seiner Frau, seiner verwittweten Tochter und einer Nichte nach dem Badeorte begeben, blos um aus der gewohnten Lebenssphäre, aus der unleidlich gewordenen Stadt herauszukommen. Ein Plan, dessen Gelingen dem Schicksal der Hofraths-Familie eine bessere Wendung geben sollte, keimte im Haupte Clotildens, als sie ihrem jungen Verehrer Constantin Klemmer, dem amerikanischen Krösus, denselben Badeort zur Stätte der nächsten Zusammenkunft anwies.

„So!“ sagte sie, nachdem sie Constantins Hand geschüttelt und sich niedergelassen hatte, „jetzt will ich sehen, ob man mit Ihnen sprechen kann.“

„Ich bin bereit, in dieser Beziehung jeden Versuch mit mir anstellen zu lassen,“ erwiderte er spöttisch.

„Sie haben niemals etwas von mir angenommen,“ fuhr sie fort, „wie sehr es mich auch amüsirt, Kleinigkeiten zu verschenken, die ich liebe. Sie sagten, wir wären dazu noch nicht einig genug. Begründen wir eine kräftige Einigung dadurch, daß Sie zum erstenmale etwas annehmen.“

„Und was?“

„Nehmen Sie Vernunft an, Constantin. — Ich liebe Sie.“

„Das ist nicht vernünftig.“

„Die Art, wie ich Sie lieben will, ist vernünftig,“ sagte sie lebhafter, „und diese Art sollen Sie annehmen.“

„Ein Geschenk muß überraschen,“ erwiderte er, „die Art, wie Sie lieben wollen, wäre nicht neu, nicht überraschend, denn ich vermag sie im Voraus zu beschreiben.“

„Lassen Sie vernehmen.“

„Gnädige Frau, Sie lieben den französischen Roman. Im Badeort ist nicht Zeit genug, ihn zu lesen; wie wäre es, selbst einen zu erfinden? Aber schreiben? Dazu ist noch weniger Zeit. Bleibt also nichts als ihn spielen. Man sucht sich einen Mann aus, der ungefähr zwei Bände Gefühl in sich zu haben scheint —“

„Ich dachte an einen Feuilleton-Roman,“ fiel Clotilde ein, „bei dem es jeden Tag heißt: Fortsetzung folgt.“

„Immer aber darf Ihr Roman nicht zu ernst sein,“ fuhr Constantin fort, „er darf nur ein Spiel mit der Gefahr sein, nicht wirklich zu leidenschaftlichen Conflicten, zum Untergang der conventionellen Tugend führen; kurz, ein Roman wie eine Bonbonnière. Es läßt sich mancher süße Seufzer herausziehen, zum Beispiel: O wenn mein Schicksal es anders gewollt hätte! oder: Ach, daß wir uns so spät erst fanden! — Nur die Möglichkeit muß bleiben, die geheime Beziehung, die Bonbonnière, jeden Augenblick fortzuwerfen, sobald etwa ein bitterer Kern zum Vorschein käme. Sie sind eine vortreffliche Romandichterin, Frau Baronin, Sie haben sich nur ein wenig in den Charakteren vergriffen, ich bin kein Franzose.“

„Welche nationale Rolle gedenken Sie in meinem Roman zu spielen?“ fragte Clotilde.

„Ich bin ein Deutscher, folglich ernst; ein Deutsch-Amerikaner, folglich praktisch. Und eine ernste Liebe macht Ihnen den praktischen Vorschlag, Bande zu zerreißen, welche Sie nur an bestimmte Verhältnisse knüpfen, ohne Ihr Herz zu fesseln.“

„Schön!" sagte Clotilde, „ich soll einen Mann, den ich zwar nicht liebe, dem ich aber allen Dank der Welt schuldig bin, verlassen, verrathen. Das verlangen Sie im Ernste, in Ihrem deutschen Ernste? Ich soll veranlassen, daß Sie oder er im Duell todtgeschossen werden. Das wäre deutsch=amerikanisch praktisch? Ich soll einen Scandal verursachen, der auf den vielverdächtigten Stand zurückfiele, aus dem ich hervorging? Was würde auch nur meine liebe gute alte Hofräthin sagen? Wissen Sie noch Einiges der Art, gemeinnütziger Amerikaner, wodurch ich mich nütz=lich machen könnte?"

„In Boulogne schwuren Sie," sprach Constantin ernst, „daß sich unser Bünd=niß hier nach meinem Sinne entscheiden werde."

„Ein Augenblick außerordentlicher Aufregung, bewirkt durch Arthurs unmensch=liche Eifersucht!"

„Genug, Sie schwuren! Ich zweifelte freilich noch immer, wie Sie hier an meinem kühlen Empfang bemerken konnten. Und in der That, hier haben Sie gleich wieder das Angstfieber und strecken statt Ihrer Arme eine alte Hofräthin nach mir aus."

„Sie hat Sie zum Glück oder Unglück noch nicht erhascht. Und weil es sich fügte, daß ich Sie allein sprechen konnte, freilich um den Preis, zu einer Stunde aufzustehen, zu welcher selbst Arthurs Eifersucht noch nicht erwacht, so muß es jetzt zur Entscheidung kommen."

„Dessen bedarf es nicht. Sie lieben mich nicht, das ist Entscheidung genug. Eine insolvente Liebe kann zur Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten nicht durch den Schuldthurm gezwungen werden."

Constantin zog nach diesen Worten den Hut und setzte hinzu: „Frau Baronin, es hat mich sehr gefreut, Ihrer Bekanntschaft theilhaftig geworden zu sein. Und der schätzbare Herr Gemahl, wie befindet er sich?"

„Bevor ich mich meinerseits nach dem Befinden Ihrer hochwerthen Familie er=kundige," erwiderte Clotilde, „will ich dem ungestümen Constantin noch ein Geheim=niß anvertrauen. Wissen Sie, daß es eine Bedingung gibt, unter welcher ich auf Ihre Pläne eingegangen wäre?"

„Und diese ist?"

„Wenn Sie mich geliebt hätten!"

„Sie zweifeln?"

„Ich zweifle nicht, ich weiß gewiß. Sie lieben die Unmöglichkeit unserer Ver=bindung, nicht mich, das Abenteuer eines Bruches, nicht das Glück der Vereinigung."

„Ich hätte still seufzen und langsam verschmachten sollen?"

„Das ist nicht amerikanisch, ich weiß. Und am Ersten eines jeden Monats frisch heirathen ist nicht europäisch. Ich gehöre ganz und gar diesem zurückgebliebenen Welttheil an. Und deshalb biete ich Ihnen meine Freundschaft. Thun Sie nichts hier ohne meinen Rath; ich kenne besser als Sie diese Menschen, diese Welt."

„Die Badewelt, zu der Sie wie Wenige ganz und gar gehören."

„Wie Alle, denen Sie hier begegnen."

Clotilde erhob sich. „Sind wir Freunde?" fragte sie.

„Das heißt wohl," rief Constantin, „ob wir einander völlig gleichgiltig sind? Fast würde ich es vorziehen, wenn wir Feinde wären."

„Nun gut," erwiderte sie mit Lachen, „ich werde Ihnen meine Feindschaft beweisen: ich beabsichtige Ihnen hier eine Frau zu geben."

Sie verschwand.

3. Mädchen am Brunnen.

Constantin zündete sich jetzt seine Cigarre an und wandelte ziemlich gleichmüthig den Waldweg zurück. Sein Herz war ruhig, und nur ein dünner Schleier von Niedergeschlagenheit breitete sich darüber. So empfindlich ist das Selbstgefühl eines jungen Menschen, daß es schon verletzt ist, auch wenn ihm nicht ein Ziel der Leidenschaft, wenn ihm nur ein Traum der Phantasie zu Grunde geht. Er schalt sich selbst ob seiner leisen Betrübniß, fand sie unerklärlich und sagte sich, sie dürfe nicht länger dauern als seine Cigarre.

Indessen hatte sich am Brunnen wie jeden Morgen das Geräusch und Gewühl der Curgäste entwickelt. Bei den Klängen des Bade-Orchesters eilten finster aussehende ältliche Herren in langen Oberröcken und Frauen in sehenswerthen, coquetten Morgengewändern mit dem Trinkbecher in der Hand zur Quelle. Dann wogte Alles ruhelos auf der Promenade durcheinander. Zu den lieblichsten Erscheinungen des Badelebens aber wie des Lebens überhaupt gehören die jungen Mädchen, deren blühendes Aussehen nicht aufhört zu sagen: man glaubt doch wohl nicht, daß wir hier sind, um eine Cur zu brauchen, ausgenommen in dem platten Doppelsinn, den jeder Courmacher hier auf der Zunge hat. Mädchen am Brunnen! Man könnte damit drei weit auseinander liegende Epochen der Menschheit bezeichnen. In welch' heiliger Simplicität sieht man Mädchen am Brunnen erscheinen, wenn man an Isaak und Rebecca und an andere biblische Geschichten denkt! Traulich aber und zugleich mit erhebender Kunstbegeisterung weht die Vorstellung das Gemüth an, wie im deutschen Mittelalter, in den schönen alten Städten, in Nürnberg z. B. die Mädchen an den Brunnen sich versammelten, die von Meistern deutscher Kunst mit zierlichen Gittern oder herrlichen Bildwerken geschmückt waren. Und nun halte man diesem traulich heiligen Schauspiel die ganze Frivolität des modernen Badelebens entgegen, dessen größter Reiz ebenfalls Mädchen am Brunnen sind, nicht zu verwechseln mit den phlegmatisch ihre Morgenarbeit verrichtenden Brunnenmädchen.

Mit einem Decameron voll unschuldiger Geschichten könnte man allein der Mädchen am Brunnen gerecht werden; die einzige kleine Geschichte, die hier erzählt wird, führt auch nur zu einem einzigen, kleinen Mädchen, zu Waltraud von Kornell, derselben holden Maid, welche durch ihre blonden Flechten und kohlschwarzen Augen den jungen Constantin Klemmer entzückt hatte. Sie ging jetzt am Arme einer sie um einen Kopf überragenden, vornehm aussehenden Dame in Halbtrauer auf der Promenade umher.

„Jetzt darfst Du mich auch vor allen Leuten „Tante" nennen, Waltraud," sagte die Dame, „ich ärgere mich nicht mehr darüber, wie in der Zeit, da ich noch glücklicher war. Ich will nicht mehr jung erscheinen, ich bin alt, uralt."

„O Leonore," rief das junge Mädchen, „niemals warst Du so bezaubernd als jetzt, und gestern habe ich Dich sogar zum erstenmale tief erröthen gesehen. Es war, als —"

„Still, Kind,“ unterbrach sie die Dame, „besonders in diesem Augenblicke. Denn da kömmt eine mauvaise langue auf uns zu, Clotilde.“

Leonore war die Wittwe des Grafen Kornell und die Tochter des Hofraths Sturm. Kaum 17 Jahre alt, hatte sie geheirathet und dem leichtsinnigen Grafen fast das ganze Vermögen der Eltern zugebracht. Diese waren der Meinung gewesen, sie müßten auf diese Art dem hohen Rang entsprechen, der ihrem einzigen Kinde durch die Verbindung mit dem Grafen zufiel, und hofften dadurch auch der Tochter ein standesgemäßes Leben zu verschaffen, denn der Graf hatte als Junggeselle viel verschwendet. Mit Gelöbnissen der Besserung war er in die Ehe getreten. Sie war keine durchaus glückliche gewesen. Oeffentlich hatte wenig von der fortgesetzt unregelmäßigen Lebensführung des Grafen verlautet, als ihn aber ein früher Tod plötzlich dahingerafft, besaß Leonore nichts mehr als einigen Schmuck und ihre Kleider. Naturgemäß kehrte sie in das Haus ihrer Eltern zurück. Seitdem war beinahe ein Jahr vergangen.

So lange der Graf noch gelebt, war Waltraud oft der Gast des Hauses gewesen. Sie gehörte zu einer älteren, nicht mit der Grafenkrone geschmückten Linie der adeligen Familie Kornell. Der Vater Waltrauds war längst gestorben und hatte sie einer Stiefmutter zurückgelassen, unter deren Behandlung das Mädchen arg zu leiden hatte. Darum war die schöne Blondine glücklich, so oft sie in das Haus des Grafen, der sich von ihr „Onkel“ nennen ließ, zu Besuch kommen konnte. Seit dem Tode des Grafen hatten diese Erlösungsstunden natürlich aufgehört, aber als der Hofrath plötzlich beschlossen, mit den Seinen in's Bad zu reisen, hatte sich Leonore erbeten, Waltraud mitnehmen zu dürfen.

„Wir dachten die Frühesten hier zu sein“, rief die Gräfin der Baronin Panther entgegen, „aber Sie kommen schon den Waldweg herab, waren also schon früher hier. Sie sind überall gewohnt, als die Erste proclamirt zu werden.“

„Es ist leicht, früh aufzustehen, wenn man nicht schläft. Mein Morgen ist nur ein Stück schlaflose Nacht mehr.“ Und nach diesen Worten die finstere Miene in eine sonnige verwandelnd, sagte Clotilde zu Waltraud: „Wie lange haben wir uns nicht gesehen, schöne Kleine?“

Aber die Gräfin war bei den ersten Worten Clotildens ängstlich geworden. Sie ließ Waltraud nicht zu antworten Zeit, sondern fragte hastig: „Es sind doch wohl keine besorgnißerregenden Nachrichten, die Sie nicht schlafen ließen?“

„Um mich sorge ich niemals,“ erwiderte Clotilde, „aber um den Papa. Ich liebe den Hofrath wie einen Vater und darf darum zu Ihnen, Gräfin, wie eine Schwester sprechen. Wissen Sie, daß Papa entschieden pensionirt ist?“

„Es ist noch eine Hoffnung,“ sagte Leonore.

„Leider nein! Ich war gestern in der Stadt. Ich kenne den Hofmarschall noch aus meiner Theaterzeit her. Ich bat ihn wegen des letzten Schrittes, den man dem Hofrath so übel nahm, ein Auge zuzudrücken. Nun gut, gab er zur Antwort, so sage ich Ihnen denn unter drei Augen, daß der Hofrath für immer unmöglich geworden ist.“

Leonore senkte schmerzbewegt das Haupt.

„Aber Muth!“ fügte Clotilde hinzu, „die Stellung liegt in Ihrer Hand, ich sage ausdrücklich in Ihrer Hand.“

Zum zweiten Male konnte Waltraud eine leise Röthe in dem edlen Antlitz der jungen Dame aufsteigen sehen, aber es war diesmal eine Röthe des Zornes.

„Bin ich ein Handelsartikel?" sagte Leonore.

„Auch Orangen im dunklen Laub und Lotosblumen sind Handelsartikel," entgegnete Clotilde heftig, „aber still jetzt, dort kömmt Mama."

Während aber das junge Mädchen der Hofräthin entgegeneilte, sprach Clotilde rasch und leise in das Ohr der Gräfin:

„Ihre erste Ehe hat den Papa arm gemacht, Sie müssen eine zweite schließen, durch die Sie seinen Wohlstand wieder herstellen."

Die rüstige und muntere Hofräthin trat hinzu. Alle fragten, wo sie den alten Herrn gelassen habe. „Ach," sagte sie, „ich bin sehr verdrießlich über ihn und über andere Dinge. Er ist in's Bad gereist, um auch einmal leidend zu sein und Brunnen zu trinken. Einer der vielen Doctoren hier, die dazu da sind, damit man weiß, daß man krank ist, meint aber, es thäte meinem Alten wirklich gut, ein Paar Wochen curgemäß zu leben. Ich treibe ihn also bei Sonnenaufgang hierher, folge ihm nach und finde ihn richtig hier und wie es sich gehört mit dem Brunnenglas in der Hand. Wie ich aber näher zusehe, trinkt er aus dem Brunnenglas seinen Kaffee."

„Er hat Recht," warf Clotilde ein, „es fehlt ihm nichts als sein Amt."

Das Gesicht der alten Frau nahm einen seltsamen Ausdruck an. „Darüber habe ich meine eigenen Entschlüsse im Kopfe," sagte sie, „ich erwarte nur noch ein Schreiben. Aber mein Alter! Statt sich hier mit ordentlichen Leuten Bewegung zu machen, verliert er sich — rathet wohin? Um sechs Uhr Morgens! Er muß in's Theater, sagt er. Das Theater ist eine alte Scheune, er muß sehen, wie dort Probe gespielt wird."

„Gesegnet sei seine Theaterlust," jubelte Clotilde, „ihr verdanke ich mein ganzes Lebensglück."

Während dieses Gespräches waren die Frauen auf- und abgewandelt und als sie sich jetzt an einem der Tische an der Außenseite des Cursaales zur Ruhe niederließen, erschien Richard von Lorizon am Arme seines Freundes Constantin und stellte diesen den Frauen vor. Clotilde erwiderte die Verbeugung des Deutsch-Amerikaners so förmlich, als ob sie ihn früher niemals gesehen hätte. Nachdem die Unterhaltung eine Zeitlang allgemein gewesen, gerieth Constantin immer mehr in eine persönliche Conversation mit Waltraud. Leonore blickte zuweilen wie in Selbstvergessenheit lange und aufmerksam auf Lorizon, was übrigens nicht auffallen konnte, denn er war ein Vetter der Familie Kornell und war mit ihrem verstorbenen Manne besonders intim gewesen. Mit Keinem aber sprach die Gräfin als mit ihrer Mutter. Clotilde war offenbar unschlüssig, welchen Temperaturgrad sie ihrem Verhalten gegen Lorizon geben sollte. Sie wußte, daß er ihr nicht allzufreundlich gesinnt sei; er hatte ihrer Heirath Schwierigkeiten in den Weg legen, durch seine Beziehungen zum Hofe dahin wirken wollen, Baron Panther von der Verbindung mit ihr abzuschrecken. Indessen war sie eine von den weiblichen Naturen, die unstät, wankelmüthig, leichtsinnig, mit Angelegenheiten, die man eigentlich die des Herzens nennt, gerne spielen, verwandtschaftlichen oder freundschaftlichen Interessen jedoch ausdauernde Treue und Energie widmen. Das Schicksal des Hofraths und seiner Familie ging ihr sehr nahe, sie sah zu ihrer Ueberraschung, daß Lorizon mit Constantin Klemmer eng befreundet —

der Erstere konnte ihr daher in dieser Eigenschaft, sowie als Cousin der Gräfin die wichtigsten Dienste zur Vermittlung zwischen Leonore und Constantin leisten. In dieser Partie sah sie allein die Rettung der Familie vor dem Untergang in Noth, Entbehrung und Elend.

So überwand sie denn jeden persönlichen Groll und entschloß sich zur größten Liebenswürdigkeit gegen Lorizon, in der Absicht, ihn zu einer geheimen Unterredung zu stimmen, in der sie ihm die Verhältnisse und ihren Plan darlegen wollte. Eh' sie jedoch ihre Angriffsgeschütze völlig demaskiren konnte, zwang sie das Erscheinen ihres Gemahls, eine zu deutliche Annäherung an Lorizon für den Augenblick aufzugeben.

Baron Panther zeigte sich in der tadellosen Morgentoilette eines Elegants, obgleich das Hastige seiner Manieren und Bewegungen der Eleganz Eintrag that. Als ob eine Trennung von Jahren vorhergegangen wäre, stürzte er auf Clotilde zu: „Ich suchte Dich überall, ich glaubte schon, Du wärest in den Brunnen gefallen."

Clotilde, niemals um eine Replik verlegen, hatte doch niemals eine für ihren Gemahl, wenn sie nicht allein waren. An ihrer Stelle sprach Lorizon, der den Baron mit Händeschütteln begrüßte und ihn dadurch erst auf die Gesellschaft aufmerksam machte. Constantin wurde ihm vorgestellt.

„Ich glaube, wir haben uns lange nicht gesehen, lieber Arthur," sagte Lorizon, „schon seit Sie Ihrer Junggesellen-Mission untreu wurden."

„Ich suchte eine Abwechslung," erwiderte Panther, „aber es ist wahr, lange nicht gesehen, lange. Alles ist lange auf dieser Welt, besonders die Zeit."

Einer Gegenäußerung war man dadurch überhoben, daß sich alle Blicke auf den in der Nähe auftauchenden Hofrath richteten, der behäbig seines Weges daher wandelte. „Schlimme Neuigkeiten!" war das Erste, was er sagte, als er die Uebrigen erreicht hatte.

„Ist die Theaterprobe in der Scheune schlecht ausgefallen?" fragte Clotilde.

„Gar nicht!" erwiderte der alte Herr, „man wollte die Jungfrau von Orleans probiren, aber sie verheirathet gerade heute die dritte Tochter und kam nicht zur Probe."

„Ich hoffe, Papa, das ist das Schlimmste, was zu melden ist," sagte Leonore.

„Ach nein! mein Kind," entgegnete der Hofrath, „wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand. Man sagt mir aber, man schreibt mir sogar, daß der Minister brutal gegen mich intriguirt. Und wie sagt Lessing? „Wer da nicht sein Amt verliert, der hat keines zu verlieren."

„Da hätten Sie ja eine Abwechslung!" rief Panther, beinahe im Tone des Neides.

„Schöne Unterhaltung!" sagte der Hofrath ärgerlich, „das Theater und die Küche waren meine Leidenschaften. Nun kann ich Küchenjunge werden, oder auch ein zweiter Shakespeare: vor dem Theater den Leuten die Pferde halten und den Wagenschlag öffnen."

„Haben Sie es niemals mit der Wissenschaft versucht?" fragte Panther, „amüsirt das nicht?"

„Ich studire gerne Natur und Völkerkunde," sagte der Hofrath, „und befinde mich gerade in Central-Afrika. Ich kann aber nicht herausbringen, wie es bei den



Negern mit dem Theater beschaffen ist und wenn sie Comödie spielen, welches Roth die Mohrinnen auflegen. Aber lassen wir jetzt alle schwarzen Gedanken, vorläufig möchte ich frühstücken. Es scheint mir die höchste Zeit."

Panther zog seine Uhr. „Wie die Zeit vergeht!" seufzte er, „es ist erst acht Uhr."

Der Hofrath und seine drei Damen, denen sich Clotilde und ihr Mann anschlossen, brachen auf, um sich nach dem sogenannten Dianenhof zu begeben, einer Bauernwirthschaft im Walde, wo sich die Badegesellschaft Morgens und Abends gerne versammelte.

Lorizon und Klemmer blieben zurück. Clotilde zögerte ein wenig, sich den Vorausgegangenen anzuschließen, um Lorizon rasch und heimlich zu sagen, daß sie ihn dringend zu sprechen wünsche und daß es seine Aufgabe wäre, zu versuchen, ob er sie nicht während des Tages irgendwo allein treffen könne. Schon wendete sich Panther nach ihr um mit den ungeduldigen Worten: „Du hast doch immer Privatangelegenheiten, Clotilde."

4. Geständnisse.

Die kleine Gesellschaft, die zum Dianenhof schritt, sonderte sich in drei Paare. Voran gingen Leonore und Waltraud, ihnen folgten die Hofräthin und Clotilde und die beiden Herren bildeten den Nachtrab. Als hätte sich derselbe Stimmungsgeist über die drei Paare gebreitet, ohne daß eines sich darüber mit dem anderen verständigte, ging das Gespräch bei jedem in Geständnisse über.

„Welcher Winter des Mißvergnügens hat Sie eigentlich in das Bad geschneit, liebe Hofräthin," fragte Clotilde, „in der Stadt würde sich jetzt vielleicht besser wirken lassen."

„Ja, Winter ist angebrochen im Amt meines Mannes," seufzte die Hofräthin, „seine Kanzlei ist zugefroren. Er möchte jedoch, daß es vorerst den Leuten nur so vorschwebe. So kommt er vor acht Tagen Morgens in mein Zimmer und sagt: „Malchen, weißt Du etwas Neues? Ich bin, wie es im Zeitungsstyl heißt, nicht unbedeutend erkrankt." — „Blitz!" sag' ich, „ein köstlicher Einfall! Der Verstand kömmt nicht mit dem Amt, sondern erst mit der Pension." — „Das wäre schon gut," meinte er, „aber das schreckliche Zuhausebleiben und heimliche Soupiren!" — „Du mußt doch noch etwas mehr Pension bekommen," sag' ich, „wie kann Dir denn nicht einfallen, in ein Bad zu reisen? Wozu sind denn sonst die Bäder? Das sind die Sommer-Redouten, die Krankheit ist nur der Domino. Und wie wird es unserer armen Tochter gut thun, hinauszukommen in's Grüne!"

Der neben dem Baron Panther rückwärts schreitende Hofrath hörte Bruchstücke dieser Mittheilung. Er verfiel dadurch auf den Gedanken, seinen Begleiter in der Angelegenheit in Anspruch zu nehmen.

„Ich bin froh, lieber Baron," sagte er, „daß ich Sie einen Augenblick allein sprechen kann. Haben Sie schon auf der Reise hierher gehört, daß ich halb und halb in Disposition gestellt bin?"

„Kein Wort!" betheuerte Panther.

„Es ist noch nicht officiell, es kann noch abgewendet werden, wenn Sie mir Ihren Einfluß schenken."



„Ich?"

„Niemand wirksamer als Sie, Baron. Sobald Sie sich nur einmal wieder am Hofe zeigen wollen, machen Sie Alles gut."

„Wie wurde es denn schlimm?"

„Auf unglaubliche Art!" rief der Hofrath erregt; „was ich dem Staate geleistet, sagt Ihnen mein Name. Ich hieß ursprünglich nur Sturm und ward ein Sturmwall. Ja, an dieser Brust — und der Hofrath blieb einen Augenblick stehen — an dieser Brust, wie Sie hier sehen, brachen sich die Wogen der Neuzeit. Plötzlich hieß es, Se. Excellenz unser Minister des Innern wären liberal geworden. Mir muß man so etwas nicht sagen. Zwar blieb nicht zu läugnen, daß der Minister seit Kurzem in der Kammer auf dem linken Ohr besser hörte, als auf dem rechten; das mußte aber einen auswärtigen Zweck haben und konnte nicht inwendiger Liberalismus sein. Je lauter er daher seinen Räthen von Fortschritt sprach, desto stiller lächelte ich und reservirte mich für die Zukunft. Und als er mich eines Tages in Gegenwart aller höheren Beamten beinahe anschrie: „Sturmwall, Ihre Referate stimmen nicht zu den neuen Maßregeln!" da dachte ich, solches Schreien hört man auswärts und lächelte wieder. Nun ließ er mich in sein Privatcabinet rufen und setzte mir die Nothwendigkeit der liberalen Wendung auseinander. Er sprach sehr laut, folglich blickte ich verstohlen in alle Winkel, um den heimlichen Lauscher zu erkennen, für den der Minister auswärtige Freiheit machte. Als er dies merkte, lächelte er, stand auf, klopfte mir verständnißreich auf die Schulter und sagte mit leiser Stimme: „Sturmwall, ich habe Ihnen etwas in's Ohr zu raunen!" — Aha, dachte ich, jetzt sieht er endlich ein, daß man mir die Wahrheit sagen muß — und folgte ihm in den dunkelsten Winkel. Dort, was meinen Sie, daß er mir sagte?"

Panther gähnte. „Ich bin kein Diplomat," antwortete er verdrießlich, „nicht im Stande zu errathen."

„Ganz leise, daß ich es kaum verstand, flüsterte mir Se. Excellenz in das Ohr: „Sturmwall, ich bin wirklich — verstehen Sie? wirklich! — liberal; jetzt wissen Sie es als Staatsgeheimniß, jetzt werden Sie es glauben." Ich war aus den Wolken gefallen. Das war nichts Auswärtiges, das war inwendig. Eh' ich aber noch meine Bereitwilligkeit äußern konnte, von diesem Augenblicke angefangen nach Tyrannenblut zu dürsten, wisperte er mir ebenso leise zu: „Reichen Sie Ihr Pensionsgesuch ein." Ich that es natürlich. Noch ist nichts entschieden. Denken Sie aber, mein Bester, wie glücklich die Sache noch gewendet werden könnte."

Panther, der nichts so sehr fürchtete, als die Langeweile einer amtlichen Auseinandersetzung, wurde aus Angst genial genug, den Hofrath bei einem anderen seiner vielfachen Interessen, bei dem für die Küche zu fassen, indem er sich in eine Erörterung der culinarischen Beschaffenheit aller am Orte befindlichen Hotels einließ.

Indessen waren auch die jungen Damen, welche die Avantgarde bildeten, zu traulichem Gespräch und zu vertraulichen Geständnissen gekommen. Leonore hatte nämlich, von unwiderstehlicher Sehnsucht nach diesem Thema getrieben, zu Waltraud gesagt: „Vorlautes Kind, jetzt sind wir weit genug voraus, jetzt darfst Du sprechen. Wann und wo sahst Du mich erröthen?"

Waltraud hatte altklug gelächelt, endlich stimmte sie statt der Antwort das Lied an: „O Richard, o mon roi!"



Leonore fuhr mit dem Tuch über ihr Gesicht, daß man die Farbe desselben nicht sogleich erkennen konnte, dann sagte sie sehr ernsthaft: „Lorizon ist mein Vetter."

„Erröthest Du darüber, einen Cousin zu haben?" erwiderte Waltraud.

Erst nach einer Pause sprach Leonore: „Wenn Du nicht ein Kind wärest —" und hielt inne.

„Nun?" forschte das Mädchen und als keine Antwort erfolgte, fuhr die Kleine fort:

„Ich bin gar kein Kind mehr. Mich drückt ein Geheimniß, das ich Dir gerade jetzt nicht enthüllen kann und das mich ganz aus dem Backfischthum herausreißt, soweit ich überhaupt noch darin stecke." Und nach einigem Schweigen sprach sie mit ernster Naivetät weiter: „Mich hat das Gespräch mit dem jungen Amerikaner, den ich zum erstenmale sah, sonderbar bewegt. Wir sprachen von ganz gleichgiltigen Dingen und dennoch wurde ich mir erst im Gespräch mit ihm der Wichtigkeit dessen bewußt, was ich Dir noch verschweigen muß. Vertraue mir, wenn ich auch Dir noch nicht vertrauen kann. Sage mir genau, in welchen Beziehungen Du zu unserem Vetter Lorizon stehst."

Waltraud warf sich nach diesen Worten auf eine am Wege stehende Bank. Der Ton, in dem sie gesprochen, war ein bisher bei ihr nie vernommener, trauriger gewesen und Thränen glänzten jetzt in ihren Augen, als sie zur Gräfin aufblickte. Diese fand sich dadurch unwillkürlich zu einem Ernst bewogen, der ihr dem jungen Mädchen gegenüber noch immer fremd gewesen.

„Lorizon," sagte die Gräfin, während Waltraud aufstand und mit ihr weiter schritt, „war der Einzige, der über meinen Gatten einigermaßen Gewalt hatte. Er hielt ihn zu Hause, wenn er wieder im Begriffe war, für lange Zeit, weiß Gott wohin, zu verschwinden. Er mäßigte, er beseitigte den Spott, mit dem mein Mann gerne von meiner bürgerlichen Herkunft sprach. Ich gewöhnte mich an Lorizon, ich vermißte ihn nach dem Tode meines Mannes. Ich habe Lorizon auch seitdem erst hier wiedergesehen, kaum gesprochen und inzwischen auch nichts von ihm erfahren, ausgenommen Eines —"

„Das ist?" fragte Waltraud.

„Ich will Dir es sagen," entgegnete Leonore, „aber unter der Bedingung, daß wir dann nicht mehr darüber sprechen. Ich habe erfahren — daß ich ihn liebe."

5. Clotildens Einsamkeit.

Einen Tag blos hatte Richard von Lorizon zur Erfüllung der Aufgabe erhalten, die ihm Clotilde stellte: — sie allein zu treffen. Zu diesem Zwecke hatte er seinen Bedienten, einen gewandten Burschen von zwanzig Jahren, den er in die Livree eines Groom gesteckt, Spionendienste verrichten lassen. „Zephyrin" wurde dieser Bursche gerufen, und klein von Gestalt, schmiegsam wie ein Aal, zudringlich wie ein Gläubiger, war er der diable boiteux, dem an diesem Badeorte die Dächer der Häuser durchsichtig wurden. Ihm wäre es gelungen, des Augenblickes habhaft zu werden, in welchem man Clotilde in ihrem eigenen Hause oder im Freien zu

einer geheimen Zwiesprache hätte aufsuchen können, wenn nur ein solcher Augenblick überhaupt eingetreten wäre.

Wenn die Sonne sich gegen Westen neigt, erhalten in den meisten deutschen Bädern der Brunnen und die sich daran schließende Promenade ein anderes Aussehen, als sie den ganzen Tag über zeigen. Zwar sind sie schon am Morgen belebt, aber nur von einem geräuschvollen und ungenirten Gewühl ohne ausgesprochenen Charakter. Während der Tagesstunden vereinsamt, so daß sie um diese Zeit der beste Ort für eine geheime Zusammenkunft sind und Zephyrin in der That oft ausgelugt hatte, ob er Clotilde nicht dort ertappen könne, werden Brunnen und Promenade gegen Abend der feierliche Ausstellungsraum weiblicher Toiletten, in dem vollsten und blendendsten Glanz des Pfauenrades. Die vornehmsten, gesuchtesten und geputztesten der Damen halten förmlich Hof und zahlreich, aber mit Grandezza umringt sie die ehrfurchtsvoll sich verbeugende Herrenwelt.

Undurchdringlich hatte sich ein solcher Kreis um Clotilde gebildet, die durch die geschmackvolle Pracht, mit der sie sich kleidete, und den pikanten Reiz, den ihre frühere Beziehung zum Theater ihr noch immer verlieh, große Anziehungskraft auf beide Geschlechter übte. Dem weltgewandten Lorizon, der an der Stelle vorbeikam, wo sie Hof hielt, lag es nahe, diesen Augenblick, in welchem sich Baron Panther nicht bis zu ihr durchdrängen konnte, weil es für einen Gatten lächerlich gewesen wäre, als denjenigen Moment anzusehen, in welchem sie eigentlich allein war.

Sie verstand in der That sein Erscheinen in diesem Sinne. Mitten in der Welt sagt man sich am besten Geheimnisse, weil Niemand recht auf dasjenige achtet, was zu Allen gesprochen zu sein scheint. „Sie suchen mich in meiner tiefsten Einsamkeit auf,“ sagte sie ihm nach der ersten Begrüßung, „denn die Gleichgültigen sind überhaupt nicht vorhanden; ich bin sehr allein.“

Es gelang ihm, sich in der Art in ihrer Nähe zu postiren, daß sie, wenn auch fortwährend durch gesprochene oder angehörte Zwischenreden unterbrochen, ein den Andern unvernehmbares ziemlich zusammenhängendes Gespräch mit ihm führen konnte.

„Ich bin entzückt, Sie so allein zu treffen,“ sagte er.

„Sie sprechen als ein edler Ritter,“ erwiderte sie rasch, „der stets entzückt ist, wenn er seinem Feinde endlich gegenüber steht.“

„Sie wollen doch wohl damit nur sagen, daß Sie mich befehden. Denn daß ich Sie —“, er wurde von Zwischenreden der Andern unterbrochen. Als sie sich wieder zu ihm wenden konnte, sagte sie:

„Ich übe nur Gegenwehr. Die kleine Intrigue, die man der ehemaligen Schauspielerin bei Hofe entgegensetzte, war zu geistreich angelegt, als daß ich Sie nicht für den anonymen Verfasser halten sollte. Vertheidigen Sie sich nicht, sonst nehmen Sie mir den letzten Rest von Glauben, daß man Sie bei mir verleumdet hätte. Aber ich räche mich! O man könnte eine Eisenbahn bauen, blos der Kohlen wegen, der glühenden, die ich auf Ihr Haupt legen will.“

„Ich bin gespannt —“

Er mußte eine Weile warten. „Sie kennen das Wort,“ wendete sie sich endlich zu ihm, „keine Kohle so heiß, als eine stille Liebe, von der Niemand nichts weiß. Und da es heutzutage keine Liebe mehr gibt, von der Niemand etwas wüßte, so —“



„So gibt es auch keine mehr, die —"

„So habe ich auch die Romanze erfahren — kurz, man hat Sie laut an Waltraud von Kornell denken gehört."

„Wie ist dies möglich?" fragte er, in der That ein wenig überrascht.

„Lassen Sie dies meine Sache sein!" versetzte sie, „aber weil Sie sich um Ihre eigenen Angelegenheiten nicht zu kümmern brauchen, so wünschte ich, daß Sie sich ein wenig in die der Gräfin mischten."

„Leonore! Hat das harmlose Wesen überhaupt eine Angelegenheit?"

„Sie ist Ihre Cousine und ich weiß, daß sie keinen Schritt thun wird ohne Ihren Rath. Sie braucht einen reichen Mann so nothwendig wie ein Parasol. Ich habe ihr den jungen Amerikaner, den californischen Krösus Constantin Klemmer ausgesucht."

Und immer inzwischen den Andern antwortend, neue Ankömmlinge begrüßend, nickend und lachend bewies Clotilde dem Vetter der Gräfin die Nothwendigkeit, die Pflicht, dieser eindringlich zu Gemüthe zu sprechen. „Mir geht die Bedrängniß der Familie, die Dürftigkeit, der sie nun durch die Pensionirung des Hofraths ausgesetzt wird, wirklich nahe — und was mich betrifft, so will ich Frieden haben und damit komme ich auf das Wichtigste."

Bezeichnend für die Weise der Menschen überhaupt war es, daß Clotilde von diesem Augenblicke an, da eine Sorge sie beschäftigte, die nur sie selbst und nicht mehr die Gräfin betraf, auf die Umgebung weniger Rücksicht nahm, so daß Jedermann merkte, sie wolle mit Lorizon allein sein und Alle sich nach und nach discret zurückzogen.

„Sie wollen den Frieden haben und rüsten — eine neue Ehe," sagte Lorizon lächelnd.

„Ich rüste den Krieg," rief sie mit mehr Eifer als bisher, „aber zu meinem Vortheil, den Krieg gegen das Ungeheuer, das sich meinem Arthur an die Ferse heftet; obgleich es nichts ist als eine riesige Langeweile, nimmt es mir doch gar zu oft die Gestalt unerträglicher Eifersucht an. Er brauchte alle Tage ein Duell, deren er schon zwanzig sinnlose hatte, um sich nur einigermaßen zu unterhalten. Ich fand hier ein Billet vom Vicomte de Seron, es ist so arglos, daß ich es auf dem Tische liegen lassen könnte, aber nein! ich muß es bei mir tragen, um keine Scene zu haben. Wissen Sie mir also Jemand, der im Stande wäre, meinen Mann zu amüsiren?"

„Womit?" fragte Lorizon.

„Wenn ich dies wüßte!" rief sie, „ich bestiege täglich einen Luftballon, wenn ihn dies amüsiren könnte. Indessen genügte es für den Augenblick, wenn sich ein Mann von einigem Titel fände, der ihm die Chronik der Badegäste zu erzählen wüßte — Bildung wäre kein Hinderniß."

„Ich werde darüber nachdenken," sagte Lorizon und nach einigen Augenblicken setzte er mit einem eigenthümlichen Lächeln hinzu: „Einen Gesellschafter für Baron Panther, ich glaube, ich habe ihn bei der Hand."

Jetzt hatte aber der Baron bemerkt, daß sich der Kreis um seine Frau gelichtet, und da er sie zugleich in eifrigem Gespräch mit einem jungen Manne sah, beeilte er sich, hinzuzutreten.

„Ich habe die Tabelle der Postcourse auswendig gelernt," sagte er ernsthaft, „und weiß genau, auf welchem Wege man am besten von hier fortkommt. Wir könnten abreisen."

„Wie!" rief Clotilde, der in Rücksicht auf die Familie des Hofraths nichts unangenehmer hätte sein können; „wie! abreisen! Und in dem Augenblicke, da uns Herr von Lorizon die interessanteste Bekanntschaft der Welt verspricht! Ich meine den Mann mit der Badechronik. Wie ist denn sein Name?"

„Sein Name — sagte Lorizon, ein wenig verlegen, — sein Name, ja, er nennt sich Topp, ein junger Holländer, ein Mynheer van Topp."

„Ein kurzer Name," murmelte Panther, „die Zeit vergeht nicht, wenn man ihn ausspricht."

Und er reichte seiner Frau den Arm. Lorizon nahm Abschied.

6. Zephyrin.

Die Sommernacht gleicht einem fröhlichen Kinde, dessen helle Augen sich nicht zum Schlummer schließen wollen. Es will an einem heißen Julitage zwischen dem Untergang und Aufgang der Sonne eigentlich nicht Nacht werden. Selbst die Pflanzen scheinen nicht zu schlafen. Eine geheime Unruhe, ein Trachten, den unterbrochenen Tanz der Lebenslust wieder aufzunehmen, bewegt die Natur; und das Menschenherz, wenn ihm der Tag nur die geringste Ursache zur Erregung gegeben hat, stimmt gerne in die heitere Feindschaft gegen Ruhe und Schlaf ein. Lorizon saß die halbe Nacht auf seinem Balcon, sog den Duft der Linden ein, der zu ihm aufstieg, und prüfte die Helle des Sternenlichts, indem er von Zeit zu Zeit das Zifferblatt seiner Uhr betrachtete. Dies geschah in einer fast unwillkürlichen Mahnung der Gewohnheit, das Bett bei Nacht, wenn auch noch so spät, aufzusuchen, während er immer wieder in ein gedankenloses Hinbrüten verfiel, das ihn auf seinem Sitze festhielt.

Gleich den beiden Eimern des Brunnens, die auf- und niedersteigen und von denen immer einer in der Tiefe verschwunden ist, wenn der andere seine Höhe erreicht hat, lösten sich in der Seele des jungen Mannes die Gestalten Waltrauds und Leonorens beständig ab. Das blonde Mädchen, das als eine Kornell zu seiner Verwandtschaft gehörte, hatte er gekannt seit es auf der Welt war. Waltraud hatte stets die besondere Gunst ihres „Onkels", des Grafen Kornell, des verstorbenen Gatten Leonorens besessen, der seinem Vetter Lorizon mit Wehmuth gestanden hatte, daß er Waltraud geheirathet haben würde, wenn sie nicht so arm gewesen wäre, wie er selbst.

„Du aber, Richard, bist reich," hatte der Graf ausgerufen; „Dank Deiner verwünschten Solidität, die Dich zuweilen so ennuyant macht. „Ich denke mit Entsetzen daran, daß Waltraud, wie so viele arme Mädchen unserer Tage, genußlos und ungenossen verblühen könnte. Versprich mir, Richard, sie zu heirathen, sobald Du von Deiner amerikanischen Reise zurückgekehrt sein wirst."

Lorizon lachte darüber; er achtete sich viel zu sehr, um eine Verbindung für das Leben aus äußeren Rücksichten zu nehmen. Aber bald stellte sich auch eine innerliche Mahnung ein, dem Grafen Gehör zu schenken. Von Tag zu Tag erhob sich mächtiger in Lorizons Herzen die Neigung zu — Leonore. Leidenschaftlicher

Kampf zwischen Liebe und Freundschaft durchtobte seine Brust — und als ihn so in einem Augenblicke trunkenen Empfindens der Graf wieder mit seinem Eheplan bestürmte, vielleicht selbst durch einen eifersüchtigen Argwohn gefangen genommen, gab Lorizon hastig sein Ja; er erbot sich, nach seiner Rückkehr aus Amerika um Waltraud zu werben — und als der Graf, von seiner verwandtschaftlichen Fürsorge um das Mädchen immer weiter getrieben, Lorizons Ehrenwort verlangte, hielt der Cavalier auch mit diesem nicht zurück. Sah er doch selbst in einer solchen Verbindung die einzige Möglichkeit, um den Sturm überwältigender Gefühle zu sänftigen. Nach seiner Heimkehr fand er den Grafen Kornell nicht mehr unter den Lebenden. Zu viel Edelmann, um sich deshalb seiner Schuld für quitt zu erachten, obgleich sein Versprechen keinen andern Zeugen als den Grafen gehabt hatte, benutzte er den Badeaufenthalt, um Waltraud auf eine zarte und discrete Weise in Kenntniß zu setzen, daß er die Absicht habe, um ihre Hand zu werben.

Der Schritt war ihm schwer geworden; er hatte damit den conventionellen Ehrbegriffen des Gentilhomme ein großes Opfer gebracht. Denn als er Leonore so unerwartet als Wittwe wiedersah, war der schon halbunterdrückte Orkan wieder aufgebraust.

Waltraud mußte aber von seiner Werbung Clotilde in Kenntniß gesetzt haben, die ihm im Gespräch dieses Abends zu seiner Ueberraschung verrathen hatte, daß sie darum wußte. Für Waltraud war die Baronin Panther mehr eine gleichgiltige als sympathische Erscheinung, wie dem jungen Manne nicht verborgen geblieben war. Für eine Sache jedoch, die man einer gleichgiltigen Person anvertraut, hat man gewiß auch keine Sympathie. Sollte Lorizon aus dem Umstand, daß Waltraud gerade die Baronin Panther in das Geheimniß seiner Werbung eingeweiht hatte, die Hoffnung schöpfen dürfen, das Mädchen werde die Werbung zurückweisen? Er hätte dann das Seinige gethan und zu Unmöglichem konnte er sich nicht verpflichtet haben.

Andererseits war ihm nur zu genau bekannt, daß die Angehörigen Waltrauds ihr zu dieser vortheilhaften Partie rathen werden, daß aber hauptsächlich der Wunsch, dem unangenehmen Verhältniß zur Stiefmutter zu entrinnen, das Mädchen bestimmen könnte, die Hand ohne das Herz zu vergeben. In diesem Falle blieb seiner Zuneigung für Leonore keine andere Bethätigung übrig, als die schöne, unglückliche Frau zu überreden, in der Verbindung mit dem reichen Deutsch-Amerikaner eine letzte Rettung für sich und ihre Eltern zu suchen.

Constantin selbst, dachte Lorizon, werde Feuer und Flamme für diesen Gedanken sein; wollte der von den transatlantischen Sitten und Gewohnheiten nicht sehr erbaute Crösus doch um jeden Preis eine Frau heimführen, fähig, sein Haus mit den eleganten Lebensformen europäischer Erziehung auszustatten.

So hätte eigentlich Clotilde für alle Theile das Verständigste angeregt.

Mit diesem Gedanken verließ endlich Lorizon den Balcon, voll Eifer auch seinerseits der praktischen Baronin den versprochenen Dienst zu leisten, zum Lohn für den Antheil, den sie an Leonorens Geschicken nahm. Zu seinem Erstaunen fand er im Schlafgemach den Groom Zephyrin noch seiner warten, den Mann eben, der ihm dazu verhelfen sollte, den Wunsch Clotildens zu erfüllen.

„O, ich kann nicht einschlafen," erwiderte Zephyrin auf den Ausdruck der Verwunderung Lorizons, „wenn ich nicht früher noch ein wenig conversirt habe, und nöthigenfalls begnüge ich mich zu diesem Zweck sogar mit meinem Herrn.

Lorizon warf sich in den Lehnstuhl. „Ich habe wirklich mit Dir zu sprechen," sagte er, „darum setze Dich. Ich will vor Allem sehen, ob Du im Stande bist, in eleganter Manier Platz zu nehmen."

Und da der Groom dies mit aller Leichtigkeit ausführte, fuhr Lorizon fort: „Zephyrin, ich habe Dich auf Empfehlung des Curhaus-Inspectors in meine Dienste genommen. Er ist selbst ein rechtschaffner Gauner und ich halte deshalb auch Dich für einen redlichen Pfifficus."

Zephyrin verbeugte sich graziös: „Redlich bin ich gewiß, sonst müßte ich es in den zwanzig Jahren, seit ich den Beruf habe, die Nothwendigkeit meines Daseins zu behaupten, schon zu etwas Größerem gebracht haben, als zum kleinen Groom."

„Ich möchte Dich zu etwas Gescheidtem gebrauchen, darum muß ich wissen, wohin eigentlich Dein Ehrgeiz zielt."

„Als Sohn eines Mitgliedes des hiesigen Bade-Orchesters habe ich von Natur aus ein künstlerisches Ziel. Musikalische Studien gab ich bald auf, um meinem armen Vater nicht Concurrenz zu machen. Nachdem ich die hiesigen wissenschaftlichen Institute absolvirt hatte —"

„Wissenschaftliche Institute im Bade?"

„Wir besitzen zwei Leihbibliotheken. Nachdem ich sie gründlich erschöpft hatte, warf ich mich auf die Literatur."

„Sie hat Dich wohl wieder abgeworfen?"

„In Wahrheit wirft sie nichts ab. Ich versuchte es zuerst die hiesige Curliste durch ein neues Unternehmen zu verdrängen und zwar auf hoch conservativer und in Betracht meiner Mittel auch hypothetischer Grundlage. Ach, es war ein gemüthliches Blatt und dennoch voll Würde. Unter dem Titel „Der politische Brummbär hinter dem Ofen der Jetztzeit" erlebte es Einen Jahrgang und dieser Jahrgang Eine Nummer."

„Nun, das ist doch immer etwas."

„Gewiß. Ich war durch diesen geringen Erfolg zur Ueberzeugung gekommen, daß die Journalistik ein Krebsschaden unserer Zeit ist. Ich versuchte es nun ein Theater zu leiten und wurde einstweilen, zur Vorbereitung, Coulissen-Arrangeur bei der hiesigen Sommerbühne. Ich mußte aber bald meine Entlassung nehmen, da das Unglück wollte, daß einmal ein Wald mit mehreren Seitenthüren erschien. Nun blieb mir von höheren Berufszweigen nichts mehr übrig als die Philosophie."

„Nach welchem System?"

„Mein Vater sagte mir: Ich habe schon das Aeußerste für Dich gethan, was ein Vater seinen Kindern zu leisten vermag, indem ich dafür sorgte, daß Du an einem Badeort geboren wurdest. Du brauchst Europa nicht zu bereisen, Europa reist zu Dir. Beobachte, forsche, lauere den höheren Ständen das Geheimniß ihrer Herrschaft ab, indem Du ihnen vorerst d i e n st. Und so —"

Zephyrin hielt inne. „Und so wardst Du Bedienter," ergänzte Lorizon.

Mit Pathos und Belesenheit sagte Zephyrin: „Sie sind es, der es gesagt hat. — Ich habe als solcher die Welt kennen gelernt, als ob ich seit Jahren die Hauptstädte besuchte. Ich kenne die mystères aller Städte und die misères aller Städter, vor Allem aber die Memoiren aller Badegäste."



„Das ist es gerade, was ich brauche," rief Lorizon, „und wie steht es mit den Sprachen?"

„Ich spreche leidlich französisch und spreche englisch wie ein geborner Engländer, der das Unglück hat, stumm zu sein. Das Bad hier gehört noch nicht zu den Zielpunkten der Britten, wenn sie auf Reisen gehen, um den Continent melancholisch zu machen. Aber holländisch lernte ich gründlich von einem Stammgast des Bades, dem lustigsten alten Herrn, dem ich jemals diente —"

„Halt!" rief Lorizon, „ich hörte Dich zufällig in dieser Sprache und darum kam mir der Gedanke — lasse Dich morgen von Kopf bis Fuß wie ein Gentleman kleiden, schaffe Dir auch ein convenables Bärtchen an. Du erwachst morgen als ein reicher junger Holländer und führst den Namen van Topp. Das Weitere wirst Du erfahren."

7. Die Werbung.

Zwei junge Männer, die, gesund und lebenslustig, von den Umständen veranlaßt werden, an einem Orte zu verweilen, dessen Sitten und Einrichtungen ausschließlich den Kranken gewidmet sind, kommen sich wie Feinde der Gesellschaft, wie heimliche Verbrecher vor, wenn sie in Diät und Lebensweise ihre alten Gewohnheiten fortsetzen wollen. So hatten sich Richard und Constantin fast zaghaft und verstohlen zu einem Frühstück im Hotel um zehn Uhr Vormittags zusammengefunden.

Die Teller waren abgeräumt, die Flaschen standen auf dem Tische, die Cigarren dampften und die Freunde schwiegen. Jedem lastete etwas Schweres auf der Seele, das den sonst so hell und lustig rauschenden Redestrom nur tropfenweise durchsickern ließ.

Dieser Zwang und Druck war wesentlich Folge und Wirkung der Manöver, welche die reizende Baronin Panther, die stets zum Durcheinanderweben fremder Lebensfäden angeregt war, schon an diesem Morgen am Brunnen gegen beide Männer hatte spielen lassen.

Zunächst hatte sie dem armen Constantin das Gemüth mit den düstersten Wolken überschattet, indem sie ihm eine große Leidenschaft entdeckte, von welcher sein Freund Lorizon für die schöne blonde Waltraud von Kornell ergriffen wäre. Sie hatte diese Liebe mit so glühenden Farben geschildert, daß Constantin fest überzeugt war, das Lebensglück seines Retters hinge von der Verbindung mit diesem Mädchen ab. Seiner Freundschaft, seinem dankbaren Herzen schien nun nichts mehr übrig zu bleiben als eine entschiedene und stillschweigende Entsagung, so lautlos, aber auch so bestimmt wie seine Gefühle selbst waren, soweit sie das schöne, junge Mädchen betrafen.

Als nun Clotilde der Schilderung dieser angeblichen Liebe den Vorschlag folgen ließ, Constantin möge nach der Hand der verwittweten Gräfin streben, hatte er sich zuerst mit schweigender Entrüstung von diesem Gedanken abgewendet. Später, auf einem einsamen Gange im Walde darüber nachdenkend, sagte er sich, ohne recht selbst zu wissen, daß er damit nur einer latenten Verzweiflung Ausdruck gab: „Ja, es sei so! Ich werde mich dem ungeliebten Weibe verbinden. Möge ein ernster Lebenszweck mich lehren, ruhiger zu verzichten. Waltraud, meine erste, wahre, einzige Leidenschaft —

zu spät! Waltraud ist das Ziel des Freundes, der für mich dem Tode nahe war. So sei denn das Opfer stumm und stark gebracht. Aber hätte er auch hundert Leben für mich eingesetzt, ich wäre ihm jetzt nichts mehr schuldig."

Nachdem sie dem arglosen Constantin diese Brandrakete in die Seele geworfen hatte, wandte sich Clotilde zu Lorizon. Von Neuem stellte sie ihm die Nothwendigkeit einer Verbindung Leonorens mit dem reichen Amerikaner dar. „Aber," sagte sie, „die Gräfin hat in ihren schönen unschuldigen Augen keinen Blick. Man sieht es ihr völlig an, daß sie nicht sieht, mögen ihre Augen auch noch so aufmerksam auf einem Gegenstand zu ruhen scheinen, wenn dieser Gegenstand ein Mann ist. So konnte ich wiederholt wahrnehmen, wie sie Ihren Freund sah und zugleich nicht sah. Es ist auch nicht aus ihr herauszubringen, ob er irgend einen Eindruck auf sie übte. Und der Amerikaner ist viel zu steif oder eigentlich schüchtern, um selbst etwas Entscheidendes zu thun, obgleich er, wie nicht zu zweifeln, für Leonore glüht. Soll sich die Sache nicht verzetteln, soll der Mann nicht, eh' wir es uns versehen, so ledig wie er kam, also lediglich dem Geschäft ergeben, wieder auf dem Ocean schwimmen, so müssen Sie rasch eintreten, Herr von Lorizon, Sie müssen bei Leonore im Namen Ihres Freundes werben; Sie sind es Ihrer Cousine schuldig, dafür zu sorgen, daß sie nicht ihr letztes mögliches Lebensglück verträume und verzettle."

Lorizon schied mit dem Versprechen, noch an demselben Tage bei Leonore für Constantin zu werben, nachdem er erst diesen gesprochen und sich seiner Beistimmung versichert haben werde.

Allein das Frühstück war vorüber und noch hatte keiner der jungen Männer das Thema berührt, das ihn doch im Innern allein beschäftigte. Endlich sah Richard auf die Uhr und sagte: „Ich besuche die Gräfin heute. Es ist doch gut, daß ich Dich noch sehe, ich hätte Dich am Ende gar nicht gefragt. Aber die Baronin spricht für Dich und sie muß am besten Deinen Willen kennen. Du hast sie ja zu Deiner Vertrauten gemacht, Du hast ihr Deine Neigung für Leonore bekannt."

„Neigung? Hm! Ich habe ja Leonore kaum zweimal gesehen. Aber ich bin jetzt nüchtern wie eben ein amerikanischer Geschäftsmann. Als solcher brauche ich eine Frau. Du weißt, daß ich mir dabei gerne den Parfum unserer alten Gesellschaft in die neue Welt mitbrächte. In der Gesellschaft Amerika's riecht eben Alles wie neu angestrichen."

„Leonore ist zwar bürgerlichen Ursprungs, aber in dieser Beziehung kann sie Dir Alles leisten. Ich gestehe Dir, Constantin, sie ist mir werth, unendlich werth. Welches Leben denkst Du ihr zu bereiten?"

„Sie ist Wittwe, sie hat wohl auch viel des Bittern erfahren müssen. Darum wird sie sich wohl fühlen in der gemäßigten Zone der Empfindung, die ich ihr entgegen bringen könnte. In dieser Zone blüht ihr eine dauernde Verehrung, ein prosaisches zwar, aber sicheres Glück."

„Constantin, es scheint, daß Du in solchen Dingen nur Weibern gegenüber die ganze Wahrheit sprichst. Mir willst Du eine gemäßigte Zone weiß machen und Clotilde versichert, daß Du für Leonore pures Central-Afrika bist. Indessen, mir wäre es beinahe lieb, wenn Dein Liebesklima etwas kühler wäre als ich glauben muß."

„Warum wäre Dir dies lieb?"

Lorizon schwieg eine Weile, sehr ernsthaft und aufmerksam das Rauchwölkchen betrachtend, das er in die Luft geblasen hatte.

„Ich weiß nicht," sagte er endlich, „vielleicht weil ich selbst blos mit Reisen mich abzugeben gezwungen bin. Wenn Clotilde mir nicht heute am Brunnen unter Anderm auch gesagt hätte, daß man mit meiner Absicht auf Waltraud einverstanden —"

Constantin stand heftig vom Tische auf: „Ich bin es gar nicht gewohnt," sagte er wie zu seiner Entschuldigung, „daß zwischen Männern so viel von solchen Geschichten gesprochen wird. Thue, was Du willst. Ich will nur Resultate hören oder gar nichts. Verdammte europäische Weichlichkeit!"

Und er eilte wie ein Beleidigter davon.

Lorizon aber ging seufzend den schweren Weg zur Geliebten, um durch seine Beredtsamkeit die Hand der schönen Frau, um die er am liebsten für sich selbst geworben hätte, einem Andern zu gewinnen.

Leonore saß auf der schattig überdeckten Veranda ihres Wohnhauses, umgeben von Stickrahmen und Büchern, zu ihren Füßen den in der Mittagsschwüle brütenden Garten, der manchmal mit einem Summen oder Rauschen aus dem Traume zu sprechen schien. Die Stille solcher hellen Stunden, wenn der Sommertag seinen Lichtrausch ausschläft, überzieht ein unglückliches Gemüth mit besonderer Wehmuth; es empfängt von diesem monotonen Schweigen den Eindruck, als ob für ewig Alles beschlossen wäre und sich nichts mehr zum Guten wandeln könnte.

Indessen gab sich Leonore in diesem Augenblicke keiner weichlichen Träumerei hin. Von Clotilde bestürmt, eine neue Heirath als eine praktische Pflicht zu betrachten und bei der Erfüllung derselben jede Art von Romantik auszuschließen, war die Gräfin des Besuches gewärtig, bei dem sie Rath erholen wollte, und hatte sich mit dem Entschluß gewaffnet, einen trockenen Ernst walten zu lassen.

„Ich treffe Sie endlich einmal allein," sagte Lorizon bei seinem Erscheinen, „wie lange war dies nicht der Fall, theure Cousine!"

„Clotilde bereitete mich auf Ihr Kommen vor," erwiderte Leonore, „und ich muß Sie ernstlich sprechen, Vetter! Ich habe, da die Eltern in der Sache selbst Partei wären, Niemand sonst, der mir rathen könnte."

„Was ist denn so Ungeheures im Werke?"

„Die Sache ist einfach, und daß ich sie Ihnen ohne Verlegenheit mittheile, beweist, daß mein Gefühl nicht dabei im Spiele ist. Ich bin arm geworden und das Vermögen meiner Eltern ist zu Grunde gegangen. Ihnen brauche ich nicht zu sagen, wie dies kam, Sie kannten Ihren Cousin, den Grafen von Kornell, zu gut. Dazu soll mein Vater den größten Theil seines Einkommens verlieren. Kurz, man räth mir zu einer Verbindung, die mir ein neues Vermögen brächte, zu einer Heirath mit Ihrem amerikanischen Freunde."

„Sie kennen ihn?" fragte Lorizon mit kaum zu besiegender Befangenheit.

Leonore heftete unwillkürlich den Blick auf Richard, eh' sie erwiderte: „Ich habe ihn einigemal gesehen, er ist recht nett."

„So?" rief Lorizon, „und dies besticht Sie, dies traf Ihr Herz?"

„Mein Herz? Verzeihen Sie einer Hofrathstochter das bureaukratische Bild:



mein Herz ist in der Angelegenheit nur Protokollführer, es schreibt Alles getreulich ein, was verhandelt wird, hat aber selbst kein Wort darein zu sprechen."

„Ihr Herz schlägt für keinen Andern," sagte Lorizon aufathmend, „das freut mich."

„Weshalb?"

„Ich will sagen . . . ich meine . . . es ist mir angenehm, da Ihr Herz noch frei ist, für meinen wackeren Freund Constantin um Ihre Hand zu werben."

Leonore vergaß ihren Entschluß trockenen Ernstes, als sie mit eigenthümlichem Tone fragte: „Sie, Lorizon, Sie werben für ihn?"

„Warum nicht?"

„Es ist wahr," hob Leonore nach einer Pause an, „er ist Ihr Freund, und schon deshalb sollte ich ihn liebenswürdig finden, ja, mich bemühen, ihn der Liebe werth zu finden —"

„O, ich bitte, bemühen Sie sich nicht," unterbrach sie Richard unwillkürlich.

Jetzt war es an Leonore, aufzuathmen, sie klammerte sich an diese Aeußerung als sie rasch antwortete: „Sie wollen mir also als ein treuer Verwandter eigentlich abrathen?"

„Im Gegentheil! Ich habe mir vorgenommen, ich habe ihm versprochen, Ihnen zuzurathen."

Sehr deprimirt schwieg Leonore eine Weile. „Ich weiß ja gar nicht, wie er für mich empfindet," sagte sie endlich.

Feurig rief Lorizon: „O könnte ich die Gefühle ausdrücken, welche bei dieser Frage — — meinen Freund Constantin bestürmen."

„W e n bestürmen diese Gefühle?" fragte Leonore befremdet.

„Meinen Freund natürlich."

„Wie hätte ich denken können, in so kurzer Zeit Eindruck auf ihn gemacht zu haben?"

„Geliebteste s e i n e s Herzens! Bedarf es dazu einer Zeit? Ist es möglich, daß ich jemals vergessen könnte, was — er auch nur in diesem Augenblicke empfindet?"

„Wer?"

„Mein Freund natürlich. Wenn es ihm vergönnt wäre, auf diesen s e i n e n Armen trüge er Sie weit — weit —"

Verstimmt unterbrach ihn Leonore: „Sie sollen mir ja nicht seine Liebe erklären. Sie sollen mir rathen, was ich für meine Zukunft thun darf."

„Für Ihre Zukunft gäbe es in der That nichts klügeres," erwiderte Richard, sich zur Ruhe ermannend; „es leben nicht Fürstinnen in Amerika, aber reiche Frauen leben dort ein fürstliches Dasein. Und da mich mein Schicksal zu einer Bestimmung treibt, die — kurz, da ich der Freund dieses wackeren Mannes bin — ich habe ihm einst das Leben gerettet, ich will ihm jetzt den Werth des Lebens retten: reichen Sie ihm Ihre Hand."

Nach diesen Worten brachen die praktischen Entschlüsse Leonorens neuerdings zusammen. Als ob ihr mit dem von ihr selbst erbetenen Rath eine Beleidigung zugefügt worden wäre, stand sie auf und sagte: „Verlassen Sie mich, Herr von Lorizon."

Er erhob sich und sagte noch im Verschwinden: „Einsames Nachdenken wird Sie überzeugen, daß ich Ihnen das Beste rathe."

In großer Aufregung stieg Leonore zum Garten nieder und ging in der fernsten Allee desselben auf und nieder.

„Das Beste glaubt er mir zu rathen," sagte sie sich, „wenn er mich dem fremden, ungeliebten Manne hinwirft. Doch er hat Recht, ich war bisher ein Kind, sagte Clotilde. Jetzt stellt mich das Schicksal auf den offenen Markt hin. Alle erwachsenen Leute sind praktisch und ich soll endlich auch ein Geschäft mit mir machen. Wer kauft mich? Ich sah gestern eine Reihe von Frauen in Putz und Glanz über die erleuchtete Promenade schreiten. Man lächelte spöttisch über die Diamanten der einen Frau, weil man weiß, wie sie erlangt sind, aber man zog den Hut vor dem Titel einer anderen Frau, obgleich man auch weiß, wie er erlangt ist, durch eine conventionelle Heirath, durch Verlachen der eigenen Jugendträume, durch Ertödten der besten Eigenschaften. Es heißt also überall, praktisch sein, und nur die Form macht den Unterschied. Clotilde sagt, welche gebildete Frau darf sich heutzutage mit einer sorgenfreien Existenz begnügen? Wo ist eine, die nicht zum Luxus verurtheilt wäre? Es ist nur natürlich, wenn sie ihn hat, aber es ist ihre gloire, ihn zu erringen. Ich bin ganz ihrer Meinung. Wenn ich es mir nur endlich selbst glauben wollte! Und hinge ich noch durch einen dünnen Faden mit der Welt der Ideale zusammen, so kam jetzt das Ideal selbst mit einer großen Scheere und schnitt den Faden entzwei. Lorizon, gerade er, räth mir zu einer Vernunftheirath. Als ich noch ein kleines Fräulein war, bewog man mich, mit dem Grafen von Kornell Trauung zu spielen. Später erfuhr ich, daß dies die Ehe sei und weinte sehr. Lorizon war es, der mich weinen gelehrt und dennoch —! Nun gut, ich will den amerikanischen Banquier heirathen, hingerissen von der Heldengröße seiner Seele, nicht ohne Glück speculirt zu haben! Allons! Le jour de gloire est arrivé!"

8. Im Schlafgemach.

Ein Gewitter hatte sich eingestellt und war in einen langen, ausdauernden Regen übergegangen, der das Badeleben sehr langweilig, aber auch sehr traulich gestalten kann. Es hängt eben von den Persönlichkeiten ab, die sich in den einzelnen Gesellschaftskreisen finden. In der Familie des Hofraths gab es mindestens bei den Frauen keine Sehnsucht nach Unterhaltung. Die Hofräthin, Leonore, Waltraud — sie blieben den ganzen Abend in sich versunken, mit sich allein beschäftigt. Man zog sich früh zurück.

Die Gräfin und Fräulein von Kornell hatten zwei nebeneinander gelegene Schlafzimmer, welche bei offenen Thüren ein einziges Gemach bildeten: Beiden jungen Geschöpfen war die Stunde, welche den Tag beschloß, fast die liebste, die er brachte. Während sie sich langsam entkleideten, flossen in holdseliger Vertraulichkeit die Reden hin und wieder, der Austausch der kleinen Erfahrungen ihres kurzen Lebens, oft unterbrochen vom kindlichen Lachen Waltraud's. Immer kamen sie ermüdet von dem Treiben und den Vergnügungen des Badelebens in ihre Schlafkammer, mit dem Vorsatz, sogleich die Ruhe zu suchen und sich nichts mehr zu sagen als den Gutenacht=

wunsch; immer aber wurde der Vorsatz gebrochen und eine tief in die Nacht währende Plauderei trat an die Stelle des Schlafbedürfens.

Diesmal war die Brust Beider bedrückt, so daß sie weder zu schlummern noch zu sprechen gedachten, und ihrem Gedankenbrüten sich hingeben wollten. Ohne eine Schleife, ohne eine Nadel zu lösen, warf sich Leonore auf den kleinen Divan und wie unwillkürlich nahm Waltraud auf einem Tabouret zu Füßen der Gräfin Platz und Beide schwiegen lange.

„Hast Du bemerkt," fragte endlich Waltraud, „daß Deine Mama den ganzen Abend unruhig und innerlich bewegt war? Große Entschlüsse, äußerte sie nur, gehen ihr im Kopf herum."

„Ach, liebstes Traudchen!" sagte Leonore, „mir schwindelt der Kopf von eigenen Entschlüssen und Plänen."

Im schmerzlichsten Tone rief Waltraud: „Was wirst Du erst sagen, wenn Du vernimmst, was sich mit mir begibt! Eine unerhörte Geschichte!" Und da Leonore nicht antwortete, fuhr Waltraud nach einer Pause fort:

„Die Baronin Panther versprach mir ein Mittel, um dem Schicksal zu entgehen, zur Stiefmutter zurückkehren zu müssen. Aber hat man schon jemals etwas so Arges ersonnen? Ich soll einen Mann heirathen, den ich nicht liebe, während ich immer dachte, dem Mann, den man nimmt, dem müßte man sein Leben opfern können."

„Märchen für Kinder unter fünfzehn Jahren!" sagte die Gräfin mit Wehmuth.

„Aber ist Aehnliches einem Menschen jemals eingefallen!" rief Waltraud mit einem naiven Schmerz, der sie vergessen ließ, daß sie der Gräfin, nach dem Geständniß, das ihr diese auf dem Wege zum Dianenhof gemacht, eigentlich nicht davon sprechen wollte; „ist es erhört worden! Ich soll Herrn von Lorizon heirathen."

Leonore fuhr empor: „Ist es möglich? O, mein Gott!" Aber sie ließ die Hände sinken, in denen sie ihr Gesicht verborgen hatte, sie warf sich wieder auf den Divan. „Warum nicht? fuhr sie mit erzwungener Ruhe fort, ich vergesse immer das Gesetz der praktischen Welt. Gewiß hat man in der National-Oeconomie einen Grund für diese Heirath gefunden, wie man einen fand, um mich dem Amerikaner zu bestimmen."

„Constantin!" fuhr nun Waltraud auf mit wahrem Entsetzen in ihren schönen Zügen.

„Du erschrickst!"

Waltraud warf sich an den Hals der Gräfin und sie fest umschlingend flüsterte sie schluchzend: „Das ist mein Märchen unter fünfzehn Jahren."

„Gutes Kind!" sagte Leonore gerührt und zwang das Mädchen wieder auf den Schemel nieder; „schlage Dir aber die Liebe aus dem Sinne. Du willst doch nicht ein Kleid aus dem vorigen Jahrhundert tragen?"

„Aber das Schrecklichste, das Grausamste kömmt erst! Heute zum erstenmale sprach ich Constantin einen Augenblick allein. Er war sehr blaß, sehr aufgeregt, und denke Dir! Constantin selbst warb um mich für seinen Freund."

„Ganz mein Fall mit Lorizon. Darum thue wie ich. Wir leben in einer Badewelt, wo Jeder, wie der Spieler am grünen Tisch, so viel als möglich zu gewinnen sucht. Das ist Alles! Such is life. Träume nicht davon, Dich jemals

glücklich zu fühlen; sei vollauf zufrieden, wenn die Baronin Panther Dich glücklich nennt."

„Aber," rief Waltraud, „sollen wir Nebenbuhlerinnen werden, ohne es zu wollen? Soll ich Dich Deinem Geliebten rauben, Du mich dem meinen?"

„Rauben?" versetzte Leonore mit Bitterkeit, „werfen sie uns nicht selbst von sich? Will nicht Jeder Eine von uns dem Freunde schenken? Und dies gerade muß es uns erleichtern. Oder willst Du zu Deiner Stiefmutter zurückkehren?"

„O Himmel! Lieber einen Sprung mitten in das Unglück hinein. Wenn nur dann gleich gestorben werden könnte!"

„Du wirst es gut haben an der Seite des Herrn von Lorizon!" rief die Gräfin in einem Tone, der sowohl Neid als Ironie sein konnte; „er ist liebenswürdig."

„Gut haben?" sagte Waltraud trübselig; „mit dem Bewußtsein einer furchtbaren Lüge, einer Heirath ohne Liebe?"

„Und mit der Liebe zu einem Andern im Herzen!" rief Leonore schmerzlich; „aber man fordert ja von uns, daß wir leben sollen, so muß man verzeihen, wenn wir ergreifen, was uns das Leben möglich macht."

„Ich fürchte, Du hast Recht," klagte Waltraud gesenkten Hauptes.

In der nächtlichen Stille hörte man jetzt ein Geräusch, das die Freundinnen aufschreckte. Sie erhoben sich. „Ich glaube wirklich, sagte Leonore nach einigem Lauschen, Mama kömmt noch zu uns. Sagen wir ihr vorläufig von Allem nichts; sie würde Dein Opfer nicht für nöthig finden und meines nicht annehmen."

Die Hofräthin öffnete leise die Thüre. „Richtig seid Ihr wieder einmal unbestellte Nachtwächter," sagte sie, „aber diesmal komme ich nicht um zu schelten. Ich bin selbst aufgeregt wie eine junge Frau. Ich sehne mich, Euch traulich allein zu sprechen, als Vorbereitung, um diese Welt zu verlassen."

„Mama, was sind das für schreckliche Gedanken!" rief Leonore ganz entsetzt.

„Gar keine, mein Kind! Ich will mit Gottes Hülfe so alt werden wie Methusalems Wittwe, aber diese Badewelt, diese Flatterwelt, die großen Städte und vornehmen Menschen will ich verlassen. Und das Mittel dazu hat sich gefunden."

„Ich bin ganz erstaunt," sagte Leonore, „das ist ja eine neue Lebenswendung."

Die Hofräthin setzte sich auf den Divan und zog Leonore neben sich nieder. „Auch Du, Waltraud, kannst die Geschichte hören, sagte sie, sie geht Dich zwar nichts an, aber es ist gut für Dich, wenn Du einmal meine Vertheidigung übernehmen solltest, weil mich diese Welt, die ich aufgebe, gewiß deshalb verurtheilen wird."

Waltraud ließ sich wieder zwischen beiden Frauen auf dem Tabouret nieder.

„Ihr wißt," begann die Hofräthin, „daß der gute Papa Sturm bei Hofe keinen Beschützer hat, der ihn wieder in die Gnade des Fürsten brächte. Vermögen haben wir nicht, die Pension ist schmal, kurz, das gewohnte große Leben läßt sich für uns zwei Alte nicht mehr fortsetzen."

„O es wird Hülfe kommen, Beistand," rief Leonore, „sei ohne Sorge."

„Ah, bah!" erwiderte die Hofräthin, „Beistand von Andern ist wie ein alter Regenschirm, er liegt schwer in der Hand und man wird dennoch naß. Du wirst gleich sehen. Am Tage, als wir die Stadt verließen, kam die Frau von Werlein zu mir, die Frau des fürstlichen Kammerherrn. „Frau Hofräthin," sagte sie, „Sie

haben sich eigensinnig von den Kreisen der höheren Gesellschaft fern gehalten, aber wir Frauen kennen Sie und schätzen Ihre Talente. Sie haben einen recht guten Vortrag und wir haben Sie der verwittweten Fürstin Mutter, Durchlaucht, empfohlen. In der Lage, die Ihnen jetzt droht, wird es Ihnen angenehm sein zu erfahren, daß Ihnen die Fürstin die Stelle ihrer verstorbenen Vorleserin durch mich anbieten läßt."

„Das ist ja herrlich!" rief Leonore.

„Ich gratulire!" sagte Waltraud.

Kopfschüttelnd aber fuhr die Hofräthin fort: „Ihr seid recht unwissende Kinder! Die Stelle als Vorleserin bei einer intriguirenden Fürstin — wißt Ihr, was das ist? Man muß in seinem Namen unwahre Briefe schreiben, denen das eigene Herz widerspricht; Cabalen anspinnen und weiterführen; Personen hassen, die man rechtschaffen gern hat und Anderen ein Lächeln zeigen, denen man lieber die Thüre zeigte. Kurz, man muß sein Brot essen mit Lüge bestrichen, und das ist ein hartes Butterbrot."

Kleinlaut wagte Waltraud einzuwerfen: „Aber der Zwang der Verhältnisse?"

Mit entschiedenem Tone aber fügte Leonore hinzu: „Man kann gegen die Welt so wenig ausrichten, wie gegen Wetter und Jahreszeit. Man ist das Spiel des Schicksals."

Unwillig fuhr die Hofräthin auf: „Aus Euch spricht die Baronin Panther, Ihr wißt nicht, was Ihr redet. Ich will es Euch an einem Beispiel klar machen, das Ihr gleich begreifen werdet. Gesetzt, Ihr könntet Euch aus einer schmerzlichen Lebenslage durch die Falschheit befreien, einen Mann zu heirathen, den Ihr nicht liebt. Ihr schweigt? Ihr wendet die Köpfe?"

In der That war eine sichtbare Verlegenheit über die beiden Zuhörerinnen gekommen. Waltraud ermuthigte sich jedoch zu der Aeußerung: „Ich bin ein unerfahrenes Ding! Aber so schwer ist die Bedrückung, ich wüßte mir vielleicht nicht anders zu helfen."

Leonore aber stellte sich wie ein Prediger vor ihre Mutter hin und sprach mit aller Salbung, die sie aufbieten konnte: „Ich sage Dir nur Eins, gute Mama! Ich wiederhole nur: So ist die Welt! Wir sind nichts als Kehricht im Wirbelwind des Schicksals. So ist die Welt!"

„Du lieber Himmel," rief die Hofräthin, „was Ihr die Welt nennt, das ist ein Boudoir, ein Salon, ein Badeort, ein kleines Schächtelchen der Kinder, worin sie, wie sie sich einbilden, eine ganze Menagerie haben, Alles was Gott erschaffen hat. Blickt doch über die Badewelt, über die kleine Welt hinaus in die wirkliche Welt! Die ist so groß, so ungeheuer groß, daß bei allem Gedränge schlechter Leute selbst noch die Ehrlichkeit darin Platz hat."

„Und welche Hülfe gibt es denn in Deiner Welt, Mama?" sagte Leonore, ungläubig lächelnd, während Waltraud mit kindlicher Empfänglichkeit für das Ungewöhnliche fast begeistert rief: „O zeigen Sie uns das Mittel, Ihr romantisches Phantasiegebilde zu verwirklichen!"

Die Hofräthin lachte: „Romantisches Phantasiegebilde? Das ist meine alte Muhme Sachs in dem Marktflecken Knüppelsdorf, wo ich geboren bin. Nachdem mich die Kammerherren-Frau verlassen hatte, wendete ich mich an die Bauersfrau mit der Frage, ob denn zu Hause gar nichts zu verdienen wäre für eine aus dem Dienst

gekommene Hofräthin. Sie ließ mir durch den Schulmeister schreiben und den Brief habe ich heute erhalten. Wenn ich als Hofräthin das Arbeiten nicht verlernte, ein herrlich gelegener Bauernhof wäre für ein Geringes zu pachten und bei guter Bewirthschaftung viel Gewinn daraus zu ziehen. Und so, meine Kinder, ist die Hofräthin Sturm von Sturmwall fest entschlossen, sich in eine Hofbäuerin zu verwandeln."

Ein langes Schweigen folgte. Die Miene Waltraud's drückte Enttäuschung aus; die Gräfin sagte endlich: „Du scherzest wohl, Mama, nicht wahr?"

„Dazu ist meine Lage viel zu ernst, mein Kind!" erwiderte die Hofräthin; „der Papa wird für den Handel Sympathien haben, wenn ich ihm die Vorzüglichkeit der Knüppelsdorfer Küche ausmale; ich hoffe, ihn für den Plan zu gewinnen, und dann will ich schaffen und sorgen Tag und Nacht. Das ist der Weg aus dem engen Cirkel, den ihr Welt nennt, in die wahre, große, natürliche Welt. Es kostet nichts weiter, als die Handschuhe auszuziehen."

Die Hofräthin fuhr in dieser Weise zu sprechen fort und der Eindruck auf die beiden jüngeren weiblichen Wesen wurde immer mächtiger. Die Stimme der Wahrheit und der Natur siegte in ihnen über das gewohnte Concert der weltlichen Anschauungen und Rücksichten.

„Mir ist, als würde mir ein Kerker aufgeschlossen," brach Waltraud aus; „kann ich nicht auch redlich mir selbst helfen, muß ich mich Herrn von Lorizon vermählen?"

„Wie! rief die Hofräthin ganz überrascht; „dem Cavalier, der das Heirathen zum Sport macht. Ich hörte ihn sagen, man müsse es schon deshalb versuchen, weil man dabei einmal den Hals brechen kann."

„Er meint es gewiß nicht so," beeilte sich Leonore zu bemerken; „aber ich war schon so von Angst erfüllt, daß ich mich einem fremden Manne, dem Freunde Lorizons, dem jungen Amerikaner verloben wollte."

Die Hofräthin schlug die Hände zusammen: „Also wieder eine Heirath aus sogenannter Vernunft! Ist uns der erste Versuch nicht übel genug bekommen? Den verstorbenen Grafen würde dieser exotische Mann an unglücklichen Extravaganzen noch übertreffen. Ein Amerikaner! Vielleicht ein grausamer Sclavenhändler!"

„Er ist eine ganz edle, harmonische Natur!" rief Waltraud mit großem Eifer dazwischen.

„O mein Kind!" fuhr die Hofräthin ungestört fort, zu ihrer Tochter gewendet; „Deine erste Heirath war mein Lehrmeister in der Verachtung dieser großen Welt und ist noch heute ein schwerer Druck auf meinem Gewissen. Ich glaubte freilich, Du liebst! Du warst aber nur ein spielerisches Mädchen und ich Alte war es mit Dir. Aber um keinen Preis der Welt möchte ich zu etwas Aehnlichem noch einmal meine Zustimmung geben."

„Fürchte nun nichts mehr, Mama!" erwiderte Leonore; „was uns, die wir uns die Gesellschaft nennen, von Wahrheit und Natur trennt, ich sehe es jetzt ein, das ist nichts als ein Kreidestrich, über den eine arme Henne nicht glaubt hinüber zu können." Sie umschlang ihre Mutter: „Ich gehe mit Dir, ich will Dir helfen, ich will für Dich sorgen und schaffen, meine Vergangenheit vergessen und für die Zukunft meinem Schmerz wenigstens Frieden abgewinnen."

Von der andern Seite drängte sich Waltraud an das Herz der Hofräthin: „Auch

ich habe eine Arbeitskraft, die sich verwerthen läßt, um mich von jedem anderen Zwang als dem der Pflichterfüllung unabhängig zu machen. Ihr Verdienst ist es, geliebte Frau, daß wir Beide uns wiedergegeben sind."

Mit Rührung umschlang die Hofräthin die sich an sie Drängenden, aber eine weichliche Stimmung hielt bei ihr nicht lange vor. Mit Lächeln sprach sie:

„Ich habe Euch das Heirathen aus dem Wege geräumt? Ach, meine Kinder, dahin hättet Ihr allein auch kommen können. Denn zum Ledigbleiben gehört heutzutage, wenn man kein Geld hat, weiter gar keine Kunst."

9. Herr van Topp.

Der Regen setzte sich mit unvernünftiger Ausdauer fort und der Hofrath war eifrig bemüht, alle Bekannten, die er am Orte hatte, in seinem Hause zu versammeln, um dem Unbehagen zu entgehen, sie zu seiner Zerstreuung aufsuchen zu müssen. Seine Natur war es nicht, sich den Ernst des Lebens besonders zu Herzen zu nehmen. Er war es vom Amte her gewohnt, daß alle wichtigen Entscheidungen von Oben kommen und schien auch die über sein Schicksal von irgend einem göttlichen Decret zu erwarten. Noch hatte er keine Ahnung des Entschlusses, welchen seine Frau gefaßt, vielmehr richtete sich seine Sorge zunächst auf die Kaffeegesellschaft, die er eingeladen hatte, und eine dazu gehörende süße Speise, welche seine Frau in besonderer Vortrefflichkeit zu bereiten wußte.

Ueber die Einladung war Niemand so erfreut, als Baron Panther. Es geschah das Wunder, daß er sich überhaupt einmal mit etwas freute, und der Zauberer, der dies bewirkte, war Herr von Topp. Der Baron hatte ein ungeheures Wohlgefallen an dem neuen Freunde gewonnen und vermißte nichts an ihm, wonach der Geschmack und die Bildung eines Mannes von seinen Gewohnheiten nur immer verlangen konnten. In seinem Eifer, das Freundschaftsgefühl, das er Herrn van Topp widmete, Jedermann deutlich zu machen, beschloß der Baron, die Einladung beim Hofrath zu benutzen, um den herrlichen Cavalier aus Holland dem ganzen Kreise vorzustellen.

Zephyrin fand diesen Plan nicht sehr behaglich. Es war indessen seine Aufgabe, dem ewig Gelangweilten nur Vergnügen zu bereiten, und so fügte er sich widerstrebend und auf eine Gelegenheit sinnend, zu entwischen.

Arm in Arm betraten Baron Panther und Herr van Topp den Salon des Hofraths, wo sich noch Niemand befand.

„Sans gêne, lieber van Topp," sagte Panther, „ich bin hier zu Hause. Wir lassen uns gar nicht melden. Setzen Sie sich!"

Zephyrin ließ sich geduldig nieder, und der Baron, der auf einem Tisch die Curliste gefunden hatte, das einzige Gedruckte, was ihn einigermaßen interessirte, warf sich mit ihr in die Arme eines Fauteuils.

„Sie wollen mich also mit Gewalt dem Hofrath vorstellen?" fragte Zephyrin.

„Und seiner alten Frau," sagte Panther; „ich muß doch auch etwas für Sie thun. Sie haben Ungeheures für mich geleistet: le roi s'amuse."

Diese Schmeichelei war nicht fähig, Zephyrins Besorgnisse zu beschwichtigen.

Er wäre gar so gerne fortgekommen, aus Furcht, daß ihn „Hofraths“ erkennen und man ihn beim Wort nehmen könnte, wenn er zufällig sagte: Ergebenster Diener!

„In der Curliste hier,“ fuhr indessen Panther fort, „finde ich keinen einzigen interessanten Namen, von dem Sie mir nicht eine scandalöse Geschichte erzählt hätten. Ich muß Ihnen sagen, lieber van Topp, Sie machen mich noch an die untergegangene wahre Noblesse glauben. Sie sind noch vom ancien régime. Wie gut erzählen Sie die geheimen Memoiren der Gesellschaft! Wie genau wissen Sie jede Kammerzofe beim Namen zu rufen! Daß es noch so strebsame junge Leute gibt, tröstet mich ein wenig über die décadence der heutigen Nobility. Erlebt man es doch jetzt zuweilen bei einem souper fin auf der einen Seite von Politik, auf der andern von Eisenbahnen zu hören. Aber hier finde ich den Namen des Vicomte Séron. Entschuldigen Sie, ich muß herausfinden, ob er nicht schon zu den Abgereisten gehört. Ein vortrefflicher Junge, hat nur die Eigenheit, meine Frau nicht leiden zu können.“

Die Mahnung an Clotilde schien Zephyrin ein Entkommen in Aussicht zu stellen. Sie hatte sein ehrgeiziges Bedientenherz sehr beleidigt. Eine feine mouche, hatte sie gewittert, daß der Gentleman-Glanz des kleinen Mannes Aehnlichkeit mit Talmi-Gold hatte, und als er sich erdreistete, ein Wort der Huldigung an sie zu richten, mit einem unbeschreiblichen Blick geantwortet: „Amusiren ist Ihr Geschäft, Herr van Topp, aber ich bin für Sie nicht amusable.“ Nun war es aber geschehen, daß sie das Billet des Vicomte Séron, das sie Lorizon gegenüber erwähnt, auf der Promenade aus der Tasche verloren und Zephyrin es gefunden hatte. Warum sollte er nicht Rache an ihr nehmen, sie nicht compromittiren?

„Baron,“ rief er plötzlich den in die Curliste Vertieften an, „ich störe Sie, aber mein Gewissen stört mich auch. Ihre Frau —“

„Wie! Ihr Gewissen hat etwas mit meiner Frau zu thun?“ schrie Panther und warf hastig die Blätter von sich.

„Sie verlor gestern einen Brief. Ich sah es. Als ich hinzutrat und den Brief aufhob, war die Baronin schon weit. Wenn ich sie auch eingeholt hätte, sie würde gewiß geglaubt haben, ich hätte den Brief inzwischen gelesen. Diesem Verdacht wollte ich mich nicht aussetzen und nahm den Brief zu mir nach Hause. Was thun damit?“

„Sie geben ihn mir!“ rief Panther, „ich werde ihn zurückstellen. Sie tragen ihn doch gewiß jetzt bei sich?“

„Nein!“ erwiderte Zephyrin und setzte etwas bedenklich hinzu: „Obgleich ich den Brief natürlich nicht gelesen habe, scheint er mir doch nicht von Jugend auf dazu erzogen zu sein, mit Ehemännern umzugehen.“

„Hm! Sie irren sich gewiß,“ sagte Panther im Bestreben seine Aufregung zu verbergen. Trotzdem beschwor er Zephyrin, den Brief sogleich zu holen. „Ich folge Ihnen, ich warte vor Ihrem Hause auf den Brief, geschwind!“ rief er noch dem glücklich enteilenden Zephyrin nach.

„Donner und Doria!“ Mit diesen Worten, die Panther herausstieß, war ein Zeichen gegeben, daß er sich in seiner wüthendsten Duell-Stimmung befand und danach dürstete, wieder einmal ein eclatantes Beispiel zu geben.

Zephyrin war gerade rechtzeitig entwischt, um nicht der Hofräthin zu begegnen,

die in den Salon trat. Panther wollte an ihr vorüber, um seinem Herrn van Topp zu folgen, als ihn die ersten Worte von ihr noch einen Augenblick festhielten:

„Sie sind doch wohl nicht hier, um uns Ihre Frau zu entführen, Herr Baron?"

„Ist sie bei Ihnen?" rief dieser erfreut.

„Sie sitzt drin bei meiner Tochter und Waltraud und predigt ihnen praktische Weltlichkeit."

„Ich bitte Sie, Frau Hofräthin, behalten Sie Clotilde in Gefangenschaft, lassen Sie sie nicht aus dem Hause bis ich wiederkomme. Bewachen Sie jeden ihrer Schritte, legen Sie Beschlag auf den Schatten ihrer Bewegungen! Donner und Doria!"

Und Panther eilte mit diesen Worten davon wie ein Gejagter.

10. Der unglückliche Hofrath.

Die verblüffte alte Frau hatte nicht Zeit nach einer Erklärung dieses seltsamen Benehmens zu forschen.

Der Hofrath trat in den Salon, um etwas zu suchen, womit er seine Ungeduld bis zum Erscheinen der Gäste beschwichtigen konnte. Zu diesem Zweck schien seiner Frau nichts geeigneter, als ihn endlich mit ihrem ernsten Lebensplan bekannt zu machen. Sie holte ihr Strickzeug und setzte sich gemüthlich an die Seite des alten Herrn.

„Der Strumpf," sagte er fast ängstlich, „bedeutet bei Dir immer etwas Wichtiges."

„Ja, Männchen, es ist auch keine Kleinigkeit, was ich Dir zu sagen habe, aber wenn Du es gut aufnimmst, so ist es doch wieder nur eine Kleinigkeit."

Und sie setzte ihm vorerst nur die Nothwendigkeit auseinander, nicht mehr nach der Stadt, sondern nach ihrem Heimathsort zu ziehen, wo sie von ihrem Bischen leben und vielleicht noch etwas dazu erwerben könnten.

Jammervoll war nach dieser Eröffnung die Miene des Hofraths. „Auf's Land und für alle Zeit," stieß er hervor, „ich soll auch bei schneeweißem Winter im Grünen leben?"

„Schau, wenn man die Mittel nicht mehr hat, so füllt man sich das Leben in der großen Stadt nur mit Verdruß und Entbehrung, während man Glanz und Lust hineinzustopfen glaubt. Ist es da nicht besser, auf allen Glanz zu verzichten und dafür auch keine Bitterkeiten zu haben? Ich will Dir's durch ein Beispiel deutlich machen."

„Aus der Geschichte?" fragte der Hofrath mit der erzwungenen Gelassenheit eines Märtyrers.

„Nein, aus der Kunst. Ich hätte heute Deinen geliebten Pudding den Gästen vorsetzen sollen, bekomme aber hier am Orte nicht das rechte Zeug dazu. Wenn man nun einen Pudding nur mit lauter bittern Mandeln füllen könnte, wäre es da nicht besser, lieber gar keine Mandeln zu nehmen?"

„Gar keine Mandeln? Das sind gerade die bittersten Mandeln," seufzte der unglückliche Hofrath.

Nun wagte die Hofräthin den großen Trumpf auszuspielen.

„Du stellst Dir die Sache ärger vor, als sie ist. Es ist ja ganz einfach, Du



sollst den Hofrath in der Residenz ablegen und dafür das Bauernkäppchen in Knüppelsdorf aufsetzen."

„Ich Wirth eines Bauernhofes?" rief der Hofrath entsetzt; „ich bitte Dich, Frau, wenn es schon so weit mit uns ist, dann frage mich wenigstens nicht. Freiwillig kann ich nichts entscheiden, das gehörte niemals zu meinem Ressort. Ist es durchaus nothwendig, nun, dann schnüre Dein Bündel, lege mich hinein und wirf mich in Knüppelsdorf auf den Wirthstisch. Aber sage mir früher nichts davon."

Das Zureden der alten Frau änderte nichts an der Stimmung des armen Büreaukraten. Nur als die elegante Erscheinung Clotildens aus den inneren Gemächern in den Salon trat, seufzte er ein wenig erleichtert auf; noch schien ihm nicht Alles verloren, so lange er diese Repräsentantin der Weltlichkeit in seinem Hause sah.

Clotilde entschuldigte sich, daß sie vielleicht störe. „Blos in der Verzweiflung," rief der Hofrath, „und dies ist nicht schade."

„Ach, Frau Hofräthin," sagte Clotilde, „ich sehe, Sie haben meinem guten Vormund Ihre grausamen Rückzugspläne mitgetheilt. Ich arbeite Ihnen aber entgegen, ich schneide Ihnen den Rückzug ab, ich grabe Minen."

„Gefühle lassen sich nicht erarbeiten," erwiderte die Hofräthin. „Leonorens gutes Herz konnte einen Augenblick schwanken, aber es läßt sich nicht aus seinem Rechte bringen."

Der Hofrath wurde aufmerksam und erkundigte sich, wovon die Rede sei. „Ja was sagen Sie dazu, Vormund," gab ihm Clotilde eifrig Bescheid, „daß Ihrer Tochter das Herz nicht lacht! Ein Amerikaner will sie zur reichsten Frau machen, die man jemals hier gesehen hat."

„Und die Trauung hat noch nicht stattgefunden?" fragte der Hofrath mit naiver Verwunderung.

„Leonore hat bereits entschieden abgelehnt," erklärte ihm seine Frau, „und auch das Fräulein von Kornell hatte eine ähnliche Berechnung von sich gewiesen."

„Wir sind noch lange nicht damit fertig," rief Clotilde, „der Hofrath selbst ist mir zu Hülfe gekommen, ohne es zu wissen. Er hat auch die beiden Freier zum Kaffee geladen und ich will den jungen Männern sagen, was sie zu thun haben, um die empfangenen Körbe in corbeilles de noce zu verwandeln."

„Sie werden sogleich erscheinen," sagte der Hofrath erfreut; „komm, Frau, wir wollen das gute Werk nicht stören."

„Ich mische mich nicht ein, liebe Baronin," sagte die Hofräthin, „ich lasse Sie walten. Aber Sie wissen gar nicht, Clotilde, daß Sie die Rechnung ohne die Liebe machen."

„Aber auch ohne den Wirth, will ich hoffen," fügte der Hofrath hinzu, „ich schaudere, wenn ich daran denke. Leonore soll den Amerikaner heirathen. Dann wird auch der Staat meine Verdienste anerkennen. Ich sende eine Hofrathstochter nach Amerika! Das genügt, um den ganzen westlichen Welttheil conservativ zu machen."

11. Die zweite Werbung.

Der erste von den geladenen Gästen, der im Salon erschien, war Lorizon. Eine ungeheure Freude erfüllte sein Herz von dem Augenblicke an, als er von der ent-

schiedenen Ablehnung der Gräfin, Constantin zu heirathen, Kunde erhielt, und diese Freude wurde noch gesteigert, als er an der Weigerung Waltrauds, sich mit ihm zu verbinden, nicht mehr zweifeln konnte. Er war dadurch seiner frivolen Absicht ledig geworden, mit seinem ganzen Lebensinhalt eine Art Ehrenschuld zu bezahlen. Der gerade Weg zum Glücke schien ihm aufgethan zu sein; es drängte ihn, Leonore zu sprechen, zum zweiten Male, und jetzt mit himmelweit verschiedenen Empfindungen, um sie zu werben.

Als er den Salon des Hofraths betretend nur Clotilde anwesend fand, durchdrang sein Glück noch der es erhöhende reizende Gedanke, der weltlichen, frivolen Ehestifterin die Pläne verderben zu sehen.

„Ich habe hier nichts als Unglück," begann sie, als er ihr gegenüber saß; „vorerst verlor ich das kleine Billet, das ich, wie Sie wissen, bei mir trug."

„Die harmlosen Zeilen vom Vicomte von Séron?" fragte Lorizon.

„Im Französischen klingt das Harmloseste zärtlich und wenn ein Flammengeist wie der meines Arthur damit zusammen stieße, so wäre die Explosion fertig. Und dann, Herr von Lorizon, welche Art vulgäres Wesen ist dieser van Topp!"

„Er amüsirt den Baron und ist ein hübscher Junge."

„Man sollte die Phantasie behandschuhen können, denn selbst in Gedanken möchte ich diesen van Topp nur mit Handschuhen berühren."

Lorizon lachte. „Er ist ja nichts Wirkliches, nur ein Zaubergeschöpf meiner Erfindung, ein homunculus! Sprechen Sie ein Wort und er ist nicht mehr."

„Nun gut, ich spreche das Wort. Und nun ein anderes: Der Gräfin gehen Pensionsmädchen-Gedanken durch den Kopf. Sie liebt Constantin nicht und will von einer Verbindung mit ihm nichts wissen."

Lorizon schlug die Hände wie erstaunt zusammen. Clotilde fuhr fort: „Es handelt sich aber hier nicht um literarische Gefühle, sondern um den Ernst des Lebens. Sie wird gleich vor Ihnen erscheinen. Reden Sie ihr ins Gewissen, Sie allein können noch etwas bei ihr ausrichten."

In diesem Augenblick erschien die Gräfin selbst im Salon. Der Hofrath hatte sie mit geheimnißvollen Worten veranlaßt, Clotilde aufzusuchen. Mit einer Bewegung, deren sie kaum Herr werden konnte, sah sie Richard zum ersten Male wieder, seit sie ihm so tief verletzt zugerufen hatte, sie zu verlassen.

Sich fassend sagte sie zur Baronin: „Ich werde vom Papa zu einem Rendezvous herbei beschieden und finde Herrn von Lorizon!"

„Ich war nur die spanische Wand, hinter der er steckte," sagte Clotilde; „jetzt rolle ich mich zusammen und lege mich in einen Winkel. Herr von Lorizon verspricht mir, Ihnen zu sagen, wie sehr es ihn betrübt, daß Sie seinen Freund Constantin so schnöde abweisen."

Die Baronin verließ den Salon und kaum hatte sich die Thüre hinter ihr geschlossen, als Richard sich vor der Gräfin auf ein Knie niederließ. „Wie sehr es mich betrübt," sagte er, „das sehen Sie hier, nur zu Ihren Füßen kann ich den Dank dafür aussprechen."

„Sie setzen mich in Erstaunen," rief Leonore, „Sie selbst haben für Ihren Freund geworben."

„Weil er es wünschte und weil ich es auch Ihrem Wohl schuldig zu sein

glaubte, falls Ihnen der Antrag annehmbar erschienen wäre. Ich habe für den Freund das Meinige gethan. Sie lieben ihn nicht, Sie sind frei, und so brauche ich den Jubelruf meines Glückes nicht zu unterdrücken."

Mit Bitterkeit sagte Leonore: „Wie kann es Sie beglücken, daß ein Gegenstand frei bleibt, den Sie selbst gleichgiltig verschenken wollten!"

„Eh' ich Ihnen dies erkläre, ist es mir wichtig, von Ihnen zu sprechen, theure Cousine! Welche Absichten haben Sie für Ihre Zukunft? Die Baronin malt das Loos Ihrer Eltern mit schwarzen Farben und das Ihre nicht viel rosiger, haben Sie eine Hülfe dagegen, nachdem Sie eine eigennützige Heirath mit so edlem Sinne verschmähen?"

„Ich gestehe Ihnen, Vetter, daß ich einen Augenblick versucht war, diese Hülfe zu wählen, eigentlich nur um einer Wunde, die mir geschlagen wurde, mit trotziger Selbstwegwerfung zu begegnen. Der Selbstmord ist nicht immer der Tod. Man kann sich moralisch tödten und dabei weiter leben. — Die einfache Natur," setzte sie nach einer Pause tiefer Bewegung hinzu, „brachte mich zum Glück auf einen andern Weg und der ist eben nur der Weg der einfachen Natur."

„Was haben Sie beschlossen?"

„Die Gräfin abzulegen, die Hofrathstochter auch und aus dieser kleinlichen Welt zu scheiden, die man die große nennt. In ein neues Leben nehme ich zwar noch meine Wunde mit, aber nur mit ihrem Schmerz, nicht mehr mit ihrem Groll. Seien Sie glücklich, Lorizon!"

„Wie soll ich es sein, wenn sich mir nicht auch ein neues Leben erschließt?"

Leonore sah ihn bei diesen Worten mit einer Miene an, die zugleich Mitleid und Unwillen auszudrücken schien.

„Es ist wahr," sagte sie, „auch Ihnen ist das Herz, nach welchem Sie trachten, nicht zugewendet. Sie lieben sie also sehr, diese gute Waltraud?"

„Ich hasse sie," rief Lorizon, der keinen kürzern Ausdruck wußte, um den Irrthum schnell zu beseitigen.

„Sie haben sich um ihre Hand beworben!" sagte Leonore mit dem höchsten Erstaunen.

„Aus falschen Begriffen von Cavalierpflicht. Ich bin von diesem Wahn erlöst. Ihr eigenes Beispiel Constantin gegenüber wäre mir eine Lehre, was die Ehre des Herzens fordert, auch wenn Waltrauds Weigerung mich nicht frei machte."

„Wir armen Frauen!" sagte Leonore, „mit welchen Gedanken tritt man an uns heran."

„Gräfin, Sie haben, obgleich hart bedrängt, eine glänzende Rettung zurückgewiesen, weil Ihr Herz nicht mit der landläufigen Raison stimmen wollte. Dieser Augenblick, Leonore, der Sie mir in Ihrer ganzen Reinheit zeigt, so heldenmüthig und so wahrhaft, hat auch mich sündiges Weltkind überwunden —"

„Es ist nicht genug," unterbrach ihn Leonore, „daß Sie auf Waltraud verzichten, Sie müssen auch dem herrlichen Kinde Abbitte leisten."

„Und auch dies ist nicht genug!" rief Lorizon, „ich muß dieses falsche Herz in dem Aether rein baden können, dem es wirklich angehört, und dieser Aether ist Ihre Nähe, Leonore. Ich liebe Sie! Das Bischen Ernst, Weisheit, Güte, das ich zur

Noth noch in mir austreiben kann, hat seine Quelle in dieser langgehegten verborgenen Liebe. Darf ich eine Hoffnung fassen, Leonore?"

Leonore erhob sich. Bewegt blickte sie auf den jungen Mann, aber dann sprach sie mit einer Würde, die keinen Zweifel in die Unerschütterlichkeit Ihrer Ansicht gestattete: „Sie geben vor, mich zu lieben, Lorizon, und Ernst, Weisheit, Güte aus dieser Liebe zu schöpfen. Ist es gütig, mir in so raschem Wechsel verschiedene Entscheidungen vorzulegen? Ist es weise, sich sehnsüchtig nach einem Besitz zu zeigen, den man Andern gönnte? Ist es Ernst, zu glauben, daß ich Ihnen glauben könnte?"

„So schwer lassen Sie mich einen Irrthum büßen, Gräfin, den mehr mein bescheidenes Zurücktreten, als Ihnen ein glänzendes Lebensloos geboten wurde, als mein Gemüth verschuldete!"

„Sie werden nicht verlangen, daß ich die Würde einer Frau so sehr vergesse, um über einen solchen Irrthum leicht hinwegzukommen. Vielleicht sündige ich schon gegen die Frauenwürde, wenn ich gestehe, daß Ihre Werbung um mich für einen Andern die tiefste Wunde war, eben die Wunde, die ich zwar nicht mehr mit ihrem Groll, aber wohl mit ihrem Schmerz für ewig in meine Einsamkeit mitnehme."

Und diese Worte sprechend verließ Leonore den Salon, was sie dem Gast des Hauses gegenüber um so eher thun konnte, als eben der Hofrath und mehrere der geladenen Personen eintraten. Richard zog sich gedankenvoll in einen Winkel zurück. Daß er geliebt war, konnte er den Worten der Gräfin, so schmerzlich sie ihn trafen, mit Entzücken entnehmen. Gewiß ist das Bewußtsein, geliebt zu werden, so beglückend, daß es dazu ermuthigen könnte, auf den wirklichen Besitz zu verzichten, wenn es nur möglich wäre, die Leidenschaft in einen Doctor der Philosophie zu verwandeln. Niemand besaß weniger diese Kunst als der junge Weltmann und der Entschluß, nicht zu leben, wenn er verzichten müßte, war bald gefaßt. In dieser Gemüthsstimmung sah er wie auf einen Leidensgefährten auf Constantin, der eben eintrat. „Vernimm das Orakel der Pythia," sagte er ihm und zog ihn in die Fensternische; „die Gräfin — ach, ich sag' es mit himmelhochjauchzendem Mitleid für Dich, die Gräfin will Dich nicht, Du hast einen Korb."

„Das Herz blutet mir vor Freude," erwiderte Constantin lächelnd.

„Was? So nimmst Du Dein Schicksal auf? Nun dann wirst Du auch die Stärke haben, das Unglück des Freundes zu ertragen. Ich, Richard von Lorizon, muß es erleben: ich habe auch einen Korb: Waltraud will mich nicht."

„Jetzt hat mein Mitgefühl keinen andern Ausdruck als das Jauchzen!" rief Constantin.

„Welche Veranlassung hast Du dazu?" fragte der Freund verwundert.

„So ahnst Du nicht, daß ich der Unglücklichste gewesen wäre," sprach Constantin ernst, „wenn Waltraud Dich erhört hätte? Ich würde mir freilich lieber Herz und Zunge zermalmt, als mein Gefühl verrathen haben. Bist Du nicht mein Lebensretter? Mußte es mir nicht höchster Wunsch und Genuß sein, Dir jedes erdenkliche Opfer zu bringen? Nun aber bist Du anderen Sinnes geworden, wendest Dich fröhlich von ihr ab, nun darf ich hoffen."

„Nicht zu viel," mahnte Lorizon, „so leicht wird sie Dir nicht vergeben, daß Du sie einem Andern verloben wolltest, ich habe soeben das Gleiche erfahren. Jetzt über-



lasse ich Dich eine Weile allein der Gesellschaft und gehe, einen Herrn van Topp, den ich geschaffen habe, wieder aus der Welt verschwinden zu machen."

Lorizon hatte richtig gesehen. Waltraud verhielt sich der Annäherung Constantins gegenüber, als er sie in der Gesellschaft fand, die jetzt den Salon zu füllen begann, und obwohl er so viel als möglich an der Seite des Mädchens blieb, freundlich zwar, aber mit zartem Spotte ablehnend. Vergebens suchte er ihr begreiflich zu machen, welche Opfer er dem Lebensretter schuldig zu sein glaubte; sie hatte immer nur die Antwort: „Wenn Sie ein solcher Virtuose der Freundschaft sind, ist es dann nicht besser, daß auch wir nur Freunde bleiben?"

12. Donner und Doria.

Die Kaffeegesellschaft saß in Gruppen aufgelöst fröhlich beisammen. Vergnügt, als ob keine Vergangenheit und keine Zukunft wäre, ging der Hofrath von Einem zum Andern. Leonore hatte gegenüber ihrer Mutter eine leise Andeutung von den Absichten Lorizons nicht zu verhehlen vermocht und die Hofräthin verbarg wieder ihrem Manne nicht, was sie beschäftigte, als er ihr leise Vorwürfe über ihre Stille und Traurigkeit machte.

„Eine Heirath mit Lorizon würde freilich Alles in's Gleiche bringen," sagte sie, „und uns die Auswanderung nach dem Dorfe ersparen. Aber Leonore scheint nicht geneigt und wir haben kein Recht mehr, uns in ihre Beziehungen zu mischen."

„Das wäre der erste Kummer, den mir meine Tochter macht," erwiderte der Hofrath leise, „aber verdirb mir durch Deine üble Laune, Frau, nicht den Appetit, den mir mein erster Kummer und meine zweite Tasse übrig lassen. Es ist wahr, Lorizon gilt bei Hofe mehr als die Uneingeweihten wissen, und wenn er mein Schwiegersohn wäre, ich würde Minister! Die Hofdamen könnten noch so sehr gegen mein Aeußeres intriguiren — ich bekäme das Innere!"

In diesem Augenblicke wurde die Thüre des Salons heftig aufgerissen und mit dem Rufe: „Donner und Doria! Ist Herr van Topp auch hier nicht?" erschien Baron Panther an der Schwelle.

Halb erschreckt, halb neugierig drängte sich die Gesellschaft um ihn. Er aber sah Niemand als seine Frau. „Ich finde Dich an der richtigen Stelle, Clotilde," sagte er, „mitten unter den Freunden allen, die ich als meine Familie betrachten kann. Wir sind alle entre nous und im Familienrath brauche ich mich nicht zu geniren, Klage gegen Dich zu führen."

„Declamirst Du ein Gedicht? Ich höre keine Reime," stotterte Clotilde, die ihre Verlegenheit kaum zu überwinden vermochte.

„Die Endreime werden gleich hörbar werden," schrie Panther: „Knall und Fall! Ein Knall aus meiner Waffe und ein Fall meines Gegners. Es handelt sich nur erst darum, zu wissen, wer er ist?"

Ein wahrer Schrecken bemächtigte sich jetzt der Gesellschaft. „Ihre alte Duell-Rage steigt Ihnen zu Kopf," rief der Hofrath und seine Frau drang auf Ruhe und vernünftige Erklärung.

„Meine Damen und Herren," sagte Panther mit Pathos, „hier steht eine Frau, die ich über Alles liebe. Meine Liebe hat ihr die glänzendsten Feste gegeben, aber

noch konnte ich nicht ergründen, ob ihre Liebe auf diesen Festen anwesend ist. Genug, sie bekam einen Brief, den sie verlor, der gefunden wurde, einen Brief, wie er gewöhnlich Ehemännern nicht vor Augen kömmt. Herr van Topp wird ihn mir bringen, und wenn der Brief von einem Lebenden geschrieben wurde — Donner und Doria! dann wird es einen Todten geben."

Kaum waren diese Worte gesprochen, als Lorizon wieder im Salon erschien, hinter ihm Zephyrin, zurückverwandelt in seine ursprüngliche Gestalt, ohne Bärtchen, in der Livree des Groom.

„Mein Bedienter," sagte Lorizon, „behauptet einen Auftrag für Sie erhalten zu haben, Baron Panther."

„Was gibt's?" fragte dieser sehr unwirsch, sich zu Zephyrin wendend.

Der Groom verbeugte sich und sprach mit theatralischem Anstand: „Herr van Topp läßt sich entschuldigen, er ist zu Schiff nach Holland."

„Warum nicht gar!" rief Panther ganz entsetzt.

„Er wurde telegraphisch an das Sterbebett seines Newfoundländers berufen," sprach Zephyrin mit unerschütterlicher Würde.

„Ist das ein Mann!" konnte Panther sich nicht enthalten auszurufen. „Aber," fügte er hinzu, „hat Herr van Topp keinen Brief für mich zurückgelassen?"

Langsam griff Zephyrin in die Tasche und sprach zur Ueberraschung und zum Schrecken Lorizons: „Nur diesen Brief, den die Frau Baronin gestern verloren hat."

Richard riß seinen Diener auf die Seite: „Elender, wer gab Dir das Recht —"

„Warum nicht?" antwortete Zephyrin mit Trotz, „sie hat mich beleidigt."

„Imbécile, hinaus!" Zephyrin verschwand.

Inzwischen hatte Baron Panther den Brief des Vicomte von Séron entfaltet und vor Grimm die Zähne knirschend sagte er: „Der Brief wimmelt von Liebe! Und keine Unterschrift, keine Adresse. Die Schrift unbekannt. Ha, meine Ahnung! Herr Amerikaner, wie heißen Sie? Sie waren schon auf dem Schiff nach Boulogne. Mir träumte schon damals etwas von Zusammenkünften. Sie haben sich erkühnt, diesen Brief an meine Frau zu richten? Sie werden mir Genugthuung geben. Hätte ich nur den Vicomte de Séron als Secundanten hier! Aber gerade Den hast Du verscheucht, Clotilde, weil er Dir nicht den Hof machte.

„Herr Baron Panther," sagte Constantin, „ich brenne vor Begierde, Ihrer berühmten Lust am Zweikampf einmal eine ausgiebige Lection zu ertheilen. Weil Sie aber eine Dame, die wir Alle verehren, durch unwürdigen Verdacht kränken, so erkläre ich, daß der Brief, wenn er von mir sein soll, nicht an die Frau Baronin gerichtet sein kann, da ich von glühender Leidenschaft für ein junges Mädchen erfaßt bin. Dies hindert natürlich nicht, daß wir uns schlagen."

„Diese Manier, einem Ehemann die Unschuld seiner Frau zu beweisen, ist den jungen Leuten eine gewohnte Sache," erwiderte Panther, indem er sich dabei bemühte, ein sardonisches Lachen hervorzubringen. „Jedermann kann sich ein junges Mädchen erfinden."

Waltraud, die bald roth und bald blaß diesem Auftritt gefolgt war, trat jetzt aus dem Kreise hervor an Constantins Seite: „Jedermann kann sich ein junges Mädchen erfinden?" sagte sie zum Baron, „nun dann hat dieser Herr die Güte gehabt, mich zu erfinden. Zum Beweise, daß ihm zu glauben ist, ja daß er diesen

Brief unmöglich an die Frau Baronin geschrieben haben kann, zum Beweise, daß kein Duell nothwendig ist, erkläre ich mich als seine Braut und reiche ihm vor Aller Augen meine Hand."

Das freudige Erstaunen und die Glückwünsche der Gesellschaft wurden durch einen neuen Wuthschrei Panthers unterbrochen: „Ha, meine zweite Ahnung! Diese Schrift, wo waren meine Augen! Die fortwährenden Privat-Unterredungen! Herr von Lorizon!"

„Ich stehe zu Ihrer Verfügung!" sagte dieser.

Die Gräfin hatte soeben Clotilde, die ohnmächtig zu werden schien, in ihren Armen aufgefangen. „Die arme Clotilde," sagte Leonore, „was sie zu leiden hat! Ich erkläre Ihnen, Baron Panther, daß auch mein Vetter Lorizon keine Liebesbriefe an eine andere Dame schreibt, weil er mein lieber und geliebter Bräutigam ist."

Den allgemeinen Jubel unterbrach noch einmal Panther: „Wo soll man denn da hintreten," schrie er, „ohne ein Liebespaar aus dem Boden zu stampfen! Clotilde, ich will Wahrheit."

„Die Wahrheit ist, daß ich mich von Dir scheiden lasse," sagte Clotilde und begann mit ihm einen eifrigen, leise geführten Discurs. Wie es ihr gelang, den aufgeregten Gatten zu beschwichtigen, blieb der Gesellschaft ein Geheimniß; sie sah nur, wie er seiner Frau nach einer Weile die Hand küßte und man hörte ihn dann nur sagen: „Nun sei aber auch in Zukunft mit dem Vicomte de Séron freundlicher."

Indessen hatte der Hofrath Champagner bringen lassen, ohne welchen es für ihn kein sichtbares Zeichen der Freude gab. „Jetzt sind wir wieder vornehme Leute," sagte er zu seiner Frau. Und als Baron Panther nach vielen Toasten, welche den Brautpaaren gebracht worden waren, die Aeußerung that, er hätte Lust, mit Waltraud zugleich nach Amerika zu ziehen, weil dort die jungen Leute noch nicht so civilisirt wären, verheiratheten Frauen die Cour zu machen, da erhob der Hofrath sein Glas: „Baron Panther geht nach Amerika! Dem Columbus ein Denkmal!"

Ein Brief Kaulbach's.

Aus dessen Nachlaß mitgetheilt von Karl Stieler.

Mit dem Anfang der dreißiger Jahre befand sich Kaulbach, dessen Leben ja nur allzu hart begann, schon in einer vielfach gebesserten Lage. Die ersten erschütternden Stürme seiner Jugend waren überwunden; er hatte in Süddeutschland (wie die meisten Schüler von Cornelius) eine neue Heimath gefunden, und in künstlerischer Beziehung, wenn auch der große Wurf seines Lebens (die Hunnenschlacht) noch nicht gethan, doch schon vielen Erfolg gehabt. Eine Art von Prestige umgab ihn unter seinen Genossen; mit leichter Hand gewann er das Wenige, was er zum Leben brauchte, und daneben blieb ihm der Stolz und die Freude, so manche Ersparniß nach Hause schicken zu können, wo man dessen noch nöthiger bedurfte.

Zu alledem war nun noch eine neue freudige Kraft in sein Schaffen gekommen. Er hatte sich verlobt mit einer Braut, die er sich freilich erst erobern mußte, aber die im ganzen Vollgefühl seiner Bedeutung an ihm hing, und damit erst war jener feste Anker gefunden, der in den Stürmen des Genies vielleicht am nöthigsten ist und der auch bis zur letzten Stunde sein Hort blieb.

Das etwa war die äußere und innere Lage des jugendlichen Künstlers, als er im Sommer 1831 zum Wanderstabe griff und wieder einmal in die Heimath zog, die er seit fünf Jahren nicht mehr gesehen. Die Heimath! — so mancher Schatten schwerer Erinnerung lastete für ihn auf diesem Wort, aber dennoch sehnte er sich nach ihr!

Wie anders freilich kam er diesmal nach Hause, als er damals fortgezogen zur Akademie nach Düsseldorf und dann zu Cornelius nach München; das Gefühl, wie er gewachsen war, gab diesem Wege einen unbewußten Zauber: nicht das Leid der Wanderschaft, das ihm in Kindertagen durch die Seele ging, klingt uns hier entgegen, sondern helle fröhliche Wanderlust!

Die Erzählung dieser Reise an den Rhein und nach Mülheim bildet den Inhalt des folgenden Briefes, der in Tagebuchform gefaßt und wie aus dem Inhalt ersichtlich ist, unterwegs geschrieben ward.

Schon die Situation an sich, die uns so ganz in die vergangene Postwagenzeit versetzt, ist interessant genug, aber wie sehr gewinnt sie noch an Interesse durch die subjective Beziehung. Wohl schwerlich ahnte der junge Maler, als er damals auf blaues Löschpapier seine Reiseeindrücke niederlegte, daß nach fast einem halben Jahrhundert dies Löschpapier noch einmal wieder an's Licht tritt — aber eben darin, in dieser völligen Unbefangenheit, in der sich nur der Mensch bethätigt, in dieser ahnungslosen Natürlichkeit liegt ein besonderer Reiz.

Gleichwohl indeß gibt uns der Brief auch manchen bedeutsamen Einblick in das Wesen des Künstlers. Die scharfe Beobachtung aller einzelnen Figuren, der malerische Blick, womit er Personen und Dinge betrachtet und das hervorhebt, was plastisch

und charakteristisch an ihnen ist, zeigt sich oft ganz überraschend und verräth vor Allem die bedeutende satirische Kraft. Nur so erklärt sich die treffende Schärfe des Vergleiches und die Sicherheit des Ausdrucks, die unerklärlich wäre, wenn man bedenkt wie er sich seine elementare Bildung erkämpfen mußte; allein die Schulung ward bei ihm durch jene Intuition des Talentes ersetzt, der es nie an dem richtigen Wort gebricht. Jeder Gegenstand, dem er nur einmal fest in's Auge sah, gehörte ihm bis in's Detail.

Dennoch hat dieser ausgeprägte Sinn für das Wirkliche das reflective Element nicht erdrückt, ja im Gegentheil: oft fühlen wir sogar einen philosophirenden Ton heraus, sobald er von vergangenen Zeiten, vom Hoffen und Streben der Menschen spricht, und nicht selten äußert sich sein Empfinden mit jener ganzen Regsamkeit oder Heftigkeit, womit er sein Leben lang Haß und Liebe vertheilte. Ueberraschend ist auch das scharfe Bewußtsein, womit er damals schon seine künstlerische Begabung und seine Mission in Gegensatz zu den mächtigen Traditionen stellte, denen damals die Welt gehörte. Doch wir wollen den Gedanken, welche der Leser selbst vielleicht an Kaulbachs Zeilen knüpft, nicht weiterhin vorgreifen, und nur über die kritische Behandlung des Textes sei noch ein Wort verstattet. Es war eine selbstverständliche Pflicht, die möglichste Integrität und Vollständigkeit desselben zu wahren, allein auf der andern Seite war auch die Thatsache verpflichtend, daß der Brief nur für den engsten Familienkreis und an die Adresse einer Braut geschrieben ist.

Im Uebrigen hat sich der Unterzeichnete nur erlaubt einige orthographische — Meinungsverschiedenheiten zu begleichen, die ja von jeher ein Privilegium großer Maler waren.

Karl Stieler.

Den 4. Juli 1831. Meine vielgeliebte Josephine! Heut um die Mittagsstunde fuhr' ich von München weg; Wrangel, Schäffer, Heinlein begleiteten mich bis an den Wagen. Jetzt rollt der Wagen zur Stadt hinaus und ich nehme gleich den Bleistift zur Hand, um für Dich, mein Liebchen, allerhand zu notiren. . . . Vor vielen Jahren zog ich dieselbe Straße mit meinem Ränzelchen auf dem Rücken, die violette Mütze auf dem Kopf — es sind angenehme Erinnerungen — aber um wieviel herrlicher haben sich unsere Verhältnisse jetzt gestaltet, das Ende von allen meinen Betrachtungen führt mich doch immer auf den Besitz eines so vortrefflichen Wesens, wie Du bist, zurück, dann empfinde ich erst in vollem Maße mein gegenwärtiges Glück.

Es wird Abend, rechts in weiter Ferne sehe ich Ingolstadt liegen, eingehüllt in durchsichtigen Duft, der sich über die ganze unabsehbare Fläche breitet. Links am Himmel zieht ein tiefhängendes Gewitter, dessen Wolken noch vor kurzer Zeit auf unsere Köpfe herabgossen, jetzt aber, nach dem Regen, blüht Alles um uns, an jedem Grashalm, an jedem Blümchen hängt ein Regentropfen, das glänzt im Abendgold wie Diamanten. Ein herrlicher Anblick; selbst das Blasen des krummbeinigen Postillons, der den „Schönen Jungfernkranz" mit großer Genialität vorträgt, stört mich nicht in meinen wachenden Träumen.

Um 9 Uhr kamen wir in Ingolstadt an, aßen dort zu Nacht und fuhren dann weiter bis zum Morgen. —

5. Juli. Jetzt sind wir schon im Rezatkreise, hier hat der Papst sein Recht verloren, nichts wie protestantische Ortschaften, auf allen Kirchthurmspitzen sieht man einen Hahn, der den Morgen der geistigen Freiheit verkündet. In den Dörfern bemerke ich große Stille und Reinlichkeit, aber wenn der Wagen hält, um die Pferde zu wechseln, sind wir von einer großen Menge Volkes umgeben. Da sehe ich manches interessantes Gesicht, sie haben große Aehnlichkeit mit den Bauern auf meiner Zeichnung zum Sonnenwirth.

Ein schönes altes Städtchen, Namens Merkendorf, sehe ich rechts liegen, die (protestantischen) Einwohner dieses Oertchens wollten nicht erlauben, die Landstraße

durch ihr Städtchen zu führen, ungeachtet des pekuniären Nutzens, sie wollten kein zweites Thor in die Stadtmauer brechen und auch vom Getümmel der Welt nichts hören. (Folgt im Texte eine kleine langgestreckte Zeichnung der Stadt.)

Meine Reisegefährten bestehen aus alten Frauen und kranken Männern, die ins Bad reisen, und einem Juden, der nach Frankfurt zur Messe will, — er hat mich auch schon angeredet, denn er glaubte in mir einen Stammesgenossen zu erkennen. Ich will ihn ein wenig beschreiben. Denke Dir einen langen hageren Mann mit erdfarbenem Gesichte, kleine unruhige, in's grauliche blitzende Augen, eine gebogene Nase, deren Spitze fast bis auf den fein gelippten Mund herabhängt, dazu noch eine pechschwarze Perrücke, so ist der Jude fertig. Auch darf ich seinen feinen eleganten Anzug nicht vergessen und das ewige Zittern in seiner ganzen Figur.

Aber ich muß wieder in den Wagen, die Pferde sind schon angespannt — immer vorwärts!

Unser Weg führt durch ein freundliches Thal, schöne Wiesen und Wälder, hie und da schaut ein Wartthurm in's Land hinaus, Monumente einer längst verklungenen Zeit. Eben wie ich dieses niederschreibe, schnarcht die alte Dame im Schlaf entsetzlich, der Jude fängt an zu gähnen und einer nach dem andern von der Gesellschaft macht es ihm nach.

Jetzt sehe ich weit in eine große Ebene hinab, ein Getreidefeld reiht sich an das andere, Korn, Weizen, Hafer, aber sie unterscheiden sich in der größten Ferne durch die zartesten Schattirungen wie Gelb, Grün und Röthlich. Mitten in dieser Saat sieht man eine Menge Dorfschaften zerstreut, die Häuser umschließen enge das Kirchlein, das mit einem schlanken Thürmchen emporragt. Die (protestantischen) Bewohner sind gesund und frisch, haben aber immer etwas sehr Ernstes und fast immer schwarze Farbe an ihren Kleidern.

Jetzt geht es in's Mainthal hinab, hier sehe ich den lieben Fluß seit 5 Jahren zum erstenmale wieder.

In Würzburg bin ich angekommen und in einem Gasthause der Post gegenüber abgestiegen, der Bequemlichkeit halber, weil ich Morgens früh fünf Uhr weiterfahre. Mein Reisegefährte, der Jude, ist trotz des düsteren Aussehens des Wirthshauses mir bald gefolgt und gegen Abend hat er mich denn eingeladen (da er viel Vertrauen zu mir zu haben scheint) mit ihm die Stadt zu besehen. Er entdeckte mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit, daß er viel Geld bei sich führe und sich vor unserem Wirthe fürchte. . . .

Den 6. Juli. Heute fahre ich von Würzburg nach Frankfurt mit einem bairischen Officier; ich hätte ihn nicht für einen Soldaten gehalten, wenn nicht sein großer Schnurrbart es kundgegeben hätte. Die Aussprache sowohl, als das, was er sprach, verriethen keinen Baiern, denn sein ganzes Wissen war nach Art des Conversationslexicons in kleine Fächer eingetheilt, in nichts gründlich, als (wie es scheint) in der Jägerei, denn er erzählt ausführlich vom Schießen, Zerlegen rc. rc. eines Wildes.

Gleich werde ich über die bairische Grenze zwischen Aschaffenburg und Seligenstadt in's Großherzogthum Hessen kommen — lebe wohl, mein liebes theures Land!

Das Land, welches die Straße durchschneidet, ist hier, wie ein Garten, mit Obstbäumen besetzt, mit wohlriechenden Blumen besäet, ein armer Reisender kann sich da recht erquicken. Solche müde Männer und Weiber ziehen viele an mir vorüber — wie Schnecken: mit ihrem ganzen Reichthum auf dem Rücken, sie lassen auch so eine feuchte Spur von sauren Schweißtropfen hinter sich zurück! . . . . . .

Den 7. Juli. Frankfurt. Im Pariserhof bin ich abgestiegen und bewohne ein angenehmes Zimmerchen Nr. 41 — ist aber noch lange nicht die letzte Nummer. Zum Fenster hinaus habe ich einen großen Platz mit dem reichsstädtischen Wachthaus, wo eben eine scheußliche Musik gemacht wird. Das sind mir schöne Soldaten, die da herumstolziren. . . . .

Der heutige Tag scheint recht bestimmt zu sein, mich zu ärgern, zuerst erfuhr

ich, daß das Dampfschiff erst Nachmittags um vier Uhr nach Mainz fährt, dann gehe ich auf das Städtische (Städtl'sche) Institut, werde aber abgewiesen, indem es erst Nachmittags um drei Uhr geöffnet würde. Dann haben die vornehmen Herren wahrscheinlich erst gespeist und um die Verdauung zu befördern, besuchen sie dieses Institut!

Dann machte ich einem Baron von S . . . ., der eine vortreffliche Sammlung Handzeichnungen von neueren Künstlern, Cornelius, Overbeck ꝛc. besitzt, meine Aufwartung, er empfing mich sehr freundlich und gütig, hatte aber das Podagra so arg, daß er sich kaum vom Stuhle bewegen konnte. Er entschuldigte sich damit, daß ich wenig sehen würde, doch wolle er mir (aus besonderer Gnade) ein Kunstprodukt neuester Zeit von großem Werthe zeigen. Auf den Wink seines Herrn Baron sprang eilig ein Bedienter von dannen.

Nun kannst Du Dir meine Freude vorstellen, meine Erwartung war groß, ich dachte an Engel und Propheten, Götter und Helden und frug mich in Gedanken, vom welchem großen Meister das Bild wohl sein könnte? Jetzt male Dir mein Erstaunen und meinen Aerger, wie man mir endlich einen colossalen schlecht lithographirten Pferdekopf brachte. Hr. v. S. aber glaubte mir einen großen Genuß verschafft zu haben.

Nun bin ich ins Wirthshaus gegangen, um meine Rechnung zu bezahlen und dann meine Sachen aufs Dampfschiff bringen zu lassen, errathe einmal, was ich für ein sehr einfaches Abendessen und Nachtlager bezahlen mußte? Drei Gulden, sage drei Gulden!!! Aber nur ruhig, es kommt noch besser . . . . .

Jetzt sitze ich hier, in einer alten gothischen Kirche, um Dir dieses Alles zu schreiben, nun höre was mir hier begegnet ist.

Ich trete in die Kirche, bin ganz entzückt über die heilige Stille in derselben, gehe langsam durch die schönen Säulengänge, betrachte einige alte Grabdenkmäler und freue mich über die große Einheit, über die Harmonie des Ganzen, ohne welche nichts Schönes bestehen kann. Schon lange hatte ich mich für den einzigen Menschen in der Kirche gehalten, auf einmal sehe ich in einer Seitenkapelle ein reizendes junges Mädchen knieen und vor einem Heiligenbilde sehr andächtig beten.

Ich schleiche mich also näher hinzu . . . . von dem Bilde konnte ich nichts erkennen (es hieng mir zu schräg gegenüber), das Mädchen aber desto besser. Sie bewegte so anmuthig ihr Köpfchen nach dem Bilde (das ich nicht sah), sie schaute den Heiligen mit ihren schönen schmachtenden blauen Augen so vertrauensvoll an, daß ich anfieng, einen großen Begriff von diesem Heiligen zu bekommen. Immer größer wurde auch die Begierde, das Bild zu sehen, welches im Stande war, einen so schönen Eindruck hervorzubringen! Was für ein Meisterwerk muß es sein — das Mädchen wurde immer verklärter . . . . . .

Von der Stelle, wo ich mich befand, wollte ich mich nicht entfernen, sonst hätte ich sie in ihrer Andacht gestört — endlich steht sie auf, nimmt eine geweihte Kerze, zündet sie vor dem Bilde an, macht einen demüthigen Knix, kreuzt sich und verschwindet aus der Kirche.

Mit einem Sprung war ich aus meinem Hinterhalt und stand vor dem Bilde — da fühlte ich, daß ich ganz roth wurde vor Verdruß. Das Bild stellt vor, wie dem heiligen Bartholomäus das Fell über die Ohren gezogen wird, die Henkersknechte, die dieses Geschäft verrichten, machen eben eine kleine Pause, um ihr Messer zu wetzen, einer hat es sogar im Munde und zieht mit beiden Fäusten . . . .

Wer ist von den beiden, der Verfasser des Bildes, oder das schöne Mädchen, am abgeschmacktesten? Der Herr Maler verdiente Prügel und das Mädchen — nun, die ist ein Gänschen! Gottlob, daß die Zeiten dieses Barbarismus vorbei sind, aber es ist immerhin schrecklich, daß ein solcher Geschmack so lange anhalten konnte, nachdem doch die Wahrheit und Schönheit in der Natur dem Menschen so nahe liegt; wie betrübt ist es, daß gewiß so manches großes Genie durch den Zeitgeist vernichtet ward.

Auf dem Dampfschiff fahre ich jetzt nach Mainz und mache 10 Stunden in

$2^1/_2$ für 1 Fl. 15 Kr. Von weitem sehe ich das Taunusgebirge, es liegt drüben am Rhein, aber wie verschieden sind die Formen desselben im Vergleich mit dem bairischen Hochgebirg, welches Du jetzt vor Dir siehst.

Den 8. Juli. Heute fuhr ich von Mainz nach Cöln, also 40 Stunden in nur 10 Stunden, um vier Uhr Nachmittags war ich dort, eine Stunde haben wir uns unterwegs in Coblenz aufgehalten. Um Dir die herrlichen Gegenden des Rheines zu beschreiben, fehlen mir die Worte, im Rückweg will ich einige Zeichnungen machen, vielleicht wird Dir das einigen Begriff von dieser wundervollen Gegend beibringen.

Den 9. Juli bin ich in Düsseldorf glücklich angekommen und über alle Erwartung freundlich von den hiesigen Künstlern aufgenommen worden. Es sind aber auch in jeder Beziehung vortreffliche Menschen. Diese Freundschaft ist meiner Seele ein Labsal. Ich wollte mich anfänglich nur einen halben Tag aufhalten, kann aber nicht von hier fortkommen, morgen früh aber will ich von hier nach Mülheim.

Durch den Professor Moseler, meinen ersten Lehrer, wurde ich mit dem Director Schadow bekannt gemacht, der erst vor einigen Tagen von Rom zurückgekommen ist; er stand dort mit unserem großen Cornelius in Verbindung und sie erneuerten das Bündniß, welches sie schon in jungen Jahren in Rom geschlossen. Dieses kann für uns jüngere Künstler von großem Nutzen sein, da es zu einem wechselseitigen Austausch der Ideen und Arbeiten zwischen München und Düsseldorf anregen wird.

Meine Arbeiten haben hier außerordentlich gefallen, besonders die Darstellungsweise meines Narrenhauses und Sonnenwirthes. Sie beurtheilten mich früher nur vom Hörensagen und hatten keine Vorstellung . . . . . auf welch mannigfaltigem Wege ein Künstler die Natur kennen lernen kann und daß es nothwendig ist, die Menschen in allen Verhältnissen zu studiren, sie mögen uns nun erscheinen als Narren oder als Weise. Kurz die Arbeiten waren ihnen eine merkwürdige Erscheinung und sie bewunderten die Geschicklichkeit, der Schattenseite des Menschen die poetische Seite abgewonnen zu haben. Viele Künstler trachten nur immer sich in den siebenten Himmel der Begeisterung zu zaubern und glauben, dies sei die einzige Quelle der wahren Kunst, aber es kommt erst darauf an, zu bestimmen, was eigentlich die Aufgabe ist, die Menschen darzustellen wie sie wirklich sind, oder wie sie in einem oft exaltirten Kopfe idealisch gebildet werden. Meine Muse bestimmt mich für das erstere.

Mülheim 17. Juli. Vorgestern in der Frühe bin ich hier angekommen. Diese Freude hättest Du sehen sollen, im ganzen Hause schrie man: Wilhelm ist da!!! — Aller Augen wurden naß vor Freude und die ganze Nachbarschaft kam herbei, den 5 Jahre lang Abwesenden zu sehen und zu begrüßen. Wilhelm ist da!!!

Alexander Rost.

Ein Nachruf von W. Marr.

Schon wieder Einer todt, der gedichtet hat! . . . .

Alexander Rost war der Sohn eines großherzoglich sächsischen Beamten und erblickte das Licht der Welt am 22. März 1816 zu Weimar. In seinem zwanzigsten Jahre besuchte er die Universität Jena und widmete sich dem Studium der Rechtswissenschaft. Dort wurde er mit dem Literarhistoriker, dem bekannten „Finger wund sich Abschreibenden" — wie ihn Prutz in seiner politischen Wochenstube nennt —, dem Professor O. L. B. Wolff bekannt, welcher das keimende dichterische Talent des jungen Studenten protegirte. Obgleich Poet, war Rost doch keine „verfehlte Existenz", denn er bestand sein „Staatsexamen" vortrefflich und erhielt eine Anstellung im großherzoglich sächsischen Staatsdienst im Kriminalfach. — Sein erstes dramatisches Werk „Kaiser Rudolph in Worms" ging am 17. April 1841 im weimarischen Hoftheater unter dem glänzendsten Beifall in Scene. Aber daß Themis und Melpomene keine zärtlichen Schwestern sind, sollte Rost einige Jahre später erfahren.

Man schrieb 1847. Die tendenziöse Richtung, welche die deutsche Literatur seit Anfang der vierziger Jahre eingeschlagen hatte, erzeugte endlich selbst in dem sonst so freisinnigen Weimar Besorgniß, und die Regierung übte Pression auf die geistige Bewegung der Zeit. Rost hatte sein neues Drama „Landgraf Friedrich mit der gebissenen Wange" vollendet. Die Censur in Weimar beanstandete die Aufführung des Stückes nicht nur, der Dichter und Justizbeamte erhielt auch eine verwarnende und drohende „Nase". Ja, man ging so weit, ihm Entfernung aus dem Staatsdienste, möglicherweise sogar Villegiatur hinter vergitterten Fenstern in Aussicht zu stellen, falls er sein Stück an einer andern deutschen Bühne zur Aufführung gelangen ließe. Solche officiellen Recepte sind bekanntlich nie geeignet gewesen, den Drang des Geistes zu hemmen. Sein erstes Stück hatte Erfolg gehabt; Rost fühlte seine Kraft. Er wandte sich mit dem Manuscript seines „Landgraf Friedrich" an den damaligen Oberregisseur des Leipziger Stadttheaters, Heinrich Marr. Dieser las das Manuscript. „Es ist Vieles nur wirr und chaotisch, aber es steckt eine ganz gewaltige Kraft in dem Menschen," lautete das competente Urtheil Marrs. Derselbe setzte das Drama mit Eifer und Gewissenhaftigkeit in Scene, eine Reihe der fleißigsten Proben ging voraus und am 17. September 1847 erzielte Rosts Drama im Stadttheater einen so durchschlagenden Erfolg, daß es noch während der Messe sieben oder acht Mal aufgeführt wurde.

Der Leipziger Erfolg war ein solches fait accompli geworden, daß die weimarische Censur vom hohen Kothurn der Verwarnungen und Drohungen herunterstieg. Allein einigen Andeutungen zufolge, welche ich Rost persönlich verdanke, gestaltete sich der Staatsdienst doch für ihn persönlich so, daß er ihn mit leichtem Herzen quittiren konnte. Dagegen wurde es für die weimarische Hofbühne zu einer moralisch zwingen-

den, künstlerischen Nothwendigkeit, der Handelsstadt Leipzig rechtzeitig wenigstens nachzuahmen, und der „Landgraf Friedrich mit der gebissenen Wange", um dessentwillen der Dichter noch wenige Monate zuvor vom Amte fortgebissen werden sollte, ging am 2. Januar 1848 auch in „Ilmathen" in Scene und sein Erfolg war ein ebenso durchschlagender wie in Leipzig. Von den übrigen Stücken Rost's gilt der „unglückliche Thomas" als das bedeutendste. Das Stück wurde noch wenige Monate vor dem Tode des Dichters in Weimar wiederholt aufgeführt.

Rosts Leben war das — eines „armen Poeten". Rost besaß die ganze Naivetät und Bonhommie eines solchen. Aber er mag wohl durch die Verhältnisse zu einer solchen Erscheinung geworden sein. Es gibt Naturen, welche gewissermaßen prädestinirt sind, an der Scholle kleben zu bleiben. Rost zählte zu ihnen. Weimaraner von Geburt und im Amt, und durch seine Angehörigen, namentlich eine alte Mutter, die er mit treuer Sohnespflicht bis an ihr Ende unterstützte, in der Stadt festgehalten, „verweimaranerte" sich so zu sagen der praktische Horizont seines Lebens. Jener selbstüberzeugte und doch so genügsame ideale Geist der Musenkleinstädter an der Ilm beherrschte auch ihn. Er fand geistige Anerkennung, er hatte Freunde und das ideale Pflanzenleben der Geister, das eine Specialität Weimars bildet, ließ ihn die Nothwendigkeit unterschätzen, seinen Geist in großen Centren des öffentlichen Lebens zu verwerthen. Man läuft an kleinen Orten nur zu leicht Gefahr, sich in sich selbst zurückzuziehen und lernt das wirkliche pulsirende Weltleben nur aus Büchern oder durch flüchtige, zufällige Begegnungen und Eindrücke kennen. „Der Mann muß hinaus in's feindliche Leben!" Ich verstehe das, ohne ein Commentator zu sein, auch räumlich. Der Organismus auch der Schriftsteller und Poeten will sich mit dem Leben herumgestoßen haben und zwar nicht blos mit dem lokalen Leben und seinen Freuden und Misèren, sondern mit dem Wechsel der Dinge und den Contrasten der Verhältnisse in der großen Welt. Wie viele Genialität und Fähigkeit geht in solchen kleinen Orten an Selbstgenügsamkeit und falscher Bescheidenheit — nicht einmal kräftig zu Grunde, sondern verwelkt vielmehr. Es fehlt ihr die Anregung. Man überschätzt tausende von Nebensächlichkeiten und macht sich zum Sclaven oft der lächerlichsten Convenienzen. Man lebt alles Andere, nur nicht ein Leben der geistigen Unabhängigkeit, man wird Philister oder verzerrte Karrikatur, weil man sich in einen engen Kreis bannt, statt über demselben zu schweben. Unsere Decennien sind nicht mehr die der Schiller- und Goetheepochen. Weimar ist nicht mehr Leitstern, weil das übrige Deutschland ein anderes geworden ist. Weimars Nerv ist die Tradition wenigstens in schriftstellerischer Hinsicht. Der Gedankenflug des mit Weimar lokal verwachsen gebliebenen Poeten mag noch so schön sein — und er war es bei Rost sicherlich — zur Erringung großer Erfolge genügte die Welt der Ideen nicht mehr, die uns in kleinen äußerlichen Verhältnissen beherrschen..., und der arme Rost blieb — ein deutscher Dichter.

Sie klingt recht demüthig, diese Bezeichnung. Noch demüthiger, wenn man dabei an einen Mann von so hoher Begabung denkt, wie es Alexander Rost war. Und wie ein schöner klagender Mollaccord klingt selbst die schönste Wohlthat, welche das Schicksal dem Dichter am Nachmittage seines trüben irdischen Lebens gewährte. Ein junges Mädchen, Henriette Walther, eine warme Verehrerin der Muse des Dichters, seine Pflegerin auf einem schweren Krankenlager, reichte ihm die Hand als treue, liebende Gattin, ihm, dem von Gichtleiden furchtbar gepeinigten Manne. Es war kein exaltirtes, reiches Weib, es war ein einfaches Bürgermädchen, welches „selbst Nichts hatte", wie man zu sagen pflegt. Aber sie machte den armen Rost in seinen letzten Lebensjahren glücklich, erleichterte ihm das Leben und das dichterische Schaffen, und das kann ein treues Weib, wenn sie den Mann versteht oder ihn verstehen will.

Alexander Rost ist Nachts vom 14./15. Mai gestorben und am 18. Mai mit der „letzten Ehre" eines überaus zahlreichen Leichengefolges auf dem neuen Friedhofe zu Weimar begraben worden. Noch acht Tage vor seinem Tode sah und sprach

ich ihn zuletzt in einem Restaurationsgarten beim Theater. Man gab Otto Roquettes Tragödie „der Feind im Hause". Es war Rosts letzter Theaterbesuch. Er war von auffallender Geistesfrische an jenem Abend. Wir unterhielten uns bis zu Anfang der Vorstellung — nicht etwa von Literatur, nein! sondern — von der Schwierigkeit der Polizeibehörde, in gewissen Fällen die Prügelstrafe zu vermeiden, und er gab aus seiner justitiarischen Laufbahn manche Episode, welche auf das Thema Bezug hatte, zum Besten. Wenige Tage darauf war er nicht mehr unter den Lebenden.

Doch wir wollen nicht „sentimental" sein. Die Poeten und Schriftsteller werden heutzutage immer mehr Soldaten in der großen Geistesarmee. Wer fällt, der fällt. Sein Tod wird gemeldet, die Kameradschaft wirft ihm die Handvoll Erde auf den Sarg, der Nekrolog gibt seine Ehrensalven und mit klingendem Spiele geht es wieder in die lebendige Welt, bis die Reihe an Andere kommt. Das große Publicum sieht einen Soldaten der großen Geistesarmee begraben. In den Armee-Annalen, in der Literaturgeschichte werden die Todten registrirt, aber das Heer ist so zahlreich geworden, daß der Einzelne für die Nachwelt immer weniger individuell bleibt. Von Heute auf Morgen!

„Heute noch auf stolzen Rossen,
Morgen durch die Brust geschossen"

heißt die Devise des Lebens. Ob das gut und schön ist, habe ich nicht zu untersuchen. Es ist eine Thatsache.

Gibt es noch einen Nachruhm? Und wenn das der Fall ist — wie lange wird es für den Dichter und Schriftsteller noch einen Nachruhm geben? — — —

„Da plötzlich — es war manch' Jahr verrauscht —
Ward die Geliebte wie umgetauscht.
Kalt schien mir ihr Sinn und matter ihr Blick,
Es ahnte mir arges Mißgeschick. (!)
Der Gedanke schlich mir in's Hirn hinein:
Sie wird dich verlassen, sie läßt dich allein.
Da fragt' ich sie, ob sie mir treu bis zum Grab,
Doch verlegen wandte den Blick sie ab.
Aus ihrem Verstummen klar ging's hervor, (!)
Daß ich ihre Liebe für immer verlor.
Und als ich gekommen einst spät nach Haus
Gequält, verzweifelt, daß Alles aus,
Als mein Heim ich betrat, das sonst warm und licht,
War's dunkel und kalt und ich fand sie nicht."

Nicht der gleichartigen Ausdrücke halber — nur als Sprachprobe führe ich diese beiden Stellen hier an. Denn wenn auch Hirsch für die Unterlassung der Quellenangabe irgend einen Präcedenzfall wird anführen können — der freilich dann nur geeignet ist, um seinen Vorgänger anzuklagen, aber nicht, um ihn selbst zu vertheidigen, — so wird doch immer Eins unerklärlich bleiben, welcher Antrieb ihn gespornt haben kann, ein Dichterwerk, worin eine Idee zur schönsten und innigsten Aussprache gelangt, in ein so armseliges Reimwerk zu verwandeln, das sicherlich ihn selbst nicht befriedigt.

An unsere Leser.

Mit dem vorliegenden Heft schließt der erste Band unserer Zeitschrift und schon haben wir einen dreifachen Erfolg errungen: Einen ausgebreiteten Leserkreis — die lebendige Anerkennung der Presse — und die Bundesgenossenschaft fast aller hervorragenden Dichter und Schriftsteller. Ihr schöpferischer Eifer wird uns auch in Zukunft vor der Gefahr hüten, mit der Mittelmäßigkeit zu capituliren; er wird uns von Heft zu Heft dem angestrebten Ziel näher bringen: ein Unternehmen lebenskräftig hinzustellen, das Poesie und Kritik schwesterlich vereint und den Anforderungen des gebildeten Kunstgeschmackes jede billige Rücksicht auf das Unterhaltungsbedürfniß gesellt.

Für den neuen Band stehen uns zahlreiche werthvolle Beiträge zur Verfügung. Wir heben hervor:

„Gedichte." Von Anastasius Grün. — „Der Zankapfel." Lustspiel in 1 Akt von Paul Lindau. — „Der Gott des alten Doctors." Novelle von Karl Emil Franzos. — „Ueber Kleist's Prinzen Friedrich von Homburg." Von Hans von Wolzogen. — „Der Einzug in die Unterwelt." Ein Festspiel zum 2. September von Hans Hopfen. — „Das Geheimniß." Novelle von Victor von Strauß. — Episoden aus dem Roman „Aspasia" von Robert Hamerling. — „Eine Geschichte aus Kentucky." Lustspiel in 2 Akten von W. Marr u. s. w.

Um Unterbrechungen in der Expedition zu vermeiden, bitten wir die geehrten Leser, deren Abonnement mit diesem Heft abläuft, um rechtzeitige Erneuerung.

Die Redaction und Verlagshandlung.

☞ Zur Nachricht. Sendungen und Zuschriften für die Redaction der „Neuen Monatshefte" sind an Herrn **Oscar Blumenthal, Berlin S. W.,** 32 Hallesches Ufer zu richten.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in Berlin.

